Baltische Monatsschrift.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
184544

Siebenzehnter Band.

H. 1-6

S. D. ESTL. RITTERSCHAFTS CANZLEI.



Riga, 1868.

Est. A
Tartu Riiklik Ülikooli
Raamatukogu
13730

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Inhalt

des ſiebenzehnten Bandes.

Erſtes Heft.

Zur Entwicklungsgeſchichte des ruſſiſchen Agios und Wechſelcurſes (Schluß), von A. Wagner . . . . . Seite 1.
Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie, I, von Laspeyres . . . . . „ 38.
Baltiſche Uferbilder, von Fr. Bienemann . . . . . „ 57.
Notizen . . . . . „ 78.

Zweites Heft.

Ruſſiſche Typen, II, Oblomow, von Fr. Cziesch . . . „ 85.
Erinnerungen an Hamilcar Fölkerſahm . . . . . „ 127.
Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie, II, von Laspeyres . . . . . „ 156.
Amerikaniſche Briefe eines Livländers, III. . . . . „ 174.

Drittes Heft.

Ruſſiſche Typen, II, Oblomow (Schluß), von Fr. Cziesch. „ 183.
Ueber die Träume, von Strümpell . . . . . „ 206.
Ueber Arbeiterwohnungen, von E. v. Goetſchel . . . . „ 234.
Notizen . . . . . „ 265.

Viertes Heft.

Ueber die Träume (Schluß), von Strümpell . . . . Seite 271.
Ueber die in Dorpat vorkommenden Familiennamen, von Leo Meyer . . . . . „ 293.
Die neue Gemeindeordnung in Kurland nach dem ersten Jahre ihres Beſtehens, von G. Braſche . . . . . „ 328.
Polniſche Gegenreformation in Livland, von A. Büttner . „ 344.

Fünftes Heft.

Zur Löſung der ruſſiſchen Valutafrage, von A. Wagner . „ 361.
Zur Geſchichte der Regierung Katharina II., von A. Brückner „ 403.
Amerikaniſche Briefe eines Livländers, IV. . . . . „ 433.
Ein ruſſiſche Broſchüre . . . . . „ 438.

Sechstes Heft.

Chriſtian Konn. Eine Criminalgeſchichte, von M. Stillmark „ 449.
Zur Löſung der ruſſiſchen Valutafrage (Schluß), von A. Wagner . . . . . „ 473.
Notizen . . . . . „ 534.

Zur Entwicklungsgeschichte des russischen Agios und Wechselcurses,

mit Rücksicht auf den auswärtigen Handel.

Eine statistische Studie.

(Schluß.)

2) Wechselcurs und auswärtiger Handel Rußlands.

Bevor man das Wagniß übernimmt, mit den Daten der amtlichen russischen Handelsstatistik Beweise führen zu wollen, muß man in Rußland vielleicht noch mehr als im Auslande wohl eine Art Rechtfertigung, um nicht zu sagen eine Entschuldigung vorausschicken. Denn das Mißtrauen gegen die Richtigkeit dieser Handelsstatistik ist sehr groß. Indessen, die amtlichen Ausweise, etwa verglichen mit denjenigen andrer Länder, sind einmal die einzige zu Gebote stehende Quelle der Belehrung. Die Fehler der russischen Handelsstatistik werden ferner zu einem Theile dieselben sein, welche in großer Menge auch andren Handelsstatistiken ankleben. In dieser Hinsicht ist es immerhin gut, an die erstaunlichen Differenzen zu erinnern, welche sich z. B. zwischen der englischen, französischen und nordamerikanischen Handelsstatistik ergeben.*) Trotzdem kennt Jedermann die Bedeutung, welche die handelsstatistischen Daten dieser Länder für die Beweisführung in volkswirthschaftlichen Fragen allgemein erlangt haben. Nicht, daß man die

*) Vgl. den Bericht des englischen Generalzollinspector J. Messenger „über die Ursachen der Nichtübereinstimmung der Handelsstatistik verschiedener Länder" im Londoner statist. Congr. Ber., vgl. auch Engel, internat. statist. Congr. in Berlin. (Ber. an die Vorber.-Comm.) Berlin 1863. S. 71. — Ferner die „Betracht. über die verschied. Meth. der Ausarbeitung der Handelsstatistiken", nach dem Ber. aus dem amerik. Congreß, Preuß. Hand. Arch. 1860 I. 491, womit zu vergleichen Hock, Finanz. Amerika's, S. 181 ff. 184.

Fehler der betreffenden Statiſtik eben hier verkannte, man braucht dieſe Statiſtik in Ermanglung beſſerer Hülfsmittel und trägt jenen Fehlern Rechnung, indem man von vorneherein den ſtatiſtiſchen Daten keinen abſoluten, ſondern nur einen durchaus relativen Werth beilegt. Man verwendet und combinirt ſie ſo, daß die Fehler ſich nach Wahrſcheinlichkeitsregeln einigermaßen ausgleichen und ſucht vornehmlich nur ſolche Reihen von ſtatiſtiſchen Daten für die Beweisführung zu benutzen, durch welche ſich der Fehler als eine relativ conſtante Größe hindurchzieht. So läßt ſich denn namentlich die zeitliche Entwicklung der Handelsbewegung doch ziemlich ſicher aus der Statiſtik erſehen. Speciellen Fehlerquellen, z. B. in dem oder jenem Handelszweige, in dieſer oder jener Handelsrichtung kann man nachforſchen und ebenſo laſſen ſich Veränderungen in dieſen Fehlerquellen feſtſtellen.

Aehnlich wird man denn auch in Rußland vorzugehen und die beſonderen Quellen aufzuſpüren haben, aus welchen ſich der der ruſſiſchen Handelsſtatiſtik vorzugsweiſe eigenthümliche Theil von Fehlern ergiebt. Die Statiſtik der Waareneinfuhr wird vornehmlich durch den großartigen Schmuggel, die Folge der ſtreng fiscaliſchen und hochſchutzzöllneriſchen Handels- und Zollpolitik, der ungeheuren Ausdehnung des Zollgebiets und der noch immer nicht über den Zweifel erhabener Redlichkeit vieler Zollbeamten, unvollſtändig. Die Zollreductionen, die Verbeſſerungen des Zolldienſtes und die höhere Bezahlung der Beamten haben wohl auf eine verhältnißmäßige Zunahme des Antheils des legalen Handels am Geſammthandel hingewirkt und dadurch alſo auch die Statiſtik der Waareneinfuhr vollſtändiger gemacht. Aber ob dadurch eine regelmäßige fortſchreitende Vollſtändigkeit bereits erreicht worden iſt, ſteht noch dahin. Die Zunahme des legalen Handels auf dieſem Wege möchte ausgeglichen, vielleicht ſogar überboten werden durch die aus andren Urſachen hervorgehende Vermehrung des Schmuggels. So mußte z. B. die Entwicklung des deutſchen Eiſenbahnweſens an Rußlands Weſtgrenze den Schmuggel nach Rußland wachſend erleichtern. Die amtlichen Ausweiſe zeigen eine ungewöhnlich ſtarke Zunahme des Verkehrs mit und beſonders der Einfuhr aus oder richtiger über Preußen, welche gewiß mit auf die Fortſchritte der deutſchen Communicationen zurückzuführen iſt. Aehnlich könnte letztere Urſache auch auf den Schmuggel eingewirkt haben. Da aber jedenfalls auf Ab- und Zunahme des Schmuggels gleichzeitig verſchiedene Urſachen einen Einfluß ausüben, ſo möchte wenigſtens in kurzen Perioden, von einem Jahre zum

andern, die Bewegung der Einfuhr und deren Verhältniß zur Ausfuhr aus den amtlichen Ausweiſen einigermaßen zu erſehen ſein.

Viel unbedeutender ſind die nothwendigen Fehlerquellen bei der ruſſiſchen Waarenausfuhr. Letztere beſteht zumal im europäiſchen Verkehr aus einer kleinen Reihe voluminöſer Waaren geringen ſpecifiſchen Werths. Die Natur dieſer Artikel erlaubte ſchon früher ſchwer eine heimliche Ausfuhr, für welche mit der Beſeitigung der meiſten Ausfuhrzölle jetzt der letzte Grund weggefallen iſt. Hier werden daher nur die allgemeinen Fehler aller Handelsſtatiſtik anzunehmen ſein. Bei der Beſchaffenheit dieſer Waaren aber iſt wohl weniger als anderswo eine Unvollſtändigkeit der Mengen, als eine falſche Werthberechnung zu befürchten. Letztere bietet bekanntlich überall beſondre Schwierigkeiten. In Rußland wäre wieder bei der Natur der Exportartikel die richtige Werthbeſtimmung, etwa im Vergleich mit einem Fabrikatenexport, ungewöhnlich leicht. Bedeutendere Fehler könnten ſich hier nur aus beſondren Nachläſſigkeiten, bei der ſtatiſtiſchen Aufnahme und aus den allgemeinen Schwierigkeiten, welche die räumlichen und culturlichen Verhältniſſe von Land und Volk entgegenſtellen, ferner vielleicht auch aus gewiſſen Tendenzen bei der Aufnahme der Daten ergeben. In letztrer Beziehung hat man wohl behauptet, die ruſſiſche Ausfuhr werde im Werth zu hoch, die Einfuhr eher zu niedrig angeſetzt. Die enormen und ſehr ungünſtigen Differenzen, nämlich ein ſtarkes Ueberwiegen der Ausfuhr — und das grade iſt ein Nachtheil — machen dieſe Behauptung nicht unwahrſcheinlich.

Bei einer Unterſuchung über die Beziehungen zwiſchen dem auswärtigen Handel und der Valuta, erweiſt ſich übrigens der ſonſt grade ſtörendſte Fehler der amtlichen Handelsſtatiſtik, der Schmuggel, nicht durchweg ſo wichtig. Denn der Stand der Valuta und des Wechſelcurſes übt nothwendig auf den geſetzlichen und ungeſetzlichen Handel denſelben Einfluß aus. Das ſteigende Agio hemmt die Einfuhr und begünſtigt die Ausfuhr auf beiden Wegen gleichmäßig, ſolange die inländiſchen Waarenpreiſe dem Agio noch nicht ganz gefolgt ſind, und umgekehrt wiederum gleichmäßig wirkt das ſinkende Agio. Mit Berückſichtigung ſolcher Umſtände kann man doch wohl die ruſſiſche Handelsſtatiſtik mit nicht viel weniger Vertrauen für volkswirthſchaftliche Unterſuchungen verwerthen als diejenige andrer Länder.

Die Statiſtik des Edelmetallverkehrs mit dem Auslande kann nicht wohl vollſtändig ſein, weil gewiſſe Theile dieſes Umſatzes, z. B. der durch

Reisende vermittelte, sich überall fast jeder Controle entziehen. In Rußland liegen hier noch besondre Fehlerquellen in den gelegentlichen Ausfuhr- und sogar den theilweisen Einfuhrverboten, während die Papiergeldwirthschaft nothwendig grade das Agiotiren, Aufkaufen, Ausführen von Edelmetall und zu Zeiten selbst von Scheidemünze hervorrufen mußte. Ein Silberausfuhrverbot bestand bereits seit dem 29. Decbr. 1850. Dasselbe wurde noch während des Krimkriegs für ausländische Silbermünze (5. Aug. 1855), erst später auch für Barrensilber und inländische Silbermünze (25. Mai 1862) aufgehoben. Nur für Silberscheidemünze der 72er Probe blieb es in Kraft. Die Ausfuhr russischer Goldmünzen wurde am 27. Februar 1854 verboten und am 12. April 1857 wieder erlaubt. Die Rückeinfuhr russischer Gold- und Silbermünzen wurde ausdrücklich am 18. Juni 1860, ebenso wie diejenige der älteren Kupfermünze gestattet. Die Rückeinfuhr der Silberscheidemünze der 72er Probe und der neueren, auf Silber gestellten Kupfermünze blieb verboten. Dazu nehme man, daß ja zeitweilig auch die Aus- und Einfuhr russischer Creditbillete verboten war, um diese Reihe von Anordnungen zu würdigen! Die besonderen Lücken, welche der Statistik der Silbe ausfuhr nach Asien eigen sind, erklären sich aus anderen bekannten Gründen. Die Statistik des Edelmetallverkehrs Rußlands mag trotzdem sogar während der Jahre der Ausfuhrverbote nicht so ganz unbrauchbar sein, weil der Stand der Wechselcurse, obgleich letztere beim Bedarf größerer auswärtiger Zahlungen nothwendig durch das Vorhandensein der Ausfuhrverbote um die Schmuggelprämie gesteigert sein müssen, nicht immer einen starken Export von Edelmetall hervorgerufen haben kann. Am Meisten kommt jedenfalls das Ausfuhrverbot russischer Goldmünzen in Betracht, während dessen Bestehens jedoch trotz des Kriegs und gleich nach demselben (1856—57) der Curs öfters fast al pari oder darüber war. Die Daten des Waaren- und des Edelmetallhandels controliren sich auch gegenseitig in Etwas.

Waaren- und Edelmetallverkehr machen jedoch nur den einen Haupttheil des gesammten Werthumsatzes zwischen verschiedenen Ländern aus. Ein andrer Haupttheil, welcher bei der gegenwärtigen kosmopolitischen Richtung des Capitalienverkehrs in einigen Ländern und in einzelnen Jahren vielleicht sogar der größere ist, entzieht sich leider bisher meistentheils der statistischen Beobachtung, nämlich der Verkehr in unverzinslichen — Papiergeld, Banknoten u. dgl. m. — und in verzinslichen Werthpapieren aller

Art, vom Wechſelverkehr ganz zu ſchweigen, welcher vornehmlich nur die Abrechnungsform und zeitweilige Ausgleichungsart für internationale Forderungen und Schulden aus dem Waaren- und Werthpapierhandel iſt.

Allerdings giebt es einige Anhaltspunkte zur Feſtſtellung des Vorhandenſeins und des Umfangs des internationalen Werthpapierhandels, z. B. die Notirung eines Papiers an einer fremden Börſe, die Börſenberichte über den Ab- und Zufluß von Papieren u. ſ. w. Auch eine gute Poſtſtatiſtik kann einige Aufſchlüſſe gewähren. Aber zur Beſtimmung des Umfangs und der zeitlichen Entwicklung des Werthpapierhandels genügen dieſe Daten nicht entfernt. Nur ſcheinbar beſſer ſteht es in dieſer Hinſicht mit den vom Staate, von Körperſchaften, von Actiengeſellſchaften im Auslande aufgenommenen Anleihen oder Actienſubſcriptionen. Denn fraglich bleibt, ob und wie weit ſich das inländiſche Capital an ſolchen Operationen betheiligt hat, und noch ſchwerer iſt zu beſtimmen, ob und in welchem Betrage und wie lange die Papiere im Auslande auch wirklich geblieben ſind. Das iſt das Mißliche von Berechnungen, wie ſie u. A. auch Goldmann über die internationale Zahlungsbilanz angeſtellt hat (a. a. O. S. 92). Umgekehrt erfolgt auch eine oft recht bedeutende Betheiligung des Auslandes an inneren Anleihen, z. B. an den beiden ruſſiſchen Prämienanleihen. Doch iſt auch hier der Zeitpunkt, die Dauer, der Umfang, die Wiederabwicklung der Betheiligung durch Rückverkauf der Papiere an das Inland nicht genauer zu ermitteln. Selbſt die bei auswärtigen Staats- und Geſellſchaftsanleihen, bei Actienſubſcriptionen öfters zugeſagte Zins- und Capitalrückzahlung an fremden Börſen gewährt keine genügende Einſicht. Denn entweder erfolgt die Zahlung ausſchließlich an dem fremden Orte, dann müſſen alſo auch die im Beſitze von Inländern befindlichen Coupons u. ſ. w. dorthin zum Incaſſo geſchickt werden. Oder aber die Zahlung erfolgt nach jedesmaliger Wahl des Gläubigers auch im Inlande. Dann hängt es vom Stande des Wechſelcurſes ab, weil aus dieſem ein weitrer Gewinn ſich ergeben kann, wo man die Zahlung verlangt. Man kann alſo aus der Größe der beanſpruchten Zahlung nicht erſehen, welcher Theil der Anleihe im In- und Auslande placirt iſt. Die gelegentlichen Berechnungen über den Betrag der nordamerikaniſchen, öſterreichiſchen, ruſſiſchen im Beſitz des Auslands befindlichen Papiere mögen trotzdem nicht immer ganz irrig ſein, wenn ſie auf Wahrnehmungen großer Bankhäuſer, alſo auf guter privatſtatiſtiſcher Grundlage beruhen. Aber in jedem concreten Fall wird der zur Ziffer gebrachte Betrag zu bezweifeln ſein. Vollends

bleibt auch hier die jährliche Bewegung des internationalen Werthpapierumſatzes unbekannt.

Auch die vollſtändige Berechnung der Zahlungsbilanz zwiſchen Rußland und dem Auslande iſt mithin undurchführbar. Die Daten über den Waaren- und Edelmetallverkehr bleiben die wichtigſte leidlich brauchbare ſtatiſtiſche Grundlage für eine Schlußziehung. Durch gewiſſe Gruppirungen und Vergleiche läßt ſich dabei gleichzeitig eine Art Controle über den Werth der Daten ſelbſt ausüben. Mit dieſen handelsſtatiſtiſchen Daten kann man dann die Notizen über den Zeitpunkt der Contrahirung auswärtiger Anleihen und über die Größe der letzteren in Verbindung bringen, weil hier jedenfalls zeitweilig beſondre Zahlungen zufließen.

Von der großen Reihe von Fragen, welche ſich an den auswärtigen Handel Rußlands und ſogar ſpeciell an deſſen Beziehungen zu der Valuta knüpfen, ſollen hier nur zwei für unſre Unterſuchung beſonders wichtige etwas näher behandelt werden, nämlich die Frage nach dem etwaigen Abhängigkeitsverhältniß des Wechſelcurſes und Agios von der Zahlungsbilanz im Waarenhandel, und ſodann diejenige nach der Beziehung zwiſchen dem Ausfuhrhandel, den Preiſen der ruſſiſchen Stapelproducte auf fremden Märkten und dem Curſe.

Zur Beantwortung der erſten Frage wird man wie bei einem naturwiſſenſchaftlichen Experiment verfahren und zuvörderſt für die Berechnung eines längeren z. B. des Jahresdurchſchnittscurſes ſolche anomale Curſe auszuſcheiden haben, welche nachweisbar durch beſondre Urſachen wie z. B die Einlöſungsoperation von 1862—63 oder die Kriege von 1859, 1866 günſtig oder ungünſtig beeinflußt worden ſind. Dieſer rectificirte Durchſchnittscurs läßt ſich z. B. aus den nicht beſonders geordneten Monatscurſen bilden. Er iſt für unſre Unterſuchung jedenfalls brauchbarer, nur muß man dabei beachten, daß auch in ihm nicht die Wirkung der ausgeſchiedenen Sondereinflüſſe immer vollſtändig eliminirt ſein wird. Die Curſe von 1854, 1855, 1859, 1866, andrerſeits von 1856 mögen auch in den anderen „normalen" Monaten, nach welchen der Durchſchnitt berechnet wurde, noch etwas von der Kriegsfurcht oder von der Friedensfreude (1856) „durchbebt" ſein. Um weitre zufällige Einflüſſe eines einzelnen Jahres zu eliminiren, iſt in der folgenden Tabelle auch eine Gruppirung zu Jahrzweien vorgenommen worden.

Handelsbilanz, Wechselcurs und Agio Rußlands.*)

	Waaren aus fuhr gegen Waaren ein fuhr		Edelmetall aus fuhr gegen Edelmetall ein fuhr		Gesammte Aus fuhr gegen Ein fuhr.	Londoner Curs		Agioprogression	
	im Ganzen.	im europ. Verkehr.	im Ganzen.	im europ. Verkehr.		wirklicher.	rectificirter.	wirkliche.	rectificirte.
	Mill. Rbl.		Mill. Rbl.		Mill. Rbl.				
1851	— 6,40	— 2,98	+ 9,99	+ 7,24	+ 3,59	37,84	37,84	1011	1011
1852	+13,91	+16,93	— 5,89	— 8,70	+ 8,02	38,23	38,23	1001	1001
1853	+45,37	+48,37	—19,04	— 1,00	+26,33	38,67	38,67	989	989
1854	— 5,02	— 0,90	+ 5,70	+ 2,74	+ 0,68	36,45	36,71	1049	1042
1855	— 33,18	—28,64	+ 4,23	+ 0,43	— 28,95	36,09	36,39	1060	1051
1856	+37,69	+41,78	— 10,43	— 15,14	+27,26	38,05	38,38	1005	997
1857	+18,00	+21,64	+14,89	+ 9,35	+32,89	37,21	37,93	1028	1008
1858	+ 1,00	+ 8,32	+24,24	+19,60	+25,24	35,91	35,96	1065	1064
1859	+ 6,33	+13,21	+25,81	+20,97	+32,14	34,94	35,35	1095	1082
1860	+22,08	+29,29	+ 2,73	— 0,52	+24,81	35,73	35,73	1061	1061
1861	+10,07	+17,11	+ 8,65	+ 4,78	+18,72	34,16	34,16	1120	1120
1862	+27,56	+34,74	+34,28	+27,37	+61,74	34,61	33,89	1105	1129
1863	— 0,23	+ 7,02	+65,94	+54,93	+65,71	36,61	34,48	1045	1109
1864	+11,43	+20,73	+24,28	+16,89	+36,41	32,50	32,50	1177	1177
1865	+45,05	+45,73	+20,70	+15,90	+65,75	31,55	31,58	1211	1211
1866	—	+16,66	—	+23,45	—	29,54	30,88	1295	1239
1867	—	—	—	—	—	c. 32,42	c. 32,67	1180	1171
Oder:									
1851—53	+17,62	+20,71	— 4,98	— 7,49	+12,65	38,25	38,25	1000	1000
1854—55	—19,10	—14,77	+ 4,96	+ 1,59	—14,14	36,27	36,55	1055	1046
1856—57	+27,85	+31,71	+ 2,23	— 2,90	+30,08	37,63	38,16	1017	1002
1858—59	+ 3,66	+10,77	+25,03	+20,28	+28,69	35,42	35,65	1080	1073
1860—61	+16,08	+23,20	+ 5,69	+ 2,13	+21,76	34,95	34,95	1090	1090
1862—63	+13,66	+20,88	+50,11	+41,15	+63,78	35,61	34,18	1075	1119
1864—65	+28,24	+33,26	+22,84	+16,40	+51,08	32,04	32,04	1194	1194
1856—67	—	—	—	—	—	c. 30,98	c. 31,77	1237	1205

*) Der rectificirte Jahrescurs wurde nach folgenden relativ normalen Monaten berechnet: 1854 Juni—Dec., 1855 Jan.—Aug., 1856 April—Dec., 1857 Jan.—Aug. (hinterher Handelskrisis), 1858 Febr.—Dec., 1859 Jan.—März und Aug.—Dec., 1860, 1861, 1864 1865 blieben die alten Curse (die Affection durch die dänische Frage ließ sich nicht eliminiren), 1862 Jan.—März (hinterher Einlösung), 1863 Dec. und Jan. Febr. 1864, weil vorher der Curs durch die Einlösung beherrscht war, 1866 Jan.—März und Sept.—Dec., 1867 Jan., Febr., Mai—Dec., obgleich seit August der Curs durch die Goldankäufe der Bank niedergehalten wird. Der Jahrescurs für 1866 ist hier nach den inzwischen eingelaufenen Monatsdaten, wie bei den anderen Jahren, berechnet, was aber gegen die Berechnung in der früheren Tabelle nur ein Plus von $0_{,00}$ ergab.

Die Thatſache und das Maaß der Abhängigkeit des Wechſelcurſes von der Waarenhandelbilanz muß ſich nun aus einer übereinſtimmenden Bewegung des Curſes und des Agios mit dieſer Bilanz ergeben. Freilich kann von vorneherein eine ganz genaue Uebereinſtimmung in dieſer Beziehung gar nicht erwartet werden. Denn ſelbſtverſtändlich iſt der Wechſelcurs ſowohl innerhalb kurzer Zeiträume als im Durchſchnitte in längeren Perioden von ganz andren Factoren, Finanzoperationen, nichtmercantilen internationalen Zahlungen, Vertrauensſchwankungen u. ſ. w. wenigſtens mit abhängig. Und ſelbſt wenn der Waarenhandel vorzugsweiſe von Einfluß wäre und man die Einwirkung andrer Factoren möglichſt ausgeſchieden hätte, ſo könnte dieſe Abhängigkeit wegen der Mängel der Handelsſtatiſtik in den ſtatiſtiſchen Daten nicht ganz genau zum Vorſchein kommen. Daraus folgt aber auch umgekehrt, daß ein wenigſtens theilweiſe vorhandener Parallelismus in der Bewegung der Bilanz des Waarenhandels und des rectificirten Curſes die Statiſtik dieſes Handels immerhin nicht ſo ungenau erſcheinen läßt, als man wohl annimmt. Ferner weiſt jener Parallelismus darauf hin, daß trotz aller andren Einflüſſe, welche ſich nicht eliminiren laſſen, und trotz der verwirrenden Papiergeldwirthſchaft der Einfluß der Zahlungsbilanz ein mächtig durchgreifender ſein muß.

Unſere Tabelle zeigt nun generell, wie das auch aus der ſpecielleren Vergleichung und aus der Beobachtung der Wechſelcursbewegung innerhalb des Jahres hervorgeht, daß der Curs nachhaltig jedenfalls nicht von der Handelsbilanz abhängt, daß aber zeitweilig der Curs von dieſer Bilanz deutlich mit beſtimmt wird, in den einzelnen Abſchnitten der vierzehnjährigen ruſſiſchen Papiergeldwirthſchaft übrigens in erſichtlich verſchiedenem Maaße.

Inſofern wirkt die Handelbilanz ähnlich wie jene im rectificirten Curſe eliminirten Factoren. Unter beſtändigem Schwanken ſelbſt noch des Jahresdurchſchnittscurſes erfolgt ſowohl eine fortgeſetzte Verſchlechterung des wirklichen als des rectificirten Curſes. Die Wirkung jener eliminirten Factoren wie auch der Schwankungen der Waaren- und Geſammthandelsbilanz gleicht ſich immer wieder aus. Alle dieſe Einflüſſe werden alſo nur als accidentelle Urſachen der Cursbewegung anzuſehen ſein.

Die Vergleichung der Reihe des wirklichen und des rectificirten Durchſchnittscurſes ergiebt dies für die in letzterem eliminirten Factoren. Zeitweilig wird die Verſchlechterung des wirklichen Curſes durch Finanzoperationen, wie 1862—63, aufgehalten, um ſich gleich darauf, unter

Mitwirkung andrer Urſachen, nur um ſo ſtärker Bahn zu brechen (1864). Ungünſtige politiſche Ereigniſſe (1854, 1859, 1866) ſteigern ſie zeitweiſe übermäßig, darauf erfolgt eine entgegengeſetzte Bewegung, aber die andre Richtung gewinnt doch bald wieder die Oberhand. Der rectificirte Curs bewegt ſich gleichmäßiger als der wirkliche, weil er durch dieſe ſich compenſirenden Sondereinflüſſe nicht beſtimmt wird. Die beinahe ſchon vollſtändige Compenſation der letzteren ſelbſt in einem kurzen Zeitraume wie von 1853—57 wird durch die faſt völlige Gleichheit des wirklichen und des rectificirten mittleren Agios in dieſer Periode von 15 Jahren bewieſen. Jenes beträgt $9_{/9}$, dieſes $9_{,77}$ %. Jene Einflüſſe hätten alſo ganz fortfallen können, ohne daß das Agio nachhaltig irgend erheblich anders geworden wäre. Die mittlere Jahreswirkung dieſer Sondereinflüſſe läßt ſich auf verſchiedene Weiſe, z. B. aus dem Mittel der jährlichen Differenzen des wirklichen und des rectificirten Curſes berechnen, indem die Abweichungen beider Jahrescurſe von einander als Ergebniß der neben allen andren Wirkungen hergehenden Wirkung jener Einflüſſe gelten muß. Die mittlere (im Plus und Minus ſummirte) Abweichung iſt 14 oder $1_{,27}$ % des wirklichen Mittelcurſes der Periode von 1099.

Die Reihe des rectificirten Curſes enthält alle etwaigen Wirkungen der Handelsbilanz noch in ſich. Bei der Gruppirung zu Jahrzweien ergiebt ſich von 1856—57 an ausnahmslos und in der ganzen Reihe nur mit der Ausnahme von 1856—57 gegenüber 1854—55 eine fortgeſetzte Steigerung des Agios, während der wirkliche Curs noch einmal, 1862—63 wegen der Einlöſungsoperation, eine rückläufige Bewegung im Durchſchnitte eines ganzen Jahrzweis zeigt. Jene eine Ausnahme im rectificirten Curs deutet wohl mit auf die Macht des Friedensvertrauens nach beendigtem Krimkriege hin. Doch weiſt das Zuſammenfallen des damaligen günſtigen Curſes mit einem ſehr bedeutenden Ueberſchuſſe der Zahlungsbilanz im Waarenhandel wohl auch auf den Einfluß dieſes letzteren Moments hin. Von Jahrzwei zu Jahrzwei ergeben ſich ferner zweimal bedeutendere Sprünge, reſp. Steigerungen auch im rectificirten Durchſchnittsagio, nämlich von 1856—57 auf 1858—59 und von 1862—63 auf 1864—65. Das erſte Mal correſpondirt dieſer Sprung dem ſtarken Fallen des Ueberſchuſſes der Waarenaus- über die Einfuhr und auch dem entſprechenden Steigen des Ueberſchuſſes der Edelmetallausfuhr. Das zweite Mal ſteigt jener erſtere Ueberſchuß allerdings gleichzeitig erheblich. Doch wird hier zu bedenken ſein, daß der Sprung von 1862—63 auf 1864—65

vielleicht auch in der Reihe des rectificirten Agios noch etwas zu groß erſcheint, weil die Sondereinflüſſe nicht ſo völlig ausgeſchieden ſind. Das rectificirte Agio mag in 1862—63, wo man ſich für die Berechnung an wenige Monate halten mußte und das Papiergeld ſich verminderte, etwas zu niedrig, in 1864—65 etwas zu hoch angeſetzt ſein, indem hier der deprimirende Einfluß des Mißlingens der Einlöſungsoperation und der ſchwer auszuſcheidende der däniſchen Verwicklung nicht genügend eliminirt ſind. Unter Berückſichtigung dieſer Umſtände wird der Sprung von 7,5 % vom einen zum andren Jahrzwei wohl zu verringern ſein. Wenn er auch dann noch immer ungewöhnlich groß bleibt im Widerſpruch mit der Handelsbilanz, ſo ergiebt ſich einmal, daß dieſe erſt im Jahre 1865 weſentlich günſtiger wurde. Ferner ſind die Jahre 1864 bis Herbſt 1865 die Periode ſehr niedriger Getreidepreiſe, wie weiter unten noch gezeigt werden wird, der lohnende Abſatz des wichtigſten ruſſiſchen Exportartikels fehlte mithin. Weiter waren größere Rimeſſen der Finanzverwaltung nach dem Mißlingen der Einlöſungsoperation kaum disponibel, denn die kleinere Anleihe von 1864 (5 % engl.-holl. Anleihe von 6 Mill. Pfd. St. vom 3. April) wird vornehmlich zur Deckung auswärtiger Zahlungen benutzt worden ſein. Bleibt nach thunlicher Berückſichtigung aller dieſer Umſtände immer noch, wie J. St. Mill ſagt, ein Reſt übrig, welcher nicht aufgeht, d. h. bleibt immer noch ein Theil der beobachteten Erſcheinung, hier alſo des ungewöhnlich hohen Agios von 1864—66 unerklärt, ſo weiſt dies noch auf andre mitwirkende Factoren hin, auf welche auch andre Wahrnehmungen hinführen: in der zweite Hälfte der Papiergeldperiode, vornehmlich in den Jahren 1861—65, kommen beſondre Störungen des Agios vor, welche weder durch politiſche Sondereinflüſſe, wie die beſprochenen, noch bloß durch die Einlöſungsoperation, noch durch die Handelsbilanz, nach der gewöhnlichen Auffaſſung allein erklärt werden. Doch werden die folgenden Erörterungen eine wiederum etwas umfaſſendere Erklärung der Agioerſcheinungen in 1864—66 gewähren und dadurch dem Einfluſſe der Handelsbilanz gerecht werden. Es wird ſich zeigen, daß dieſer Einfluß nicht nothwendig ganz direct wirkt und daß die Einwirkung durch das Agio ſelbſt wieder modificirt wird.

Die Beobachtung der jährlichen Progreſſion des rectificirten Agios führt ebenfalls zur Annahme eines zeitweiligen Einfluſſes der Waarenhandelsbilanz und zur Conſtatirung beſondrer Störungen in den 1860er Jahren. Seit 1858 finden ſich vier Ausnahmen von der Regel des

fortwährenden Steigens des Jahresagios, nämlich in den Jahren 1856, 1860, 1863, 1867. Die beiden erſten fallen mit dem gleichzeitigen ſtarken Steigen des Exportüberſchuſſes im Vergleich zu den unmittelbar vorhergehenden Jahren zuſammen. Für 1867 iſt vielleicht etwas Aehnliches anzunehmen, jedenfalls herrſchte eine günſtige Exportconjunctur. Von 1862 auf 1863 fällt dagegen wiederum der Waarenexportüberſchuß ſehr. Doch iſt unſre Cursberechnung hier keine ſo ſichere als in den andren Jahren, und die Einlöſungsoperation wirkt ein. Ohne letztere würde vermuthlich der Curs für 1862—63 zuſammen, wie oben erwähnt, und für jedes einzelne dieſer Jahre ſich ſchon ungünſtiger geſtellt haben. Der rectificirte Curs für 1862 wurde nach den erſten drei Monaten berechnet. Er würde aber wohl ohne Dazwiſchenkunft jener Operation ſtatt geſtiegen erheblich gefallen und auch 1863 fortwährend geſunken ſein, denn die Exportconjuncturen, wie unten noch gezeigt werden wird, verſchlechterten ſich von 1862—63 an ſehr. Die Einlöſungsoperation verſchob nun die Wirkung dieſes Umſtands bis zum Jahre 1864, dadurch entſtand hier ein um ſo ſtärkerer Fall des Curſes und ein um ſo größeres Mißverhältniß, ſowohl zwiſchen 1864 und 1863 im wirklichen und ſelbſt noch im rectificirten Curſe, als auch zwiſchen den Jahrzwei n 1864—65 und 1862—63.

Dies wird auch noch durch eine andre Betrachtung erklärlicher. In capitalarmen Ländern wie Rußland erfolgt gemeiniglich der auswärtige Handel unter zweifacher, nur umgekehrter Benutzung fremden Credits bei der Aus- und Einfuhr. Für jene giebt das Ausland Vorſchüſſe, für dieſe Creditfriſten. Wir wiſſen nicht genau genug, wie ſich in dieſer Hinſicht die Verhältniſſe in Rußland geſtalten, doch wird im Ganzen, wie wir auch vernommen, das gewöhnliche Verhältniß capitalarmer Länder obwalten. Iſt dies der Fall, ſo wird man ein Steigen des Curſes erſt einige Zeit lang nach dem Umſchwung der Handelsbilanz erwarten können. Bleiben die Importe gleich oder ſteigen ſie ſogar und fallen dagegen die Exporte, ſo fehlen nun nach einiger Zeit um ſo mehr die Rimeſſen zur Bezahlung der creditirten Einfuhren, weil die Vorſchüſſe auf die Exporte noch nicht wieder gedeckt ſind. Ein Beiſpiel: der ſehr niedrige Export des Jahres 1863 iſt zum Theil ſchon im Jahre vorher durch Vorſchüſſe bezahlt worden. Der gleichgebliebene Import des Jahres 1863, der geſtiegene des Jahres 1864 iſt zum Theil erſt 1864 und 1865 zu bezahlen. Die gewöhnlichen Vorſchüſſe für die neue Ausfuhr fallen 1864—65 zum Theil fort, weil nur die alten verlängert werden und dieſe zuerſt zu begleichen ſind. Das

drückende Mißverhältniß zwiſchen Aus- und Einfuhr macht ſich alſo nicht 1863, ſondern 1864—65 geltend. Später erfolgt eine entgegengeſetzte Bewegung des Handels (1865), deren Ergebniß im Curſe wiederum erſt hinterdrein hervortritt (1866—67). Statt im Widerſpruch, ſteht die Curs-geſtaltung demnach doch auch wohl von 1864 an in Uebereinſtimmung mit der Hypotheſe des zeitweiligen Einfluſſes der Handelsbilanz, wenn es uns auch wahrſcheinlich bleibt, daß die ungemeine Cursverſchlechterung ſeit 1863 auch noch auf andre Einflüſſe hinweiſt.

Dieſe Hypotheſe des indirecten, d. h. nicht ſofortigen Einfluſſes der Handelsbilanz auf den Curs wird durch mehrfache Wahnehmungen der letzten Tabelle beſtätigt. Dem Steigen des Exportüberſchuſſes (und dem Ueberwiegen der Metalleinfuhr) bei noch beſtehender Einlösbarkeit von 1851—53 correſpondirt die Cursbewegung. Der relativ ſo gute Curs während des Krimkriegs findet aber nun zugleich eine neu mit hinzukommende Erklärung. Die Bewegung des rectificirten Curſes von 1856—59 ſtimmt mit jener Hypotheſe ebenfalls überein. Am Wenigſten correſpondiren die Bewegungen auch hier wieder von 1860—62.

Auch die ſtärkeren Sprünge des rectificirten Jahresagio von einem Jahre zum andren, deren man von 1853—67 6 bis 7 wahrnimmt, nämlich 1854, 1856 (Sinken), 1858, 1861, 1864, 1867 (Sinken), und ein etwas geringerer, aber noch bedeutender 1865, entſprechen analogen Sprüngen des Exportüberſchuſſes, in den vier erſten Fällen deutlicher, in den letzten, wenn man obige Hypotheſe zu Hülfe nimmt. Dieſelbe erklärt es auch wenigſtens zum Theil mit, daß zwiſchen der Größe des Agioſprungs (meiſt 5—6, auch 6—7 %) und des Sprungs des Exportüberſchuſſes keine genaue Uebereinſtimmung zu erkennen iſt. Im Ganzen weiſt übrigens ſchon das fortgeſetzte Steigen des Agios darauf hin, daß die gegenwirkenden Potenzen, welche etwa ein Sinken des Agios oder nur ein Stehenbleiben deſſelben hervorrufen ſollen, mit der Zeit ſelbſt mächtiger werden müſſen. Beſonders günſtige Factoren, ein ſehr ſtarker Export gehören jetzt dazu, um ein Sinken des Agios zu bewirken. Eine geringe Verſchlechterung der Verhältniſſe, z. B. ein kleines Fallen des Exports, genügt ſchon, um bei der lange andauernden Papiergeldwirthſchaft ein Steigen des Agios eintreten zu laſſen. Seit dem Krimkriege ſind die Verhältniſſe in dieſen Beziehungen weſentlich ſchwieriger geworden. Die Entwicklung des rectificirten Curſes im Vergleich mit der Bewegung der Handelsbilanz verdient Beachtung. Uebrigens leiden alle Berechnungen der Handelsbilanz in

Papierwährungsländern noch unter dem beſonderen Uebelſtande, daß die Papiergeldpreiſe nicht unmittelbar zum Vergleich brauchbar ſind. Für den internationalen Verkehr kommt nicht der Nennwerth, ſondern der Curswerth der Ein- und Ausfuhren in Betracht. Eine Reduction auf den Curswerth, alſo der Papierwährung auf Münze führt indeſſen zu zweifelhaften Ergebniſſen wenigſtens bei der Einfuhr, weil dahin ſteht, in wie weit die amtliche Handelsſtatiſtik bei den Preisanſätzen den Curs berückſichtigt hat. Bei der Ausfuhr erſcheint die Umrechnung noch zuläſſig und kommt im Folgenden noch vor.

Die zweite Frage, welche wir hier erörtern wollten, betrifft die Beziehung zwiſchen dem Ausfuhrhandel, den Preiſen der ruſſiſchen Stapelproducte auf fremden Märkten und dem Curſe. Sie hängt mit der vorſtehend behandelten erſten Frage erſichtlich enge zuſammen, doch geſtattet ihre Beſprechung eine nähere Erforſchung des Abhängigkeitsverhältniſſes des Agios vom auswärtigen Handel grade vornehmlich in Rußland. Wie erwähnt, möchte die Ausfuhrſtatiſtik der relativ beſte Theil der ruſſiſchen Handelsſtatiſtik ſein. Die Ausfuhr im europäiſchen Verkehr, welchen wir jetzt allein betrachten, zerfällt nach der Bedeutung der Exportartikel in drei große Klaſſen. Die erſte bildet das Getreide, vor Allem der Weizen, welcher ſeit 1861 zwei Drittel und mehr vom Werth des ausgeführten Getreides, früher meiſtens weniger betrug. Die zweite Klaſſe enthält die fünf anderen Hauptſtapelproducte Rußlands, Flachs, Lein- (und Hanf-) ſaat, Schaafwolle, Talg, Hanf. Der Geſammtwerth dieſer Artikel kommt demjenigen des Getreides ungefähr gleich, in der Regel überſteigt er ihn etwas. Die ſechs Agrarproducte bilden durchaus das Gros der europäiſchen Ausfuhr dem Werthe nach, meiſtens drei Viertel oder mehr. Jeder einzelne von ihnen, auch der im Werthbetrag geringſte, der Hanf, überragte bisher jeden andren Ausfuhrartikel bedeutend. In den letzten Jahren hat ſich jedoch die Ausfuhr von Holz und Holzwaaren ungewöhnlich raſch vermehrt (1860 noch $4_{,97}$, 1866 $10_{,10}$ Mill. Rbl.) und dadurch die Werthſumme von Hanf faſt erreicht und im Jahre 1866 ſogar überſchritten (Hanf $9_{,81}$ Mill Rbl. in 1866). Wir haben indeſſen noch das Holz mit allen andren Artikeln in die dritte Klaſſe der Exportartikel gebracht. Dieſe Artikel ſind bekanntlich ebenfalls der großen Maſſe noch ganz überwiegend Producte der Land- oder Waldwirthſchaft. Keiner von ihnen hat einzeln für ſich ſeinem Werthe nach eine ſehr große Bedeutung für den auswärtigen Handel. Der wichtigſte Artikel

nach Holz und Hanf, Borſten, beträgt doch den dritten Theil des Werths eines derſelben (1866 $3_{,38}$ Mill. Rbl.). Sonſt ſtehen unter der bisher größten Ausfuhr des Jahres 1866 noch 1 Artikel mit faſt 3 Mill. Rbl., Vieh, zugleich das bisherige Maximum dieſes Artikels, 3 Artikel zwiſchen $1\frac{1}{2}$—2 Mill., Flachsheede, Häute, nicht verarbeitete Metalle, 6 zwiſchen 1 und $1\frac{1}{2}$ Mill., Hanfgarn, Edelſteine, Butter, Potaſche, Stricke und Taue, Pelzwerk, und 11 Artikel zwiſchen $\frac{1}{2}$ und 1 Mill., Tuch, Hopfen, Hanf- und Leinöl, Harz, Leinwand, Gold- und Silberſachen, verſchiedene Oelſaaten, Kaviar, Pferde, Knochen, Lumpen. Die Mehrzahl aller dieſer Artikel zeigt die bisher höchſte Ausfuhrziffer im Jahre 1866. Stärker zurückgegangen ſind z. B. die unverarbeiteten Metalle. Jene 23 anderen wichtigeren Artikel (incl. Holz) betrugen zuſammen im Jahre 1866 $37_{,27}$ Mill. Rbl., alle andren Artikel machen dann nur noch $9_{,24}$ Mill. Rbl. aus. Sieht man von letzteren ab, von welchen auch noch die Mehrzahl der Land-, Forſtwirthſchaft und Rohproduction angehört, ſo ſind von der übrigen europäiſchen Ausfuhr des Jahres 1866 von $185_{,6}$ Mill. Rbl. auf die Landwirthſchaft $161_{,79}$ Mill., auf die Wald- und Jagdwirthſchaft $13_{,94}$ Mill. (incl. Fiſcherei), auf Bergbau u. dgl. $2_{,98}$, auf Halbfabrikate $3_{,50}$, auf Fabrikate $2_{,25}$, auf Abfälle $1_{,14}$ Mill. Rbl. zu rechnen. Dazu käme dann noch das roh und gemünzt ausgeführte Edelmetall, vornehmlich Gold. Die amtlich conſtatirte Mehrausfuhr beider Edelmetalle betrug im europäiſchen Verkehr von 1851—66 $157_{,28}$ Mill. Rbl., im aſiatiſchen Verkehr von 1851—65 $72_{,96}$ Mill., oder jährlich $9_{,83}$ und $4_{,86}$, zuſammen $14_{,69}$ Mill. Rbl. Dieſe Ziffer iſt vermuthlich zu klein und erreicht auch mit dem Durchſchnitt der Papiergeldzeit von 1854—65 (reſp. 66) allein nur $19_{,22}$ Mill. Rbl. oder noch nicht einmal den Betrag der jährlichen ruſſiſchen Goldproduction. Indeſſen die Edelmetallausfuhr iſt zumal in einem Papiergeldlande unter einem andren Geſichtspunkt zu betrachten und von andren Urſachen als die Waarenausfuhr abhängig. Wir können letztere allein in Betracht ziehen und hier davon Act nehmen, daß die Landwirthſchaft in außerordentlich überwiegendem Maaße am Export betheiligt iſt und in den erwähnten 6 Hauptartikeln wieder der Schwerpunkt der Ausfuhr liegt. Die ſtark geſteigerte Holzausfuhr, ſowie diejenige von Potaſche enthält bedenklich genug eine Art Zehren vom Capital in ſich.

Die jedesmalige Höhe des ruſſiſchen Exports muß demgemäß in der Hauptſache offenbar von Ernteconjuncturen, genauer geſagt von dem Verhältniß der ruſſiſchen und der mittel- und weſteuropäiſchen Ernten zu einander

und den daraus hervorgehenden Preisgeſtaltungen abhängen. Die Ausfuhr wird um ſo größer ſein, je höher der Preis im Weſten, je niedriger derſelbe und je beſſer die Ernte und je größer die Vorräthe im Oſten, in Rußland ſind. Die Ausfuhr der Agrarproducte bildet mit der Goldausfuhr und — mit dem Export von Werthpapieren, Staatsſchuldſcheinen, Actien, Prioritätsobligationen u. ſ. w. die Zahlung für faſt alles das, was Rußland aus den verſchiedenſten Titeln an das Ausland ſchuldet. Die Agrarproducte nehmen die bedeutendſte Stelle unter dieſen Zahlungsmitteln ein, ſind das normalſte von ihnen und die nachhaltigſte Quelle der Zahlungsleiſtung. Man wird demnach auch geneigt ſein, einen näheren Zuſammenhang zwiſchen dem Wechſelcurſe oder Agio und dem Waarenexport überhaupt, vornehmlich aber demjenigen jener ſechs Hauptſtapelproducte anzunehmen: ein Steigen des Curſes oder ein Sinken des Agios bei — ceteris paribus — zunehmender Ausfuhr und höheren weſteuropäiſchen Preiſen. Dieſer Zuſammenhang iſt in aller Mund. Es gilt, ihn ſtatiſtiſch näher zu unterſuchen und für die Papiergeldfrage einige Schlüſſe aus den Ergebniſſen dieſer Unterſuchung zu ziehen.

Zu dieſem Zwecke ſind die folgenden Tabellen A, B, C D entworfen, welche nach den Ueberſchriften der Colonnen wohl keiner beſonderen Erläuterung in formeller Hinſicht bedürfen. Die Daten über den engliſchen Weizenimport veranſchaulichen in einer einzigen Ziffer den tonangebenden Bedarf des britiſchen Markts und einigermaßen die Getreideconjuncturen Weſt- und Mitteleuropas, namentlich im Zuſammenhang mit den Weizenpreiſen (den ſogen. Gazettepreiſen für engliſchen Weizen auf den Wochenmärkten). Dieſe und die beigefügten preußiſchen Preiſe zeigen die Preisbewegung des Weltmarkts. Außerdem ſind in der Tabelle D nach einer neuen engliſchen Publication die Preiſe ruſſiſcher Stapelproducte zuſammengeſtellt worden, nach welchen das engliſche Handelsamt den Werth der Einfuhr berechnet.*)

*) Die Daten ſind theils den amtlichen Publicationen ſelbſt, theils den deutſchen und engliſchen Fachzeitſchriften, namentlich dem Preußiſchen Handelsarchiv (vgl. darin die erwähnte engliſche höchſt reichhaltige Publication über 1852—66, nach der Times in Nr. 44 ff. 1867), dem Economiſt (beſ. Suppl. v. 15. Januar 1859 und die neueren jährl. Handelsgeſchichten) und dem Journal of the statist. society in London entnommen worden. Die Durchſchnitte der engliſchen Getreidepreiſe variiren ein Weniges. Die preußiſchen (Staatsdurchſchnitts-) Preiſe ſiehe in Engel's ſtatiſt. Zeitſchr. 1860, 1866, 1867.

Tabelle A.

	*) Russische Ausfuhr im europäischen Verkehr.					Englische Einfuhr zum Consum.		Agioprogression	
	Im Ganzen		Davon	5 Haupt-	andere	Weizen.	Weizenmeh.		
	Nennwerth.	Curswerth.	Getreide.	artikel.	Waaren.				
	Mill. Rbl.		Mill. Rbl. Nennwerth.			Mill. engl. Centn.		wirkl.	rectific.
1851	84,07	83,15	20,58	40,42	23,07	c. 17,50	c. 4,70	1011	1011
1852	100,05	99,95	33,82	42,38	23,85	13,22	3,80	1001	1001
1853	137,40	138,93	54,58	53,75	29,07	20,91	4,50	989	989
1854	53,53	51,03	15,68	26,14	11,71	14,50	3,59	1049	1042
1855	27,53	25,97	4,12	14,12	9,29	11,42	1,79	1060	1051
1856	146,77	147,21	56,20	59,22	31,35	17,26	3,87	1005	997
1857	153,42	149,24	51,26	63,49	38,67	14,61	2,10	1028	1008
1858	136,49	128,16	49,81	59,84	26,84	18,36	3,84	1065	1064
1859	149,40	136,44	59,92	60,02	29,46	17,29	3,31	1095	1082
1860	165,18	155,69	63,31	73,21	28,66	25,46	5,08	1061	1061
1861	159,86	142,73	68,22	63,12	28,52	28,94	5,86	1120	1120
1862	159,97	144,75	53,50	71,44	35,03	40,99	7,17	1105	1129
1863	134,72	128,22	44,20	60,38	30,14	24,24	5,17	1045	1109
1864	164,90	140,10	54,73	71,21	38,96	23,12	4,46	1177	1177
1865	148,43	152,29	61,31	80,40	42,72	20,94	3,88	1211	1211
1866	194,84	150,46	73,57	74,76	46,51	23,11	4,95	1295	1239
1867								1180	1171
1851—53	107,17	107,34	36,33	45,52	25,33	c. 17,23	c. 4,33	1000	1000
1856—58	145,56	141,54	52,42	60,85	32,29	16,74	3,27	1033	1023
1859—61	158,15	144,95	63,82	65,45	28,88	23,90	4,75	1092	1088
1862—63	147,35	136,48	48,85	65,91	32,59	32,62	6,17	1075	1119
1864—66	181,39	147,62	63,20	75,46	42,73	22,39	4,43	1227	1209
Progression									
1851—53	1000	1000	1000	1000	1000				
1856—58	1358	1320	1443	1337	1275				
1859—61	1476	1351	1757	1438	1140				
1862—63	1375	1271	1345	1448	1286				
1864—66	1692	1360	1740	1658	1687				

Aus der Tabelle A ergiebt sich, daß die scheinbar immerhin nicht unbedeutend gewesene Ausfuhr nach ihrem für den internationalen Verkehr maßgebenden Metallgeldpreis berechnet in den letzten zehn Jahren seit dem Ende des Krimkriegs wenig oder gar

*) Vgl. u. A. über die Entwicklung des russischen Handels in der letzten Zeit die reichhaltige Zusammenstellung Thörner's im Petersburger (deutschen) Kalender f. 1868. Der Band 1866 der amtlichen Handelsstatistik (europischer Verkehr) recapitulirt zehnjährige Ergebnisse.

Tabelle B.

	Russische Ausfuhr				Weizenpreis		Engl. Handelsamtspreis für		
	Weizen		andere Getreide				russischen Weizen per Quart.	preußischer Weizen per Quart.	russische Gerste.
	Menge.	Werth.	Menge.	Werth.	engl. per Quart.	preuß. per Scheffel.			
	Mill. Tschetw.	Mill. R.	Mill. Tschetw.	Mill. R.	Schill. P	Sgr. Pf.	Schill. P	Schill. P.	Schill. P.
1851	2,48	12,44	2,24	8,14	38,6	62,11	—	—	—
1852	4,53	22,30	2,92	11,52	40,9	72,2	—	—	—
1853	7,22	41,88	3,22	12,71	53,3	86,1	—	—	—
1854	1,29	9,03	1,62	6,66	72,5	108,5	66,8	73,6	26,6
1855	0,34	2,80	0,30	1,32	74,8	119,5	59,8	80	24,4
1856	4,17	39,03	3,22	17,16	69,2	113,6	61	73	28
1857	3,10	27,73	4,76	23,53	56,4	85,6	51,3 (?)	60,10 (?)	25
1858	3,31	26,24	5,55	23,58	44,8	76,3	42,4	46,9	23,9
1859	4,21	35,86	5,44	24,06	42	75	42,4	48,8	22,7
1860	4,18	37,45	5,27	25,85	53,3	88	54,7	59,4	28,8
1861	5,10	44,87	4,51	23,35	55,4	92,10	53,9	60,2	27,7
1862	4,38	36,26	3,16	17,25	55,5	89,9	47,2	55,4	24,11
1863	4,16	30,56	2,70	13,64	44,9	77,1	39	49,9	24,1
1864	5,23	37,55	4,02	17,17	40,2	66,10	36,6	43,10	22,3
1865	6,11	43,39	3,82	17,93	41,10	68,4	37,10	44,6	19,8
1866	6,96	49,39	5,29	24,18	49,11	82,4	—	—	—
[1867					c.64	104]			
1851—53	4,75	25,54	2,79	10,79	44,2	73,9	—	—	—
1856—58	3,53	31,00	4,51	21,42	56,9	91,9	51,6	60,2	25,7
1859—61	4,50	39,39	5,07	24,42	50,2	85,3	50,3	56,1	26,3
1862—63	4,27	33,41	2,93	15,45	50,1	83,5	43,1	52,8	24,5
1864—66	6,10	43,44	4,38	29,76	44	72,6	37,2	44,2	21
Progression									
1851—53	1000	1000	1000	1000	1000	1000			
1856—58	443	1214	1616	1985	1285	1244			
1859—61	947	1542	1817	2263	1136	1156			
1862—63	899	1308	1050	1432	1134	1131			
1864—66	1284	1701	1570	2758	996	980			

Curswerthumrechnung.

	Weizen		Andere Getreide		Getreide im Ganz.		5 Hauptartikel		Andere Waaren	
	Mill.R	Progr.	Mill.R.	Progr.	Mill.R.	Progr.	Mill.R.	Progr.	Mill.R.	Progr.
1851—53	25,54	1000	10,79	1000	36,33	1000	45,52	1000	25,33	1000
1856—58	30,15	1180	20,70	1918	50,85	1400	58,96	1295	31,73	1253
1859—61	36,22	1418	22,43	2079	58,65	1614	60,06	1319	26,24	1036
1862—63	31,03	1215	13,98	1296	45,01	1239	61,22	1345	30,25	1194
1864—66	35,29	1382	16,02	1485	51,31	1412	62,06	1365	34,25	1352

Tabelle C.

	Russische Ausfuhr im europäischen Verkehr.									
	Flachs		Hanf		Lein- u. Hanfsaat		Schafwolle		Talg	
	Menge 1000 Pd	Werth Mill. R	Menge 1000 Pd.	Werth Mill. R.	Menge 1000 T.	Werth Mill. R.	Menge 1000 Pd.	Werth Mill. R.	Menge 1000 Pd.	Werth Mill R.
1851	3029	9,05	3043	7,33	1105	7,81	579	6,29	2999	9,95
1852	3892	10,13	2727	6,70	1295	8,74	805	8,90	2340	7,92
1853	4304	12,42	3571	9,40	1746	11,71	741	9,00	2912	11,22
1854	1480	2,96	1248	2,67	1293	8,67	366	7,45	1386	4,39
1855	1344	1,64	1117	1,82	428	1,91	568	5,98	1012	2,98
1856	4459	11,58	3340	7,95	1960	15,92	633	8,35	3947	15,42
1857	4610	15,13	2933	7,87	1464	14,30	1020	12,15	3503	14,03
1858	3881	13,65	2866	7,69	1312	12,27	916	11,38	3636	14,85
1859	3223	13,21	3489	8,97	1433	12,23	910	11,87	2818	13,75
1860	3964	15,58	3134	8,04	1653	15,46	1062	16,01	3657	18,12
1861	3420	13,58	2977	7,93	1237	12,10	1033	16,86	2546	12,67
1862	4197	16,48	3152	9,33	1399	16,98	1305	18,83	2004	9,83
1863	4202	16,54	2738	8,05	1136	11,63	1142	14,43	2441	9,73
1864	4240	15,88	3012	8,99	1795	18,28	1384	19,03	2068	9,02
1865	6488	25,95	3668	11,00	1550	15,67	1123	16,02	2938	11,75
1866	4795	19,18	3272	9,82	1690	17,21	1234	15,55	3250	13,00
1851—53	3742	10,53	3114	7,81	1382	9,42	708	8,06	2750	9,70
1856—58	4317	13,45	3046	7,84	1579	14,16	856	10,63	3695	14,77
1859—61	3536	14,12	3200	8,31	1441	13,26	1002	14,91	3007	12,85
1862—63	4200	16,51	2945	8,69	1267	14,30	1224	16,63	2223	9,78
1864—66	5174	20,34	3317	9,94	1678	17,05	1247	16,87	2752	11,26
Progression										
1851—53	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000
1856—58	1154	1277	978	1004	1143	1503	1209	1319	1344	1523
1864—66	1383	1932	1065	1273	1214	1800	1761	2093	1001	1161

Curswerthumrechnung.

	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.
1851—53	10,53	1000	7,81	1000	9,42	1000	8,06	1000	9,70	1000
1856—58	13,02	1236	7,60	973	13,76	1461	10,27	1274	14,31	1475
1864—66	16,58	1574	8,10	1037	13,93	1479	13,80	1712	9,65	985

nicht zugenommen hat. Durchschnitt von 1856—58 141,5, von 1864—66 147,6 Mill. wirkliche Silberrubel, also eine Zunahme um nur 4,3 %! Und selbst schon die nominelle, auf Grund von Papiergeldpreisen berechnete Zunahme in dieser Periode mit 24,6 % bleibt bedeutend hinter der Vermehrung des Handels der meisten Länder zurück, da diese

Tabelle D.

Rechnungspreise des englischen Handelsamts.

	Flachs		Hanf		Reinfaat		Talg		Schafwolle		
	russ. und preuß.	belg.	russ.	italien.	russische Ostsee	indische	russ.	austral.	russ.	deutsch	austral.
	p. C. Schill. P.		p. C. Schill. P.		p. Centn. Schill. Pence.		p. C. Schill. P.		p. Pfd. Pence (u. Decim.)		
1854	51/3	64/6	59/2	49/6	61/3	61/3	63	60	8/75	21	18
1855	51	58/3	43	43	63	67	57	53	8	20/45	18/62
1856	44	53/6	35	37/3	49/8	61/9	52/6	52/6	9/37	22/83	21
1857	35/8	58/6	32/2	34/6	55/5	58/7	53/9	53/3	9/75	24/75	22/5
1858	46/3	59/9	28/8	34/2	50/8	52	55/1	49	8/62	24	20/37
1859	52/14	69/9	27/10	38	42/1	48	49/9	54/9	10	23/37	20/83
1860	50/3	70/3	30	36/10	48/3	51/4	52/9	56/2	10/5	23/83	21/83
1861	48/5	71/5	30/7	39	51/2	52/7	55/10	50/9	10/31	21	19/75
1862	56	72/11	35/6	42/2	54/9	55/11	64/7	45/9	11/50	23	19/75
1863	53/7	82/8	40/5	42	56/2	59/6	64/7	42/14	12	21	18/75
1864	53/3	82/5	33/2	42/10	49/2	52/10	59/7	41	12/81	22/50	21/37
1865	51/10	79/1	31/1	37/5	47/10	54/6	60/5	48/3	12/50	22/62	19/62
[1866 ca.	48	74	29	35			54	47	11/7	21/1	18/4]
1854—55	51/2	61/5	51/1	46/3	62/2	64/3	60	56/6	8/25	20/88	18/31
1856—58	42	57/3	31/11	35/11	51/11	57/5	58/4	51/9	9/25	23/86	21/29
1859—61	50/5	70/6	29/6	37/11	47/2	50/8	52/9	53/11	10/06	22/76	20/80
1862—63	54/10	77/10	38	42/1	55/6	57/9	64/7	44/1	11/75	22	19/25
1864—65	52/7	80/9	32/2	40/2	48/6	53/8	60	44/8	12/66	22/56	20/50

z. B. in demselben Zeitraume von 1856—58 bis 1864—66 bei der Ausfuhr einheimischer Producte Großbritanniens $45_{,2}$, bei derjenigen im Specialhandel Frankreichs $68_{,8}$, Belgiens $55_{,7}$ (in beiden Ländern nach dem wirklichen Werth berechnet), bei der Einfuhr Hamburgs und Bremens $55_{,7}$ % betrug!

Die Constatirung dieser Thatsache, d. h. des relativen Stillstands des internationalen Tauschwerths des russischen Exports ist von allergrößter Wichtigkeit für die Valutafrage und kaum minder

bedeutsam für die handelspolitische, die Agrarfrage und die Frage der Ausbildung der Communicationsmittel. Es wird deßhalb wohl Entschuldigung finden, daß wir in den vier Tabellen etwas reichlich statistischen Stoff angehäuft und insbesondre Durchschnitts- und Progressionsberechnungen in größerem Umfange als es vielleicht für den nächsten Zweck nothwendig zu sein scheint, eingefügt haben. Grade diese Berechnungen und unter ihnen diejenigen über den Curswerth des Exports der Hauptproducte verdienen die aufmerksamste Betrachtung.

Der Curswerth des Waarenexports bildet die Summe der durch die gewöhnliche inländische Production, mit Ausnahme des Gold- und Silberbergbaus, gelieferten reellen Zahlungsmittel zur Begleichung der laufenden Verbindlichkeiten gegen das Ausland. Dieser Curswerth ist der eigentliche Kostensatz, welchen das Inland für seine nicht creditirten Waarenbezüge aus dem Ausland sich anrechnen muß. Der relative Stillstand des Curswerths der russischen Ausfuhr bedeutet mithin, daß Rußland durch seine gewöhnliche Production nicht in den Stand gesetzt worden ist, größere Zahlungen an das Ausland zu leisten. Die Progression der europäischen Gesammtausfuhr in den vier Perioden 1856—58, 1859—61, 1862—63, 1864—66 mit 1320, 1351, 1271, 1360 ergiebt dies sofort. Es ist interessant nach dem Schluß der Tabelle B zu sehen, in welcher Weise die Hauptzweige der Ausfuhr an diesem Stillstand betheiligt sind. Der Curswerth des Getreides ist wie derjenige der fünf andren Hauptartikel, ersterer mit bedeutenderen Schwankungen in der Zwischenzeit, von 1856—58 bis 1864—66 nahezu gleichgeblieben. Etwas stärker ist die Ausfuhr andrer Artikel nach dem reellen Tauschwerth gewachsen. Die gesteigerte Holzausfuhr hat daran ihren Antheil. Der Curswerthbetrag der Weizenausfuhr allein ist allerdings im letzten Jahrdrei wieder höher, aber noch nicht einmal so hoch als schon 1859—61.

Diese Stagnation im Ausfuhrhandel Rußlands kann sich nun aus jeder einzelnen der folgenden drei Ursachen oder aus einem gleichzeitigen Zusammenwirken derselben erklären. Diese Ursachen sind: eine etwaige Stagnation in der Production, resp. hier in der Menge der Exportartikel selbst, ferner ungünstige Conjuncturen, und niedrige in Metallgeld ausgedrückte Preise auf den Weltmärkten, wohin die russischen Exportartikel ihren Absatz finden, endlich eine Dank der Papiergeldwirthschaft und dem Agio nicht genügende reelle Bezahlung dieser Artikel durch die ausländischen Käufer. Die in den

Tabellen zuſammengeſtellten Daten laſſen darauf ſchließen, daß dieſe drei Urſachen einigermaßen zuſammenwirken.

Die Menge der ausgeführten Producte zeigt keine ſonderlich günſtige Progreſſion, auch wenn man den normalen Charakter einzelner Jahre und Perioden in Betracht zieht, wie das Jahr 1853, wo eine reiche Ernte, weſteuropäiſche Mißernten und Kriegsbefürchtungen die Ausfuhr ſteigerten, oder das Jahr 1856, wo die durch die Blokade angehäuften Vorräthe (Flachs, Leinſaat, Talg) zur Ausfuhr gelangten, oder 1862—63, wo die Einlöſungsoperation zeitweilig den Ausfuhrhandel lähmte oder überhaupt in den letzten Jahren, wo ungünſtige Ernten in einigen Theilen Rußlands herrſchten. Die Weizenausfuhr iſt erſt in den letzten Jahren ſeit 1865 wieder bedeutender geworden, wohl im Zuſammenhang mit den höheren engliſchen Preiſen, hat aber ſelbſt 1866 noch nicht wieder das Maximum von 1853 erreicht, obwohl die Fortſchritte der Communicationsmittel den Rayon der Getreidebezüge der Ausfuhrhäfen immerhin ſchon erweitert haben. In der Zwiſchenzeit war die Weizenausfuhr ſehr viel kleiner geworden, die ausgeführte Menge andren Getreides iſt ſeit zehn Jahren mit ſtarken Schwankungen in den einzelnen Jahren eher zurückgegangen. Von den andren Stapelproducten iſt die exportirte Menge Hanf und Talg, letztere mit Schwankungen, welche ſich durch den Krimkrieg erklären, ſeit 16 Jahren ungefähr gleichgeblieben. Leinſaat, aus welcher der bei Weitem größte Theil der in der Tabelle ſummirten Lein- und Hanfſaatausfuhr beſteht, hat ſich auch nicht bedeutend vermehrt. Selbſt die Flachsausfuhr, obgleich im Ganzen größer geworden, hat ſich trotz der ausnehmend günſtigen Conjunctur, welche die amerikaniſche Baumwollkriſis für dieſen Artikel in den letzten Jahren hervorrief, nicht ſehr ſtark und nicht ſehr nachhaltig geſteigert. Die Exportziffern von 1853, 1856, 1857, wenn auch durch beſondre Umſtände etwas erhöht, ſtehen den Jahren 1862—64 und 1866 ungefähr gleich. Nur die Wollausfuhr hat erheblicher und im Ganzen nachhaltig zugenommen, freilich, wie Tabelle C zeigt, aber auch Dank dem amerikaniſchen Bürgerkrieg ungewöhnlich günſtige Preisverhältniſſe gehabt. Die übrigen minder wichtigen Artikel zeigen ähnliche Verhältniſſe, die Ausfuhrmenge z. B. von Borſten, Potaſche iſt mit einigen Schwankungen im Ganzen gleich geblieben, eine erhebliche Zunahme hat außer dem Holz- nur der Viehexport erfahren, letztrer ebenfalls wohl durch beſondre Preisverhältniſſe des Weſtens. Soweit man alſo aus dem wirklichen Export auf die Exportfähigkeit und

auf die Entwicklung der Agrarproduction ſchließen kann, erhält man in der That kein günſtiges Bild. Die Unterſuchung darüber, wieweit ein ſolcher Schluß zuläſſig iſt, gehört nicht zu unſrer gegenwärtigen Aufgabe. Es genüge die Bemerkung, daß zeitweilige ſchlechte Ernten in Rußland, niedrige Getreidepreiſe im Weſten, der zwar etwas verbeſſerte, aber immer noch höchſt unvollkommene Zuſtand der Communicationsmittel und ſonſtige allgemeine Urſachen, wie insbeſondre auch die Handelspolitik und die Papiergeldwirthſchaft, zu dem Ergebniß einer einigermaßen ſtagnirenden Ausfuhr landwirthſchaftlicher Producte wohl mitgewirkt haben werden, daß aber die nicht ſelten vernommene Behauptung, dieſe Agrarproduction habe in den letzten Jahren ſeit Aufhebung der Leibeigenſchaft keine Fortſchritte, wenn nicht gar Rückſchritte gemacht, durch die Statiſtik der Ausfuhr eher beſtätigt als Lügen geſtraft wird. Dies um ſo mehr, da aus andren Anzeichen nicht anzunehmen iſt, daß der innere Conſum von Nahrungsſtoffen — mit Ausnahme des Branntweins — und von Rohproducten zur Verarbeitung erheblich zugenommen habe. Stillſtand, wenn nicht Rückgang der Landwirthſchaft, zunehmender Branntweinconſum, das wären dann die unerfreulichen Erſcheinungen, welche einſtweilen die Umgeſtaltung der bäuerlichen Rechtsverhältniſſe begleitet haben, und — welche ſich auch als mitwirkende Urſache der ſteigenden Papiergeldentwerthung ausweiſen. Die unvermeidlichen, tiefgreifenden Schwierigkeiten der Uebergangszeit, von denen wir im Eingang geſprochen, würden hier deutlich zu Tage treten.

Eine beſondre, vornehmlich in einzelnen Jahren des ſeit 1856 verfloſſenen Zeitraumes bemerkbare Urſache des Zurückbleibens des Werths der ruſſiſchen Ausfuhr war aber jedenfalls auch der niedrige Stand der Getreidepreiſe in Weſteuropa. Er erklärt eine Reihe Erſcheinungen im ruſſiſchen Papiergeldweſen, indem ſich eine nähere Abhängigkeit des ruſſiſchen Wechſelcurſes von den Getreidepreiſen der Abſatzländer, namentlich Englands wiederholt nachweiſen läßt.

Der Gang der weſteuropäiſchen Getreidepreiſe wird durch die ſehr übereinſtimmende Bewegung der engliſchen und preußiſchen (Staatsdurchſchnitts-) Preiſe des Weizens in Tabelle B zur Genüge bezeichnet. Der Bewegung dieſer Preiſe correſpondirt deutlich die britiſche Weizeneinfuhr zum Conſum, aus welcher der für den internationalen Getreidehandel vornehmlich maßgebende Bedarf des britiſchen Markts erkannt werden kann. Dieſe Correſpondenz beider in Wechſelwirkung ſtehenden Erſcheinungen, fehlt auch von 1854—56 und von 1861—63 nicht. Nur ſteigt der Preis

in dem erſten Zeitraum um ſo höher, weil die Einfuhr mit wegen der durch Blokade und ruſſiſches Getreideausfuhrverbot abgeſchnittenen ruſſiſchen Zufuhr und wegen der Mißernte auf dem Feſtlande klein bleibt, während in dem zweiten Zeitraum grade die enorme engliſche Einfuhr den Preis nur kurze Zeit hoch läßt und ihn im Durchſchnittsſatz doch herabdrückt. Der engliſchen Geſammteinfuhr von Weizen correſpondirt endlich im Ganzen auch die ruſſiſche Geſammtausfuhr von Getreide und ſpeciell von Weizen, welche bekanntlich theils direct theils über preußiſche Häfen zu über der Hälfte nach England, im Uebrigen beſonders nach Frankreich, Holland, alſo nach Ländern von gleichen Preisbewegungen und oft ähnlichen Ernteverhältniſſen geht. In den obigen Tabellen mag der Leſer den Parallelismus der Bewegung der Preiſe, der engliſchen Ein- und ruſſiſchen Ausfuhr näher im Einzelnen verfolgen. Abweichungen finden in beſondren nachweisbaren Urſachen ihre Erklärung, z. B. auch in großen Verſchiedenheiten der jeweiligen Witterungs- und Ernteverhältniſſe in Weſt- und Oſteuropa. Der britiſche Weizenpreis iſt im Ganzen der wichtigſte Regulator für den Weltgetreidehandel und hierdurch wieder für viele mit letzterem zuſammenhängende Phänomene. Nur muß man dabei nicht vergeſſen, daß die von ihm abhängigen Erſcheinungen, z. B. die britiſche Getreideeinfuhr, die ruſſiſche Ausfuhr, der ruſſiſche Preis und Wechſelcurs nicht nur zum Theil wieder mehr oder weniger wichtige ſelbſtändige Beſtimmgründe haben, ſondern wie in der Volkswirthſchaft ſo oft unter einander und mit der ſie beeinflußenden Erſcheinung, dem engliſchen Getreidepreiſe, in Wechſelwirkung ſtehen und ſomit auch dieſen letzteren wieder ſelbſt beeinflußen.

In der Bewegung der Getreidepreiſe ſeit 1851 kann man verſchiedene Epochen deutlich unterſcheiden. Anhaltend niedrige Preiſe, welche ſchon von Mitte 1848 herrühren, bis Mitte 1853; dann ein ſtarkes Steigen und ein ausnehmend hoher Stand von da an bis Mitte 1856, in Continentalländern, nicht in England, damals manchfach die höchſten Preiſe des Jahrhunderts; ein Sinken der Preiſe, doch noch ein mittlerer Stand bis zur Handelskriſis von 1857; darauf ſtärkeres Sinken und niedriger Stand bis Frühjahr 1860; alsdann wieder ein anhaltendes, aber nicht übermäßiges Steigen und ein mittlerer Stand bis Anfang 1862, dazwiſchen und nachher ein Fallen der Preiſe; letzteres wird Mitte und Ende 1862 bedeutender und von da an bis Mitte 1866 walten im Ganzen, wenn auch mit einigem Schwanken, ſehr niedrige und ſelbſt dann öfters noch ſinkende Preiſe vor. Erſt ſeit dem Sommer 1866 erfolgt ein neues, ſtarkes

Steigen der Preiſe, welches im Herbſt 1867 auf dem engliſchen Markte wieder in ein kleines Weichen übergegangen iſt. Für unſre Unterſuchung iſt beſonders der Umſtand wichtig, daß *Preiſe, wie ſie in England noch bis zum Herbſt 1856 beſtanden, in den letzten 11 Jahren nicht mehr vorgekommen ſind.* Die Durchſchnittspreiſe vieler Jahre, ſo 1858, 1859, 1863, 1864, 1865 bleiben gegen diejenigen von 1856 um 40 % zurück und auch die zeitweiſe höheren Preiſe um 10—20 %.

Dies möchte der wichtigſte Punkt ſein, in welchem ſich ein ſtarker Einfluß der Waarenhandelsbilanz auf den ruſſiſchen Wechſelcurs erkennen läßt. Je höher der engliſche Getreidepreis und je niedriger das ruſſiſche Agio, um ſo vortheilhafter erfolgt *zur Begleichung auswärtiger Zahlungen* die Ausfuhr von Getreide als des wichtigſten ruſſiſchen Stapelproducts, und umgekehrt. Wie haben ſich in dieſer Hinſicht im Laufe der letzten 10—11 Jahre die Dinge geändert! Mit *derſelben Menge* Weizen, mit welcher Rußland im Jahre 1856—57 z. B. 30 Mill. *wirkliche Silberrubel* an auswärtigen Zahlungen bei einem engliſchen Preiſe von 62 sh. 9 d. per Quart Weizen berichtigen konnte, vermochte es 1864—65 bei 41 sh. Preis nur $20_{,56}$ Mill. Rbl. S. auszugleichen, *und ſelbſt dieſen Betrag nur, wenn die inländiſchen Getreidepreiſe um den Belauf des ganzen Agios geſtiegen waren.* Erfolgte — allerdings ſehr gegen die Wahrſcheinlichkeit — *gar kein Steigen durch das Agio*, ſo würde ſich jener Betrag in der genannten Periode weiter auf $17_{,48}$ Mill. Rbl. S. reduciren. Erfolgte wenigſtens nur ein geringeres als das dem Agio entſprechende Steigen, ſo blieb um ſoviel auch der wirkliche *für Zahlungen im Auslande* disponible Erlös hinter der Summe von $20_{,56}$ Mill. Rbl. S. zurück. Bei Getreide iſt wohl am Regelmäßigſten die Uebertragung des vollen Agios auf den Preis zu erwarten, aber doch auch unter Conjuncturen wie den letztjährigen, wo das Getreide mehr ausgeboten als aufgeſucht wird, nicht ganz ſicher. Bei andren Artikeln ſteht ſie noch mehr dahin. Dann muß grade das Vorhandenſein eines Agios, obgleich die Ausfuhr begünſtigend, ſolange ſich die Preiſe des Inlands nicht ebenmäßig erhöht haben und der internationale Tauſchwerth der Ausfuhr alſo *geringer* iſt, um die betreffende Differenz einen *erhöheten anderweiten Bedarf* an Zahlungsmitteln für die Begleichung der auswärtigen Verpflichtungen nothwendig machen, d. h. *das Inland muß eine entſprechende Menge Waaren* **mehr** *ohne Aequivalent abgeben oder mehr Edelmetall ausführen.*

Die Volkswirthſchaft leidet alſo ſicher einen Verluſt und das Agio wird durch dieſen Betrag der Mehrausfuhr nicht, wie es ſonſt geſchähe, gedrückt. Grade ſo nachtheilig muß jede andre Maßregel wirken, welche zur Folge hat, daß die Waarenausfuhr gegen ein geringeres Realäquivalent des Auslands erfolgt. Die den Goldpreis künſtlich hochhaltenden Goldankäufe der Bank wirken in dieſer Richtung, wie unten gezeigt werden wird.

Nach dem Allen kann man den niedrigen Stand der weſteuropäiſchen Getreidepreiſe als eine der weſentlich mitwirkenden Urſachen der ſteigenden Entwerthung des ruſſiſchen Papiergelds und zugleich als eine der beſonderen, den Curs ſeit 1862 ungünſtig afficirenden Störungen bezeichnen, auf deren Vorhandenſein die Unterſuchung mehrfach hinführte: der Erlös aus der Getreideausfuhr, welcher zu auswärtigen Zahlungen disponibel war, fiel viel geringer aus. Namentlich iſt zu beachten, daß in den für die Einlöſungsoperation gewählten Jahren 1862—63 ein gewaltiger Umſchwung der Getreidepreiſe ſtattfand. Am Beginn dieſer Operation koſtete der engliſche Weizen 60 sh. 3 d. (1. Quart. 1862), am Schluß 40 sh. 8 d. (4. Quart. 1863). Das war kaum vorauszuſehen, aber es war unglücklicher Weiſe ein ſtörender Zwiſchenfall für das ruſſiſche Geldweſen von kaum geringerer Bedeutung als der andere, ebenſo unvorhergeſehene, der polniſche Aufſtand. Der enorme Metallabfluß, zu welchem die Einlöſungsoperation die Gelegenheit gab, wird durch dieſes ſtarke Weichen der engliſchen Getreidepreiſe nur um ſo erklärlicher. Die der Menge nach vermehrte Ausfuhr, ſoweit ſie ſtattfand, und der größere Metallexport konnten auf das Agio jetzt keinen günſtigen Einfluß ausüben, denn abgeſehen von der Bilanz der nichtmercantilen Zahlungen war jetzt zunächſt die Lücke in der Waarenhandelsbilanz auszufüllen, welche die niedrigen Getreidepreiſe ergeben.

Die Preiſe der fünf anderen ruſſiſchen Hauptſtapelproducte haben, wie aus Tabelle D erſichtlich, unter den Kriſen der Jahre 1856, 1857 zum Theil bedeutend gelitten. Dieſer Umſtand wirkte damals in derſelben Richtung wie das Fallen der Getreidepreiſe und mag zu dem damaligen erſten ungünſtigen Umſchwung des Wechſelcurſes nach dem Kriege beigetragen haben. Später und namentlich in den Jahren des niedrigen Getreidepreiſes von 1862 an erfolgte allerdings eine Preiserhöhung dieſer Producte, vor allen der Wolle, dann des Flachſes, Hanfs, der Leinſaat

und diese Erhöhung bot für kürzer oder länger eine mehr oder weniger bedeutende Entschädigung für den Ausfall im Erlös aus Getreide. Allein eine volle Compensation fand nicht statt, weil die Preise jener Producte doch relativ viel weniger stiegen und nicht so lange hoch blieben, als das Getreide fiel und billig blieb. Eine bestimmte Abhängigkeit des russischen rectificirten Wechselcurses vom englischen Getreidepreise kann danach nicht auffallen. Der Raum verbietet die Mittheilung ausführlicherer Daten zur Nachweisung dieses Zusammenhangs. Im Folgenden geben wir nur noch eine Uebersicht der parallelen Bewegung des Petersburger Curses auf London und des englischen Weizenpreises (in sh. und d.) mit ausschließlicher Hervorhebung der Wendepunkte.

	Preis.	Curs.		Preis.	Curs.
Jan. 1851	38	38/10	1. Quartal 1860 . .	44/4	35/19
Novbr. 1852 . . .	40	38/68	3. u. 4. Quart. 1860	58	36/03
Decbr. 1852 . . .	44	39/40	3. Quart. 1861 . .	52/2	34/07
Mai 1853	44/2	38/19	1. Quart. 1862 . .	60/3	33/89
Juli—August 1853 .	51	39/03	Decbr. 1863 . . .	40/8	34/72
Novbr. 1853 . . .	72	39/17	(nach Einlösoperation)		
März 1856. . . .	69	37/34	1. Quart. 1864 . .	40/5	34/22
Juli 1856	76	38/37	Decbr. 1864 . . .	38/3	31/09
Octbr. 1856 . . .	65/5	38/81	Jan. 1865	38/6	31/18
Jan. 1857	58/7	38/40	Decbr. 1865 . . .	46/8	31/28
Mai 1857	56/7	38/06	Septbr. 1866 . . .	49	30/43
August 1857 . . .	59/6	59/46	Novbr. 1866 . . .	56/6	31/82
Febr. 1858. . . .	45/6	45/50	Jan. 1867	65/4	33

Die dritte der möglicher Weise mitwirkenden Ursachen der Stagnation des russischen Ausfuhrhandels kann endlich in der nicht genügenden reellen Bezahlung der Exportartikel Seitens des Auslands, m. a. W. in der mangelhaften Uebertragung des Agios auf die inländischen Preise dieser Artikel liegen. Dieser Punkt ist im Vorhergehenden schon berührt worden. Erfolgt dieser Uebertragung nicht völlig, so bekommt das Ausland im schließlichen Effect einen Theil der Producte umsonst, die Ausfuhr kann dann groß erscheinen, sie dient aber nicht völlig zur Deckung der auswärtigen Zahlungen. Die Bilanz des Waarenhandels wird ungünstiger, das Agio steigt, und von Neuem beginnt derselbe Kreislauf.

Es liegt hier eines der vielen schwierigen Dilemmas vor, in welche die Papiergeldwirthschaft unvermeidlich hineinführt. Ohne Zweifel äußern

ſich für die meiſten inländiſchen Einzelwirthſchaften die ſtörenden Wirkungen der Papiergeldwirthſchaft vornehmlich dadurch, daß das Agio ſich auf die Preiſe der Waaren überträgt, die Entwerthung, wie es früher genannt wurde, zur Werthverminderung wird. Als Conſumenten leiden alle Einzelwirthſchaften hierunter. Ebenſo zweifellos fördert der Umſtand, daß das Agio ſich noch nicht völlig auf den Preis übertragen hat, die Ausfuhr, weil das Ausland um die Differenz billiger kauft. Die Exporteurs als Producenten haben zwar auf der einen Seite ein Intereſſe an der entſprechenden Preiserhöhung, aber auf der andren Seite auch ein Intereſſe an einem dieſe Erhöhung übertreffenden Agio, weil dieſer Umſtand ihren Abſatz zu erweitern ſtrebt. Im ſchlimmſten Fall handelt es ſich bei ihnen, wenn der Preis nicht um das volle Agio ſteigt, um lucrum cessans. Erhalten ſie nur beim Verkauf ihr einzelwirthſchaftliches Capital mit Gewinn in der Form von Papiergeld zurück und verfügen ſie mit letzterem über eine genügende Kaufkraft im Inlande, ſo iſt ihr Intereſſe gewahrt, mag auch der Waarenpreis nicht um das ganze Agio geſtiegen ſein. Wie ſteht es aber mit dem Intereſſe der Volkswirthſchaft? Für dieſe kommt es nicht auf die Maſſe Papiergeld an, welche der ausländiſche Käufer für den Export bezahlt, ſondern auf ein möglichſt hohes reales Aequivalent für die Ausfuhr. Die Volkswirthſchaft hat alſo im Exporthandel das Intereſſe, daß der inländiſche Preis ſich um das volle Agio erhöht, wenn nicht ein Theil der Ausfuhr ohne Aequivalent erfolgen ſoll. Steigt der Preis weniger, ſo entſteht für die Volkswirthſchaft ein eigentlicher Verluſt (damnum emergens). Hier liegt mithin wieder ein Fall des möglichen Conflicts zwiſchen dem einzel- und volkswirthſchaftlichen Intereſſe vor. Und das Intereſſe der Volkswirthſchaft ſelbſt iſt inſofern getheilt, als auf der einen Seite das Zurückbleiben der Waarenpreiſe hinter dem Agio zu wünſchen iſt, damit eine große Menge Störungen der Papiergeldwirthſchaft nicht ſo allgemein und tief empfunden werden, auf der andren Seite dagegen grade dann im auswärtigen Handel directe Einbußen für die Volkswirtthſchaft hervortreten.

Ein Beiſpiel wird zu näheren Erläuterung des Geſagten dienen. Wir wählen den ſchon mehrfach berührten Fall der Goldankäufe der Bank zum künſtlich hoch fixirten Curſe des Goldes. Dieſe Maßregel wurde früher als ein Geſchenk an die Goldbeſitzer und Goldimporteurs oder, was auf daſſelbe hinausläuft, an die fremden Exporteurs

ruſſiſcher Agrarproducte charakteriſirt. Der Beweis für die Richtigkeit dieſer Auffaſſung läßt ſich nunmehr leicht führen.

Wir gehen von dem Bankpreis von 598 Kop. des Halbimperials aus. Dieſer Preis muß nothwendig, ſolange die Bank dazu Gold kaufen kann, was bis jetzt der Fall iſt, ein momentanes Maximum des in Papiergeld berechneten Goldpreiſes und ein ebenſolches Minimum des in Gold berechneten Papiergeldwerths ſein, wie ſchon oben conſtatirt wurde. Für die folgende Argumentation gelte dann die Vorausſetzung, daß die Kaufkraft des Papiergelds im Inlande die gleiche bleibe.

Man hat der Maßregel nun nachgerühmt, daß ſie das Gold herbeiziehe. Das iſt ein Irrthum, wie wir unten noch ſehen werden. Nur denjenigen Theil Gold aus dem Beſitze von Inländern oder aus dem Auslande zieht die Bank durch dieſe Operation heran, welcher ſonſt nicht heimgeführt würde. Dieſer Theil läßt ſich nicht zur Ziffer bringen, aber genau bezeichnen: es iſt derjenige Mehrbetrag, der um des höheren Goldpreiſes Willen, genauer ausgedrückt um der Differenz zwiſchen dem künſtlich erhöheten und dem ſonſt niedrigeren Goldpreiſe Willen herankommt, alſo vornehmlich deßwegen aus dem Auslande importirt wird. Ein mehr oder weniger bedeutender Theil des factiſchen Goldimports iſt dies ohne Zweifel, ſobald die obige Bedingung zutrifft und mit dem größeren Betrage Papiergeld auch ein entſprechend größerer Betrag Güter eingekauft werden kann. Das Argument der Vertheidiger der Bankpolitik wird daher zwar nicht in ſeinem vollen Umfange, aber für dieſen Mehrimport zutreffen: es involvire die Operation nämlich eine größere Nachfrage nach ruſſiſchen Producten Seitens des Auslands, — nur nicht, wie behauptet wird, weil allein durch dieſe Maßregel Gold abzuſetzen ſei, ſondern weil mehr Gold zu beſſerem Preiſe deſſelben abgeſetzt wird, — ſonſt würde der Wechſelcurs noch weiter geſtiegen, das Agio geſunken, das ruſſiſche Product alſo dem Auslande vertheuert und in Folge alles deſſen der jetzt in Schwung bleibende oder ſteigende Export gefallen ſein. Das ſind mit der bezeichneten Modification und unter der angegebenen Vorausſetzung ſtrict logiſche Schlüſſe. Es iſt nicht zu beſtreiten, daß die Maßregel dann eine Zeitlang dem Export zu Gute kommt. Die Vertheidiger bleiben leider nur mit ihrer Schlußziehung auf halbem Wege ſtehen. Geht man weiter, ſo ergiebt ſich der Nachtheil der Operation und die „Blüthe des Exports“, läuft ungefähr für die ruſſiſche Volkswirthſchaft auf daſſelbe hinaus, als wenn man die

Waaren, welche in Folge der durch die Maßregel bewirkten **größeren** Nachfrage und **Mehr**ausfuhr exportirt werden, einfach in die Oſtſee und das Schwarze Meer würfe. Zu dieſer „Blüthe" des Exports gelangt man auch auf jenem Wege, ſobald man einmal den volkswirthſchaftlichen Zweck aller Ausfuhr, die Beſchaffung von nützlichen Gegenwerthen zur auswärtigen Zahlungsleiſtung reſp. zur Bezahlung der Einfuhr bei Seite ſetzt. Ein Glück iſt dabei nur, daß die gemachte Vorausſetzung der Stabilität der Kaufkraft des Papiergelds nicht lange zutreffen und demgemäß die Maßregel in Folge ihres Einfluſſes auf die Preiſe der Exportartikel nicht lange in der beabſichtigten Weiſe die Ausfuhr ſteigern kann. Daraus ergeben ſich aber wieder andre Nachtheile.

Es ſind hier nämlich zwei Hauptfälle zu unterſcheiden, welche ſich wieder in untergeordneteren Punkten modificiren können, wovon hier abgeſehen werden darf. Entweder nämlich bleiben die Preiſe der Exportartikel, in Papiergeld ausgedrückt, die gleichen wie bisher, oder die größere Nachfrage, welche durch den erhöheten Papiergelderlös aus dem importirten Golde ermöglicht wird, ſteigert den Preis um die Differenz des natürlichen und des jetzt künſtlich geſteigerten Agios. Den erſten Fall haben die Vertheidiger der Goldankäufe vor Augen. Nur wenn er wirklich vorliegt, wird der oſtenſible Zweck erreicht, das Ausland exportirt für denſelben Goldbetrag mehr, m. a. W. es kauft reell billiger und ebendeßhalb mehr, aber es giebt für dieſelbe Maſſe Exportartikel alſo auch ein geringeres Realäquivalent. Trifft dies zu, ſo iſt der Dank den Goldankäufen bewirkte Mehrexport ein reines Geſchenk der ruſſiſchen Volkswirthſchaft an das Ausland, mit ganz denſelben Folgen, als wenn das Mehrausgeführte einfach ins Meer geworfen würde. Der zweite Fall iſt indeſſen jedenfalls der regelmäßige: es ſteigt der Hauptexportartikel im Preiſe oder, wenn man von dieſem im Auslande weniger gebraucht, ſo wendet ſich die größere Nachfrage andren Artikeln zu, welche dann theuerer werden. Der Vortheil für das Ausland verſchwindet hier, weil dem Plus des Papiergelderlöſes aus dem eingeführten Golde ein gleiches Plus des in Papiergeld ausgedrückten Preiſes entſpricht. Dadurch fällt dann auch der beabſichtigte Nachtheil der ruſſiſchen Volkswirthſchaft fort. Aber ſchädlich bleibt die Maßregel nicht minder, weil ſie, wie ein Schutzzoll, eine Beſteuerung der Maſſe der Bevölkerung, insbeſondre der unteren Klaſſen, zu Gunſten der Producenten

und Verkäufer der Exportartikel iſt. Der oſtenſible Zweck, den Export zu ſteigern, wird hier natürlich nicht erreicht, denn das Ausland kauft eben doch — glücklicher Weiſe — nicht reell billiger.

Die Bank giebt dermalen $5_{,98}$ Mill. Rbl. Creditbillete für 1 Mill. Halbimperials, für welche ſonſt weniger zu bekommen wäre, z. B. 2 % oder $119_{,600}$ Rbl. weniger. Bei gleichen Preiſen kann man jetzt 1 Mill. Tſchetw. Getreide kaufen, ſonſt nur $980_{,000}$. Dieſe $20_{,000}$ Tſchetw. mehr, die Erhöhung des Exports um dieſen Betrag, repräſentirt genau den Verluſt der ruſſiſchen Volkswirthſchaft in dieſem Beiſpiel. Man wendet ein, wenn das Ausland nicht Dank den Goldankäufen der Bank für 1 Mill. Halbimperials 1 Mill. Tſchetw. Getreide, ſondern nur $0_{,98}$ Mill. kaufen könne, ſo würde ihm das ruſſiſche Getreide zu theuer geworden ſein und es ſich nach andren Märkten gewandt haben. Abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit dieſer Folge eines weiteren Weichens des Agios unter Exportconjuncturen wie 1867 iſt auf dieſen Einwand zu erwidern, daß mit oder ohne Goldankäufe der Bank die Dinge ſchließlich doch dieſelben bleiben würden. Angenommen, das Ausland kann keinen höheren Preis für 1 Tſchetw. Getreide als 1 Halbimperial zahlen, ſo wird der Curs des Halbimperial in Papiergeld eben den inländiſchen Preis des Getreides — ceteris paribus — beſtimmen. War dieſer Curs zur Zeit des Beginns der Goldankäufe 5 Rbl. 98 Kop., ſo war letzteres der Preis des Tſchetw. Getreide. Fiel das Agio durch die Exportconjunctur weiter, ſo mußte der Preis in demſelben Maaße, alſo z. B. um 2 %, auf $586_{,04}$ Kop. herabgehen und der Export würde nach wie vor 1 Mill. Tſchetw. Getreide für 1 Mill. Halbimperials betragen haben. Jetzt bleibt der Curs 598 Kop., folglich auch der Preis oder, da der natürliche Curs des Halbimperials und Preis des Tſchetw. jetzt $586_{,04}$ Kop. wäre, ſo ſteigt eben, nach der vorher aufgeſtellten zweiten Alternative, der Preis gemäß dem höher fixirten Curſe auf 598 Kop. In dieſem Falle wird der Export alſo auch gar nicht größer, der Vortheil des — nur weil in Papiergeld ausgedrückt nominell — höheren Preiſes überträgt ſich ganz auf den inländiſchen Producenten zum Nachtheil aller inländiſchen Conſumenten. Das verhütete Herabgehen des Preiſes iſt natürlich für Producenten und Conſumenten von ganz gleichen Folgen als das beförderte Steigen. Man kann die möglichen Fälle noch mehrfach verändern, immer wird man zu demſelben Reſultate gelangen: die Goldankäufe zum künſtlich hoch gehaltenen Goldcurſe ſind bei gleichen Papiergeldpreiſen der Exportartikel ein Geſchenk an

das Ausland und bei ſteigenden Preiſen ein Geſchenk an die Producenten auf Koſten der Conſumenten.

Letzteres iſt wohl die regelmäßigere Wirkung. Deßwegen wird die oben ſtatuirte Folge eines *größeren* Goldimports, als ſonſt eingetreten wäre, auch kaum aufrecht zu erhalten ſein. Gold wird nicht importirt, um Papiergeld, ſondern ſchließlich um Producte zu kaufen. Die Umwechslung gegen Papiergeld geſchieht bloß, weil dieſes die ruſſiſche Landeswährung iſt. *Mehr* Gold als ſonſt kann in Folge der Nachfrage der Bank nach Gold nur eingeführt werden, wenn wie oben vorausgeſetzt wurde, der größere Erlös an Papiergeld auch eine größere Kaufkraft darſtellt. Iſt dies aber bei entſprechend ſteigenden Preiſen nicht der Fall, ſo lohnt es auch nicht, mehr Gold von der Bank gegen Papiergeld umwechſeln zu laſſen, als ſonſt im freien Verkehr, allerdings zu einem niedrigeren in Papiergeld gemeſſenen Preiſe des Golds, aber andrerſeits auch gegen ein Papiergeld von entſprechend höherer Kaufkraft eingewechſelt würde. Man muß alſo ſtrict daran feſthalten: entweder erreicht die Operation ihren Zweck nicht, weil die Preiſe der Waaren ſteigen — oder höher bleiben, wenn ſonſt ein Sinken eingetreten wäre —: alſo Beſteuerung der Conſumenten, um den Producenten einen beſſeren Preis zu verſchaffen, in deren Gefolge Zuſtände, wie ſie im Augenblick in Rußland vorkommen, Theuerung, Hungersnoth, welche man durch ſolche Maßregeln wie die Goldankäufe der Bank und die neue Papiergeldausgabe noch verſchlimmert. Oder die Operation führt zum Ziele, dann erhält Rußland für ſeinen größeren Export ein geringeres Realäquivalent, d. h. keine entſprechend gewachſenen Mittel zur Berichtigung ſeiner auswärtigen Verbindlichkeiten. Schließlich erfolgt nach dem Ende der günſtigen, den Wechſelcurs auf den Bankgoldpreis zutreibenden Exportconjunctur ein um ſo ſtärkerer Fall des Curſes, je weniger Schulden mit dem Export reell bezahlt werden konnten und je mehr Papiergeld durch die Operation wieder in den Umlauf gebracht worden iſt.

Freilich hat man noch einen vermeintlichen Hauptgrund für jene Bankpolitik angeführt, den ſchon angedeuteten, daß nämlich ohne die Bereitwilligkeit der Bank, Gold zu kaufen, Niemand in Rußland Gold würde gekauft, alſo Niemand aus dem Auslande ſolches würde eingeführt haben. Der Beweis für dieſe auffällige Behauptung wird durch die Darlegung der Verhältniſſe der Papiergeldwirthſchaft ſelbſt geführt: neben entwerthetem, mit Zwangscurs verſehenem Papiergelde könne keine Münze im Umlaufe ſein, *alſo* finde ſich für das etwa einzuführende Edelmetall

auch keine Verwendung. Die erſte Behauptung iſt völlig begründet, der Schluß aber durchaus falſch. Es liegt hier die alte Verwechslung von Gold als Umlaufsmittel und Gold als Capital vor. Wir können, ohne uns bei dieſem vielfach erörtertem Punkte weiter aufzuhalten, einfach auf die Lehre über die Function der ſogenannten Hoards (Geldſorte) im internationalen Verkehr und im Geldweſen verweiſen.*) Hier genüge die Bemerkung, daß es ein Irrthum iſt, zu meinen, die in Fällen einer plötzlichen Mißernte z. B. in England nöthig werdende größere Getreideeinfuhr, welche ſich freilich nicht ſofort durch eine entſprechende Steigerung der Waarenausfuhr decken läßt, werde durch einen aus der circulirenden Münzmenge gezogenen Edelmetallexport gezahlt. Dies iſt ein bekannter Hauptirrthum der Geld- und Credittheorie der Peel'ſchen Bankacte. Weder geht dieſer Extraexport von vielleicht 20 Mill. Pfd. St., welchen eine ſolche Mißernte für England nothwendig macht, aus der dortigen Circulation hervor, noch geht er ſofort in die Circulation der Importländer, alſo derjenigen, welche Getreide ausführen, über, auch wenn hier Metallwährung, ſelbſt die gleiche, z. B. Goldwährung beſteht, alſo das äußere Hinderniß des Zwangscurſes entwertheten Papiergelds ganz fehlt. Vielmehr handelt es ſich in beiden Fällen zunächſt nur um eine Bewegung in den Vorräthen disponiblen Geldcapitals. Solche beſtehen in Papiergeldländern, in Newyork, Wien, Petersburg nicht minder als in Ländern der Metallwährung. Gold würde im Jahre 1867 auch ohne die Ankäufe der Bank nach Rußland geſtrömt, zu weichendem Curſe gegen Papiergeld umgeſetzt, reſervirt oder eventuell ſofort wieder reexportirt und zur Zahlung ruſſiſcher Verbindlichkeiten im Auslande verwendet worden ſein, — eine vortheilhaftere Procedur als die Aufſpeicherung in den Gewölben der Bank. Auch den letzten Einwand der Gegner, daß der größere Goldvorrath die Bank in die Lage ſetze bei einem Umſchwung der Handels- und politiſchen Conjuncturen durch Wiederverkauf des Golds das Agio eine Zeitlang zu drücken, können wir nicht für ſtichhaltig erklären. Denn dieſe Geſchäfte führen zu dem wahrhaft unleidlichen Zuſtande, daß die Bank beſtändig in unberechenbarer Weiſe mit dem Curs experimentirt, den ausländiſchen Handel vollends

*) Vgl. beſ. Fullarton, regul. of currenc. p. 69—75, danach J. St. Mill, polit. Oekon. (1. Aufl. deutſch von Sötbeer, II, 120 ff.), Tooke, hist. of prices, IV, 218 ff., A. Wagner, Beitr. zur Lehre v. d. Banken, S. 61. ff., und Theorie der Peel'ſchen Acte S. 94—101.

unſicher macht und zur Herrſchaft über den Wohlſtand von Millionen gelangt.

Operationen, wie die Goldankäufe der Bank, wie die Vermehrung der Vorſchüſſe auf Fonds und überhaupt wie alle Papiergeldvermehrung, haben die mehr oder weniger klar ausgeſprochene Tendenz, den Handel zu beleben, d. h. wie man dies in Rußland und in Ländern ähnlicher Lage meiſtens verſteht, den Export zu ſteigern. Sie erreichen dieſes Ziel nur, ſoweit ſie dem Agio einen beſtändigen Vorſprung vor der Preisſteigerung der Exportartikel zu verſchaffen wiſſen. Dann bezahlt aber das Ausland dieſe Artikel reell eben nicht genügend und die Folge iſt grade eine ungünſtigere Handelsbilanz, eine ſteigende Papiergeldentwerthung und ein reiner Verluſt der exportirenden Volkswirthſchaft im Verhältniß der Differenz zwiſchen Agio und Preisſteigerung. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſer beabſichtigte Zweck wirklich längere Zeit hindurch erreicht wird, aber doch macht es die Thatſache des außerordentlich niedrigen und in ſeinem Betrage nicht wachſenden Curswerths der ruſſiſchen Waarenausfuhr fraglich, ob nicht die unheilvolle Papiergeldwirthſchaft auch dieſen Nachtheil in Etwas in Rußland mit ſich geführt hat.

Wir müſſen die vorausgehende Unterſuchung über die Beziehung zwiſchen dem Agio und dem auswärtigen Handel hiermit abſchließen, obwohl ſie trotz ihrer Ausführlichkeit noch weit von ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit entfernt iſt. Unſren Hauptzweck glauben wir jedoch erreicht und einige der wichtigſten Punkte zur Erklärung der Entwicklungsgeſchichte des ruſſiſchen Curſes feſtgeſtellt zu haben. Indem wir die Ergebniſſe unſrer Unterſuchung im Folgenden kurz reſumiren, kehren wir zugleich zu dem Punkte zurück, wo wir die Frage nach dem Zuſammenhang zwiſchen der Papiergeldmenge und dem Wechſelcurſe oder Agio früher abgebrochen haben, um mit Hülfe der gewonnenen Reſultate auch die Erörterung dieſer Frage nunmehr raſch zum Abſchluß zu bringen.

Der durchgreifend raſche Einfluß günſtiger und ungünſtiger politiſcher Ereigniſſe auf den Curs zeigt die Bedeutung des Creditmoments im uneinlösbaren Papiergelde, faſt unabhängig von den Bewegungen der Papiergeldmenge, ſehr deutlich, — ein von der Lehrbuchdoctrin der Schule meiſt ganz überſehener Punkt. Jener Einfluß iſt aber ein bald vorübergehender. Die nachhaltige Bewegung des Curſes oder Agios wird dadurch kaum

berührt, wie sich aus dem Vergleich des mehrjährigen Durchschnitts-, des wirklichen und des rectificirten Agios ergiebt.

Die Waarenhandelsbilanz erweist sich auch bei fortdauernder Papiergeldwirthschaft in Rußland zeitweise von mehr oder weniger mächtigem Einflusse, indem den Schwankungen des Exportüberschusses einigermaßen diejenigen des rectificirten Jahresagios entsprechen, zumal wenn man die Hypothese der Nichtgleichzeitigkeit der Zahlungsempfänge für die Ausfuhren und der Zahlungsleistungen für die Einfuhren zu Hülfe nimmt. Doch erklärt die Waarenhandelsbilanz in ihrer gewöhnlichen Auffassung weder die nachhaltige Gestaltung des Curses, noch auch alle zeitweiligen Bewegungen selbst nur der Jahresdurchschnittscurse, namentlich auch nicht genügend die bedeutende Cursverschlechterung in der zweiten Hälfte der russischen Papiergeldwirthschaft seit 1861.

Grade hierfür liefert die Untersuchung über Rußlands Waarenausfuhr eine Erklärung, woraus denn auch die richtige Auffassung der Waarenhandelsbilanz folgt. Der russische Export ist seinem Curswerthe nach seit dem Krimkriege wenig oder gar nicht gestiegen, theils weil die Production oder wenigstens der Absatz der Producte stagnirte, theils und vornehmlich, weil die westeuropäischen Getreidepreise, insbesondre von 1862 bis 1866 andauernd sehr niedrig standen und keinen lohnenden Absatz des wichtigsten russischen Products ermöglichten, theils endlich — vielleicht auch, weil die Papiergeldwirthschaft die reelle Bezahlung des Auslands für die Exportartikel schmälerte, — nach dem Wunsche der Papiergeldverwaltung selbst schmälern sollte! Vermuthlich haben diese Ursachen mehr oder weniger, kürzer oder länger zusammengewirkt.

Während grade je länger die Papierwirthschaft dauerte, desto stärkere Potenzen zur Günstighaltung des Curses erforderlich gewesen wären, wurden diese Potenzen nur um so schwächer. Der Waarenexport wenigstens bot statt größerer nur höchstens absolut gleiche oder ganz wenig gewachsene, relativ vermuthlich erheblich geringere Mittel zur Zahlungsleistung im Auslande dar. Relativ geringere, denn die mercantilen und nicht-mercantilen jährlichen Zahlungsverbindlichkeiten Rußlands im Auslande à Conto der legalen und illegalen Einfuhr, der Zinszahlungen für Staats- und Gesellschaftsanleihen, Actien u. s. w. sind vermuthlich absolut nicht unbedeutend größer geworden. Zeitweilig haben natürlich die Rimessen für auswärtige Anleihen, für Actienzeichnungen, für die Betheiligung des Auslands an inneren Anleihen einen besonderen Zufluß gewährt. Aber es ist auf der

anderen Seite nicht unwahrſcheinlich, daß während der aus politiſchen und anderen Gründen neuerdings nicht ſeltenen Kriſen auf den Börſen Mittel- und Weſteuropas und durch die Concurrenz nordamerikaniſcher Papiere veranlaßt, mancher ältere ruſſiſche Papierbeſitz des Auslands realiſirt worden iſt, zumal die ſinkende Tendenz der ruſſiſchen Papiere nicht zum Feſthalten ermunterte. Ferner haben einige Zuflüſſe für Anleihen zeitweilig nur den großen Ausfall in der Waarenausfuhr ausgeglichen, wie dies namentlich von der größten Operation der Periode, der Anleihe von 15 Mill. Pf. St. von 1862 gilt und in den hohen Ziffern des damaligen Metallexports (1862—63) auch unmittelbar zum Vorſchein kommt. Wir verzichten abſichtlich auf eine Rechnungsconjectur, für welche doch nur die früher charakeriſirten Daten über die auswärtigen Staatsanleihen und etwa über die Finanzoperationen der ruſſiſchen Eiſenbahnen vorliegen würden, d. h. kein genügendes Material. Man wird nur mit Rückſicht auf das Hervorgehobene ſagen dürfen, daß ſelbſt die zeitweiligen Zuflüſſe durch die etwaigen Realiſirungen ruſſiſcher Papiere und durch die Ausfälle des Exports nicht unbeträchtlich geſchmälert ſein werden, trotzdem aber der überbleibende neue Schuldbeſtand jährlich wachſende neue Zahlungsverpflichtungen ſchuf. In dieſem Sinn kann man eine Verſchlechterung der internationalen Zahlungsbilanz insbeſondre ſeit 1861 annehmen und in ihr, reſp. in der Stagnation des reellen Werths des Waarenexports — *inſofern* dann auch in der Verſchlechterung der Bilanz des Waarenhandels für ſich — die beſtimmende Haupturſache auch der *nachhaltigen* Bewegung und Verſchlechterung der ruſſiſchen Papierwährung von 1861—66 finden. Die ſeit 1866 wieder eingetretene Cursbeſſerung iſt ebenfalls auf eine zeitweilige Verbeſſerung der Handelsbilanz zurückzuführen. Die Nachfrage nach Edelmetall für die Berichtigung auswärtiger Zahlungen ſchwankt dann mit der Bewegung der internationalen Zahlungsbilanz und ſteigert oder drückt dem entſprechend das Agio.

In unſrer früheren deductiv entwickelten Agiotheorie war das Reſultat gewonnen worden, daß die Bewegung des Agios von Angebot und Nachfrage, d. h. von den Geſchäften in Edelmetall abhänge und dieſe Geſchäfte vornehmlich wieder von der internationalen Zahlungsbilanz, beſonders in der normalen Zeit der Papiergeldwirthſchaft, beſtimmt würden. Das Ergebniß der vorausgehenden ſtatiſtiſch-inductiven Unterſuchung über die Entwicklung des ruſſiſchen Curſes ſtimmt mit dem Reſultate jener anderen Unterſuchung überein.

Wie verhält ſich aber nun zu den im Obigen conſtatirten Einflüſſen der Factor der Papiergeldmenge? Wiederum ſo, wie es früher von uns entwickelt worden iſt. Das Endergebniß aller Experimente mit dem Papiergelde war, wie wir ſehen, daß gegenwärtig die Papiergeldmaſſe wiederum ihr ehemaliges, durch den Krimkrieg erlangtes Maximum von über 700 Mill. Rbl. nahezu erreicht hat. Dieſe ſtets wieder nach kurzer Einſchränkung erfolgte Vermehrung des Papiergelds ermöglichte erſt die volle Wirkſamkeit der vielen ungünſtigen Einflüſſe der letzten Jahre und iſt inſofern mittelbar an der ſo ganz außerordentlichen Cursverſchlechterung dieſer Jahre Schuld. In dieſer Hinſicht kann man die mittelbare nachhaltige Wirkung des Factors der Papiergeldmenge erkennen.

In der That, das traurige Reſultat kann nicht Wunder nehmen angeſichts einer ſolchen Papiergeldpolitik, wie man ſie in Rußland ſeit vierzehn Jahren geſehen, wenn man anders ein wiederholt die Principien wechſelndes, oft ganz principloſes Experimentiren mit Curs und Valuta, eine willfährige Nachgiebigkeit gegen jede „mehr Papiergeld“ rufende Forderung des Handelsſtandes und ſeit dem Mißglücken der verfrühten Maßregel von 1862—63 ein völliges Verzichten auf jeden rationellen Verſuch zur Anbahnung geordneter Geldverhältniſſe, — wenn man ſolches Gebahren noch „Politik“ nennen darf.

Es iſt früher nachgewieſen worden, daß in gewiſſen Zeiten der Papiergeldwirthſchaft ein „Geldmangel“ — im Sinn der Börſe — eintreten muß, dieſer aber zugleich das wirkſame Correctiv des fallenden Wechſelcurſes, des ſteigenden Agios, der ſich mit dem höheren Agio ins Gleichgewicht ſetzenden Waarenpreiſe und inſofern die zwar peinliche, aber unvermeidliche Durchgangsſtufe zu einer beſſeren Geſtaltung der Geldverhältniſſe iſt. Dieſes Correctiv hat man in Rußland nicht nur niemals wirkſam werden laſſen, ſondern man hat, freilich zum Theil wohl ohne jede klare Einſicht der Folgen, noch Alles gethan, um das Correctiv zu lähmen und alle, aber auch alle ſchlimmen Wirkungen der übermäßigen Papiergeldmaſſe hervortreten zu laſſen. So vermehrte man die kaum verminderte Papiergeldmenge immer wieder, neuerdings in der ausgeſprochenen Abſicht, den Handel, zumal den Exporthandel zu befördern, indem man einem der ſchädlichſten Vorurtheile der Börſe ſchmeichelte. So fügte man zu den hunderten Millionen eigentlichen Papiergelds, den Creditbilleten, noch Maſſen uneigentlichen Papiergelds, die Serien, welche jetzt auch ſchon in die hunderte

Millionen gehen (in 1867 216 Mill. Rbl.). Dieſe Serien haben ſich ſeit 1856 um 153 Mill. Rbl. vermehrt, — ein Betrag, um welchen der geſammte heutige Papiergeldumlauf ſogar gegen das einſtige Maximum von über 700 Mill. Rbl. erhöht erſcheint, da dieſes uneigentliche Papiergeld in vieler Beziehung den Creditbilleten gleich zu ſtellen iſt. Statt einen Theil dieſer in den öffentlichen Kaſſen ſich anſammelnden Reichsſchatzſcheine zu fundiren, verwendet man ſie, wie wir ſehen, durch eine neuere Maßregel wenigſtens „zeitweiſe“ (?) in eigentliches Papiergeld! So — last not least — hat man durch jene ominöſe Zinsreduction der Depoſiten in den öffentlichen Banken im Jahre 1857 (Befehl vom 20. Juli) — eine Maßregel reiner Zerſtörungspolitik, ohne irgend einen Gedanken eines organiſchen Neubaus, eine Beſchwörung des Böſen, den man dann nicht wieder zu bannen vermochte!! — auch noch die brachliegenden, daher für den Curs unwirkſamen Papiergeldmaſſen, ſtatt ſie ordentlich zu fundiren, förmlich in den Umlauf hineingetrieben, dem Verkehr aufgezwungen, alſo die Wirkſamkeit der ausgegebenen Papiergeldmaſſe möglichſt geſteigert! Dieſe Maßregel hat mächtig dazu beigetragen, daß jene ungünſtigen Factoren, welche ſchon ſeit 1857 und mehr noch ſeit 1861 einwirken ſollten, jetzt nur um ſo mehr zur Geltung gelangen und ihre ſtörenden Folgen für den Curs offenbaren konnten. Die kurzſichtige Zinsreduction und die Zerſtörung der alten Banken iſt inſofern ebenfalls eine ſtark mitwirkende Urſache der neueren Verſchlechterung des ruſſiſchen Papiergelds, weil ſie die Wirkſamkeit jener nachtheiligen Factoren erſt recht ermöglichte!

Wahrlich in der Entwicklungsgeſchichte des ruſſiſchen Curſes nimmt nur Eines Wunder, gereicht auch nur Eines zum Troſt: daß die Früchte ſolcher „Finanzpolitik“ nicht noch viel trauriger ſind!

Adolph Wagner.

Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie.

Zwei Vorträge gehalten im Gewerbeverein zu Riga.

I.

Die Handelsschule als Bestandtheil der technischen Hochschule.

Ein neuer Zweig des Wissens soll in den vollen Kranz der Bildung, welche Riga in seiner höchsten wissenschaftlichen technischen Lehranstalt, in dem Polytechnikum, den Angehörigen der Stadt, der Provinz und dem ganzen russischen Reich bietet, geflochten werden.

Die kaufmännische Bildung soll auf die gleiche Höhe mit der des Technikers allen Namens und der des Literaten aller Art gehoben werden durch die neue kaufmännische Abtheilung am Polytechnikum, deren Eröffnung im nächsten Studienjahre bevorsteht.

Diesen neuen Bildungskreis, über dessen Gestalt und Organisation in der nächsten Zeit eine Veröffentlichung durch den Verwaltungsrath des Polytechnikums zu erwarten steht, möchte ich sammt dem ganzen Bildungskreis des Polytechnikums während einiger Winterabende Ihnen ans Herz legen, Ihnen Allen, mögen Sie mehr oder weniger nah dem Institute stehen; nah stehen Sie demselben Alle, denn es gilt Ihre liebe Vaterstadt, Ihr liebes baltisches Ostseeland in neue Bahnen des Fortschrittes zu leiten.

Denjenigen Jünglingen, welche in Riga sich dem Handel, dem unbestritten ersten Beruf dieser Stadt, widmen wollen, soll die Möglichkeit geboten werden, sich eine Bildung anzueignen, wie sie bisher auch nicht entfernt gewährt werden konnte, bis das baltische Polytechnikum sich erhob und erstarkte.

Dieſe Bildung ſoll Riga neue innere und äußere Kraft und neuen Wohlſtand verleihen.

Daß Bildung Macht iſt, ja auf die Dauer die größte Macht iſt und zwar nach allen Richtungen, in allen Lebensverhältniſſen, lehrt die Weltgeſchichte auf jedem Blatte, ich brauche Ihnen der Belege nicht viele aufzuzählen. Daß Bildung den Menſchen beſſert, erlaube ich mir als trockener Zahlenmenſch, Statiſtiker, ſtatt allgemeiner Raiſonnements, daran zu beweiſen, daß ich zeige, welchen Einfluß ſchon die allergeringſte Bildung, das Leſen- und Schreibenkönnen, auf den Charakter des Menſchen ausübt.

Dieſer ſtatiſtiſche Beweis iſt ermöglicht durch eines der vorzüglichſten ſtatiſtiſchen Werke die wir beſitzen, durch die Enquête über den Stand der Pariſer Induſtrie im Jahre 1860.*) In den ſtatiſtiſchen Reſultaten dieſer Enquête finden wir die Angabe von mehr als 100,000 Handwerksmeiſtern und Fabrikherren über den Bildungsgrad und das ſittliche Verhalten der von ihnen beſchäftigten 300,000 männlichen Arbeiter. Daraus ergiebt ſich, daß in denjenigen Gewerben, in denen die je größere Anzahl der Arbeiter leſen und ſchreiben kann, auch die um ſo größere Zahl ſich durch gute Aufführung auszeichnet. Da ich des Näheren Ihnen die Reſultate der 260 verſchiedenen Gewerbe nicht vorführen kann, möge das folgende Hauptreſultat Ihnen genügen. In den 130 Erwerbszweigen, in denen unter je 100 Arbeitern durchſchnittlich 14—15 weder leſen noch ſchreiben konnten, betrugen 11—12 ſich ſchlecht, hingegen in den andern 130 Gewerben, welche auf je 100 Arbeiter nur 2—3 des Leſens und Schreibens Unkundige aufwieſen, hatten auch nur 7—8 ein ſchlechtes Betragen. Ungleich ſchlagender würde der Beweis noch ſein, wenn wir von jedem einzelnen Arbeiter den Bildungsgrad und das moraliſche Verhalten kennen würden, ſo aber wiſſen wir nur, wie viele in jedem Gewerbe leſen und ſchreiben können, und auf der andern Seite, unabhängig davon, wie viele ſich gut oder ſchlecht aufführen, nicht aber wie viele von den Gebildeten gut und ſchlecht ſich betragen und wie viele von den Ungebildeten.

Sollte irgend Einem dieſer meiner Meinung nach größte Vortheil der Bildung nicht genügender Erſatz für die Mühe des Lernens ſcheinen, ſo kann ich demſelben einen ſehr handgreiflichen Nutzen der Bildung, nämlich einen größeren Verdienſt verſprechen; ich gehöre nicht zu den Superidealiſten, welche es verachten, das Gute durch Ausſicht auf materielle Vortheile zu

*) Statistique de l'industrie à Paris pour l'année 1860. Paris 1864. 4°.

erreichen. Iſt der Zweck ein lobenswerther und das Mittel gleichfalls, ſo wäre es ſchon weit getriebene Askeſe, wollte man Zweck und Mittel verachten, weil ſie pecuniären Gewinn bringen.

Die genannte Induſtrieſtatiſtik von Paris zeigt uns auch, daß der Arbeitslohn ein um ſo höherer iſt, je höher die Bildung ſteht. Während nämlich in den 130 Gewerben, welche auf je 100 Arbeiter 14 des Leſens und Schreibens Unkundige haben, der Lohn per Kopf nur 4 Fr. 40 Cent. iſt, ſteigt der Lohn in den 120 Gewerben mit durchſchnittlich nur 3 des Leſens und Schreibens Unkundigen auf 4 Fr. 75 Cent., der Lohn iſt alſo in den Gewerben mit der größern Bildung um 35 Cent. oder um 8 pCt. höher. Um zu zeigen, daß dieſes Plus der Einnahme von 35 Cent. oder 8 pCt. durchaus nicht wenig iſt, ſehe man ſich einmal an, wie viel von den Geſammtausgaben in einer Arbeiterfamilie auf die Bildung der Kinder verwendet wird. In Belgien, welches bekanntlich einen gut gebildeten Arbeiterſtand hat, betragen die Ausgaben für Bildung der ganzen Familie in den Arbeiterklaſſen nur 1 pCt. aller Ausgaben. Zu dieſen poſitiven Koſten der Bildung kommt nun aber noch hinzu der Verluſt an Lohn während der Schulzeit der Kinder. Dieſer iſt nicht bedeutend, denn im Durchſchnitt trägt jedes Kind zu den Einnahmen der belgiſchen Arbeiterfamilien nur 8 pCt. bei. Wenn von dem geringen Zuſchuß, welchen die Kinder zur Einnahme der Familie ſtellen, abgeht, was der kurze Schulbeſuch während weniger Jahre nimmt, ſo iſt der Ausfall ein ſehr unbedeutender und kommt jedem Kinde in dem langjährigen ſpäteren Erwerb mit hohen Zinſen zurück. Ueber Rentabilität der Bildung kann man alſo kaum in Zweifel ſein. Bildung iſt aber nicht nur die Mutter der Moral, die Mutter des Erwerbes, ſie iſt auch die Mutter der Macht. Der oft gehörte Ausſpruch, daß in der Schlacht von Sadowa die preußiſchen Schulmeiſter über die ſlawiſchen und romaniſchen Völker Oeſterreichs geſiegt haben, hat ſeine vollſte Berechtigung. Es war ein Sieg geiſtiger Ueberlegenheit. Preußen ſteht hierin allen Großmächten voran. In Preußen entgehen dem Stock des Schulmeiſters nur 4 pCt. der militairpflichtigen jungen Leute, in Frankreich, der „civiliſirteſten aller Nationen“, nach den günſtigſten mir in Paris ſelbſt in dem dortigen ſtatiſtiſchen Verein gemachten Angaben noch immer 25 pCt., und dieſen Vorſprung der Deutſchen holen die andern Nationen nicht ſobald ein, ſelbſt wenn dieſelben die Macht der deutſchen Bildung ſchon klar erkannten. Bisher hat man die ſ. g. deutſche Gelehrſamkeit von der Volksſchule bis zur Univerſität und dem Polytechnikum

für etwas den andern Nationen ſehr Ungefährliches angeſehen, allmählich ſieht das Ausland aber mehr und mehr in der Bildung der Deutſchen eine auf allen Gebieten gefährliche Concurrenz. Schauen Sie nur nach England. So wie Frankreich ſeit der Schlacht von Sadowa im Jahre 1866 für ſein Preſtige auf dem Schlachtfelde zu fürchten beginnt, ſo iſt ſeit der unblutigen Völkerſchlacht auf dem Marsfelde von Paris, ſeit der Ausſtellung des Jahres 1867, England in Sorge um ſeine bisher in der alten Welt unbeſtritten erſte Stelle in der Induſtrie. Deutſchlands Induſtrie namentlich die auf der Ausſtellung mit Ausnahme der Krupp'ſchen Kanonen ſo wenig äußern Effect machende Eiſeninduſtrie wird von England mit ſcheelen Augen angeſehen. Deutſchlands Induſtrie, kann man in den engliſchen Blättern leſen, iſt ein junger Rieſe der furchtbar wird, wenn er ſeine Kraft kennen lernt. Doch werden Sie fragen, wie gehört das hierher? Nun die Engländer erkennen den Zuſammenhang mit der Frage des Unterrichtsweſens wohl. Kein Meeting vergeht jetzt in England, keine Zeitung erſcheint jetzt in England, ohne daß das Thema ausführlich behandelt würde, wie kann man die engliſche Induſtrie unterſtützen — — durch die Volksſchule. Der Amerikaner und der ihm mehrfach verwandte Schweizer, die man beide einer übertriebenen Idealität gewiß nicht zeihen kann, haben ſeit lange eingeſehen, was Schulkenntniſſe zu bedeuten haben, ihnen iſt das Schulgebäude das wichtigſte im ganzen Ort, man leſe nur die Berichte über das amerikaniſche Schulweſen, z. B. aus dem Staate Maſſachuſetts, oder man habe in der Schweiz nicht nur ein Auge für die blauen Berge mit den weißen Firnen, ſondern auch für die ſtattlichen weißen Schulgebäude an den blauen Seen, vornehmlich im Canton Zürich. Zürich aber hat das eidgenöſſiſche Polytechnikum und beweiſt, daß es erkennt, welchen Schatz es daran beſitzt.

Wenn wir ſo ſehen, welche Fülle von Geſittung, Wohlſtand und Kraft ſchon aus dem Minimum von Bildung, dem Leſen- und Schreibenkönnen, erſprießt, wie viel mehr muß das der Fall ſein, je höher die Bildung ſteigt. In faſt allen Erwerbszweigen hat dieſe Erkenntniß Platz gegriffen, nur in dem Kaufmannsſtande verhält man ſich faſt in der ganzen Welt noch renitent.

Trotz dieſem allgemeinen Vorurtheil und trotz den bisher verunglückten Verſuchen, dem Kaufmannsſtand und der Stadt Riga, welche ſo große Opfer für das Polytechnikum bringen, die Vortheile einer wiſſenſchaftlichen Bildung der heranwachſenden handeltreibenden Generation zugänglich zu machen,

hat der Verwaltungsrath des Polytechnikums auf mein Anregen doch die Errichtung der kaufmänniſchen Abtheilung am Polytechnikum mit großer Bereitwilligkeit und großem Eifer wieder in die Hand genommen.

Die Profeſſorenconferenz und der Verwaltungsrath haben ſich bei Entwerfung des Lehrplanes faſt ganz den Erwägungen angeſchloſſen, welche ich denſelben unterbreitet hatte. Das Hauptfundament iſt dieſes:

„Das kaufmänniſche Studium muß auf einer ebenſo tüchtig nationalökonomiſchen Grundlage, als das Studium in den anderen Fachſchulen auf einer naturwiſſenſchaftlichen, baſiren. Darum bildet in dem projectirten erſten Fachcurſe die geſammte Nationalökonomie in einem Umfang, wie ſie vollſtändiger auch auf den Univerſitäten nicht vorgetragen wird, den Unterbau für diejenigen Theile der Nationalökonomie, welche mit dem Handel, der Fabrikation und den ihnen vorzüglich dienenden Hülfsgewerben ſich befaſſen, während auf den meiſten Handelsſchulen die Nationalökonomie als eine Art Luxus in der oberſten Klaſſe als Nebenfach vorgetragen wird, nachdem diejenigen Theile der Nationalökonomie, welche den Handel betreffen, als ſ. g. theoretiſche Handelswiſſenſchaft ſchon vorher in den unteren Klaſſen einzeln ohne organiſchen Zuſammenhang unter einander und mit der übrigen Volkswirthſchaft als die für den Geſchäftsbetrieb nothwendigen äußeren Kenntniſſe gelehrt worden ſind.

Sache der Handelsſchule darf es aber nicht ſein, für die beſtimmte kaufmänniſche Branche, zu welcher der Schüler ſich wenden will, vorzubereiten, ja in höherem oder geringerem Grade abzurichten, die Handelsſchule hat vielmehr beſonders zwei Aufgaben.

Erſtens ſoll ſie ihre Schüler ſo bilden, daß ſie ſchnell jedes beliebige Geſchäft erlernen können. Wenn man dagegen einwenden will, daß das auf dem bisher üblichen Wege der kaufmänniſchen Ausbildung erreicht werden könnte, ſo iſt daran zu erinnern, daß ein anderer Weg als das Studium auf den polytechniſchen Schulen auch in den andern Fächern bis vor gar nicht langer Zeit Mode war, allein mehr und mehr verlaſſen wurde, weil er umſtändlich iſt und weniger ſicher zum Ziel führt, namentlich aber weil er die allgemeine Bildung hintenanſetzt.

Außerdem gilt es beſonders, den Kaufmann mit allen denjenigen Geſchäftsbranchen vertraut zu machen, die nicht ſein Hauptgeſchäft bilden, mit denen er aber in ſtetem oder vorübergehendem Verkehr ſich befindet. Hierher iſt das geſammte Transportweſen zu Waſſer und zu Lande per Achſe, Dampf, Segel oder Telegraph, das geſammte Verſicherungsweſen

und vor Allem die ſchwierige Partie des heutigen complicirten Geld- und Creditweſens der Staaten und der Privaten zu rechnen, über deſſen Natur noch ſo viele theils ganz irrige, theils wenigſtens ſchiefe Anſichten herrſchen, und in denen die durch eigene Geſchäftserfahrung erworbenen Kenntniſſe gewöhnlich ſehr theuer bezahlt worden ſind. Dieſes theure Lehrgeld zu erſparen, kann durch nichts beſſer bewirkt werden, als durch eine gründliche Kenntniß der Thatſachen (Statiſtik), der Geſetze, nach denen alle wirthſchaftlichen Vorgänge ſich vollziehen (Nationalökonomie) und der juriſtiſchen Formen, in welche ſie ſich kleiden (Handels-, Wechſel- und Seerecht).

Die zweite noch höhere Aufgabe der Handelsſchule iſt aber für ein Gemeinweſen, wie das Rigas, vielleicht noch wichtiger, nämlich dem Kaufmann Intereſſe für und Einſicht in alle diejenigen Fragen der kaufmänniſchen und der geſammten Erwerbsverhältniſſe zu verſchaffen, die ſein perſönliches Geſchäft nicht oder nur entfernt berühren, auf die den Kaufmann aber eine öffentliche Stellung, ſei es als Director oder Verwaltungsrath irgend einer Geſellſchaft, ſei es als Conſul, als kaufmänniſcher Beamter, als Mitglied des Börſen-Comités u. ſ. w. führt. Kaufleuten und Fabrikanten auch dieſen über ihr eigenes Intereſſe hinausgehenden weiteren Blick zu ſchaffen, muß ein Hauptziel der hieſigen Handelsſchule ſein. Eine genauere Kenntniß der wirthſchaftlichen Thatſachen der Gegenwart und, um die Zukunft aus dem bisherigen Gange beurtheilen zu können, der Vergangenheit muß geboten werden in der Handelsſtatiſtik und Handelsgeſchichte Rigas, Rußlands und der übrigen Welt, mit der Rußland und ſpeciell Riga in Handelsbeziehungen ſteht. Für dieſe Fächer hofft der Verwaltungsrath einen, kraft ſeiner Stellung in beſonders hohem Grade damit vertrauten Mann zu gewinnen, wie auch für die juriſtiſche Seite des Handels eine hieſige Kraft in Ausſicht genommen iſt. Gerade für dieſe genannte zweite Hauptaufgabe der Handelsſchule hat der Nationalökonom, der die Naturgeſetze erforſcht, welche zu allen Zeiten und an allen Orten in der Wirthſchaft herrſchen, mit denjenigen, welche die localen Thatſachen und juriſtiſchen Erſcheinungsformen ſchildern, in welchen das Geſchäft local ſich bewegt, zu einem gedeihlichen Reſultat zuſammenzuarbeiten." *)

Dieß der Grundgedanke unſeres Planes.

---

*) Vgl. Beilage zur Rigaſchen Zeitung vom 18. (30.) Juli 1867, Nr. 24. Die Handelsfachſchule am Polytechnikum zu Riga von Dr. Laspeyres.

Wenn wir nun aber wirklich einer kaufmänniſchen Bildungsanſtalt in Riga bedürfen, warum ſollen wir denn gleich mit dem Höchſten, das verhältnißmäßig nur Wenigen zugänglich iſt, beginnen und nicht erſt mit dem für Viele leichter Erreichbaren? Die Gründe liegen nahe genug. Einmal ſchon ein äußerlicher. Wenn die Abtheilung für Kaufleute mit dem Polytechnikum verbunden werden ſoll, ſo muß ſie im Intereſſe eines gedeihlichen Verkehrs der Lehrenden unter einander und der Studirenden unter einander völlig gleichberechtigt mit den anderen Abtheilungen daſtehen.

Mancher wird vielleicht lächeln, daß ich behaupte, weil die Bildungsanſtalt mit dem Polytechnikum verbunden werden ſoll, muß ſie das höchſte Maaß der Bildung anſtreben, denn über die Bedeutung eines Polytechnikums als techniſcher Hochſchule, ja als der höchſten Bildungsanſtalt für eine große Reihe von Berufszweigen, iſt das Publicum weder in Rußland noch in den Oſtſeeprovinzen hinreichend aufgeklärt, ja nicht einmal in Riga, welches doch zum weitüberwiegenden Theile das Polytechnikum geſchaffen hat. Ich ſage, ein Polytechnikum iſt die höchſte Bildungsanſtalt für eine Reihe von Berufszweigen, und das baltiſche Polytechnikum iſt die höchſte Anſtalt, welche alle dieſe Zweige vereint, für die vereinzelt auch ſonſt Rußland höhere Lehranſtalten beſitzt, und dieſes Polytechnikum iſt ſogar darauf angelegt, auch für diejenigen Lehrfächer, welche bisher in anderen Ländern weder mit dem Polytechnikum noch mit der Univerſität verbunden waren, für die Landwirthſchaft und für den Handel, die höchſte Lehranſtalt zu bilden. Die Bildung der Landwirthe und der Kaufleute über die Gymnaſialbildung hinaus war bisher faſt überall beſonderen Lehranſtalten überwieſen, den landwirthſchaftlichen Akademien und den Handelsakademien. Daß namentlich die letzteren bisher verhältnißmäßig weniger Nutzen geſtiftet haben als andere Bildungsanſtalten iſt wohl beſonders gerade dem Umſtande ihrer Iſolirung zuzuſchreiben, welche es nicht geſtattete für alle Fächer gute Lehrkräfte zu gewinnen, die doch nicht genügend ausgenutzt werden konnten. Mit einem Polytechnikum verbunden, findet eine Unterrichtsſtätte für zukünftige Kaufleute dieſe Lehrkräfte zum großen Theil ſchon vor. — Ein Polytechnikum iſt eine Hochſchule. Die Abtheilungen eines Polytechnikums bilden gewiſſermaßen die Parallelklaſſen der verſchiedenen Facultäten auf der Univerſität, wie die Realgymnaſien neben den ſ. g. humaniſtiſchen oder claſſiſchen Gymnaſien ſich gebildet haben; das Polytechnikum iſt die Univerſität für

alle die Fächer, welche in der Verfaſſung der Univerſitäten, die ſich ſeit Jahrhunderten wenig verändert hat, nicht Raum fanden. Auf den Univerſitäten wurden früher betrieben das Studium der Jurisprudenz, der Medicin und der Theologie in der juriſtiſchen, mediciniſchen und theologiſchen Facultät. Daneben beſtand endlich die vierte, die ſ. g. philoſophiſche Facultät, in welcher vorzüglich als Hülfswiſſenſchaft für alle Facultäten die Philoſophie, und als Fortſetzung der Gymnaſialſtudien zur Bildung von Lehrern, die nicht aus dem geiſtlichen Stande hervorgingen, Philologie und Geſchichte gelehrt wurden. Ferner wurde der mathematiſche Unterricht in derſelben Facultät ertheilt. Mit dem Aufblühen der Naturwiſſenſchaften wurde jeder neue Lehrgegenſtand in die philoſophiſche Facultät geſteckt, bloß weil er weder Jurisprudenz, noch Medicin, noch Theologie war. Ebenſo erging es der Nationalökonomie und den ſ. g. politiſchen Wiſſenſchaften, ſo weit man nicht wie in Oeſterreich aus den juriſtiſchen Facultäten durch Vereinigung mit dieſen Fächern ſtaats- und rechtswiſſenſchaftliche Facultäten machte. Durch dieſes Verſchlucken ſchwoll allmählich die philoſophiſche Facultät der Univerſitäten ſo an, daß man vielfach dieſelbe getheilt hat, in eine hiſtoriſch-philologiſch-philoſophiſche und in eine mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Abtheilung oder auch in zwei ganz getrennte Facultäten, eine philoſophiſche und eine naturwiſſenſchaftliche, an welche ſich dann in Baiern und Würtemberg noch ſtaatswiſſenſchaftliche Facultäten anſchloſſen. In dieſe philoſophiſche Facultät oder deren Theile hätte nun auch die Ausbildung für alle die in unſrem Jahrhundert neu aufkommenden techniſchen Fächer eingereiht werden müſſen, wollte man nicht dieſelben jede für ſich in eigene Lehranſtalten, Bergakademien, Bauakademien, Ingenieurſchulen, Maſchinenbauſchulen u. ſ. w. zerſplittern und ſie damit in eine einſeitige Richtung drängen, oder man mußte alle zuſammenfaſſen in Anſtalten, welche neben die bisherigen Univerſitäten geſtellt wurden unter dem Namen Polytechnikum. Meiſtens iſt das Letztere geſchehen, doch hat in den verſchiedenen deutſchen Staaten bald das eine bald das andere Fach eigene Lehranſtalten höherer oder niederer Art behalten. Das Polytechnikum iſt ein echt deutſches Inſtitut, es konnte auch in ſeiner heutigen Geſtalt kaum in einem andern Lande entſtehen als in Deutſchland, das jede nützliche praktiſche Kenntniß ſogleich theoretiſch zu vertiefen ſtrebt. Die Polytechniken ſind aber in erſter Linie die höchſten theoretiſchen Lehranſtalten für die ſ. g. techniſchen Berufsklaſſen. Dieſer theoretiſche Charakter muß ihnen gewahrt werden. Auch für die neu zu errichtende

kaufmänniſche und die zu erweiternde landwirthſchaftliche Abtheilung gilt das meiner Meinung nach in demſelben Grade. Der Fehler, der ſo viele kaufmänniſche Lehranſtalten in Mißcredit bei den Kaufleuten gebracht hat, und mit Recht, iſt der, daß man meint, junge Leute in dieſen Anſtalten praktiſch zu Kaufleuten ausbilden zu können, was unmöglich iſt.

Der Charakter des Polytechnikums als der höchſten Lehranſtalt für die techniſchen Fächer wird noch vielfach verkannt und zwar beſonders in Riga.

Das Vorurtheil gerade gegen das baltiſche Polytechnikum würde jedenfalls ſich ſchon ſehr gelegt haben, wenn nicht in Riga die uns Ausländern unbegreifliche Scheu herrſchte, über öffentliche Anſtalten und Verhältniſſe zu ſchreiben und öffentlich zu reden. Das muß für das Polytechnikum, welches das Tageslicht nicht zu ſcheuen braucht, anders werden.*)

Daß überall bei Begründung eines Polytechnikums demſelben Unkenntniß oder was ſchlimmer iſt, halbe Kenntniß und damit Vorurtheile entgegen ſtehen, iſt keineswegs zu verwundern. Eine ſolche Anſtalt muß faſt überall unſcheinbar anfangen, und es dauert lange bis von einer ſolchen Pflanzung die Früchte gepflückt werden können.

Vom Anfang der Curſe bis zur erſten Diplomertheilung liegt eine Studienzeit von mehreren Jahren, in denen man kein äußeres Reſultat gewahrt, ja ehe die Studien auf dem Polytechnikum beginnen können, vergehen ein oder zwei Jahre, weil namentlich im Anfang ſich nicht Studenten mit der Vorbildung, welche die Hochſchule verlangt, finden, alſo dieſe erſt in dem ſ. g. Vorcurſus herangebildet werden müſſen. So haben, was ſpeciell Riga angeht, die erſten Diplome an Landwirthe und Chemiker erſt im Herbſt 1866, an Ingenieure erſt im letzten Herbſt ertheilt werden können, die erſten Maſchinenbauer werden gar erſt im Herbſt 1869 ihr Diplom erhalten.

Nicht einmal äußerlich konnte bisher unſere Hochſchule imponiren, ſie mußte proviſoriſch in irgend ein beliebiges Privathaus, zuſammen mit

---

*) Nachdem dies geſchrieben, kommt mir zu: Das Polytechnikum zu Riga. A. Gründung und Entwicklung der Anſtalt von Prof. Lovis. B. Der Bau des Polytechnikum. gebäudes von Prof. Hilbig Notizblatt des techniſchen Vereins zu Riga. Jahrg. VII. Januar 1868.

Tiſchler, Buchbinder, Kegelbahn, Barbier- und Haarſchneideſtube, einquartirt werden. Der des Locales Unkundige konnte ſtatt in den Wiſſenſchaften gefördert gerade ſo gut gehörig eingeſeift oder geſchoren werden. Jetzt da nach langem Harren das neue Gebäude überaus ſtattlich und würdig auf dem Thronfolger-Boulevard ſich erhebt, hat der äußere Eindruck des bisherigen Polytechnikums ſich beim Publicum nun leider ſchon ſo feſtgeſetzt, daß man ſich nicht über die bisherige Stätte der Wiſſenſchaft wundert, ſondern halb erſtaunt halb unwillig fragt, wie denn das Polytechnikum dazu komme ein ſo viel ſtolzeres palaſtähnliches Gebäude zu erhalten als die „anderen Gymnaſien".

Wie tief das Polytechnikum leider noch vielfach in der Meinung des Publicums ſteht, ſieht man daraus, daß das Vorrecht, welches die Regierung dem Verwaltungsrath gegeben hat, nach Analogie der Univerſität, Profeſſoren zu creiren, vielfach nur ein mitleidiges Lächeln hervorruft. Daß die Studirenden am Polytechnikum nicht wie die Dorpater Studenten die bunte Mütze, das nur äußere Abzeichen der Studenten und nicht einmal aller Studenten, tragen dürfen, ſchafft gleichfalls einen großen Unterſchied in der Meinung, welche das Publicum von dem Dorpater und dem Rigenſer Studenten hat. Ja ſo wie einmal die Anſchauungen in Rußland ſind, ſollte es mich nicht wundern, wenn man die Profeſſoren am Polytechnikum wiſſenſchaftlich um zwei Stufen tiefer ſtellt als die Profeſſoren an der Dorpater Univerſität, weil dieſelben um zwei Stufen tiefer in der Rangklaſſe geſtellt wurden, obwohl die höchſte wiſſenſchaftliche Autorität des Landes, der Dorpater Conſeil, ſich unbedingt für Gleichſtellung mit der Univerſität ausgeſprochen hat.

Daß aber auch Leute, welche ſich nicht an Aeußerlichkeiten bei der Beurtheilung klammern, von dem Polytechnikum als Hochſchule Nichts wiſſen wollten, war ſo lang ihnen nicht zu verdenken als die Anſtalt Studirende in den verſchiedenen Abtheilungen nur ſehr wenig oder in den erſten Jahren gar keine zählte. Statt deſſen mußte in den vergangenen Jahren die Vorbereitungsklaſſe in den Vordergrund treten mit nicht einmal erwachſenen jungen Leuten, welche hier den Unterricht genoſſen, den ſie auf den Gymnaſien nicht genießen wollten oder nicht genießen konnten. Daneben wurden in ein paar Abendſtunden Handlungslehrlinge nach dem ermüdenden Tagesgeſchäft in Comtoir und Bude einige Wintermonate hindurch in Schulkenntniſſen unterrichtet oder Geſellen im Zeichnen und einigen andern Fächern gefördert. Das ſind an ſich Alles ſehr lobenswerthe

Bestrebungen, die auch vielleicht ganz gut die Professoren so lange beschäftigten, als sie beim Polytechnikum aus Mangel an Studirenden noch nicht Beschäftigung fanden, allein man hätte im Interesse der Anstalt sicher besser gethan, diesen Unterricht wenigstens äußerlich davon zu trennen. Wenn jetzt auch mehr und mehr diese Anhängsel weggefallen oder wenigstens auf den Aussterbeetat gesetzt sind, wenn zudem in den letzten Jahren die Zahl der Studirenden in den verschiedenen Abtheilungen die Zahl der Schüler in der Vorbereitungsklasse weit überflügelt hat, so sind die leidigen Spuren des früheren Zusammenhanges noch nicht verwischt. In das neue Gebäude wird nur die Hochschule, und da die Trennung äußerlich nicht möglich ist, auch die Vorbereitungsklasse mit hinübergenommen, obwohl innerlich zwischen beiden Anstalten nicht mehr Zusammenhang ist als zwischen einem Gymnasium und einer Universität, welche auch in anderen Städten zuweilen gemeinsame Lehrkräfte besitzen, nicht indem jeder Lehrer an dem Gymnasium auch Professor an der Universität ist, sondern indem einige Professoren auch Lehrer an den Gymnasien sind. Die guten Vorbereitungsanstalten Basels, welche ich in einer solchen Stellung kennen lernte, verdanken ihre Höhe vielfach dieser Betheiligung der Professoren an dem Gymnasialunterricht.

Die geschilderten Uebelstände werden genügen, um zu zeigen, mit welchen Mächten ein neu gegründetes Polytechnikum überall und speciell hier in Riga zu kämpfen hat. Allein selbst wenn diese vorübergehenden Uebelstände besiegt worden sind, wird immer noch genug übrig bleiben um unserm Polytechnikum die Concurrenz mit den ausländischen Anstalten zu erschweren. Das baltische Polytechnikum kann wohl niemals die äußere Ausdehnung und die innere Bedeutung gewinnen, wie die Hochschulen von Zürich, Carlsruh, Hannover, oder zukünftig von Aachen. Als eine Hochschule, welche zu zwei Drittel von der einzigen Stadt und Kaufmannschaft Riga erhalten wird, sind die Geldmittel mit andern Anstalten verglichen, ungemein beschränkt. Bei den hohen Rigaschen Preisen für alle Güter, welche viel größere Gehalte der Professoren verlangen, als an irgend einer auswärtigen Anstalt, betragen die Einnahmen der Anstalt, abgesehen von den Studiengeldern, noch nicht die Hälfte des Budgets, dessen z. B. das eidgenössische Polytechnikum sich zu erfreuen hat. Damit kann natürlich nicht das Gleiche geleistet werden. Um mit diesen Mitteln überhaupt

auszukommen, müſſen die Profeſſoren zu ungleich größeren Leiſtungen herangezogen werden als an andern Anſtalten und als z. B. auch an der Dorpater Univerſität. Daß unter dieſen Umſtänden den Lehrern nicht die Möglichkeit bleibt, neben dem Unterricht die Wiſſenſchaft durch eigene Arbeiten zu fördern und dadurch den Ruf der Anſtalt in das Ausland zu tragen, iſt auch unſchwer einzuſehen. Für das baltiſche Polytechnikum hat das inſofern allerdings nicht viel zu bedeuten als die Anſtalt unbedingt die allererſte der Welt ſein müßte um in dieſe nordiſchen Gegenden Studirende aus andern Ländern zu führen. Ja wenn nur die Fremden nicht kämen, der Schade wäre zu tragen, allein ſogar die eigenen Landeskinder gehen lieber ins Ausland. Wer könnte es auch einem jungen Menſchen verargen, wenn er bei der Ausſicht dermaleinſt als Ingenieur im Innern von Rußland ſein Leben zu verbringen, lieber ſeine Studien an dem ſchönen Züricher See als am Dünaſtrande machen will, zumal da die geſammten Reiſekoſten ſogar jedes Jahr hin und zurück durch die weitaus geringeren Vorleſungshonorare faſt aufgewogen werden und das Leben in Zürich ungleich billiger iſt als in Riga. Aus der geringen Frequenz des Polytechnikums darf alſo nicht der Schluß auf deſſen Inferiorität in den Lehrkräften, welche das Budget geſtattet, geſchloſſen werden.

Was von der Schwierigkeit Studirende heranzuziehen gilt, läßt ſich auch auf die Profeſſoren ausdehnen. Einen beſondern Reiz hat der Gedanke nach Riga, d. h. nach deutſchem Vorurtheil in eine unwirthſame von Wölfen und Bären unſicher gemachte Gegend zu gehen, vielleicht nur für den Nationalökonomen und Culturhiſtoriker, der einen Einblick in ihm bisher nur aus Büchern bekannte Culturſtufen thun will. Gar bald freilich merkt ein Jeder, beſonders wenn er aus der wenig gaſtfreundlichen Schweiz kommt, daß Riga bedeutend beſſer als ſein Ruf iſt und daß der Fremde durch die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Rigenſer für Vieles entſchädigt wird, was er hinter ſich gelaſſen hat, und was ihm hier fehlt.

Riga wird es ſich gefallen laſſen müſſen, daß es ſehr bedeutende Gelehrte aus dem Auslande, wenn dieſelben eine ihnen zuſagende Stellung ſchon gefunden haben, nicht erwerben kann, es wird auf junge Lehrkräfte angewieſen ſein, welche, wenn ſie bedeutende Befähigung zeigen, dem baltiſchen Polytechnikum bald wieder entzogen werden. Es wird hierin das Schickſal jener Univerſität theilen, welche mit dem Rigenſer Polytechnikum in vielen Beziehungen große Aehnlichkeit hat, der Baſeler, welche

gleichfalls nur von der Stadt Basel mit ihrem nominellen Gebiet unterhalten wird und in Deutschland unter dem Namen des akademischen Schwungbrettes eine gesuchte Anfängeruniversität ist. Trotz dieser Ungunst des raschen Wechsels der Professoren hat Basel mit Recht durch alle Finanznöthe seine alte Universität gerettet, wie Riga, was noch mehr anzuerkennen ist, zu einer Zeit, da die junge Schöpfung noch leichter aufzugeben war, sein neues Polytechnikum nicht hat fallen lassen wollen, obwohl Basel wie Riga wissen müssen, daß sie aus äußeren Gründen immer nur kleine Hochschulen werden halten können, falls nicht die Verhältnisse sich sehr ändern.

Fragen Sie nun aber ob es unter diesen und andern für das baltische Polytechnikum so ungünstigen Umständen das Richtige war, die großen Opfer für eine solche Anstalt zu bringen, während andere Zweige des Unterrichtswesens namentlich nach unten hin der Erweiterung, nach oben hin der Reformirung bedurften, so stehe ich trotz vielfach gegentheiligen Ansichten, keinen Augenblick an zu sagen, daß gut gehandelt wurde, wie gehandelt wurde.

Die Errichtung einer höchsten Bildungsanstalt drängt wegen der zu dem Studium nothwendigen Vorkenntnisse von selbst und viel sicherer als wenn die höchste Anstalt fehlte, zur Reform dessen, was an den niedrigeren Bildungsanstalten mangelhaft ist. Lassen Sie mich diesen Satz mit ein paar Beispielen illustriren. Im Mittelalter genügten anfangs die Schulen der Klöster, welche fast die einzigen niederen Bildungsanstalten waren um zum Studium auf der theologischen, juristischen und medicinischen Hochschule, welche man später in den Universitäten vereinigte, vorzubereiten. Die Universitäten, welche man seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland gründete, riefen durch die immer größeren Anforderungen, welche man an die Studenten stellte die Gymnasien hervor. Von den Universitäten zweigten sich in unserem Jahrhundert die Polytechniken ab und kaum hatte dieser Proceß sich vollzogen, als sich das Bedürfniß herausstellte, zur Vorbereitung auf diese Hochschulen noch andere Bildungsanstalten, s. g. Realgymnasien, Gewerbeschulen u. dgl. zu gründen, resp. zu reformiren. Solche Anstalten konnten jedoch natürlich nicht gleich überall um der Wenigen willen, die an jedem Ort sich zum Studium auf diesen Hochschulen vorbereiten, errichtet werden. Das Bedürfniß nach einer besondern Vorbildung hat vorläufig fast an allen technischen Hochschulen zu den s. g. Vorcursen oder zu den mathematischen Vorklassen geführt, die an sich zum

Polytechnikum nicht gehören. Auf einem jeden Polytechnikum hat ſich die Nothwendigkeit ſolcher Vorſchulen herausgeſtellt, ein jedes geſteht ſich aber auch ein, daß dieſelben nur ſo lange beibehalten werden ſollen, bis andere Schulen die jungen Leute genügend vorbereitet zuführen. In der Schweiz hat das eidgenöſſiſche Polytechnikum in dieſer Beziehung einen großen Einfluß auf die ſ. g. Cantonsſchulen, ja weiter, auf das geſammte Schulweſen ausgeübt. Die Schweiz würde bald für ihre Angehörigen den mathematiſchen Vorcurſus entbehren können, indeſſen muß ſie ihn für die Menge der Ausländer, aus dem ruſſiſchen Reich z. B. in den letzten Jahren 50 bis 60, beibehalten. In Oeſterreich ſind die Realgymnaſien ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß die Vorcurſe am Polytechnikum überflüſſig geworden ſind. In Riga ſehen wir denſelben Entwicklungsgang vor uns. Seit das Polytechnikum exiſtirt, wird die Reform des hieſigen Realgymnaſiums mit ungleich größerer Rührigkeit und Gründlichkeit angefaßt. Möchte doch daſſelbe recht bald wenigſtens für die Rigenſer den Vorcurſus überflüſſig machen. Der Einfluß des Polytechnikums geht aber auch noch in weitere Kreiſe, die höhere Bildung der Landwirthe, der Chemiker, der Ingenieure, läßt in den kaufmänniſchen Kreiſen mehr und mehr fühlen, daß auch hier die Bildung eine höhere werden muß, ja die Regungen für eine Reform im Unterrichte des weiblichen Geſchlechts ſind auch dem Polytechnikum mit zu danken. Selbſt auf die Elementarſchulen, auf die Volksſchulen kann der Einfluß mit der Zeit nicht ausbleiben, denn gebildete Geſchäftsherren aller Art wollen auch gebildete Arbeiter haben. So iſt die Bildung mit Recht anfangs eine ariſtokratiſche um immer mehr eine demokratiſche zu werden. Iſt es in unſerem Gewerbeverein etwa anders? Durchaus nicht. Die Seite der Vereinsthätigkeit, welche der Belehrung ſich zuwendet, iſt noch eine ſtark ariſtokratiſche; für die meiſten Unterrichtsſtunden haben ſich bisher weder Meiſter noch Geſellen in genügender Anzahl gefunden, hingegen die Vorleſungen erfreuen ſich des eifrigſten Beſuches, und wenn auch noch vielfach die ſ. g. Literatenkreiſe ein großes Contingent zu der Hörerſchaft ſtellen, ſo zweifle ich doch nicht daran, daß aus dieſem Bedürfniß der Minderheit für mancherlei Vorträge über mancherlei Gegenſtände ſich ein Bedürfniß der Mehrheit für Unterrichtscurſe über je einen Gegenſtand herausbilden wird; haben es doch ſchon im vergangenen Winter viele der Mitglieder über ſich gewonnen, meine 7 Vorträge über denſelben ſpeciellen Gegenſtand mit regem Eifer durchzumachen.

TRÜ Raamatukogu

Dieſer Gang von ariſtokratiſcher Bildung zu immer demokratiſcher iſt keine Abnormität, faſt ein jeder Fortſchritt beginnt ariſtokratiſch um demokratiſch zu enden, von dem Trivialſten bis zum Allerhöchſten. Jede Mode beginnt in den ſ. g. höheren Geſellſchaftsklaſſen in denen ein Bedürfniß die Trachten oft zu wechſeln ſich findet und in denen die Mittel dazu vorhanden ſind, von dort aus dringt ſie in immer tiefere Schichten. Nehmen Sie das Bedürfniß zu reiſen: wie Viele können ſich in Ländern, welche den ſchönen Gegenden nicht gar zu fern liegen, das Vergnügen, Körper und Geiſt in großartiger Natur auszuruhen, machen, welches Vergnügen noch vor wenigen Jahrzehnten nur Wenigen zugänglich war! Wie haben die Symphonieconcerte, welche anfangs um hohen Preis in den Reſidenzen nur der hohen Ariſtokratie zugänglich waren, um ſich gegriffen, ſo daß man in Berlin ſolche Concerte in den brillanteſten Räumen für 2½ Sgr. oder 10 Kop. hören kann. Die Reform für die Arbeiterwohnungen, die, noch in den erſten Anfängen, bald enorme Dimenſionen annehmen wird, kann nicht da eingreifen wo ein Eingreifen am nothwendigſten wäre, bei den unterſten Arbeiterklaſſen; dieſe fühlen die Wohnungsnoth im Vergleich mit anderer Noth weniger, und wenn ſie dieſelbe fühlten, fehlten ihnen die Mittel, ſich beſſere Wohnungen zu verſchaffen; die Reform muß ſich an die höheren Schichten des ſ. g. Arbeiterſtandes halten und von dieſer Höhe immer tiefer herabſteigen, ja die Wohnungsreform begnügt ſich jetzt ſchon nicht mehr mit dieſer Höhe, auf der ſie ihre Arbeit begonnen hatte, ſondern fängt in den großen Städten noch höher bei den kleinen Beamten und überhaupt beim Mittelſtande an, um, wenn für dieſe Bevölkerungsklaſſe geſorgt iſt, ihre Bemühungen zu verallgemeinern.

Auch in höheren Dingen, im politiſchen Leben, haben wir vielfach denſelben Gang von oben nach unten. Eine Theilnahme des Volkes an der Regierung, ein conſtitutionelles Leben fängt faſt überall auf der oberſten Stufe an, mit der Vertretung des Volkes bei der Staatsgeſetzgebung und nicht in dem kleinſten Verbande, der Gemeinde und der Kirche. Wohl iſt es beklagenswerth, daß die Volksvertreter in den meiſten Staaten für die Kammern nicht die Schulung in parlamentariſchen Verhandlungen mitbringen, welche die Würde einer ſolchen Verſammlung, auf welche Aller Augen gerichtet ſind, erheiſcht. Allein man darf doch nicht das ganze Inſtitut wegen der anfänglichen Fehler verwerfen und warten bis die parlamentariſche Regierung von unten auf einem Jeden in Fleiſch und Blut

übergangen iſt, nein, man fange getroſt von oben an und ſchreite immer weiter nach unten vor.

Sie werden aus dieſen wenigen Zügen geſehen haben, daß der Entwicklungsgang des Unterrichtsweſens vom Polytechnikum auf das Realgymnaſium, vom Realgymnaſium auf die Realſchulen, von den Realſchulen auf die Volksſchulen, wie er in Riga ſich jetzt vollzieht, nicht eine Abnormität im Rigenſer Unterrichtsweſen iſt, ſondern daß dieſes der übliche Gang iſt, ja daß dieſer Gang des Unterrichtsweſens kein anderer iſt als der des Fortſchrittes in der Welt überhaupt.

Soweit von Seiten des Lehrgegenſtandes in der kaufmänniſchen Abtheilung, und von Seiten des geſammten Polytechnikums als der techniſchen Hochſchule, die Geſichtspunkte, welche bei Entwerfung des Planes der Handelsſchule maßgebend geweſen ſind.

„Zur gedeihlichen Wirkſamkeit der projectirten Handelsſchule*) genügt nun aber nicht die Thätigkeit und der gute Wille der Lehrenden und der Lernenden, ſondern es wird vor Allem erfordert, daß die Geſchäftsherren ihrerſeits ſich willig zeigen, ein Opfer, wenn auch kein materielles, ſo doch ein für Viele ſchweres immaterielles Opfer zu bringen, nämlich eine durch lange Zeit liebgewordene Gewöhnung aufzugeben.

Eine Aenderung in dem Bildungsgang des heranwachſenden kaufmänniſchen Geſchlechtes in den ſogenannten Lehrlingsjahren iſt wünſchenswerth, ja nothwendig. Wollte man nämlich die projectirte Studienzeit von zwei Jahren zwiſchen die Schulzeit und die bisherigen Lehrlingsjahre einfach einſchieben, ſo wäre von vornherein auf einen nur ganz ausnahmsweiſen Beſuch unſerer Handelsſchule zu rechnen, da, nach der Zeit bemeſſen, dem kurzſichtigen Blick vieler Aeltern, welche die Söhne verſorgt zu ſehen wünſchen, die zwei Studienjahre als ein Verluſt von zwei Lebensjahren erſcheinen würden.

Die Zeitverhältniſſe drängen dahin, daß die Kaufleute mehr und mehr ſich entſchließen müſſen, die Zeit, welche die jungen Leute ohne Salair in ihren Geſchäften arbeiten, wirklich zu dem zu machen, was ſie bisher vielfach nur dem Namen nach war, zur Lehrzeit. Nicht nur in Riga, ſondern faſt in allen deutſchen Handelsſtädten wird der ſogenannte Handelslehrling zum Mindeſten die längere Zeit ſeiner Lehrjahre zu Arbeiten benutzt, welche ihn in ſeiner Carrière nicht fördern, ſondern welche wegen ihres

*) Dieſes wieder aus meinem oben citirten Gutachten über die Handelsſchule.

mehr mechaniſchen Charakters ebenſogut oder vielleicht beſſer von einem Comptoir- oder Ladendiener verrichtet werden könnten, wo alſo die trotzdem dazu verwendete höhere Begabung eine Vergeudung von Kraft iſt. In kleinen Geſchäften, namentlich in allen Laden- und Detailgeſchäften wird dem kaum jemals abgeholfen werden können, vielleicht iſt aber hier wie anderwärts die werthvollere männliche Arbeit, durch weniger koſtſpielige weibliche theilweiſe zu erſetzen. Anders in großen Geſchäften. Hier kann die mehr mechaniſche Arbeit von der mehr geiſtigen in immer höherem Grade getrennt werden. Die Verwendung der jungen Leute im Comptoir, im Waarenlager, im Hafen, auf der Börſe, Poſt u. ſ. w. muß von dem Grundſatz geleitet werden, dieſelben rein mechaniſch nur ſoweit zu beſchäftigen, daß ſie die in jedem Geſchäft nöthige Routine und Sicherheit ſich erwerben. In die halb mechaniſchen halb geiſtigen Verrichtungen, z. B. der Correſpondenz, Buchführung, wird Derjenige, welcher theoretiſch derſelben Herr iſt, ſich praktiſch ſchnell hineinarbeiten, gilt es doch nur die Anwendung allgemeiner Regeln auf die concreten Verhältniſſe des beſtimmten Geſchäfts. Was endlich die hohen und höchſten Arbeiten in dem kaufmänniſchen Geſchäft betrifft, ſo wird bei richtiger Leitung der Lehrzeit von Seiten des Principals der theoretiſch durchgebildete junge Mann in gar kurzer Zeit im Stande ſein, als Commis in das Geſchäft einzutreten, ſo daß der Geſchäftsherr, welcher kurze Zeit die Mühe des Lehrers auf ſich genommen hat, lange Zeit den Vortheil dieſer Ausbildung genießt. Dieſer Vortheil beſteht beſonders darin, daß er bei der Vielſeitigkeit der heutigen Geſchäfte nicht überall ſelbſt zu handeln braucht, ſondern daß er ſchneller als vordem ſeinen Lehrling ſo weit gebracht hat, daß derſelbe als Commis ihn an vielen Orten vertreten kann. Es iſt nämlich ein Fehler, daß in faſt allen deutſchen Handelsſtädten der Lehrling meiſtens nicht der Commis desjenigen Geſchäftsherrn wird, deſſen Lehrling er geweſen war. Nichts iſt da natürlicher, als daß der Kaufherr den Lehrling nicht über das hinaus fördert, was er innerhalb der Lehrlingszeit gerade in ſeinem Geſchäft verwerthen kann, und daß er einen ungebildeten Lehrling vielfach beſſer ausnutzen kann. Anders, wenn jede Belehrung von Seiten des erfahrenen Geſchäftmannes ſogleich dem Geſchäft wieder zu Gute kommt. Eine höhere Bildungsanſtalt für Kaufleute treibt naturgemäß dazu, daß die bedeutend abzukürzende Lehrlingszeit in eine bloße Vorſtufe für die Stellung als Commis verwandelt wird. Der Commis kann alsdann das auf dem Polytechnikum Erlernte, ſo lang es ihm friſch vor dem Geiſte ſteht,

praktiſch verwerthen, während die Beſchäftigung faſt nur mechaniſcher Art das Erlernte vergeſſen macht und die Luſt weiter zu lernen ertödtet. Die bei dem bisherigen Bildungsgang allerdings vielfach begründete Furcht, daß das Verbleiben des Lehrlings als Commis in dem gleichen Geſchäft denſelben einſeitig mache, iſt bei der vielſeitigen Bildung, welche die Studienzeit pflanzt, wohl eine leere.

Alſo dem Commis und durch denſelben dem Geſchäftsherrn trägt der Unterricht im Polytechnikum Früchte, welche dem Lehrling, träte er nach der Studienzeit in eine Stellung wie die bisherige, nicht reifen, und die folglich auch nicht der Principal durch den Lehrling in ſeinem Geſchäft pflücken kann.

Der Hauptnutzen freilich, das kann nicht oft genug wiederholt werden, liegt nicht in den Kenntniſſen, welche ſogleich praktiſch verwerthet werden können, der Buchführung, der Sprachkenntniß, der Waarenkunde u. ſ. w., ſondern in denjenigen, welche erſt dem ſelbſtändigen Geſchäftsherrn oder dem ſelbſtändigen Stellvertreter, dem Procuriſten, in einem weitern Geſichtskreis und ſchärfern Blick für das eigne Geſchäft und für das Wohl der Geſammtheit zu Gute kommen, in der nationalökonomiſchen, ſtatiſtiſchen und juriſtiſchen Kenntniß des Handels und aller anderen Erwerbszweige."

Wer nun trotz dieſen Ausführungen von dem Nutzen nicht überzeugt iſt, dem können andere Vortheile als Reizmittel in Ausſicht geſtellt werden. Wer mit dem Zeugniß der Reife aus der Abtheilung für Kaufleute vom Polytechnikum entlaſſen iſt, erlangt dadurch politiſche Rechte, die ſonſt nur durch einen langen Geſchäftsbetrieb erworben werden können. Giebt dieß eine beſſere ſociale Stellung nach Abſolvirung der Studienzeit, ſo iſt auch während der Studienzeit die Stellung als Student diejenige, welche als die ſchönſte des Lebens gilt. Die jungen Leute Rigas, welche dem kaufmänniſchen Beruf ſich widmen wollen, ſollten ihre Eltern beſtürmen, ſie am Polytechnikum ſtudiren zu laſſen, und ſollten die Eltern zu arm ſein dafür, ſo iſt ja jetzt durch Freiſtellen, Stipendien u. dgl. auch Unbemittelten die Möglichkeit des Studiums erſchloſſen. Ja und dieſe ſchöne Studienzeit iſt auch rein äußerlich betrachtet kein Zeitverluſt, ſeit die Kaufmannſchaft ſich dahin ausgeſprochen hat, daß die theoretiſche Studienzeit auf dem Polytechnikum in die praktiſche Lehrlingszeit zum Vollen eingerechnet werden ſoll. Wenn dieſe Vergünſtigung manchen jungen Leuten nicht genügend erſcheint, wie mir und andern gegenüber geäußert wurde, wer vom Polytechnikum aus der kaufmänniſchen Abtheilung als reif

entlaſſen iſt, müßte gleich von vorneherein als Commis in ein Geſchäft eintreten können, ſo iſt darauf zu erwidern, daß dieſe Anſchauung eine ganz verkehrte iſt. Eine praktiſche Lehrzeit kann durch das Studium auf dem Polytechnikum nun und nimmermehr überflüſſig gemacht werden, denn das Polytechnikum kann nur vollſtändige theoretiſche Ausbildung erſtreben, für die Praxis aber nur eine Anleitung zur Ausführung der praktiſchen Berufsarbeiten geben. Das gilt von allen Abtheilungen unſeres Polytechnikums gleichmäßig und die Herren Polytechniker, für deren ſociale Stellung als Studenten ich mit Wärme geſprochen habe, mögen alle einen wohlgemeinten Rath beherzigen. Wer aus dem Polytechnikum mit dem Diplom austritt, bilde ſich nicht ein, daß er ein fertiger Mann iſt. Wiſſenſchaftlich nicht, denn die Keime, welche auf dem Polytechnikum gelegt ſind, müſſen ſorgfältigſt gepflegt werden, damit ſie nicht bald in der Praxis, welche anfangs nicht gleich die höchſten Aufgaben ſtellt, verkümmern. Praktiſch nicht, denn hier ſoll das Lernen erſt beginnen nach Austritt aus dem Polytechnikum, und es iſt als eine beſondre Gunſt des Schickſals zu betrachten, wenn der Student bei ſeinem Abgang ſogleich in eine Stellung eintreten kann, welche ihm ſeinen Unterhalt gewährt und doch Zeit läßt, nicht nur für ſeinen Arbeitgeber, ſondern auch für ſich zu arbeiten an ſeiner weiteren wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Ausbildung. Den Studirenden, welche als Theologen, Juriſten oder Mediciner von der Univerſität abgehen, fällt nicht immer ein ſo günſtiges Loos als den auf den techniſchen Hochſchulen Gebildeten, deren ſpätere Lebensſtellung neben dem wiſſenſchaftlichen Boden auch noch einen beſſeren goldenen Boden hat.

Dr. Laspeyres.

Baltiſche Uferbilder.

I. Am friſchen Haff.

Von der großen europäiſchen Verkehrsſtraße, deren Endpunkte, Niſhni-Nowgord und Liſſabon, bereits an die Nähe der beiden benachbarten Erdtheile mahnen, zweigt ſeit dem Sommer des Jahres 1865 ein beſcheidener Schienenweg ab. Dritthalb Stunden nimmt die Fahrt in Anſpruch, dann iſt das halbe Ziel, bisher das einzige der Bahn, erreicht. Ein bedeutender Strom hemmt die Weiterreiſe; willig trägt er ſelbſt uns abwärts, doch widerſtrebt er aufgezwungenem Joche? Nimmt man ja doch ſein Toben und Stürmen ſogar zum willkommenen Vorwand einen Bau zu unterlaſſen, den Gerechtigkeit und Vernunft gebieten ſollten! — Nach vollendeter Verlängerung der Inſterburg-Tilſiter Bahn bis nach Memel würde dieſem Orte nicht mehr die traurige Rolle zugewieſen ſein, bei ſeinem trefflichen Hafen und natürlichen Hinterlande von ſeiner Lebensquelle abgeſchnitten zu ſein. Dieſe Verlängerung hätte aber auch für uns ein großes Intereſſe. Sind erſt Riga und Libau verbunden, ſo dürfte die Conceſſion der Staatsregierung zur Ueberſchienung der wenigen Meilen Küſte um ſo mehr zu verhoffen ſein, als Preußen ſeit Jahren deßwegen in Unterhandlung getreten iſt. Dann wäre der alte Weg, auf dem wir bis zu Anfang der dreißiger Jahre nach Deutſchland reiſten, nur in neuer verbeſſerter Auflage wieder eröffnet; Zeit und Geld würden geſpart, und nebenbei ſähen wie uns auch etwas mehr um in dem Lande, das doch einmal in mancherlei Beziehungen zu uns geſtanden und ſteht. Immer weiter nach Südoſten iſt der Eingang in daſſelbe verlegt, immer fremdartiger iſt die Vorhalle des Thores geworden, bis nach Polen ſind wir ſchließlich gedrängt, und da erinnert der Querdurchſchnitt des Auguſtowo-

ſchen Gouvernements ſo gar lebhaft an jene Oede, die das Prohibitivſyſtem an der Tauroggenſchen Chauſſee eine halbe Werſt lang zwiſchen den Grenzpoſten beider Staaten gezogen.

Je größer die Strecke ruſſiſchen Gebietes geworden, um ſo geringer die des preußiſchen und um ſo viel ſchneller durchfliegen wir dieſe. Unvermittelt treten uns dann die Erſcheinungsformen weſtlicher Cultur gegenüber, die unter glücklicheren Bedingungen eine weit höhere Vollendung gewonnen haben, als auf unſerem Boden erreicht werden konnte. Das Selbſtgenügen, die Freude, daß wir's ſo herrlich weit gebracht, gehört vergangenen Jahrzehnten livländiſchen Lebens an; den plumpen Fingerzeigen unſerer öſtlichen Schulmeiſter danken wir es, daß auch jetzt zuweilen, nur berechtigter als früher, etwas davon durchbricht. Im Großen und Ganzen fühlt man mehr die Feſſeln, die unſere geſunden Glieder hemmen, als daß man ſich der Kraft freute, die — offen geſagt — in dieſer Lage Großartiges leiſtet. — Da mag es ganz rathſam ſein, die hohen Naturwunder unſeres Erdtheils und den induſtriellen Wettkampf der Völker einmal bei Seite zu laſſen — gewiß empfangen wir auch dort Eindrücke, die man in der Heimat verwerthen kann! — und in der beſcheidenen Niederung zu verweilen, wo die Berge nicht die Wolken tragen, nur einen erwünſchten Standpunkt verleihen, die Früchte regſamen Fleißes zu überſchauen, wo auf dem unſeren gleichartigem Boden unter ähnlichen Naturbedingungen Menſchen derſelben Stämme ſich geeinigt, Gemeinweſen zu bilden und eine Geſchichte zu leben, die mit der unſrigen zuſammen ging, mit ihr verwandt blieb und erſt in jüngerer Zeit diametrale Gegenſätze zeigt. Was unter günſtigeren Verhältniſſen von Memel an bis Kiel geſchaffen, mag unſer Spiegel ſein! Haben wir erreicht, vielleicht übertroffen, was dort geleiſtet wurde, ſo iſt unſere Arbeit des Schweißes, wir ſind unſerer weltgeſchichtlichen Aufgabe werth, Vorpoſten der Geſittung unſeres Volkes zu ſein, Erben unſerer Väter, die nicht vergeblich an dieſe Küſte gezogen ſein ſollen.

Wer aus Inſterburg kommt unbeweibt
Und aus Gumbinnen unbekneipt
Und aus Pillkallen ungeſchlagen —
Der kann von großem Glücke ſagen.

So ſingt man in Königsberg, ein altes Studentenlied parodirend, von dem Lande, das wir zunächſt vor uns finden, wo wir auch von unſeren

Provinzen aus in den Nachbarſtaat treten. Wir dürfen hoffen, dem letztbeſungenen Ungemach zu entgehen: der Ort liegt weder an der Poſtſtraße, noch an der Bahn. Doch behäbig und freundlich ſieht es in Preußiſch-Littauen aus. Solchen Eindruck macht Eydtkuhnen auf den Ankömmling aus Oſten. Die laubumſchmiegten Häuſer, die weißen Gardinen hinter den Fenſtern, die geſchmackvollen Anlagen am Bahnhof; dann die weitgedehnten Felder, ſauber in lange Beete getheilt, daß der Regen abfließe; hie und da ein ſtattlicher Hof, ein Rittergut mit Park; kräftige Rinder und Füllen auf den Wieſen Trakehnens; wenige Dörfer nur ſichtbar, aber anſehnliche Städte, Stallupönen, Gumbinnen, in breiter Anlage mit niedrigen Häuſern; der Ackerbau überwiegt; vierſchrötige Geſtalten kommen und gehen, in der gedehnten Mundart wird nur von Klee und Pferdekauf verhandelt: da mögen nun wohl die materiellen Intereſſen und Freuden einen gedeihlichen Boden finden, und die Stadt der Philoſophen macht ſich etwas breit mit den Grundſätzen ihrer großen Mitbürger; darf in der Provinz es doch Keiner wagen, an der Hauptſtadt zu mäkeln, weiß ſie doch für ihre Intereſſen ſtets den erſten Geſichtspunkt geltend zu machen.

Es iſt jener Vers eben nicht ein nachbarliches Spitzwort, wie es herüber und hinüber klingt, altererbt und neugeboren aus eines jeden Ortes Beſonderheiten, die nicht vor den Augen des anderen Gnade finden, wie in Pommern Dorf und Stadt je Spottlied und Ehrentitel hat, wie ſich das in Gebirgsdörfern nnd ſonſt vielfach zeigt, wie wir das von der Univerſität her gleichfalls kennen und doch gut zuſammenſtehen und den Werth des Spottenden und Beſpöttelten achten. Jener Vers ſcheint mir ein Symptom der böſen Krankheit des deutſchen Volkes, die, im 13. Jahrhundert zuerſt auftretend, immer noch fortlebt: die Geringachtung einer ſeiner größten bleibendſten Schöpfungen, ſeiner öſtlichen Coloniſation. Der Welfenname iſt durch ſeine jüngſten Träger zum Ekel geworden, aber es ſoll unvergeſſen ſein, daß der große Löwe, die Beſtrebungen der erſten Sachſenkaiſer zuſammenfaſſend, ſeinem Volke die Oſtſeegebiete wiedergewann, die, in der Zeit flutender Gährung verlaſſen, fremden Stämmen Raum zur Siedlung und Blüte geboten hatten. Große Ereigniſſe werden nicht planmäßig von den Menſchen geſchaffen. Langſam bereiten ſich die Bedingungen vor, oftmals vereinzelt, oft in loſem Zuſammenhange; eine gewiſſe Combination der Thatſachen hat ſich geſtaltet: hochbegabte Perſönlichkeiten wiſſen ſie zu ergreifen. Für ihr zeitliches Intereſſe wirkend, dienen

ſie unbewußt der Entwickelung der Geſchichte zur Darſtellung ihres oberſten ſittlichen Geſetzes, der Gerechtigkeit.

Die Geſtade des Baltiſchen Meeres hatten die deutſchen Stämme erwachſen ſehen zu jenem Volke, das ſich über die abgeſtandenen Nationen der alten Welt ergoß, beſchleunigte und von Neuem lebenskräftige Bildungen im Völker- und Staatsleben hervorrufend, die von germaniſchem Blute durchrollt, von germaniſchen Sitten getragen waren. In der Erfüllung ihres providentiellen Berufs gingen die ausgewanderten Söhne der Heimat verloren. Auf engerem Bezirk ſaßen die Zurückgebliebenen beiſammen. Gerechtigkeit war es, daß das deutſche Volk zum Entgelt für die Einbuße, die es zum Beſten der Menſchheit erlitten, ſeine alten Wohnſitze ſich eroberte und in rauhem Kampfe, wie in friedlicher Arbeit das lang entfremdete Land mit ſeinen anders gearteten Inſaſſen ſich wieder in vollſtem Sinne zu eigen machte. Zu jener Zeit, als das reine Slaventhum der Odergegend zuſammenbrach, chriſtliche Lehre und Ritterſchaft im unteren Weichſellande ſich verbreitete und der deutſche Kaufmann, an Inſeln und Küſten landend, durch die Oſtſee ſtrich und Livland aufſegelte: da war Norddeutſchland eine ſo einheitliche Macht, wie es nach dem Sturze Heinrichs des Löwen erſt ſeit wenigen Monaten wieder geworden. Wunderbar iſt das Walten in der Geſchichte! Der doch ſo nothwendige Fall Heinrichs hatte die faſt ſiebenhundertjährige Ohnmacht des deutſchen Reiches zur Folge. Aber auf den von ihm gewieſenen Wegen erwuchs der Staat, der den Plan des alten Herzogs, Deutſchland durch die engſte Vereinigung der Slavenländer mit dem Sachſengau zu feſtigen, nur durch die Zertrümmerung der letzten Reſte der einſtigen Welfenherrſchaft erreichen konnte.

Doch hier ſei auf dieſes bedeutſame Moment geſchichtlicher Entwicklung nur hingewieſen. An anderer Stelle werde der Erinnerung vorgeführt, wie jene Nichtachtung des deutſchen Culturlebens nach Oſten zu immer weiter weſtlich zurückgreift. Wie Littauen von Königsberg gering geſchätzt wird, ſo die ganze Provinz Preußen in Berlin, ſo die alte Monarchie von den Rheinlanden, ſo Deutſchland im Elſaß, ſo die verlaſſene Heimat von den Auswanderern in Amerika, ſo die Deutſchen Penſylvaniens von den compacteren Maſſen im Nordweſten und den kühnen Pionieren, die, am Neckar geboren, den Columbia der Union gewonnen haben. Sind auch ſtrichweiſe hierin Wendepunkte eingetreten, ſie ſollen den an der Hand der Geſchichte und Statiſtik zu führenden Nachweis wie

dieſes Verhalten oft unverdient ſei, nur erleichtern. Zunächſt begleite der freundliche Leſer den einſamen Wanderer die Oſtſee entlang von der Narvamündung bis zum Gellen, der die Inſel Rügen von Pommerns Küſte ſcheidet, und folge den Gedanken, die die Liebe zur mütterlichen Scholle auf dem verwandten Geſtade eingab! — Manch lockender Ruhepunkt ladet zum Verweilen.

Wer zur Sommerzeit auf der Eiſenbahn nach Deutſchland hinausgeeilt iſt, hat hinter Ludwigsort, der zweiten Station nach Königsberg, den blauen Spiegel des friſchen Haffes erglänzen ſehen. Auf der Eingangs genannten europäiſchen Verkehrsſtraße iſt dies, außer der Küſtenſtrecke von Bayonne bis St. Sebaſtian, der einzige Punkt, wo die Bahn dem Strande nahe kommt. Aber nicht von hier aus beſuchte ich den großen Küſtenſee; von Norden her ſtieg ich zu ihm hinab. An trüben Regentagen, wie ſie der Juli des verfloſſenen Jahres uns brachte, hatte ich das kuriſche Haff ſeiner Länge nach durchſchifft, hatte die Fahnen und Kränze, die die oſtpreußiſchen Sänger in der Hauptſtadt empfingen, durchweicht geſehen, war bei Nebel und Sprühregen durch das Samland gefahren, wo die faſt grundloſen Wege und die auf den Feldern ſtehenden Lachen die Mißernte und die jetzige Noth anzeigten, und nur ſelten hatte ein Sonnenſtrahl die prächtigen Buchen, die lauberfüllten Schluchten am Nordabhang der Halbinſel und das weite Meer beleuchtet. Doch bei Brüſterort, dem Leuchtthurm der Nordweſtſpitze, angelangt, fand ich auch Ruhe in der Natur; der Sturm hatte ſich gelegt, und bereits tanzten auf den noch immer hoch gehenden Wellen die kleinen Flößer, auf denen die Leute mit Hülfe gewaltiger Hebel, die auf dem ſchwanken Fahrzeug Krahnen ähnlich erbaut ſind, die großen Steine etwas lockern, um den an ihnen haftenden Seetang zu löſen, in deſſen Faſerngewirre der Bernſtein ſich verfangen. Aber wie mühſelig war noch anderen Tages die Wanderung durch den dichten Forſt von Warniken! Die ewige Näſſe hatte den Boden zum Sumpf gewandelt, jeder Windſtoß ſtürzte kleine Waſſergüſſe von den Zweigen, in den Lichtungen dampfte die Erde. Endlich war das Freie erreicht, und raſchen unbehinderten Schrittes wurde das Hügelland durchmeſſen, um zu gehöriger Zeit den Schienenweg zu erreichen, der als Verlängerung der oſtpreußiſchen Südbahn Königsberg mit dem Hafen Pillau verbindet.

Von SW nach NO ſich erſtreckend, im NW durch die friſche Nehrung, das Witland Wulfſtans, vom Meere geſchieden, im W und S von Pomeſanien, im SO von Pogeſanien, dem Ermeland und Natangen begrenzt, greift das friſche Haff, der Form nach faſt einem Todtengebein ähnlich, in zwei Buſen in das nördliche ſamländiſche Flachufer. Der öſtliche Buſen wird durch die Mündung des Pregel gebildet; der weſtliche beſchreibt jetzt ein nur nach Süden offenes ſchönes Oval, während er bis in die Hälfte des 15. Jahrhunderts die Geſtalt eines Halbkreiſes hatte. In der Mitte der ihn jetzt im Weſten begrenzenden Landzunge befand ſich nämlich der älteſte nachweisbare und bis ca. 1426 befahrene Ausfluß, das Tief bei Witlandsort oder dem ſpäteren Lochſtet. Im genannten Jahre bildete ſich ein zweites Tief, gegenüber der von Oſten in das Haff vorſpringenden Halbinſel, auf welcher ſchon 1239 die Deutſchordensburg Balga erbaut worden war, um den damals bis zum Pregel reichenden Beſitz der Ritter und die Mündung des Fluſſes zu beherrſchen. Dieſes Tief wurde bald von den Seefahrern dem Lochſtetſchen vorgezogen, welches in der Folge verſandete. Um 1525 endlich bildete ſich die noch heute übliche Fahrſtraße, das Pillauer Tief, während die übrigen ſich wieder ſchloſſen.

Bei Fiſchhauſen, im innerſten Winkel des weſtlichen Buſens, berührt die Bahn das Haffufer, um daſſelbe bis Pillau kaum mehr zu verlaſſen. Ueber den tiefen Sand gleitet der Zug dahin auf Dämmen, die vom Waſſer beſpült, bei ſtarkem Süd- oder Weſtwind von den Wellen überſchlagen werden. Ein Bollwerk aus kräftigen Eichenſchwellen, von Faſchinen überdeckt, leiſtet dem nagenden Andrange Widerſtand. Stellweiſe drängt dichter junger Laubwald ſich zwiſchen den Weg und das Haff. **Pillau** iſt erreicht, jenſeit des Buſens, auf der kleinen Halbinſel, die einſt das Ende der Nehrung bildete und mit beiden Armen die alte Verbindung nicht ſowohl erſtrebt als abwehrt, da die Trennung die Bedingung ſeiner Exiſtenz wurde. Die Wohlſtand bringenden Schiffe ſchützend, bilden ſie den Hafen. Der öſtliche kürzere Arm trägt einen alten Thurm, an deſſen Fuß das Fiſcherdorf Alt-Pillau ſich hinzieht; der weſtliche die Stadt, in die man durch hübſche Anlagen, dann durch die Feſtung gelangt, durch die ſie nach der Landſeite zu im Halbkreiſe völlig umzingelt und ſomit auch gegen feindliche Angriffe von der See aus geſchützt wird. Freundlich, ſauber, ſtill iſt der Ort. Hier iſt nicht das Treiben und Drängen eines Handelsplatzes zu erwarten. Von allen im Jahr einlaufenden Schiffen

bleiben ca. 150—200 hier; die anderen gehen, wenn auch zum Theil gelöſcht, nach Königsberg und den Städten des Haffes hinauf. Die Clarir- und Expeditionsgeſchäfte werden hier beſorgt, die volle Ladung wird hier genommen; Fahrzeuge werden gebeſſert, zu neuen Reiſen gerüſtet. Vom Schiffsvolk, zumal dem engliſchen, das nur für je eine Reiſe gemiethet wird, bleiben Viele zur Erholung. — Mag der köſtliche Abend, die völlige Ruhe der Luft, der Untergang der aufglühenden Sonne, die weit über den regungsloſen Spiegel des Haffs und des Meeres ihre purpurne Färbung ausgoß, auch die Vespermuße im Städtchen dazu beigetragen haben: mir erſchien Pillau ſo recht zum Aſyl für den alten Seemann geeignet, der ſeine Tage im Wetter verbracht, ſeinen letzten Feierabend in der Nähe des geliebten Elements, im Verkehr mit ſeinen Berufsgenoſſen, im Anblick der Schifffahrt, nicht durch den ihm läſtigen Handel geſtört, zu verleben wünſcht. Reinlich ſtehen die niedrigen Häuſer in geradlinigen Straßen oder am Hafen, an dem ein breites Bollwerk eine angenehme Promenade gewährt. Holländiſche Linden, rechtwinklich geſchoren, trennen die Fenſter der Stockwerke; vor jeder Hausthür eine Bank oder eine erhöhte Treppe, auf der ſich die Bewohner verſammeln. Von den nur zerſtreut geankerten Schiffen ſchießen Boote hierher und dorthin. Die Lampe des ſchlanken weißen Leuchtthurms ſtrahlt auf der Flut wieder.

Nachbarlich dämmert (etwa 1800′ entfernt) der Strand der Nehrung über dem Tief; zwei Molen begleiten dieſes ins Meer hinaus. Aus den hierher geführten Trümmern des Schloſſes Balga aufgeſchichtet, haben ſie den Stürmen nicht zu trotzen vermocht; ſie drohten im Einſturz den Zugang in das Haff zu verſperren. Die neueſte Waſſerbaukunſt fordert hohe ſenkrechte Mauern aus durch Cement verbundenen Granitquadern, die in Viertelkreisbogen auf dem Grunddamm zu ſtehen kommen, ſo daß die Wellen hinangleitend ihre Gewalt verlieren, die Steine zu lockern und mit den gelöſten ihr wildes Spiel zu treiben. Solche Bauten erſtehen nach dem Beiſpiele, das Frankreich und Swinemünde gegeben, auch hier; wir wiſſen, daß die Mündung der Düna in derſelben Weiſe geſchützt wird. Außerhalb der Feſtung zieht ſich die Plantage bis zum Meeresufer, wo Badeanſtalten das Bedürfniß der Bewohner befriedigen. Die Anpflanzungen, die in jedem preußiſchen Oſtſeehafen wiederkehren, ſichern den Strand vor dem Verſanden; iſt der lockere Boden erſt durch den Strandhafer und Strandhalm feſter geworden, werden Kiefern geſäet; oft folgen dieſen Laubgehölze, wie hier, wo ſie ſchon

älteren Beſtandes ſind. Auch der Hafen Rigas hat den erſten tüchtigen Grund zu ſolcher Vergrößerung ſeines Areals gelegt.

Wonnige ſonnenhelle Tage lohnten meinen Aufenthalt am Haff. Ein dunkelblauer Himmel wölbte ſich über der Bucht, glänzte von der Fläche zurück. Goldgelb leuchtete der Strand: das fahle Weiß ward durch das faſt ſüdlich intenſive Licht verklärt. Auf dem unebenen Boden leicht anſteigend bildet Fiſchhauſen den Mittelpunkt der Landſchaft, ein altes kleines Städtchen mit engen Straßen, ziemlich unanſehnlichen Häuſern, doch von ſehr maleriſcher Lage. Bis ans Ufer erſtrecken ſich die ziegelgedeckten Wohnungen aus Fachwerk; von den Thüren reichen Stege in's Waſſer; buntes Leben, geſchäftig und müßig, am Strande. Schiffe geringeren Gehaltes, direct hierher geſendet, werden ausgeladen, befrachtet; Fiſcherboote, vom Nachtfang heimgekehrt, ſind ihrer Beute entledigt, und rüſtig geht man daran, ſie für den Abend in Stand zu ſetzen. Die beſcheidene Mittagskoſt wird am Waſſer zubereitet; Mägde kommen und gehen, die Eimer zu füllen. Buben wiegen ſich im Kahn. Bis in die Stadt hinein dringt das Getreibe. Ein Arm des Haffs iſt tief genug, auch größere Fahrzeuge ſo weit zu führen, daß die Maſten zwiſchen den Dächern aufragen. Ueber die Brücke geht man ins alte Schloß, das an einen ſchönen wohlgepflegten Park gelehnt iſt, voll ſchattiger Gänge mit lauſchigen Plätzchen am Ufer der Bucht. Hier reſidirte meiſt der Biſchof von Samland. Biſchofshauſen, einſt Schönwyk genannt und 1299 ſchon Stadt, iſt der eigentliche Name, der allmählich in Biſchhauſen, Fiſchhauſen überging; und die heutige Bezeichnung erklärt ſich ſo gut aus dem Gewerbe eines Theiles der Bewohner, daß die richtige Herleitung in weiteren Kreiſen wohl fremd ſein mag. Am Orte ſelbſt vielleicht nicht. Denn noch erhebt ſich in der Stadt die biſchöfliche, jetzt die evangeliſche Pfarrkirche, die, wenn auch nicht Kathedrale, welche der Dom zu Königsberg war, doch immer den bedeutendſten und ſchmuckreichſten Kirchenbau des ganzen Sprengels darſtellt. Die Kunſtgeſchichte hat die Erforſchung der Backſteinbauten des Mittelalters noch kaum über Königsberg hinaus fortgeſetzt. Drum ſei hier eine detaillirte Schilderung geſtattet; der gänzliche Mangel an Hülfsmitteln verbietet mir jedoch auf die Geſchichte und näheren Umſtände des Baues auch nur im Mindeſten einzugehen.

Die Kirche zu Fiſchhauſen theilt im Allgemeinen das Charakteriſtiſche der Kirchen des preußiſchen Ordenslandes. Sie gehören alle der Gothik an, dem aufſtrebenden Spitzbogenſtil; aber der eine Name umfaßt eine

Unzahl Varietäten und Nüancen nach dem Material, den Ländern, dem Bedürfniß, den Mitteln. Unter den Backſteinkirchen iſt die Hallenform, die drei Schiffe von gleicher Höhe und ſehr oft gleicher Breite zeigt, eine häufig vorkommende, namentlich in Alt-Baiern, der Mark Brandenburg, im öſtlichen Pommern, in Preußen. In dieſem Lande tritt manches Eigenthümliche, vielleicht durch den vorherrſchenden Einfluß des Burgbaus bedingt, hinzu. Die Kirchen haben nicht den meiſtüblichen polygonen Chorſchluß, ſondern den rechtwinkligen. Im Innern wird dadurch die ſchöne Perſpective genommen, die den Blick zum geiſtigen Mittelpunkt des Gotteshauſes, zum Altar leitet. Das Aeußere gewinnt den Charakter der Einfachheit, der noch dadurch erhöht wird, daß die Langſeiten wegen der oft in das Innere gezogenen Strebepfeiler glatte Wände bieten, nur belebt durch die ſchlanken, von ſenkrechten Pfoſten getheilten Fenſter. Die Giebel im Oſten und Weſten erhielten dagegen reicheren Schmuck durch mehr oder weniger kräftig gegliederte Wandpfeiler, auch durch zierliche Ornamente im Scheitelwinkel. Vor der Fronte der Kirche erhebt ſich der völlig ſteinerne Thurm, meiſt abgeſtumpft, oder mit zwei Giebeln verſehen als ſ. g. Satteltthurm. Das Innere zeichnet ſich durch die Schlankheit der achteckigen Pfeiler und den Schmuck der Wölbung aus, die meiſt als Stern-, Netz- oder gar als Fächergewölbe erſcheint. Die Profilirung der tragenden, verbindenden, einrahmenden Glieder iſt meiſt eine dürftige, und doch, dünkt mich, zeigt ſich gerade in dieſen untergeordneteren Theilen eines Bauwerks auch bei den unzulänglichſten Mitteln die ſchöpferiſche Kraft, wie der feine, liebevoll in ſeine Aufgabe eingehende Sinn des Künſtlers am Deutlichſten.

Auch die Kirche zu Fiſchhauſen iſt eine dreiſchiffige Hallenkirche unter einem Dach, mit rechtwinkligem Chorſchluß und der Weſtſeite vorgeſetztem Satteltthurm. Dieſer Thurm ſteht aber meines Wiſſens einzig im Lande da, von den Kirchen zu Thierenberg und Medenau abgeſehen, zwei großen Dörfern des Samlandes in geringer Entfernung von Fiſchhauſen, ehemals Kammerämtern des Biſchofs, die unzweifelhaft ihr Muſter in der Hauptkirche ihrer Gegend fanden. Das ihn Auszeichnende iſt der Mangel jeder horizontalen Gliederung; die Seiten ſind nur durch hohe Bogenblenden belebt. Seine Giebel, nach Oſt und Weſt ausſchauend, werden mit je fünf Zinnen, auf der Oſtſeite übereck geſtellt, bekrönt. Die höchſt einfachen rechtwinkligen Profile, der Mangel jedes Frieſes laſſen den Thurm als den älteſten Theil der Kirche erſcheinen, deren erſter Bau in den

Anfang des 14. Jahrhunderts zu ſetzen ſein dürfte. Das Langhaus, wie der Chor ſind viel gefälliger. Das Erſtere, aus vier Jochen beſtehend, die durch die kräftig vorſpringenden und nach oben zu abgeſtuften Strebepfeiler gekennzeichnet werden, hat durch die oft naive, oft wahrhaft liebenswürdige Rückſichtsloſigkeit der mittelalterlichen Werkmeiſter gegen alle Symmetrie im modernen Sinne ein ſehr lebhaftes Aeußere gewonnen. Drei Fenſter von jeder Seite in der Mitte zwiſchen den Pfeilern laſſen das Licht zu; theils ſind ſie von einer großen Blende umſchloſſen, theils von zweien flankirt, theils nehmen drei Blenden, von denen zwei in halber Höhe zuſammenlaufen, den Raum ein, und das Fenſter iſt ſo geſetzt, als ob es eben nur zufrieden geweſen, überhaupt einen Platz zu finden. Die Profilirung iſt ſehr zierlich: ein an das birnenförmige ſtreifender Rundſtab zwiſchen zwei Hohlkehlen. Unter dem ſchön ausladenden Geſims läuft ein von übereck geſtellten Ziegeln gebildeter Fries. Die abgeſchrägten Fenſter- und Blendenbrüſtungen ſind nach märkiſcher Weiſe mit quadratiſchen glaſirten Ziegeln in Gelb und Schwarz ſchachbrettartig belegt, wie ſolches auch die katholiſche Nikolaikirche zu Elbing zeigt. Am dritten Gewölbfelde beider Seiten befinden ſich in der Außenlinie der Pfeiler Portale mit dreizinnigen Giebeln. — Der Chor, ein wenig niedriger als das Langhaus, zählt zwei Joche. An die Nordſeite lehnt ſich ein ſpäterer Ausbau mit unverhältnißmäßig hohem Giebel. Die Oſtwand iſt durch ein großes Maßwerk durchbrochen, zu deſſen Seiten je ein Blendbogen von halber Höhe Raum ſich befindet. Der Chorgiebel mit ſechs übereck geſtellten Zinnenthürmchen, die von doppelten Rundſtäben allſeitig eingefaßt ſind, wird noch zudem von je drei kleinern Giebeln begleitet, die eine große Kreisöffnung, unter derſelben kleine Spitzbogenblenden haben.

Die Kirche gewährt ſomit einen ſehr gefälligen Anblick. Dazu iſt ſie gut renovirt, von Anpflanzungen umgeben und neuerdings durch zwei Statuen am Hauptportal geſchmückt, recht tüchtigen Werken aus Sandſtein: der des erſten Predigers des Gotteswortes im Samlande und des Erſten, der die getrübte Wahrheit wieder in reiner Form hier verkündete. Der heilige Adalbert von Prag, der Apoſtel der Preußen, wurde 997 von den Heiden am ſamländiſchen Strande, etwa bei dem Dorf Tankitten, erſchlagen, wo ſpäter die Deutſchritter ihm eine Capelle erbauten. Georg v. Polenz, der letzte katholiſche Biſchof von Samland, ſchon früher als Hauscomthur dem Hochmeiſter Albrecht ergeben, war ihm als Herzog die feſteſte

Stütze bei Einführung der Reformation, ein Vorbild evangeliſchen Hirtenamtes und durch den freiwilligen Verzicht auf ſeine weltliche Gewalt ein Hauptthebel zur Rettung und Stärkung der deutſchen Herrſchaft in Preußen, die gerade damals nur zu ſehr Gefahr lief, von Polen geſchwächt, ja verdrängt zu werden. Staatsrechtlich freilich gewann dieſes Reich die Oberhand; der loſe Zuſammenhang, der den Hochmeiſter mit dem deutſchen Reiche noch verbunden hatte, war nun zerriſſen; aber das katholiſche Polen fand jetzt doch nicht mehr ſolchen Eingang bei den proteſtantiſchen Ständen des Herzogthums, wenn es Zwietracht zwiſchen ſie und dem Landesherrn ſäen wollte, als es ihm zuvor gegen den Orden gelungen, deſſen Zeit ſchon dahin war, und deſſen Geboten man nur widerwillig gehorchte. 115 Jahre hatte er ſich doch noch gehalten ſeit dem Unglückstage bei Tannenberg, da er die Ueberlegenheit des allmählich mächtig gewordenen Feindes furchtbar erkannte, da die innere Zerrüttung und der Haß des eigenen Landes gegen ihn ſo grell hervortrat, da der beſte Mann, der heldenmüthig die anſtürmenden Schaaren vom Herrſcherſitz der Marienburg abſchlug und den Frieden erzwang, der Feindſchaft weichen mußte, die er ſich zugezogen, als er nur der eigenen Kraft und der erprobten Geſinnung ſeiner Freunde vertrauend, den ihm geſetzlich beigeordneten Rath der Gebietiger verſchmähte. Heinrich von Plauen! Wie lebhaft tritt an dieſem Ufer die Erinnerung an ihn hervor, vielleicht die anziehendſte unter den großen Geſtalten in der Geſchichte des deutſchen Ordens. Des Hochmeiſteramtes, das er ſich durch ſeine Tapferkeit verdient, ſchon nach drei Jahren entſetzt, ward ihm eine dürftige Exiſtenz auf der Comthurei zu Engelsburg im verheerten Culmer Lande. Von hier aus blickte er grollend auf das Schalten ſeines Gegners, der ihn zum Sturz gebracht und an ſeiner Statt zum Herrn gewählt war; er ſah, wie Küchmeiſter von Sternberg ſich demüthig vor dem Polenkönig wand, um dem doch unausbleiblichen Kriege zu entgehen. Da trieben ihn Erbitterung und Rachedurſt zum großen Fehltritt, zum Verrath am Orden, den er doch ſelbſt in größter Gefahr aufrecht erhalten. Sein Bruder, der Pfleger von Lochſtet, floh nach Littauen; Heinrich ſelbſt, des Einverſtändniſſes mit Polen, durch das er die Wiedererlangung der Hochmeiſterwürde bezweckte, überführt, wurde nach Brandenburg am Ufer des Haffs in ſtrenge, doch anſtändige Gefangenſchaft gebracht, in der er acht Jahre ſchmachtete, bis der neue Meiſter Rußdorff bei ſeinem Regierungsantritt ihn erlöſte. Burg Lochſtet ward ihm mit einem angemeſſenen Jahrgehalt zur Ruheſtätte angewieſen;

in ihr ſah er in ſtiller Zurückgezogenheit ſeinen letzten Tag gegen Ende des Jahres 1424.

Da leuchtet ſie herüber die Behauſung des unglücklichen Helden, im warmen Ton ihrer Backſteinfarbe, auf grüner ſteiler Düne, vom Haff geſchieden nur durch den ſchmalen Strand, auf den der Bahndamm ſich hinzieht. Kaum Einer der Reiſenden wendet den Blick aufwärts zum ſchmuckloſen Gemäuer, nicht ahnend, was es Köſtliches birgt. Der Weg um die Bucht iſt im tiefen Sande beſchwerlich. Von der Marine Fiſchhauſens gewann ich einen der müßigen Burſche. Auf dem hohen Bord des Kahnes ruhend, genoß ich die wehende Kühle. Der Schiffer ſtand am Steuer, mit kräftigem Stoß das Fahrzeug treibend, daß es aufbäumend durch das Röhricht brach, die ſchwanken Halme ringsum niederbeugend. Ein leiſes Rauſchen und Murmeln begleitete uns, wenn ſie, vom eingeſogenen Waſſer ſchwer, ſich wieder erhoben. Wir landeten an.

Eine weite Sandſtrecke, nur ſpärlich von Kartoffelbeeten, dürrem Riedgras und großen Lattichblättern unterbrochen, läßt die Stelle des ehemaligen Tiefs erkennen, zu deſſen Schutz gegen die Angriffe der Samländer im Jahre 1270 das Schloß Lochſtet erbaut wurde. Die Haffſeite zeigt nur hohe, ſchlichte Mauern, die nach Oſten zu von drei Spitzbogenfenſtern und leichten Wandſtreifen belebt werden; der zum Lande nach SW. gewendete Flügel iſt in freundlicher Weiſe zum Wohnhauſe umgeſtaltet, zu dem ein etwas wilder Garten hinanſteigt. Das Schloß iſt jetzt Domaine, da ſieht es im Hofe wirthſchaftlich genug aus. Nirgends ein Thurm, eine Brüſtung; nur zwei prächtige Fenſter oder Thore in der Höhe eines Stocks, ſorgſam mit feinem Drahtgitter verſehen, deuten an, daß hier Schätze der Kunſt ſich bergen. Freundlich erſchloß man mir die Thüren und überließ mich meiner Wanderung im oberen Stock des mäßig großen Gebäudes. So, wie jetzt hier, mag es einſt in der Marienburg ausgeſehen haben, ehe der Freiherr v. Schön ſich 1815 des gefährdeten Kleinods deutſcher Baukunſt annahm. Durch Hühnerſtall und Speicherkammern trat ich in einen, wenn ich nicht irre, fenſterloſen Raum, an deſſen Wänden mächtige, faſt dem Halbkreiſe entnommene Bogenſpuren zu ſehen ſind. An der Südſeite nach dem Haff zu läuft ein ſchmaler Gang zwiſchen der Außenmauer und der Wand des Gemaches, wie ſich ein ſolcher auch auf der Hauptburg an der Nogat findet, nur durch Lichtlöcher erhellt, die hier fehlen. Es folgt ein rechteckiger Saal mit vier Fenſtern auf den Hof. Ein breiter Pfeiler mit ausgekehlten Ecken trennt

ſie in der Mitte, ohne ſein Gegenſtück an der correſpondirenden Wand zu finden, die durch zwei Blenden, dem Raum je zweier Fenſter entſprechend, ihre Nacktheit verliert. Auch finden ſich an ihr Spuren von Gurtungen der beiden ehemaligen Kreuzgewölbe, die auf vier Eckconſolen, deren zwei von gefälliger Form, mit leicht angelegtem Blattwerk verziert, noch vorhanden ſind, und zweien Kragſteinen in Mitten der Langwände ruhten. Dieſe ſind aus grobem Kalkſtein roh gearbeitete Menſchenköpfe mit Armen, von denen der rechte in die Seite geſtemmt, aber abgebrochen, der linke tragend erhoben iſt. Die von ſtarken plumpen Locken umgebenen Geſichter ſind verſtümmelt. Jetzt wird die Stelle des Gewölbes durch eine Bretterlage vertreten, zu deren Herrichtung erſt die halb niedergeriſſenen Wände durch aufgeſchichtete Ziegel zu gleicher Höhe gebracht werden mußten. Der Durchgang der friſchen Zugluft mag der Oekonomie, der auch dieſer Raum dient, recht förderlich ſein. Kräuter lagen auf der Diele zum Trocknen gebreitet; in anderen Gemächern mußte ich mich durch ausgehängte Wäſche winden. Beſſer erhalten ſind: ein Remter (Verſammlungsſaal der Ordensbrüder) mit einem Fächergewölbe,*) deſſen Rippen auf einen achteckigen Granitpfeler in der Mitte herabſteigen und ohne Capitäl an deſſen Seiten verlaufen; ein kleines Gemach mit Kreuzgewölbe auf zierlichen Conſolen, gleich denen in den Ecken des Saales; und ein eben ſolches mit einem Sterngewölbe.

Sehen wir demnach bei dem Bau dieſer Burg, die keineswegs zu den bedeutendſten des Landes zählte, die nur einem Pfleger**) unterſtand, über das unumgänglich Nöthige hinausgegangen; war der Orden bedacht, den Fremden und Feinden nur den Anblick maſſiver Mauern, an denen jeder Anlauf abprallen mußte, zu gönnen, den Brüdern aber den Aufenthalt

*) Dies war die im preußiſchen Ordenslande ſo beliebte Wölbungsweiſe beim Burgbau, wie in den Prachtſälen der Städter und den Refectorien der Klöſter. Nach der Größe des zu überſpannenden Raumes wurde die Zahl der Pfeiler vermehrt. Die Beſchränkung auf einen Pfeiler bei bedeutender Räumlichkeit iſt dem großen Remter zu Marienburg eigenthümlich.

**) Ein Ordensbeamter, der übrigens in Livland nicht vorkommt, deſſen Stellung wohl mit der eines Vogtes in gleichem Range ſtand und ſich dem Wirkungskreiſe nach dadurch unterſchied, daß der Pfleger einem Bezirke vorgeſetzt wurde, in dem vorzugsweiſe der Burg- und Heerdienſt zu beſorgen war, während der Name Vogt da gewählt wurde, wo Wirthſchafts- und Gerichtsangelegenheiten überwiegende Bedeutung hatten. Nach Töppens hiſtor.-comparativer Geographie von Preußen. Gotha, 1858, der auch manche der im Text gegebenen geographiſchen Beſtimmungen und Gründungsdaten entnommen ſind.

durch Schmuck wohnlich zu machen: ſo iſt der Schloßcapelle, der Stelle, wo die Schutzpatronin der Ritter thronte, wo dieſe zum Kampfe ſich ſtärkten, ihr geiſtliches Leben im Gebete erneuten, eine Sorgfalt gewidmet, die ſie zu einem Juwel unter allen Bauten derſelben Beſtimmung erhebt. Von außen nur durch ihre Fenſter kenntlich, iſt ſie in einem Dach- und und Mauerverband mit dem Flügel an der Hafſeite. Eine niedrige Vorhalle iſt dreimal ins Kreuz überwölbt. Die Felder ſind Rectangel, im Nord und Süd der Spitzbogen ſehr weit geſpannt, in Oſt und Weſt daher drei Lanzettbogen. Die Wandflächen ſind in tiefe Bogennischen aufgelöſt, deren jede von drei kräftigen Rundſtäben eingefaßt wird. Die birnenförmigen Gurten, in ihren Schneidepunkten mit zierlichen Roſetten geſchmückt, ruhen auf Conſolen, die in den Ecken mit Laubwerk verziert ſind, an den Wänden Engelsköpfchen darſtellen. Die Säulen und Wülſte des Portals, das die mittlere der öſtlichen Niſchen einnimmt, ſtehen auf grün glaſirten Baſen und Capitälen. Aus der ſüdlichen Niſche führt eine Wendeltreppe auf den Bodenraum; die entgegengeſetzte hat wohl einſt den Eingang gebildet, der von innen vermauert iſt, den aber außerhalb jenes prachtvolle vergitterte Thor, deſſen ich oben gedachte, anzeigt. Der Zutritt mußte von einer jetzt verſchwundenen Gallerie aus, die die Hofſeiten des Schloſſes entlang lief, ſtattgefunden haben. Fünf Spitzbogenwülſte von gelb glaſirten Ziegeln auf Dineſten derſelben Art, rahmen die ſich verjüngende Thüröffnung ein und verleihen dem Portal eine ſehr bedeutende Wirkung. Reich mit Blattwerk geſchmückte Capitäle von rothem gebrannten Thon erhöhen den Eindruck der bunten Pracht. Zur Seite befindet ſich noch eine ähnliche nur noch mit mächtigem Dreipaß aus rothem Thon verſehene und gleichfalls vermauerte Pforte, deren Zweck mir nicht klar geworden iſt, da ſie, durchgebrochen, in die Capelle führen würde, die aber an der entſprechenden Stelle nicht nur keine Unterbrechung aufweiſt, ſondern auch in ihrer Regelmäßigkeit dadurch empfindlich geſtört würde; es müßte denn die jetzige Anordnung auf einem Umbau beruhen, bei dem die Pforte (oder Fenſter?) ihren Zweck verlor, aber ihrer Pracht wegen erhalten wurde.

Die Capelle ſelbſt enthält drei hohe quadratiſche, im Spitzbogen geſchnittene Kreuzgewölbe, an die ſich noch der Raum eines halben Quadrates ſchließt, mit dem der Chor rechtwinklig endet. Das ſchwierige Problem, die gegebene Ausdehnung mit dem geradlinigen Chorſchluß in ſchöner Weiſe zu vereinbaren, (ein Tonnengewölbe oder ein ausgerecktes Kreuzgewölbe hätte die Sache wohl auch gemacht, wäre aber barbariſch

geweſen) iſt ſehr genial gelöſt, indem die beiden rechten Winkel ihr eigenes kleines Gewölbe erhalten haben, das der Conſtruction entnommen iſt, wie ſie bei dem von einem Pfeiler getragenen Remtergewölbe gebräuchlich war, ſo daß nun der Chor im Innern den Anſchein eines polygonen Schluſſes, und zwar aus fünf Seiten des Achtecks, gewinnt. Die Täuſchung wird vollkommen, wenn vom Portal aus der nach oben gewandte Blick das Gewölbe entlang gleitet. Schlanke Halbſäulchen auf Conſolen, auch hier feine Menſchenköpfe darſtellend, tragen die gerundeten Gurten, von ihnen durch Laubwerkcapitäle geſondert, und laufen bis auf etwa ſieben Fuß vom Boden herab. In dieſer Höhe zieht an der Nord- und Südſeite, zum Theil auch an der Chorwand, ein reizender Rundbogenfries entlang, jeder Halbkreis um die Länge ſeines Durchmeſſers vom nächſten geſchieden. Unter dem die Hauptform bildenden kräftigen Rundſtabe läuft ein dünnerer hin, auf den eine dem erſten entſprechende tiefe Kehle folgt, die von erhabenem Saume gegürtet iſt. Den geſammten Fries, auch die Rundbogen ausfüllend, geleiten flach erhabene Hopfenranken mit fein geäderten Blättern, zwiſchen den Bogen zierliche Arabesken; alles dieſes aus dem feinſten gebrannten rothen Thon. — Den drei Fenſtern der Südſeite, denſelben, die wir vom Haff aus bemerkten, ſtehen ebenſoviel Spitzbogenblenden gegenüber, wie jene zweigetheilt, mit vollſtändigem Maßwerk. Die Zeichnung dieſes letztern, die Theilungsbogen auf ihren leicht ausſchweifenden Capitälen, die Fenſterdineſte, die Roſetten im Scheitelpunkt der Gewölbe, alle architektoniſchen Glieder weiſen die regelmäßigen keuſchen Formen der noch unentwickelten, doch reiches Leben verheißenden Frühgothik. Vom letzten Fenſter der Südſeite reicht bis an die Chorwand eine kleine Loge zu ebener Erde, aus drei mit Maßwerk verzierten Bogen beſtehend; zwiſchen dieſen je ein Dreiblatt; darüber, durch ein an das Joniſche (nur ohne den Zahnſchnitt) ſtreifendes Geſims getrennt, der geſchilderte Rundbogenfries, hier etwa um einen Fuß höher laufend, nur fehlt die Hopfenranke und ſind die Bogen nicht ausgefüllt, ſondern bilden tiefe Niſchen, der Loge entſprechend, ſo daß über dieſe ein äußerſt reiches Steinbaldachin herabhängt. Der Fries ſetzt ſich wieder vollſtändig auf einer kleinen Strecke der Chorwand fort, die im Uebrigen nur durch die hier bis auf den Fußboden herabreichenden Dineſte der Gewölbgurten und durch ein großes Mittelfenſter ohne Maßwerk belebt iſt, dem außerhalb noch von zwei Rundſtäben eingerahmte kleine Blenden zur Seite ſtehen. Vor dem Fenſter ſteht der Altarſchrein. Das Mittelſtück ſtellt in bemaltem Holz-

schnitzwerk die Krönung der Maria dar. Diese selbst ganz unbedeutend, Gott Vater nud Christus von gutem Ausdruck, der letztere nur von zu hagerer Gestalt. Unter Gott Vater das Hochmeisterwappen, unter dem Heiland der sächsische Rautenkranz, unter der Jungfrau die Zahl: ·ꝺ ↄↄↄↄↄ. W., welche ich für eine mir sonst freilich nicht begegnete Schreibweise der Zahl X halte, aus V + V entstanden. Demnach wäre das Bild wohl unter dem vorletzten Hochmeister Friedrich von Meißen gestiftet, der im December 1519 starb. Die Innenseiten der Flügel zeigen rechts die heil. Katharina von Siena mit dem Kelch, links einen Jacobsbruder, d. h. einen Pilger nach St. Jago de Compostella mit Muschelhut und starken Stiefeln. Unter den Figuren zwei mir unbekannte Wappen, wohl die der Stifter.

Die Capelle mit der Vorhalle ist durchweg mit weißer Tünche überzogen, die zum Glücke so lose aufliegt, daß sie sich mit leichter Mühe abblättern und dann die große Schönheit der Ornamente und das wohlthuend warme matte Roth derselben hervortreten läßt. Leider ist dieses nicht hoch genug zu schätzende Denkmal einer hohen und in vielen Einzelnheiten von der preußischen Entwickelung abweichenden Kunstentfaltung seit dem Jahre 1669, da die erwähnte Adalbertscapelle einstürzte, der evangelischen Gemeinde zum gottesdiensttichen Gebrauche übergeben. Der Fries ist in seiner Höhe durch das häßliche Gestühl nicht beschädigt worden, wohl aber durch die Treppe, die zum rohen Holzgerüst führt, auf dem sich die Orgel befindet. Dieser Bau, der spätestens aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts stammen dürfte, wäre es wohl werth, der Rücksichtslosigkeit der Bauern entzogen und in seinem verhüllten Glanze wieder hergestellt zu werden. Wie ich erfahren, hat ein junger, vielfach mit Restaurationen der alten Bauten in Preußen betrauter Architekt voll Liebe für seine Heimat auch Lochstet in den Plan seiner Arbeiten gezogen. Möge seinem Bemühen kein Hinderniß in den Weg treten!

Voll des genossenen Eindrucks ging ich ins Freie. Mittägige Schwüle, deren Kommen ich in der kühlen Halle nicht gespürt, lag auf der Landschaft. Nicht mehr das tiefgesättigte Blau des Haffs dehnte sich zu meinen Füßen, spielte nicht mehr in sanftem Violett an das geschweifte Ufer, wurde nicht von helleren Streifen, wie leichte Strömungen sie erzeugen, durchwirkt — kalt, farblos, unbeweglich gab die Fläche nur die glühenden Strahlen gleißend zurück. Kein vorübereilendes Wölkchen warf einen flüchtigen Schatten über das Lichtmeer. In der dunstigen Luft verschwanden die

ſonſt ſo hell ſchimmernden Dünen der Nehrung. Nur der Rauch eines Dampfers, der hinter der Bucht ſeine gewohnte Bahn zog, ließ die Entfernungen meſſen. Ich ſchritt langſam hinab an den Strand, das Boot führte mich hinüber. Sinnend ſchaute ich zurück auf die ernſten, jetzt mir nicht fremden Mauern. Ich hatte ſo viel mehr gefunden, als erwartet; wenige Andeutungen nur über die Burg, keine Zeichnung war mir je in die Hand gefallen. Wie das Gefühl einer gemachten Eroberung kam es über mich. Oder beſchlich mich Erinnerung an die Jugendzeit, da ich in munterer Geſellſchaft an den Abhängen des Harzes umherſtreifte, bei den Bauten der alten Sachſenkaiſer allein verweilend, um ſpäter die Gefährten wieder zu finden; da ich im Waldesdunkel die alte Reichsburg der Staufen am Rhein, den mächtigen Trifels, erſtieg oder in der leichten „Grazie“ mich über den ſchönſten der Seen, auf den des Splügen Schneehaupt blickt, hinruderte zu jenem Vorgebirge Lavedo, an deſſen Spitze eine wunderbar träumeriſche Villa die Stufen ihrer verlaſſenen Arcaden ins Waſſer taucht?

Das Samland lag hinter mir. Noch am Abend deſſelben Tages war ich wieder in der Nähe des Haffs, im Ermeland, nach manchem Jahr wieder einmal im katholiſchen Lande. Hat das doch ſeinen eigenen Reiz, früh Morgens die Kirchen geöffnet zu ſehen! Nicht flutet die Menge hinein, nicht ſieht man Allen das gemeinſame Ziel an der gleichen Haltung und Miene an; Jeder geht ſeinen Geſchäften nach, aber das geöffnete Gotteshaus lockt ihn; die Zeit zur Kniebeugung, zum ſtillen Ave findet ſich noch. Hier betet der Arbeiter, das Beil ruht ihm im Arme; da kniet die Marktfrau, neben ihr ſteht der gefüllte Korb. Tief gebeugt verbirgt jene Dame ihr Geſicht; das Klingen des Glöckleins vom Altar her geht an ihr vorüber, nur mechaniſch machen die müden Finger das Zeichen des Kreuzes; wohl nach ruheloſer Nacht hat es ſie getrieben, im Heiligthume Frieden zu ſuchen. Andächtig folgen dieſe Männer in ihren Gebetbüchern der fortſchreitenden Meſſe. Das gottesdienſtliche Leben der Gemeinde verbindet ſich ſo mit dem häuslichen des einzelnen Gläubigen. Freilich! dort zwiſchen der Bank knien auch Knaben und Mädchen in eifrigem Wechſelgeflüſter. Die Bücher im Riemen mit dem Schulſack in Eintracht gepaart, verrathen die Pflichtverſäumniß. Ihn hat ſicher kein religiöſes Bedürfniß getrieben, denn er iſt wohl Gymnaſiaſt; und indem ich weiter durch Braunsbergs Straßen gehe, über die brauſende Paſſarge hinweg, kommt aus dem neuen Schulhauſe ein großer Zug, die

Kleinen voran, die Lehrer beſchließend, über den Hof in die Gymnaſialkirche. Durch die Meſſe wird der Unterricht eingeleitet; dafür beginnt ſie auch eine halbe Stunde zuvor. Im alten Hoſianum, der geiſtlichen Akademie Preußens, iſt ſchon Zwiſchenpauſe, da die Collegien im Sommer früh anfangen. Die Alumnen in ihren langen Röcken ergehen ſich auf der Freitreppe. Ich aber eile zum Poſtwagen, der mich den kurzen Weg über das hügelige Land in die Biſchofſtadt bringen ſoll.

Nach einer Stunde war Frauenburg erreicht. Da tauchte das Haff auf, am Abfall der Anhöhen aber, die ſich von Elbing aus, das Südoſtufer begleitend, bis in dieſe Gegend ziehen, der gewaltige Domhof, zu deſſen Füßen ſich die kleine ſaubere Stadt ungemein freundlichen Anſehens gelagert hat. „Unter'm Krummſtab iſt ja gut wohnen!"

Jetzt hat das keine Bedeutung. Als das Bisthum Ermeland 1442 an Preußen fiel, verlor es die landeshoheitlichen Rechte, die es unter der Krone Polen beſeſſen, doch blieben, ganz im Einklang mit der günſtigen Stellung, die die katholiſche Kirche überhaupt im preußiſchen Staate einnimmt, Biſchof und Capitel im Beſitz ihrer umfaſſenden Güter. Sie bilden auf dem Domberge, der, mit dem Hügelland eng zuſammenhängend, doch durch zwei zur Stadt führende Schluchtwege ſelbſtändig abgeſchnitten wird, eine ſtreng gefügte, von der ganzen Bevölkerung des ehemaligen Bisthums, in die das polniſche Element entweder wenig eingedrungen oder ſchnell aufgeſogen iſt, geſchiedene Gemeinſchaft. Der Gedanke liegt nahe, daß die Pfründen als Verſorgungsanſtalten verarmter katholiſcher Adeligen zu betrachten ſeien. Dem iſt nicht ſo. Das Capitel, dem das volle Cooptationsrecht zuſteht und das aus ſeiner Mitte den Biſchof erwählt, beſteht aus (wenn ich nicht irre) 13 Domherren und einem Weihbiſchof, meiſt Polen, wie auch der jüngſt verſtorbene greiſe Biſchof ſelbſt, und zwar von keineswegs vornehmer Herkunft. Von ſeinen reichen Einkünften hat es geſetzlich nichts zu gottesdienſtlichen Zwecken und frommen Stiftungen der Diöceſe beizuſteuern; doch wird rühmend anerkannt, daß in Zeiten der Noth der Stiftsſeckel nicht geſchloſſen ſei; vor Allem dient er zur Beſtreitung des eigenen Lebens und zum Unterhalt des Domes. So machen denn auch die Stiftsgebäude den Eindruck einer Behäbigkeit, wie ich ihn in ganz katholiſchen Ländern nicht gewonnen. Viel trägt die offene Lage auf dem Lande, in der anmuthigen Gegend dazu bei.

Mit ſeiner Nordſeite hart am Rande der Höhe, erhebt ſich der alte Dom, fortwährend renovirt, ſo daß vielleicht nur wenige Steine ſeiner

Außenwand noch vom erſten Baumeiſter gefügt ſein mögen. Ein gewaltiges Gebäude von acht Gewölbefeldern im Schiff und vier im Chor, trägt es die oben angezeigten Merkmale der Kirchen dieſer Gegend, iſt aber, trotz des mangelnden Thurmes, lebensvoll gegliedert, „eine der ſchönſten architektoniſchen Zierden Preußens.“ (Schnaaſe). Die geringere Höhe des Chores, deſſen mit Blenden und einem Roſenfenſter verſehener Giebel durch zwei ſehr einfache durchbrochene Thürmchen geſichert erſcheint; die Anordnung der Langhausgiebel, welche ohne ſenkrechte Theilung eine einfache, aber durch Maßwerkblenden und durch eine reiche Einrahmung von aufſteigenden gothiſchen Arcaden geſchmückte Fläche bilden, die durch achteckige den Dachfirſt überragende Treppenthürmchen mit ſchlanker Spitze flankirt iſt; die wieder mit einem bunten Giebel gezierte weſtliche Vorhalle; das bedeutende tiefe Portal: dies Alles bringt eine ſehr mannigfache Abwechſelung und erzeugt je nach dem verſchiedenen Standpunkt eine Reihe der prächtigſten Architekturbilder. Das Portal fordert noch zum Verweilen auf. Es mahnt, wenn auch in freilich weit geſpanntem Spitzbogen gewölbt, merkwürdig an Formen des romaniſchen Styls, wie an die Portale des Doms zu Freyſing oder der Schottenkirche zu St. Jacob in Regensburg. Zwei Archivolten, von denen die äußere mit ſehr zerſtörten Gewinden und Figuren — unter ihnen Narrenköpfe mit der Kappe erkennbar — geſchmückt, die innere aus Dreiblättern und einer ſich darüber hinziehenden gebrochenen Linie gebildet iſt, ruhen auf jeder Seite auf zwei ſich entgegentretenden Löwen von ſehr roher Steinmetzarbeit, die den beiden aus dem Achteck gebildeten Pfeilerpaaren als Capitäle dienen.

Ein weiter Hof mit prächtigen Bäumen wird durch Wirthſchaftsgebäude und hohe Mauern umſchloſſen. Den Eingang bildet ein coloſſaler Thorbau, über dem ſich ein maſſiver vierſeitiger Glockenthurm mit zopfigem Helm erhebt, der eine entzückende Ausſicht bietet, zugleich auch das Domterritorium in der Vogelperſpective zeigt. Um den Hof liegen die Häuſer der Domherren; faſt ein jeder bewohnt ſein eigenes; nur ein paar größere ſind getheilt. Jeder hat ſein Gärtchen, ſeine eigene Wirthſchaft. Dem Biſchof iſt in einiger Entfernung, auch nahe dem Abhang, ein neuer Palaſt errichtet, ein ernſter ſchöner Backſteinrohbau. Die Hauscapelle tritt in Polygonform aus der Wandfläche hervor. Der geräumige Garten mit wohlgepflegten Raſenplätzen und dunkeln Buxbaumhecken gewährt reizende Blicke auf den Dom, die Stadt, das Haff. Deſſen Spiegel liegt wieder duftig da, ſchön umrahmt von Wieſen, Feldern und ſchweigender Waldung;

auch gerade gegenüber, auf der Nehrung, iſt es grün. Kiefern wachſen dort zahlreich genug, um dem entfernten Beſchauer die Täuſchung, als gebe es dort geſegnetes Land, zu erleichtern. Die nackten Dünen muß man weit nordöſtlich ſuchen. Hier auf der offenen Waſſerſtraße herrſcht auch reges Leben, wohl paſſend zu dem heiteren Landſchaftsbilde. Flußſchiffe ziehen häufig vorüber nach Elbing oder in die Weichſel; gehen die „Oderſchiffe“ ja doch von Stettin bis Memel durch Binnengewäſſer. Auch kleinere Seefahrer (von durchſchnittlich 36 Laſt) finden ihren Weg nach Elbing durch das Haff. Dampfboote unterhalten eine regelmäßige Verbindung zwiſchen den umliegenden Städten. Ein ſolches zu erwarten ſtieg ich hinab. Am Gaſthaus „Zum Kopernikus“, wo ein altes Oelbild von dem großen Frauenburger Domherrn in der Wirthsſtube hängt, — ein anderes, das ihn in ſeinem geiſtlichen Ornat darſtellt, befindet ſich an einem Pfeiler des Doms — an ſeinem Thurm, von dem aus er durch ein Druckwerk den Domberg mit Waſſer verſorgt hat, vorüber gelangte ich zum kleinen Hafen; allmählich kam der Dampfer heran und nahm mich auf. Wie anziehend war die Rückſchau vom Bord des Schiffes: der Steindamm mit der Bake unter den Weiden, die rothen Dächer des Städtchens in grüner Umhüllung; darüber die ſtolzen Stiftsgebäude, der Dom mit ſeinen Giebeln und Thürmchen ſo ſcharf ſich gegen den blauen Himmel abzeichnend und das rieſige Glockenhaus.

Schäumend durchſchnitt das Boot die Fluten ſchräg zur Nehrung hin. Da liegt ein reizender Fleck Erde, das Seebad Kahlberg, ſeit etwa 25 Jahren den öden Dünen abgewonnen. Flugſand, Haidekraut und Kiefern haben in beträchtlicher Ausdehnung friſchem Raſen und Laubdickicht Platz gemacht; auf der höchſten Anhöhe erhebt ſich ein zierliches Belvedere, in weitem Umkreiſe von Landhäuſern der verſchiedenſten Stilproben umgeben. Die hohe Düne jenſeits des Nadelwaldes ſchützt vor dem Nordwind. Iſt ſie überſchritten, brauſt die Oſtſee in ihrer größten Breite dem Wanderer entgegen. Doch nur wenige Minuten verweilte das Boot am Uferſteg; eine Strecke lang legte es wieder den eben genommen Weg zurück, um dann in ſcharfem Bogen in die ſorgfältig bezeichnete Straße nach Elbing einzukehren. Rothe und ſchwarze Tönnchen, Flaggenſtangen und Reisbeſen geben in vielfachem Zickzack die Bahn an, welche der thätige Bagger in gehöriger Tiefe erhalten muß. Aber wie reizvoll wird nun das feſtländiſche Ufer! Unwillkührlich mußte ich es dem Gemälde vergleichen, das ſich dem Rigipilger aufrollt, wenn er, Zürich verlaſſend, das Häuſer-

gewirre, vom Großmünſter überragt, immer mehr zuſammenſchwinden ſieht, und ihm nun am öſtlichen Seerande Dörfer und Villen aneinandergereiht inmitten lachender Fluren unter krönenden Hügelketten auftauchen. So auch hier. Der ehrwürdige Biſchofsſitz bleibt lange die Grenzmark zur Linken. Dunkele Baummaſten auf vortretender Höhe ſpiegeln ihre Wipfel; dann goldige Saatfelder und darüber wieder Waldung. Das ſtattliche Dorf Tolkemit dehnt ſich am Ufer wohl eine Stunde aus und kleinere Siedlungen erblickt man mithin auf dem flacher anſteigendem Lande. Doch die Höhe herrſcht vor. An ihr erſcheint Kloſter Cadienen (erſt 1826 aufgehoben) in prächtigem Park über dem niedrigeren Dorfe, manches ſtolze Herrenhaus, die Heilanſtalt Reimannsfelde. Da rechts zeigen ſich die Mündungsarme der Nogat und vor uns zwei kleine Molen, die den Elbingfluß durch die ſeichte Haffbucht geleiten. Zu beiden Seiten drängen ſich die durch die Räder des Dampfers aufgeſchreckten Wellen gegen den flachen Damm. Der Sumpf daneben verſchwindet. Die laubigen Höhen ziehen ſich ins Land hinein, immer dichter mit Gebäuden beſetzt, mächtige Schornſteine ſchießen dazwiſchen auf. Fette Wieſen beſpült der kleine tiefe Fluß. Was ſind das für Gräſer! wie üppig die Hecken! Der Werder hat eben begonnen, das reiche, fruchtbare Delta.

Schöne, erhebende Bilder liegen dahinter. Nun iſt es als habe ein Ruysdael ſeine wunderbaren Gemälde vorgezaubert; nicht jenen erſchütternden Anblick des Kirchhofs, deſſen Gräber der Wildſtrom durchwühlt, über den vergeblich ſich der Friedensbogen ſpannt; auch nicht ſeine köſtliche Waldesdämmerung, oder das herbſtliche Stoppelfeld mit der einſamen Thurmſpitze — wohl aber die idylliſchen Niederungsſcenen ſeiner Heimat: die ſauberen bräunlichen Häuſer hart hinter dem Deich, die breite Fähre, zu der Menſchen und Thiere ſich drängen, der ganze Verkehr auf dem Waſſer. Das Alles iſt hier. Hier iſt Norddeutſchland zum erſten Male, hier ſpürt man hanſeatiſchen Boden. Da ſind wir an manchem Schiffe vorbei und an manchem Kahn, der, vom ſtehenden Mädchen gelenkt, vom Markte heimkehrt, auch ſchon in der thurmloſen Stadt.

Fr. Bienemann.

Notizen.

Der vorige Jahrgang der Balt. Monatsſchr. hat zwei Artikel über den „Marſchall Roſen“ gebracht, die über den Charakter dieſes alten Livländers ſehr verſchiedener Meinung waren. Seitdem iſt uns von einem mit der Geſchichte ſeiner Ahnen wohlvertrauten Mitgliede der Familie v. Roſen ein dritter, insbeſondere die Auffaſſung des zweiten beſtreitender Beitrag über denſelben Gegenſtand zugekommen. Da wir aber fürchten müſſen, ohnehin ſchon in dieſer Sache einer rein hiſtoriſchen und auf die Praxis der Gegenwart keinen Bezug habenden Discuſſion zuviel Raum gegeben zu haben, ſo erlauben wir uns aus dieſer neuen Einſendung nur einige der weſentlichſten Ergänzungen und Berichtigungen zu den früheren Aufſätzen zu notiren, im Uebrigen die gründlichere Erörterung der ganzen Frage, wenn es deren noch bedürfen ſollte, lieber irgend einer eigentlich hiſtoriſchen Zeitſchrift (z. B. den Mittheilungen der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen) überlaſſend.

Conrad v. Roſen verlor ſeinen Vater Fabian v. Roſen ſehr früh, da derſelbe ſchon 1633 in Klein-Roop meuchlings ermordet wurde, wie es ſcheint auf Anſtiften eines Nachbars. Conrads Mutter Sophie, geb. v. Mengden, aus dem Hauſe Idſel und Maikendorf muß eine ſehr kluge und thatkräftige Frau geweſen ſein, wie theils aus ihren eigenen hinterlaſſenen Papieren, von denen verſchiedene Bruchſtücke noch in der Roopſchen Brieflade ſich befinden, theils aus Zeugniſſen der Zeitgenoſſen zu ſchließen iſt. Sie war in zweiter Ehe an einen v. Krüdener verheiratet.

Der frühe Tod des Vaters mag dazu beigetragen haben, daß Conrad v. Roſen die Schule in Riga eigenmächtig verließ. Sein Verwandter Reinhold v. Roſen aus dem Hauſe Hochroſen (zu unterſcheiden von dem

franzöſiſchen Generallieutenant Reinhold v. Roſen aus dem Hauſe Groß-Roop) commandirte die ſchwediſche Garde in Stockholm und ſtand in großem Anſehen bei der Königin. Es zog ihn alſo dahin.

In den Jahren zwiſchen 1667 und 69 kam Conrad v. Roſen nach Livland, um ſeine Erbſchaft in Klein-Roop zu reguliren, und unterſchrieb mit ſeinen Brüdern einen Transact, kraft deſſen Klein-Roop nie aus den Händen der Familie kommen ſollte.

Er iſt beerdigt unweit Bollweyler in einer katholiſchen Kirche, die er einige Jahre vor ſeinem Tode hatte erbauen laſſen. Im Laufe der Zeit hat ſich um dieſe Kirche ein kleines Dorf gebildet, Feldkirch genannt. Der Eingang zur Gruft iſt unter dem Altar; darüber eine weiße Marmorplatte mit lateiniſcher Inſchrift. Die Einwohner von Bollweyler erzählen, daß 1814 die Oeſterreicher das Grab geplündert hätten. Gegenwärtig ſind vom Sarge nur wenige kleine Bruchſtücke nach, die Gebeine liegen unverſchoben und zeigen einen Mann von ungewöhnlicher Körperlänge.

In dem Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, 2. série, tome III, 2. livraison, Paris et Strasbourg 1865, befindet ſich eine ziemlich umfaſſende Notiz von Ernſt Lehr über den elſäſſiſchen Zweig der Familie Roſen, welche auch dem Herrn Dr. v. Holſt bei Abfaſſung ſeines Aufſatzes über den Marſchall nicht unbekannt geweſen zu ſein ſcheint.

Was den Charakter Roſens betrifft, ſo wird verſucht, die aus Macaulay's Darſtellung der irländiſchen Expedition gezogenen Schlüſſe zu entkräften. Wenigſtens ſeine Erzählung von der Belagerung Londonderry's könne man nicht anders als für arg mit Dichtung vermiſcht anſehen. Gegen eine wirkliche Belagerung mit den in jener Zeit ſchon bedeutend vervollkommneten Hülfsmitteln hätte ſich ein ſo ſchlecht befeſtigter Ort keine zwei Wochen halten können. Es habe offenbar nur eine ungenügende Umſtellung ſtattgefunden, bei der Roſen durch Drohungen im Styl des ſiebzehnten Jahrhunderts die Uebergabe zu erzwingen ſuchte; wieviel davon wirklich in Ausführung gekommen, ſtehe dahin. Dieſe ſchaudererregenden Drohungen paßten für Macaulay, um die Erzählung deſto effectvoller zu machen; um aber über Roſen abzuurtheilen, bedürfe es einer eingehenderen Kritik der betreffenden Berichte.

Auch mit der Verurtheilung wegen Marodirens habe es nicht ſoviel auf ſich. Die Sache verhalte ſich folgendermaßen. Roſen hatte in Frankfurt all ſein Geld verſpielt. In dieſer Lage wollte er ſich dem Oheim

nicht vorſtellen und zog es daher vor, ohne ſeinen Namen zu nennen, als gemeiner Soldat in ein franzöſiſches Reiterregiment zu treten, ein Entſchluß, der für die Energie ſeines Charakters ſpricht. Er verlor ſein Pferd — ein großes Unglück für einen Cavalleriſten. Einige ältere Kameraden, die ſich in derſelben Lage befanden, überredeten ihn auf Beute nach Pferden auszugehen. Jung und unerfahren folgte er ihnen und wurde mit ihnen vom grand prévôt gefangen. Gleich nach überſtandener Gefahr eilte er zu ſeinem Oberſten, einem Grafen v. Brimon und Freunde ſeines Oheims, um ſich ihm zu entdecken. Das Urtheil St. Simons über dieſen Vorfall — heißt es — beweiſe nur, daß dieſer eingefleiſchte Hofmann ſich durchaus nicht in die verzweifelte Lage eines jungen Soldaten hineindenken konnte, der um ſein Pferd gekommen iſt.

Gegenüber der von Herrn v. d. Brüggen dem Marſchall vorgeworfenen Schmiegſamkeit in fürſtliche Launen wird folgende Thatſache geltend gemacht. Nach dem Tode Reinholds v. Roſen (1667) gab der König das Regiment deſſelben ſeinem Schwiegerſohn Conrad. Aber ſchon im nächſten Jahre wurde es — wahrſcheinlich in Folge allgemeiner Armeereductionen nach dem Pyreneer Frieden — aufgelöſt. Roſen fühlte ſich dadurch ſo verletzt, daß er es ausſchlug zur Dispoſition geſtellt zu werden. Er nahm ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſeine Beſitzungen im Elſaß zurück. Als der Krieg von 1671 ausbrach, beauftragte der König den Herrn de la Cardonnière, einen Freund Roſens, dieſen zur Errichtung eines neuen Regiments zu bewegen. Der Abgeſandte kam nach Dettweyler (nicht Ettweyler), aber alle ſeine Bemühungen waren umſonſt. Roſen wollte von nichts hören. Erſt als der König ihn nach Hofe beſchied und mit ausgezeichneter Güte empfing, als Louvois ihn dort mit Freundſchaftsverſicherungen überſchüttete und alle ſeine alten Freunde ihn baten wieder in den Dienſt zu treten, gab er nach.

Soweit unſer Auszug. Um einem möglichen Mißverſtändniß des Eingangs Geſagten zu begegnen, bemerken wir nur noch, daß keineswegs die Bedeutung verkannt werden ſoll, welche auch die zurückgreifende Betrachtung älterer Zeiten für die Gegenwart hat. Selbſt, wo ſie weniger auf allgemeine Geſichtspunkte bezogen und weniger von patriotiſchem Gefühl getragen auftritt als in dem dieſe kritiſche Verhandlung veranlaßt habenden Aufſatz des Herrn Dr. v. Holſt, — ſelbſt da ermangelt ſie des directen Einfluſſes auf die Geſinnung des lebenden Geſchlechtes nicht. Ein geſchichtsloſes Volk mag leicht in eine neue Form umgegoſſen werden; weitreichende

Erinnerungen und althergebrachte Erbstücke geschichtlichen Lebens geben selbst kleineren Völkerparcellen eine Zähigkeit, daß bei ihnen eher an Vernichtung als an Umwandlung gedacht werden kann. Wenn es z. B. möglich wäre, einem Lande, das eine 700jährige Geschichte hat, plötzlich alle seine Chroniken, Archive, Grabsteine und Baudenkmale zu nehmen, wieviel leichteres Spiel hätte da ein etwaiger Versuch seine Bewohner zu einer völlig veränderten Existenzform „überzuführen".

Die Erinnerung an den „Marschall Rosen", diesen Livländer des 17. Jahrhunderts in französischem Kriegsdienst, ist freilich keine besonders wichtige, aber aus einzelnen Persönlichkeiten setzt sich überhaupt die Geschichte zusammen, man denkt bei jenem alten Baron an eine ganze Reihe ihm ähnlicher Gestalten, bis zum Feldmarschall London in der Mitte des 18. Jahrhunderts herab, und bei dieser Reihe von Abenteuersuchenden in der Fremde an eine ganze Periode der baltischen Geschichte — so zu sagen die staatslose. Die nächstfolgende kennzeichnet sich dadurch, daß — nach dem Ausdruck der Nordischen Post — „das Blut der baltischen Landeskinder auf allen Schlachtfeldern ihre Gefühle der Treue für Thron und Vaterland besiegelt hat". Welches entsprechende Merkmal würde wohl derjenige Zustand aufzuweisen haben, welcher gewissen neuesten Anforderungen conform wäre?

Doch genug vom Marschall Rosen, um keiner irgendwie ungehörig scheinen könnenden Ideenassociation die Zügel schießen zu lassen!

Ein lateinisches Sprüchwort lautet: Caesar non supra grammaticos d. h. selbst der Kaiser kann keine Sprachregeln vorschreiben. Und in der That sind Politik und Grammatik zwei sehr getrennte Gebiete. Daher verarge man es einem Grammatiker, der diese Notiz schreibt, nicht, wenn er gesteht, bei Gelegenheit der so lebhaft und so allgemein ventilirten Frage wegen Beschränkung des Gebrauchs der deutschen Behördensprache in unseren Provinzen seinerseits den höchst unpolitischen Gedanken gehabt zu haben, ob nicht durch eine solche Maßregel ebenso viel an der Qualität unserer deutschen Rede zu gewinnen stehe, als quantitativ an Terrain verloren geht. Wie das zu verstehen ist, soll sogleich gesagt werden.

Die deutsche Sprache im Munde der Kur- Est- Livländer leidet bekanntlich an zwei Uebeln: erstens einer gewissen Armuth, indem eine Menge von Wörtern, Redensarten und Redewendungen, die in Deutschland

umlaufen, hier, wenn auch dem Gebildeten verſtändlich, doch in der Sprache des Lebens ungebräuchlich ſind; zweitens an einer noch auffallenderen Verunſtaltung durch barbariſch klingende Lehnwörter oder Formauswüchſe, die meiſtens dem Einfluß des Lettiſchen, Eſtniſchen, Ruſſiſchen entſtammen.*) Dennoch iſt dieſe Sprache mehr als ein nur unorganiſch zuſammengewürfelter Coloniſten-Jargon. Sie iſt ein in langem hiſtoriſchen Proceß gewordener Dialekt, der noch manche Spuren des einſt hier herrſchenden Niederdeutſch aufweiſt, manches in der gegenwärtigen Schriftſprache Deutſchlands ungebräuchliche aber gut deutſche Wort bewahrt und auch mit mancher unverwerflichen Eigenbildung ſich ſehen laſſen kann,**) ſo daß bei jeder dialektologiſchen Behandlung der deutſchen Geſammtſprache auch unſere Sprechweiſe einige Berückſichtigung verdient.

Doch nicht eigentlich über unſere geſprochene, ſondern vielmehr nur unſere geſchriebene Sprache, über die Ausdrucksweiſe unſerer Schriftſteller ſoll hier etwas bemerkt werden.

Wer ſchreibt unter uns? Am meiſten die Büreaukratie, die Kanzleien, die Staats-, Landes- und Stadtbeamten.***) Gegen die Maſſe der jährlich ausgefertigten, gedruckten oder nur geſchriebenen Geſchäftspapiere bildet die ganze übrige Provinzialliteratur, mit Einſchluß aller ſeit dem Jahre 1860 unternommenen Ikarusflüge unſerer Journaliſtik, nur ein verſchwindendes Minimum. Der Kanzleiſtyl iſt daher der vorherrſchende im Lande und von ſeinen Gebrechen ſind auch ſolche Scribenten angeſteckt worden, die ſelbſt nie in einer Kanzlei gedient haben. Einige Beiſpiele der auch in den allgemeineren Gebrauch übergegangenen Kanzlei-Curioſa mögen ſofort hier notirt werden, damit wenigſtens Jeder, der nicht eine „Predloſchenie" aufzuſetzen, ein Project zur Beſtätigung „vorzuſtellen" (представить!) oder ſonſt dergleichen Sonderbares zu verrichten hat, ſich davor hüten könne. Ein halbes Dutzend bedenklicher Wörter und ein Paar

*) Vgl. Hocheiſel, Einige Eigenthümlichkeiten der deutſchen Sprache Eſtlands. Reval 1860.

**) Gutzeit, Wörterſchatz der deutſchen Sprache in Livland. Obgleich unvollendet (nur bis zum Buchſtaben F), ſollte dieſes Buch in der Hand jedes Kur- Eſt- Livländers ſein, dem es darum zu thun iſt, mit Bewußtſein zu reden.

***) Die erſten bekanntlich in baltiſcher Provinzialſprache „Kronsbeamte" geheißen, wie „Kronsgüter", „Kronsſchule", „Kronskoſten", was Alles man neuerlich in „Kronbeamte", „Krongüter" u. ſ. w. umzuſchulmeiſtern verſucht hat.

fehlerhafte Conſtructionsweiſen werden für's Erſte genügen. Fortſetzung vielleicht ein anderes Mal.

Ein Geſetzentwurf und Aehnliches werden ganz allgemein in baltiſchen Landen beprüft, einer Commiſſion zur Beprüfung übergeben. Im Grimmſchen Wörterbuch ſtehen dieſe beiden Wörter nicht und in andern Gegenden deutſcher Zunge pflegt man dergleichen zu erörtern oder zu begutachten. Prüfung ohne Vorſylbe will auch nicht paſſen. Im Holländiſchen freilich giebt es in der That ein Zeitwort beproeven (ſpr. bepruven) und jedes Mal, wenn ich in der Rigaſchen Zeitung oder ſonſtwo, des beliebten beprüfen, Beprüfung anſichtig werde, denke ich mir dabei unwillkürlich einen bedächtigen Mynheer, eine Tabakspriſe zur Naſe führend und das baltiſche „Project“ wie einen zweifelhaften Ducaten gegen das Licht haltend.

Jede baltiſche Behörde iſt gewohnt ihre Verfügungen in Grundlage irgend eines Geſetzes oder einer Vorſchrift zu erlaſſen, während man doch denken ſollte, daß nur auf einer Grundlage geſtanden werden kann.

Unſerem Kanzleiſtyl geläufig iſt auch der Gebrauch von ſolcher ſtatt dieſer, z. B. „es wurde beſchloſſen eine Commiſſion zu dem und dem Behufe niederzuſetzen und ſolchen Beſchluß dem Rathe mitzutheilen“. In den nichtdienſtlichen Productionen der baltiſchen Schriftſteller findet ſich dieſer Mißbrauch freilich nur ſelten.

Den Kurländern eigenthümlich iſt diesbezüglich oder desbezüglich, adjectiviſch und adverbial: „der diesbezügliche Antrag“, „es iſt desbezüglich vorgebracht worden“. Ein Paar Wörter, die noch häßlicher ſind als das aus dem allgemeindeutſchen Kanzleiſtyl ſtammende desfallſig, da man nicht begreift, welchen Caſus dies und des in ihnen vorſtellen ſollen.

In Rigaſchen Schriftſtücken (ich weiß nicht, ob auch in anderen) ſtößt man auf die beiden auffälligen Subſtantive Erbau und Erhalt: „der Erbau einer Kaſerne“, „der Erhalt einer Zahlung“. In dem Grimmſchen Wörterbuch findet ſich das letztere derſelben als eine Seltenheit verzeichnet, das erſtere gar nicht.

Allgemein baltiſch hinwiederum und ſogar zu guten Styliſten ſich verirrend iſt: Allem zuvor ſtatt vor Allem. Man überſieht, daß zuvor gar keine Caſus regierende Präpoſition iſt und daß man z. B. nicht ſagen kann: „der Geburt Chriſti zuvor“.

Unter dem, was an dem Satzbau unſerer Landsleute tadelnswerth zu ſein pflegt, ſind es insbeſondere zwei Liebhabereien, die aus dem Sprachgebrauch der Kanzleien abzuleiten ſein dürften: erſtens die unmotivirte Auslaſſung der Hülfsverben ſein und haben, zweitens die invertirte Satzſtellung nach und. An der erſtern dieſer beiden Ungeſchicklichkeiten ohne weitere Erörterung vorübergehend, will ich wenigſtens die andere mit einigen unſern Zeitungen entnommenen Beiſpielen belegen:

„Dieſes Geſetz bezieht ſich nur auf Krongüter und hat eine Anwendung deſſelben auf Privatgüter auch in der Praxis niemals ſtattgefunden".

„Graß' ſiciliſche Anſichten fanden den größten Beifall und ſoll der König von Neapel ihm einen hohen Preis dafür geboten haben".

„Der Landtag hat die Freigebung des Güterbeſitzrechts beſchloſſen und iſt hiebei ohne Zweifel das Beiſpiel Kurlands von Einfluß geweſen".

„Paſtor A. verreiſt auf ein Paar Wochen in's Ausland und übernimmt Paſtor B. deſſen Stellvertretung".

„Aelteſtenbank und Bürgerſchaft ſchritten ſodann zur gemeinſam vorzunehmenden Aeltermannswahl und wurde mit Stimmenmehrheit zum Aeltermann für die nächſten zwei Jahre der Aelteſte M. gewählt".

Wer ſich ſolcher verrenkten Sätze fähig oder ſchuldig fühlt, möge ſelbſt an den gebotenen Beiſpielen probieren, wie dieſelben zurechtzuſtellen ſind. Meinerſeits habe ich nur noch zu bemerken, daß dieſe falſche Wortfolge, wie mir nicht unbekannt iſt, zwar auch in Deutſchland ſelbſt — doch wohl nur in Norddeutſchland und vorzugsweiſe längs der Oſtſeeküſte, in Altpreußen, Pommern, Mecklenburg, Holſtein — vorkommt, daß ſie aber auch dort zuvörderſt und zumeiſt dem Kanzleiſtyl angehören dürfte und fehlerhaft bleibt, dort wie hier.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 19. Februar 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ruſſiſche Typen.

II. Oblomow.*)

Oblomow iſt der Titel eines nun ſchon vor zehn Jahren erſchienenen ruſſiſchen Romans von Gontſcharow, deſſen culturhiſtoriſche Bedeutung es werth erſcheinen läßt, daß man auch jetzt noch die Leſer dieſer Zeitſchrift mit ſeinem Inhalt bekannt mache. Wie ſpäter Turgenjew den Typus des Nihiliſten zeichnete und benannte, ſo damals Gontſcharow einen anderen, freilich weit älteren, der aber bis auf den heutigen Tag in der ruſſiſchen Geſellſchaft nicht ausgegangen ſein dürfte. Seine Schilderung machte ungemeines Aufſehen, man fühlte ſich getroffen und der Name des Helden wurde zur Bezeichnung einer ganzen Gattung.

„Oblomowſchtſchina" hieß fortan ein Zuſtand, den man mit einigem Vorbehalt durch „Zerfallenheit" dürfte wiedergeben können. Oblomow nämlich und ſeine Eigenſchaft, die Oblomowſchtſchina, repräſentiren einen großen Theil des ruſſiſchen Adels zu Ende der vierziger Jahre unſeres Jahrhunderts, ſie repräſentiren einen Zuſtand der Baufälligkeit, der Unbeweglichkeit, der Fäulniß, der Verſumpfung, — einen Zuſtand, in dem der Keim einer zukünftigen Regeneration zwar liegt, der aber nichtsdeſtoweniger nicht durch ſich ſelbſt, ſondern erſt durch jene Triebkraft entwickelt wird und emporwächſt, die der mit dem Charakter ſeines Volkes ſo ſehr vertraute Dichter unparteiiſch genug in dem Einfluſſe des Deutſchthums findet und von der er ſeiner Nation halb freundſchaftlich mahnend, halb ironiſch perſiflirend ein in allen ſeinen Einzelheiten trefflich durchgeführtes Gemälde vorhält.

*) Balt. Monatsſchr. Bd. X, S. 410.

Im Vordergrunde ſteht — liegt, träumt und ſchläft vielmehr — Ilja Iljitſch Oblomow, der ſich gehen laſſende, melancholiſch-phlegmatiſche Edelmann, der nach altem Brauch und Gewohnheit in Petersburg die Einkünfte ſeines entfernten, vernachläſſigten, von einem betrügeriſchen Leibeigenen eigennützig beaufſichtigten Gutes „Oblomowka" verlebt. Ihm gegenüber erſcheint von Zeit zu Zeit ſein Jugendfreund, der ruſſificirte Deutſche Andrei Stolz, ſich immer und immer wieder bemühend, den Unbeweglichen aufzurütteln, ihn zu eigener Thatkraft, ja nur zu einem eigenen Willen zu erheben. Vergebens! Oblomow, deſſen einzige, durchgreifende Thätigkeit in dem ganzen langen, vierbändigen Roman ſich auf eine Ohrfeige beſchränkt, die er, aufs Aeußerſte gereizt, der perſonificirten Unverſchämtheit verabfolgt, — Oblomow repräſentirt jene Zerfallenheit oder jenes Etwas, das unbeweglich ſtehen blieb ſeit der Zeit, wo es aus ſeinen Fugen ging; Stolz hingegen, dieſe thätige, energiſche deutſche Natur, die unabläſſig bemüht iſt, jenes Etwas wieder in ſeine Fugen zu bringen, ihm ein modernes, den Anforderungen des Zeitgeiſtes entſprechendes Anſehen zu geben, Stolz repräſentirt — den Deutſchen in Rußland.

Das ſind die Charaktere, deren Ausſchälung aus dem Roman unſere gegenwärtige Aufgabe iſt; beide ſind typiſch.

Wie war Oblomow?

Oblomow, Edelmann von Geburt, Collegien-Secretair dem Range nach (er hat, wie jeder ruſſiſche Edelmann, „gedient"), lebt ununterbrochen bereits elf Jahre in Petersburg.

Anfangs, bei Lebzeiten ſeiner Eltern, wohnte er mehr eingeſchränkt, fand Raum in zwei Zimmern und genügte ſich mit einem Diener, dem Sachar, den er ſich vom Lande mitgebracht. Aber nach dem Tode des Vaters und der Mutter wurde er alleiniger Beſitzer von 350 Seelen, die ihm in einem der entfernten, an Aſten ſtreifenden Gouvernements als Erbe zufielen. Jetzt betrugen ſeine Einkünfte, ſtatt der früheren fünf, ſchon ſieben bis zehn Tauſend Bancorubel, und da erhielt denn auch ſeine Lebensweiſe andere, weniger beſchränkte Dimenſionen. Er miethete eine größere Wohnung, vervollſtändigte ſeine Dienerſchaft durch einen Koch und hielt ſich ein Paar Pferde. Er war noch jung, noch erfüllten ihn kühne Pläne und Hoffnungen, noch erwartete er Manches ſowohl vom Schickſal als von ſich ſelbſt, indem er ſich zu einer Laufbahn vorbereitete, zu einer Rolle, die er vor allen Dingen natürlich im Staatsdienſte zu ſpielen gedachte — was denn auch das Ziel ſeiner Reiſe nach Petersburg geweſen war. Später

allerdings dachte er auch an eine Rolle in der Geſellſchaft, und ganz zuletzt, am Wendepunkt der Jugend zu den reiferen Jahren, ſtellte ſich ſeiner Phantaſie in weiter Ferne das liebliche Bild eines glücklichen Familienlebens dar. Aber den Tagen folgten Tage, Jahre löſten Jahre ab, der zarte Flaum um die Lippen ward zu einem Bart, der Glanz der ſtrahlenden Augen trübte ſich, es ſchlug „dreißig“ an ſeine Lebensthür, — und er? nicht um einen Schritt war er auf irgend einer Laufbahn vorwärts gekommen, nie hatte er irgend welche Rolle geſpielt; er ſtand immer noch an der Schwelle ſeiner Arena, dort, wo er vor zehn Jahren geſtanden.

In ſeinen Augen hatte das Leben nur zwei Seiten: auf der einen war Mühe und Langweile (das galt ihm gleich), auf der andern Ruhe und friedlicher Genuß. Daher wurde ihm auch ſeine vornehmſte Lebensaufgabe, der Dienſt, von vornherein höchſt widerwärtig.

Erzogen im Schoße der Provinz, inmitten ſanfter und ſchlaffer Sitten, verhätſchelt in den Umarmungen der Eltern, Freunde und Bekannten, war er in dem Grade durchdrungen von den Elementen des Familienlebens, daß er ſich auch den zukünftigen Dienſt nicht anders als in einer häuslichen Beſchäftigung beſtehend vorſtellte, z. B. in Buchführung über Einnahmen und Ausgaben, wie es der Vater zu Hauſe zu thun pflegte. Er war der Meinung, daß Beamte einer und derſelben Behörde unter ſich einen engen, freundſchaftlichen Familienbund bildeten, unabläſſig damit beſchäftigt, unter einander Ruhe und Gemüthlichkeit herzuſtellen und zu erhalten; er bildete ſich ein, daß das Erſcheinen in der Behörde durchaus keine gewohnheitsmäßige Nothwendigkeit, eine Verpflichtung ſei, welcher man täglich obzuliegen habe, und daß naßkaltes Wetter, Hitze oder einfach Unbequemlichkeit ſtets Urſache genug ſein würden, das Nichterſcheinen zu entſchuldigen. Wie bitter jedoch war er getäuſcht, als ihm klar wurde, daß mindeſtens ein Erdbeben hereinbrechen müſſe, um den geſunden Beamten von ſeiner Schuldigkeit zu entbinden. Unglücklicher Weiſe giebt es in Petersburg keine Erdbeben, und eine Waſſersnoth — nun ja, die könnte allenfalls Vieles entſchuldigen, aber auch die iſt ſelten.

War dieſe erſte und ſelbſtverſtändliche Anforderung an einen Staatsdiener ſchon geeignet, unſeren Helden den Weg per aspera ad astra recht herzlich zu verleiden — einen entſchiedenen Widerwillen gegen den Dienſt faßte er erſt, als man ihm Arbeiten zumuthete, deren bloßer Name ihn in bange Unruhe verſetzte. Sich in den Acten zu vergraben, Nachweiſe aus denſelben zu beſchaffen, fingerdicke Auszüge zu machen, die man trotz deſſen

„Notizen“ zu nennen beliebte — alles das erfüllte ihn mit Schauder, Abſcheu und Langweile. Tief bekümmert wünſchte er nichts ſehnlicher, als daß ein Ereigniß eintreten möchte, wo ſich ſein Ausſcheiden aus dem Dienſte, ſo zu ſagen, von ſelbſt machen würde, denn ein ſolches herbeizuführen, hatte er zu viel Gewiſſenhaftigkeit und zu wenig Willen.

Zu Hauſe hatte er gehört, daß der Chef ſeinen Untergebenen ein Vater ſei, und daher ſich den freundlichſten, den häuslichſten Begriff von dieſer Perſon gemacht. Er dachte ſich den Chef in ſteter Sorge um das leibliche, ja, namentlich um das leibliche Wohl ſeiner Untergebenen, mit väterlicher Zärtlichkeit bemüht ſie zu beſchenken, zu belohnen, jede Noth von Ihnen abzuwenden, überhaupt Ihnen das Leben in jeder Weiſe freundlich und angenehm zu machen. Ilja Iljitſch glaubte nicht anders, der Chef werde ſich theilnahmsvoll bei jedem Morgengruße erkundigen, wie er die Nacht geſchlafen habe, warum die Augen ihm ſo trüb ſeien und ob er nicht Kopfweh habe, ganz ſo, wie es zu Hauſe Gebrauch war. Aber bereits am erſten Tage ſeines Dienſtes mußte er grauſam getäuſcht werden. Mit der Ankunft des Chefs begann ein Hin- und Herrennen, eine Geſchäftigkeit, Alles athmete beklommener und man verwirrte ſich gegenſeitig, indem jeder Einzelne das Streben äußerte, ſo vortheilhaft als möglich von dem Chef bemerkt zu werden. Das kam daher, mußte ſich Oblomow geſtehen, weil es Vorgeſetzte giebt, die in dem bis zur Verwirrung erſchreckten Geſichte des ihn umſchwänzelnden Untergebenen nicht allein Achtung für ihre Perſon erblicken, ſondern ſogar Eifer und nicht ſelten Fähigkeit zum Dienſt.

Zwei Jahre hielt Ilja Iljitſch aus; möglich, daß er es auch bis auf drei Jahre gebracht hätte, aber ein beſonderer Vorfall nöthigte ihn, den Dienſt vor der Zeit aufzugeben. Er hatte einmal irgend ein wichtiges Schreiben ſtatt nach Aſtrachan nach Archangelsk geſchickt. Die Sache wurde ruchbar; man forſchte nach dem Schuldigen. Seine Kollegen erwarteten mit Spannung den Moment, wo Oblomow würde vor den Chef gerufen werden; er ſah, wie ſie die Köpfe zuſammenſteckten, las in ihren Mienen das Schuldig, und ob er zwar, wie die Andern, wußte, daß das Urtheil nicht über eine mündliche Rüge von Seiten des Chefs hinausgehen werde, ſo war doch ſeine eigene Gewiſſenhaftigkeit um Vieles ſtrenger gegen ſich ſelbſt. Oblomow wartete die verdiente Rüge nicht ab, ſondern begab ſich nach Hauſe und ſchickte des andern Tages ſtatt ſeiner ein ärztliches Atteſt.

In dieſem Atteſt hieß es: „Ich Endesunterſchriebener beſcheinige mit Hinzufügung meines Amtsſiegels, daß der Collegien-Secretair Ilja Oblomow erkrankt iſt an einer Uebernährung des Herzens neben Erweiterung der linken Kammer deſſelben (Hypertrophia cordis cum dilatatione ejus ventriculi sinistri), und desgleichen an einem chroniſchen Leberübel, welches bei einem weiteren Umſichgreifen das Leben des Kranken gefährlich bedroht; man muß annehmen, daß dieſer Zuſtand aus der täglichen Arbeit in der Behörde hervorgegangen. Dem zufolge und um das Ueberhandnehmen dieſes doppelten Uebels zu verhindern, erachte ich für nothwendig, die Amtspflicht des Herrn Oblomow zeitweilig zu unterbrechen, ihm überhaupt vorzuſchreiben, ſich einer geiſtigen Beſchäftigung und aller Thätigkeit bis auf weitere Vorſchrift zu enthalten."

Aber das half nur für eine Zeit: man mußte doch geſund werden. Oblomow ertrug den Gedanken nicht und reichte bald darauf um ſeine Entlaſſung ein. So endete, um ſich nie wieder zu erneuern, ſeine Thätigkeit im Staatsdienſte.

Die Rolle in der Geſellſchaft gelang ihm anfangs beſſer. In den erſten Jahren nach ſeiner Ankunft in Petersburg, alſo gerade während ſeines Lebensfrühlings, belebten ſich ſeine jetzt ſo müden und abgeſpannten Geſichtszüge öfter, die Augen leuchteten im belebenden Feuer und ſprühten Strahlen der Hoffnung, des Vertrauens, der Kraft. Er war angeregt, wie die Andern, hoffte, freute ſich oft über ein Nichts und aus einem Nichts entſtanden oft ſeine Leiden. Aber alles das war lange her, noch zu jener unſchuldigen Zeit, wo der Menſch in jedem andern Menſchen einen aufrichtigen Freund vorausſetzt, ſich faſt in jedes Frauenzimmer verliebt und ihm, nicht ſelten zum ewigen Leidweſen, Hand und Herz darzubieten bereit iſt. Während dieſer glückſeligen Tage ging auch Ilja Iljitſch nicht leer aus von ſchmachtenden, ſammetweichen und wohl auch leidenſchaftlichen Blicken ſeitens coquetter Schönen; manch verfängliches Lächeln, zwei, drei nichtprivilegirter Küſſe, hier und da ein verborgener, warmer Händedruck mit obligaten Abſchiedsthränen in den Augen wurden auch ihm zu Theil.

Indeſſen ließ er ſich nie von den Schönen ganz feſſeln; ihr Sclave war er nie, ja nicht einmal ihr fleißiger Verehrer, ſchon darum nicht, weil ein Verhältniß zu Frauen ſtets durch Bemühungen und Umſtändlichkeiten, deren erklärter Feind er war, erhalten werden will. Oblomow beſchränkte ſich meiſt auf eine Huldigung von Weitem, aus achtbarer Entfernung.

Selten gerieth er mit einem weiblichen Weſen in ſo nahe Berührung, daß er für einige Tage Feuer zu fangen und ſich für verliebt zu halten vermochte. Daher verliefen ſeine verliebten Beziehungen nie in's Romanhafte; ſie machten dort Halt, wo die meiſten anzufangen pflegen, und waren in ihrer Unſchuld und Verſchämtheit mit der Liebe eines jugendlichen Penſionsfräuleins vergleichbar. Zuletzt, mit den Jahren, ſchien auch dieſer Funke ausgegangen oder doch nur unter der Aſche ſeiner Unbeweglichkeit fortzuglimmen.

Entſchiedener noch ſagte ſich Ilja Iljitſch von dem Ueberfluß ſeines Hausſtandes los. Gleich nach Empfang des erſten Mißwachs und Unterſchuß verkündenden Briefes vom Staroſt (beim Beginn des Romans erhält er den zweiten noch mehr troſtloſen), vertauſchte er ſeinen erſten Hausbeamten, den Koch, mit einer Köchin, verkaufte alsdann die Pferde und entließ zuletzt das übrige Dienſtperſonal.

Kaum bewog ihn nunmehr irgend etwas das Haus zu verlaſſen, und mit jedem Tage niſtete er ſich tiefer und bleibender in ſeiner (des Comforts nicht entbehrenden, aber von Sachar vernachläſſigten, aus vier Zimmern beſtehenden) Wohnung in der Gorochowaja ein.

Anfangs fiel es ihm allerdings noch ſchwer, den langen lieben Tag allein zu verbringen, ſpäter vermied er aus Trägheit den Einladungen zu Mittag Folge zu leiſten, außer denjenigen, die ihm von intimen Bekannten, zumeiſt Junggeſellen, zugingen, wo man die Halsbinde ablegen, die Weſte aufknöpfen, ja ſich ſogar „wälzen" oder ein Stündchen ſchlummern durfte. Bald wurde er auch der Abende überdrüſſig, an denen man den Frack anziehen und ſich raſiren mußte.

Ungeachtet ſolcher Grillen, gelang es ſeinem Freunde Stolz doch, ihn mit einiger Mühe in die Welt zu ziehen; aber Stolz entfernte ſich auf ſeinen Geſchäftsreiſen nicht ſelten von Petersburg nach Moskau, nach Niſhni-Nowgorod, nach der Krim, in der Folge auch in's Ausland — und ohne ihn verfiel Oblomow von Neuem in ſeine Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit, aus der ihn nur irgend ein außergewöhnliches, aus der Reihe täglicher Erſcheinungen ſtark hervortretendes Ereigniß zu locken vermochte.

So verlief ſeine Rolle in der Geſellſchaft. Müde verabſchiedete er alle Hoffnungsbilder, die ihn getäuſcht hatten oder denen er ſelbſt untreu geworden war, und entſagte allgemach allen zarten, freundlichen, lebensfrohen Erſcheinungen, die Andern auch noch im Alter das Herz ſchlagen machen.

Was aber that er zu Hauſe? las er? ſchrieb er? ſtudirte er? Ja, wenn ihm ein Buch unter die Hände kommt oder eine Zeitung, ſo lieſt er ſie durch. Hört er von irgend einer bemerkenswerthen Entdeckung, ſo ſtellt ſich bei ihm das Verlangen ein, die Bekanntſchaft derſelben zu machen; er ſucht, bittet um Bücher, und wenn ſie ihm ſchnell gebracht werden, macht er ſich auch an's Leſen; der Gegenſtand fängt an ihm klar zu werden, — noch eine Anſtrengung und er wäre Herr über denſelben geworden, aber ſiehe da! er liegt ſchon wieder (im bequemen Schlafrock auf ſeinem Bett oder auf dem Diwan) mit apathiſchen, auf die Decke gehefteten Blicken, und das Buch liegt ihm zur Seite, nicht durchleſen, nicht begriffen. Er erkaltete noch viel ſchneller, als er hingeriſſen wurde, und alsdann kehrte er nie wieder zu dem einmal aufgegebenen Buche zurück. Unterrichtet war er indeſſen worden wie alle Anderen, d. h. bis zum fünfzehnten Jahre in der Penſion.

Aber hören wir nur — wie!

Der arme Iljuſcha fährt hin und her in die Schule zu Stolz (zu Andrei's Vater, auf den wir noch zurückzukommen gedenken). Wenn er Montags früh erwacht, beſchleicht ihn eine eigene Unruhe. Er hört die durchdringende Stimme des Waska, welcher auf die Treppe hinausgetreten iſt und ruft:

„Antipka! ſpann' den Schecken vor: den kleinen Herrn zum Deutſchen zu fahren."

Das Herz klopft ihm. Traurig kommt er zur Mutter. Die weiß, warum er traurig iſt, und bemüht ſich, ihm die Pille zu verſüßen, obgleich ſie innerlich aufſeufzt über die Trennung von dem Einzigen auf eine ganze Woche. An einem ſolchen Montagsmorgen weiß ſie denn auch nicht wie ſie das Kind ſatt machen ſoll: ſie hat Abends vorher Brödchen gebacken, Kringelchen, hat Geſalzenes und Verzuckertes, trockene und ſaftige Leckerbiſſen zurechtgelegt. Sie verſorgt ihn mit dieſen Lebensmitteln in dem feſten Glauben, daß bei dem Deutſchen Schmalhals Küchenmeiſter iſt.

„Dort wird man ſich den Magen nicht überladen," meint ſie, „was giebts zu Mittag? Suppe, Braten, Kartoffeln; zum Thee Butter, und zum Abend — ja, wiſch' dir den Mund!"

Uebrigens ſind in der Erinnerung des Ilja Iljitſch größtentheils ſolche Montage vertreten, wo der Knabe die dem Kutſcher Antipka zurufende Stimme Waska's nicht vernimmt, ſondern ſolche zumeiſt, an denen die

Mutter ihn beim Thee mit einem wohlgefälligen Lächeln und der Neuigkeit empfängt:

„Heute fährſt Du nicht, denn Donnerstag iſt ein großer Feiertag; lohnt es wohl auf drei Tage hin- und herzufahren?“

Oder aber ſie macht die übrigens nicht ſchwierige Entdeckung, daß heute der Namenstag dieſes oder jenes Heiligen oder deſſen Sterbetag ſei, und an einem ſolchen Tage dürfe man gar nicht an das Lernen denken, meinte ſie: „Heute bleibſt Du zu Hauſe — ich werde Pfannkuchen backen.“

Iſt aber auch ein ſolcher Vorwand nicht mehr gut anwendbar, ſo bleibt der Mutter noch dieſer ganz einfache, pſychologiſche: ſie nimmt den Kopf ihres Augapfels am Montagmorgen in beide Hände, ſieht ihn lang und bang an und meint endlich:

„Mir ſcheint, Deine Augen ſind nicht, wie ſie ſein ſollten. Biſt Du auch geſund?“

Der ſchlaue Junge iſt geſund wie ein Fiſch im Waſſer — aber er zieht es vor zu ſchweigen.

„Bleib' mir dieſe Woche nur zu Hauſe,“ ſagte ſie dann in der Regel, „bis dahin — wie Gott will.“

Und ſo waren alle im Hauſe durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Lehrſtunden mit dem Namens- oder Sterbetage eines Heiligen nicht zuſammenfallen dürften, oder daß ein Feſt am Donnerstage ein unausweichbares Hemmniß der Studien für die ganze übrige Woche ſei. Höchſtens macht dieſer oder jener Vernünftige aus der Dienerſchaft, wenn er dem verzogenen Herrchen unbemerkt beikommen kann, ſeinem Aerger durch die Worte Luft:

„Hu, Du Schooßkind! trollſt Du Dich bald hin zu Deinem Deutſchen!“

Nicht ſelten erſcheint der Kutſcher Antipka plötzlich inmitten oder zu Anfang der Woche bei Stolz, um den kleinen Herrn abzuholen, da Marja Sawiſchna oder Natalija Fadejewna oder die Kuſowkins mit allen Kindern zu Gaſte angefahren ſind.

Zwei, drei Wochen, je nachdem der Beſuch währt, gaſtirt nun Iljuſcha zu Hauſe und da, ehe du dich deſſen verſiehſt, iſt auch die ſtille Woche nicht mehr weit, dann folgen die Feiertage, und in der Woche nach Oſtern, meint der Eine oder der Andere aus der Familie, lernt kein vernünftiger Menſch.

Uebrigens bemühten ſich Oblomows, ihren Vorwänden ein möglichſt legales Anſehen zu geben in den eigenen Augen ebenſo, als namentlich in

den Augen des alten Stolz, welcher eine ſolche Verzärtelung ohne Rückſicht auf Perſon und Stand mit ſeinen ärgſten „Donnerwettern" belegte. Die Zeiten, da Von-Wiſin die adlige Kindererziehung in ſeinen Luſtſpielen geißelte, waren ja längſt vorüber. Der Spruch: „Wiſſen iſt Licht, Unwiſſenheit Finſterniß" irrte in den Flecken und Dörfern zugleich mit einigen Büchern umher, die von Bücherkrödlern eingeführt worden waren. Die alten Leute begriffen den Vortheil der Aufklärung nur halbwegs; ſie meinten damit den äußeren, lucrativen Vortheil. Sie ſahen, wie Alle vorwärts kamen, d. h. zu Rang, Stern und Geld gelangten — nur auf dem Wege des Wiſſens, und ſahen, wie es denen herzlich ſchlecht erging, die, gleich den Advocaten und Beamten aus der alten Schule, ergraut waren in den hergebrachten Gewohnheiten, Ränken und Kniffen. Es gingen beunruhigende Gerüchte von der Nothwendigkeit, nunmehr nicht nur ſchreiben und leſen zu können, ſondern ſich auch mit anderen, bis dahin unerhörten Wiſſenſchaften und Kenntniſſen vertraut zu machen. Zwiſchen dem Titulairrath und dem Collegien-Aſſeſſor lag nun eine tiefe Kluft, über die, als Brücke, nur ein gewiſſes Diplom führte. Allgemach verſchwanden die alten Staatsdiener, die Kinder der Routine, die Blutigel in dem Sumpfe der Sporteln. Viele von ihnen, die nicht Zeit hatten zu ſterben, trieb man wegen Unzuverläſſigkeit aus dem Dienſte, andere unterzog man der gerichtlichen Anklage, und nur ſolche, die ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, die Vorſichtigen, fanden für zweckmäßig, ſich rechtzeitig „krankheitshalber" aus dem Staube zu machen.

Alles das erwogen die Leute in Oblomowka und begriffen den Vortheil der Bildung recht wohl, aber auch nur den äußeren Vortheil. Von der inneren Nothwendigkeit des Wiſſens beſaßen ſie nur ein in Nebel gehülltes, entferntes Verſtändniß; ihnen galt es daher hauptſächlich, ihrem Iljuſcha bis auf Weiteres einige glänzende, in die Augen fallenden Eigenſchaften anerziehen zu laſſen, vermöge welcher ſie ihn im Geiſte ſchon in der geſtickten Uniform eines Reichsrathes, ja die Mutter ihn ſogar als General-Gouverneur fungiren ſahen. Alle dieſe Ziele aber gedachten ſie, wie geſagt, mit guten Bancorubeln zu erkaufen und die vielen auf dem Pfade der Bildung und der Ehre umhergeſtreuten Hinderniſſe mit Liſt ganz ſachte zu umgehen, d. h. Iljuſcha ſollte lernen, aber nur ſo leicht hin, nicht bis zur Erſchlaffung der Seele und des Körpers, nicht bis zum Verluſt jener geſegneten, in der Kindheit erworbenen Friſche und Fülle, ſondern nur ſo weit, um die vorgeſchriebene Form zu beobachten und aus der Prüfung

ein Atteſt retten zu können, in welchem es heißen müßte, daß Iljuſcha „den vollen Curſus der Künſte und Wiſſenſchaften abſolvirt habe.“ ....

Nach langem Kampfe entſchloſſen ſich Oblomows Eltern, den fünfzehnjährigen Knaben nach Moskau auf die Univerſität zu ſchicken, wo er auch wirklich, mehr aus Schüchternheit und Scham vor ſeinen Lehrern als aus gutem Willen, den Curſus der Wiſſenſchaften zu Ende hörte.

Hier nun, auf der Univerſität, beginnt der Einfluß des jungen Stolz auf Oblomow ſich geltend zu machen. Gewiß, auch hier wäre er über kurz oder lang ſeiner Unluſt zur Thätigkeit und Anſtrengung verfallen, wenn ihm nicht eben jene deutſche Ausdauer und Zähigkeit zur Seite geſtanden hätte. Immer überredend, ermunternd, drängend, führte er den Freund gleichſam an der Hand durch die verſchiedenen Lehrſtufen, ohne daß es ihm indeſſen gelungen wäre, den apathiſchen Charakter für irgend Etwas bleibend zu intereſſiren. Jenes Datum, an welchem er die letzte Prüfung überſtanden, bildete gleichzeitig die Herkulesſäule ſeiner Gelehrſamkeit. Der Namenszug des Curators unter dem Diplom, war unſerem Helden, wie vormals das Nagelzeichen des Lehrers unter den Lectionen, jene Grenze geweſen, über die hinaus er durchaus zwecklos erachtete, in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu ſchreiten.

So viel von der gelehrten Laufbahn Oblomows.

In ſeine Einſamkeit kehrte er leer, ohne jenes aufgehäufte wiſſenſchaftliche Material zurück, das ſeinen frei umherſchweifenden, im Feiertagsſchlummer ſich ergehenden Gedanken irgend eine Richtung hätte geben können. Aber was that er denn? Er entwarf fort und fort ein Muſter für das eigene Leben. In dieſem fand er, nicht ganz ohne Grund, ſo viel Weisheit und Poeſie, daß alle Bücher und Gelehrſamkeit nichts dagegen waren. Nachdem er dem Dienſt und der Geſellſchaft den Rücken gekehrt, fing er an, in eigener Weiſe das Problem ſeines Lebens zu löſen, vertiefte ſich in ſeine Beſtimmung und entdeckte am Ende, daß der Horizont ſeiner Thätigkeit, ſeines Strebens und Webens in ihm ſelbſt verborgen liege. Er kam endlich zum weiſen Schluß, daß auf ſein Theil das Familienleben und die Sorge um ſein Eigenthum gefallen ſeien. Bis dahin waren ihm ſeine auswärtigen Angelegenheiten ſo gut wie fremd: um alles das bekümmerte ſich von Zeit zu Zeit Stolz. Selbſt hatte er weder eine klare Anſchauung von ſeinen Einnahmen, noch von ſeinen Ausgaben, er hatte nie einen Koſtenanſchlag gemacht und ſich um ſeine Wirthſchaft nie gekümmert.

Wie der alte Oblomow das Gut vom Vater übernommen, ſo übertrug er es auch auf den Sohn. Er hatte ſein ganzes Leben lang auf dem Gute zugebracht, hatte nie philoſophirt, ſich den Kopf nie zerbrochen mit allerlei Projecten, wie es die Leute heutzutage zu thun pflegen, um hier der Ertragsfähigkeit der Erde einen neuen Quell zu öffnen, dort den alten zu reinigen, kräftiger zu machen. Wie und womit zur Zeit des Großvaters die Felder beſäet wurden, auf welchem Wege und durch welche Mittel man damals producirte, — dieſelben verblieben auch bei ihm. Nichtsdeſtoweniger war der Alte ſehr zufrieden, wenn eine gute Ernte oder vortheilhafte Preiſe die laufenden Einnahmen vor den vorigjährigen vergrößerten: er nannte das einen Segen Gottes. Aber von Projecten und ähnlichen Gedankenanſtrengungen durfte keine Rede ſein, denn das hieße dem Willen Gottes vorgreifen. „Will's Gott — wir werden unſer tägliches Brod haben," pflegte er zu ſagen.

Ilja Iljitſch ſchlug in dieſer Richtung allerdings weder nach dem Vater noch dem Großvater. Er war ja gebildet, hatte in der Welt gelebt und war dadurch zu Anſichten gelangt, welche den Voreltern fremd bleiben mußten. Er begriff, daß der Erwerb nicht nur keine Sünde, ſondern daß es die Pflicht eines jeden Weltbürgers ſei, mit ehrlichen Kräften den allgemeinen Wohlſtand aufrecht zu erhalten, zu unterſtützen. Aus dieſem Grunde beſtand der größere Theil jenes Muſters, das er in ſeiner Einſamkeit für die Zukunft entwarf, aus einem mit den Bedürfniſſen der Zeit übereinſtimmenden neuen Plan zur Organiſation ſeiner Gutsverwaltung und zur freundlichen Umgeſtaltung der Verhältniſſe ſeiner Bauern. Die Grundidee des Planes, die Dispoſition, einzelne Hauptpunkte — alles war längſt in ſeinem Kopf zurechtgelegt; es blieben nur noch alle Einzelheiten, Anſchläge und Ziffern übrig. Einige Jahre bereits arbeitet er unermüdlich an dem Plan; er grübelt und überlegt, wo er geht und *liegt* (denn „ſteht" würde weniger paſſen), zu Hauſe und unter Freunden: bald ergänzt er etwas in den Paragraphen, bald ſtreicht er einiges, oder er ruft in's Gedächtniß zurück, was ihm geſtern in den Sinn gekommen und über Nacht vergeſſen worden war; manchmal ſchießt ihm ein ganz neuer, unerwarteter Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf — und da giebt's wieder Arbeit, was er ſo nennt. Er iſt durchaus nicht der ſeichte Nachahmer einer fremden, bereits fertigen Idee; er ſelbſt iſt der Schöpfer, der Vollzieher ſeiner Entwürfe. Morgens, ſobald er ſich aus dem Bett erhoben und den Thee eingenommen, wirft er ſich ſogleich wieder auf den Divan,

legt das Haupt in die unterſtützende Hand und liegt und ſinnt und ſchont die Kräfte nicht, bis endlich der Kopf müde wird und ſchwer von der abſpannenden Arbeit und das Gewiſſen ihm die beruhigenden Worte zuruft: genug geſorgt für heute um das allgemeine Wohl.

Von den materiellen Sorgen befreit, liebte es Oblomow in ſich zu gehen und in der von ihm ſelbſt erſchaffenen Welt zu leben. Er war für den Genuß edler Gedanken nicht unzugänglich, namentlich berührte ihn das Elend der Menſchen bleibend und tief. In ſolchem Seelenzuſtande litt er förmlich unter den ſich ihm lebhaft vorſtellenden Drangſalen, Leiden und Laſtern, von denen die Menſchheit heimgeſucht iſt — und dann hätte er helfen, retten mögen mit Aufopferung ſeines Lebens. Wie ein guter Schauſpieler, ſo vermochte auch er ſich hineinzuexaltiren in eine vorgeſtellte andere, beſſere Welt, in die Rolle eines Erretters. In ſolchen Augenblicken ſah man ihn oft ſich mit blitzenden Augen in ſeinem Bett erheben und, von einer in ihm wirklich vorhandenen und hohen ſittlichen Kraft bewegt, wie ein gütiger Vater um ſich ſchauen mit ſegnenden Händen. ...

Sollte das das Erwachen zu dem langerſehnten Fortſchritt ſein? Werden wir die wohlthätigen Folgen einer ſo edlen Kraftanſtrengung verwirklicht, Oblomow in Thätigkeit ſehen? O nein — ſieh nur hin — der Morgen iſt vorüber, der Tag neigt ſich bereits zum Abend — und mit ihm neigen ſich auch die ermüdeten, unzureichenden Kräfte Oblomows: die Wellen in ſeinem Innern und die Aufregung legen ſich, der Kopf wird frei von den betäubenden Gedanken und ruhig durchrieſelt das Blut die Adern. Still, nachdenklich kehrt er ſich auf den Rücken, heftet den trüben Blick auf das Fenſter und begleitet mit den Augen die wolkenumſchleierte Sonne, bis ſie hinter jenem vierſtöckigen Hauſe verſchwindet. Wie vielen ſolchen Sonnenuntergängen ſah er nicht ſchon zu!

Am andern Morgen beginnt daſſelbe Leben, dieſelbe Aufregung, beginnen dieſelben Träumereien von Neuem.

Niemand ahnte und beobachtete dieſes innere Leben und Weben des Ilja Iljitſch; Alle glaubten, daß er den langen lieben Tag über nur ißt und ſchläft und daß mehr von ihm gar nicht erwartet werden könne; ja Einige meinten ſogar, daß er unfähig ſei über etwas nachzudenken. Der Einzige, der über ſeine Fähigkeiten, über die innere vulcaniſche Thätigkeit des guten, menſchenfreundlichen Herzens genaue Auskunft zu ertheilen vermochte, war Stolz, aber, um den Freund die Anwendung dieſer guten Eigenſchaften lehren zu können, hielt er ſich zu wenig in Petersburg auf.

Wohl wußte auch Sachar um ſeines Herrn inneren Zuſtand, denn er war ja ſein ganzes Leben lang beſtändig in ſeiner Nähe geweſen; aber er gerade war überzeugt, daß ſie beide lebten, wie es ſich gezieme, und daß es ſich gar nicht gezieme anders zu leben.

Sachar zählte fünfzig Jahre. Er war ſchon kein directer Nachkomme mehr jener Ritter „ohne Furcht und Tadel", die ihrem Herrn bis zur Selbſtverleugnung ergeben waren, alle Wohlanſtändigkeiten in ſich vereinten und keine Untugenden beſaßen. Dieſer Ritter war weder ohne Furcht noch ohne Tadel. Er gehörte zweien Zeiträumen an und beide hatten auf ihn ihren Stempel gedrückt. Von der einen Epoche ererbte er eine unbegrenzte Ergebenheit zum Oblomowſchen Hauſe, von der anderen, ſpäteren, die Verfeinerung und Verdorbenheit der Sitten. Dem Herrn wirklich und wahrhaft ergeben, glaubte er, ein Kind der Neuzeit, gleichzeitig ſich durch nichts gebunden, ihn täglich zu belügen, ihm hier einen Fünfer, dort einen Zehner vorzuenthalten. So wanderten alle die da und dort zerſtreuten Kupfermünzen, von denen er vorausſetzte, daß ſie bei dem Herrn bereits in Vergeſſenheit gerathen ſeien in ſeine Taſche; ebenſo kehrte eine herausgewechſelte Geldkleinigkeit nie zu Ilja Iljitſch zurück, wenn dieſer vergeſſen hatte ſie zu fordern. Größere Summen ſtahl er nicht, möglicherweiſe darum, weil er ſeine Bedürfniſſe nach Zehnern und Fünfern bemaß oder weil er entdeckt zu werden fürchtete, jedenfalls aber nicht aus Ueberfluß an Ehrlichkeit.

Von ſeiner Unordentlichkeit gar nicht zu reden iſt Sachar äußerſt ungeſchickt. Mit einem Mal wird er nie ein Tuch oder ſonſt einen Gegenſtand von der Diele erheben, ſondern, nach demſelben gleichſam haſchend, ſich mindeſtens drei Mal bücken, und auch dann noch geſchieht es, daß das Ergriffene ſeinen Händen wieder entfällt. Ohne etwas zu zerſchlagen hat er ſelten eine Anzahl zerbrechlicher Sachen durch das Zimmer getragen. Gleich beim erſten Schritt gerathen die oberſten Gegenſtände in ſchwankende Bewegung und ſtreben nach Newton's Geſetz zur Erde; fällt ein Stück, ſo thut er einen ſo heftigen, aber verſpäteten und nutzloſen Griff darnach, daß durch die Erſchütterung in der Regel noch zwei andere dem erſten folgen. Mit vor Verwunderung weit geöffnetem Munde begleitet er das fallende Geſchirr mit ſeinen Blicken, anſtatt Acht zu geben auf das was noch auf dem Präſentirbrett zurückgeblieben, und ſo geſchieht es mitunter, daß von allem Geſchirr nur ein Gläschen oder nur ein Teller unzerbrochen an Ort und Stelle anlangt, wenn er nicht, was auch vorkam, den ganzen

Reſt zuſammt dem Brette mit heftigen Verwünſchungen auf die Diele ſchleudert und davon läuft. Durch's Zimmer gehend, bleibt er bald an einem Stuhl oder an einem Tiſch hängen; er gelangt auch nicht immer gerade durch die geöffnete Hälfte der Flügelthür, ſondern ſtößt oft mit der breiten Schulter an die andere. In ſolchen Fällen müſſen die Thüren ebenſo, als der Wirth des Hauſes oder der Tiſchler, der den Gegenſtand des Anſtoßes verfertigt hat, herhalten, an denen er insgeſammt ſeinen Zorn in den derbſten Schimpfreden ausläßt. In Oblomows Gemache waren faſt alle Gegenſtände entweder angebrochen oder eingeſchlagen, jedes Stück hatte, wie man zu ſagen pflegt, ſeinen Knix wegbekommen, namentlich die kleinen und feinen Sächelchen, die eine größere Sorgfalt im Umgange mit ihnen erheiſchen, und alle hatten ſie ihre Verſtümmelung der Taktik des Sachar zu verdanken. Er macht nämlich gar keinen Unterſchied in der Behandlungsweiſe des einen oder des andern Stückes, ſondern bezieht ſeine Fähigkeit, einen Gegenſtand anzufaſſen, gleichartig auch auf alle übrigen, mögen dieſe auch noch ſo verſchieden von einander ſein. Man kann ſich leicht vorſtellen, was entſtehen muß, wenn er auf einen vom Staube zu reinigenden Spiegel dieſelbe Kraft verwendet, welche er nöthig haben würde das eiſenbeſchlagene Straßenthor aufzuſtoßen. Behüte Gott, wenn Sachar ſich manchmal, ſeinem Herrn zu Gefallen, vom Eifer hinreißen läßt, wenn es ihm in den Sinn kommt, aufzuräumen, zu ſäubern, den Sachen die ihnen zukommenden Plätze zu geben, überhaupt alles ſchnell und mit eins in Ordnung zu bringen! Der Unfälle und Verluſte war dann kein Ende. Kaum dürfte ein in's Haus gedrungener feindlicher Soldat ärger wirthſchaften: es beginnt ein Brechen, ein Umwerfen, ein Zerſchlagen der Gegenſtände und endet gewöhnlich damit, daß Sachar aus dem Zimmer getrieben wird, wenn er daſſelbe nicht ſchon vorher unter Schmähungen und Verwünſchungen ſelbſt verlaſſen hat.

Sachar hat ſich den Kreis ſeiner Thätigkeit ein für alle Mal vorgezeichnet und gutwillig überſchritt er denſelben nie. Morgens richtet er die Theemaſchine an, putzt, wenn es nöthig iſt, die Stiefel und diejenigen Kleider, welche der Herr, falls er ja das Zimmer verläßt, täglich anlegt; nichts aber konnte ihn bewegen, auch die übrigen zu reinigen, und mochten die Motten an ihnen ſeit Jahren nagen. Dann fegte er — keineswegs täglich — das Zimmer, d. h. nur ſo einen kleinen Fleck, die Mitte deſſelben, und wiſchte den Staub nur von demjenigen Tiſche, auf welchem ſich nichts befand, alles einzig darum, um ſich die Mühe des Abhebens der auf

demſelben befindlichen Sachen zu erſparen. Nach dieſer Pflichterfüllung glaubte er ſich völlig berechtigt, unbekümmert um alles Uebrige, auf der Ofenbank zu ſchlummern oder mit der Köchin und dem übrigen Hausgeſinde zu ſchwatzen.

Befahl man ihm irgend etwas außer dem eben Aufgezählten zu verrichten, ſo that er es, ja, aber ungern und erſt nach vielem Gezänk und hartnäckiger Beweisführung von der Nutzloſigkeit des Befehls oder der Unausführbarkeit deſſelben. Keine Mittel vermochten ihn zu beſtimmen, den Kreis ſeiner Thätigkeit durch Aufnahme einer neuen Pflichtleiſtung zu erweitern.

Abgeſehen von allem dieſem und auch davon, daß Sachar ſein Gläschen liebte und die Klätſcherei, mußte man nichtsdeſtoweniger zugeben, daß er ein ſeinem Herrn tief ergebener Diener war. Er hätte ſich nicht bedacht, für dieſen in's Feuer zu rennen oder in's Waſſer, nicht weil er das als ein Verdienſt anſah, würdig der Bewunderung oder der Belohnung, ſondern als etwas vollkommen Natürliches, Selbſtverſtändliches; er würde ſo ohne alle Vernünftelei, aus Inſtinkt gehandelt haben, gleich dem treuen Hunde, der ſich auf Tod und Leben dem Feinde ſeines Herrn entgegenwirft, unbekümmert, ob ſolches mehr ihm oder mehr ſeinem Herrn zuſtände. Aeußerlich trug er keine beſondere Aufmerkſamkeit für den Herrn zur Schau, im Gegentheil er pflegte ſogar ein wenig grob und familiär im Umgange mit ihm zu ſein, ſich über ihn in allem Ernſt jeder Kleinigkeit wegen zu ärgern, ja ihn gar draußen vor der Pforte zu verleumden. Aber ſolche Capricen waren nur periodiſch; immer wieder trat das warme, verwandſchaftliche Gefühl der Ergebenheit nicht nur zur Perſon des Ilja Iljitſch beſonders, ſondern zu allem, was den Namen Oblomow führte oder ihm lieb und theuer war, zu Tage. Möglich, daß dieſes Gefühl ſogar im Widerſpruche ſtand zu der ſelbſteigenen Anſicht, die Sachar von der perſönlichen Beſchaffenheit Oblomows beſaß; möglich auch, daß das Vertrautſein mit dem Charakter ſeines Herrn ihm dieſe und jene unvortheilhafte ſubjective Meinung einflößte; ja es iſt gewiß, daß, wenn man ihn wegen der großen Anhänglichkeit an Ilja Iljitſch loben wollte, er eine ſolche entſchieden verleugnen könnte.

Dieſe gemiſchten Gefühle brachten es mit ſich, daß Sachar ſeinen Herrn faſt eben ſo oft bei den täglichen Verſammlungen draußen an der Pforte verleumdete und anſchwärzte, als er ihn mitunter über alle Maßen herausſtrich; dann war des Entzückens kein Ende. War ſein Herr geſtern

noch geizig, launiſch, jähzornig, ein ſo ſchlimmer Herr, daß er, Sachar, lieber ſterben als ihm ferner dienen wolle, ſo kannte er heute keine Grenze für die Tugenden deſſelben. Er begann mit der Aufzählung aller glänzenden Eigenſchaften des Ilja Iljitſch, pries deſſen hohen Verſtand und Herzensgüte und hob ſeine Freundlichkeit und Biederkeit bis in den ſiebenten Himmel; wurde er indeſſen gewahr, daß ſeinem Herrn die gelegentlich nöthigen Eigenſchaften abgingen, ſo kam es ihm nicht weiter darauf an, ſeine Lobreden mit anderweitig entliehenen Tugenden zu vervollſtändigen, ſo daß der Herr ein einflußreicher, über Schätze gebietender Mann wurde, deſſen Macht keine Grenzen kannte. In dieſem Sinne drohte er denn auch vorkommenden Falls nicht allein dem Hausknecht oder dem Hausverwalter, ſondern ſogar dem Hauseigenthümer ſelbſt mit der ſtereotypen Bemerkung: „Paß' auf, ich ſag's dem Herrn — da wirſt du ſchon kriegen!" Eine höhere Autorität als dieſe zu vermuthen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Und dennoch hatten die äußerlichen Beziehungen Oblomows zu Sachar ſtets etwas Feindſeliges an ſich; beide verbitterten ſich gegenſeitig das Leben. Ohne ein Opfer von der einen oder der anderen Seite kann nun einmal eine Annäherung zwiſchen zwei Menſchen nicht ſtattfinden; viel Lebenserfahrung, Logik und Treuherzigkeit iſt beiderſeits erforderlich, um ſich einzig und allein an den Vorzügen des Nebenmenſchen zu erfreuen, die wechſelſeitigen Mängel hingegen mit Geduld zu überſehen. Ob er wollte oder nicht, einen bedeutenden Vorzug mußte Ilja Iljitſch an Sachar ſchätzen, das war deſſen Ergebenheit zu ihm; ſie war ihm zur Gewohnheit geworden, er betrachtete ſie ſo, als könne und dürfe es gar nicht anders ſein. An dieſen Vorzug ein für alle Mal gewöhnt, beachtete er ihn als ſolchen nicht mehr, während andererſeits, bei all ſeinem Gleichmuth, ihm die Unzahl kleiner Mängel des Sachar unerträglich wurden. Und wie Sachar den Herrn oft zu heftigen Auslaſſungen gegen ſich veranlaßte, ſo hatte in gleicher Weiſe jener ſeine liebe Noth mit dieſem.

Aber der uralte Zuſammenhang zwiſchen Herrn und Diener war gleichwohl ein unzerſtörbarer. Wie Ilja Iljitſch ohne den Sachar ſich Morgens nicht zu erheben, Abends nicht hinzulegen vermochte, wie er ohne deſſen Hülfe ſich weder hätte ankleiden noch ſättigen können, alſo vermochte auch Sachar ſich keinen andern Herrn vorzuſtellen als Ilja Iljitſch, ſich kein anderes Daſein zu denken als den Herrn zu kleiden, ihn zu pflegen, zu ärgern, zu überliſten, zu betrügen, um ihn gleichzeitig wieder zu verehren.

In derſelben Situation, in der wir den jungen Edelmann im Eingange des Romans vorfinden: wach, aber noch im Bette, das feine, regelmäßige, etwas bleiche Geſicht der Decke des Zimmers mit dem Ausdruck „jener unbeſtimmten Nachdenklichkeit“ zugekehrt, welche zeigt, daß der Menſch durch nichts bewegt, durch nichts beſchäftigt wird, — in dieſer, manchmal nur durch den Wechſel des Bettes mit dem Divan veränderten Situation finden wir ihn von Scene zu Scene, von Act zu Act der ganzen, durch ſeinen eigenen Willen auch nicht im Entfernſten beeinflußten Handlung wieder, ausgenommen, doch ſelbſt da nur bedingungsweiſe ausgenommen, die Zeit einer tief empfundenen und erwiederten Liebe, die indeſſen, aus Mangel an Willen ſeinerſeits, zuſammenfällt, wie alles, was er ſich vorgenommen hat, wie er ſelbſt.

Das Liegen war dem Ilja Iljitſch weder eine Nothwendigkeit, wie einem Kranken oder einem Menſchen, der das Bedürfniß hat, zu ſchlafen, noch eine Zufälligkeit, wie Demjenigen, welcher ermüdet iſt, noch war es ihm ein Genuß, wie dem Faullenzer: das Liegen war ſein normaler Zuſtand. War er zu Hauſe — und er war faſt immer zu Hauſe — ſo lag er ſtets und unabänderlich in einem und demſelben Zimmer, das ihm als Schlafgemach diente und zugleich als Empfangszimmer. Er beſaß noch drei andere Gemächer, die aber betrat er ſelten, höchſtens am Morgen einmal, wenn ſein Bedienter das Cabinet fegte, was (wie wir wiſſen) durchaus nicht alle Tage geſchah.

Heute war er gegen alle Gewohnheit ſehr früh erwacht — um acht Uhr ungefähr. Irgend etwas ſcheint ihn ſtark zu beſchäftigen. Seine Züge drücken wechſelweiſe bald Furcht, bald Bekümmerniß und Unwillen aus. Man ſah, daß er der drückenden Laſt eines ungewohnten Nachdenkens zu unterliegen anfing.

Die Sache war die, daß Oblomow Abends zuvor einen Brief unangenehmen Inhalts von dem Staroſt ſeines Gutes erhalten. Es iſt nicht ſchwer zu errathen, welcher Art die Unannehmlichkeit ſein könnte, über die ein Staroſt zu berichten hat: Mißwachs, Rückſtände, Verminderung der Einkünfte ꝛc. Wenngleich der Staroſt in dem vorhergegangenen Jahre einen ziemlich ähnlichen Brief geſchrieben, ſo verfehlte doch auch der letzte, wie jede unangenehme Ueberraſchung, ſeine Wirkung nicht: man mußte jedenfalls nachdenken, wie dieſem Uebelſtande abzuhelfen ſei, und das eben war die drückende Geiſtesbeſchäftigung Oblomows.

Wir wiſſen bereits von einem Plane, den er in Folge des erſten Briefes zur Verbeſſerung der landwirthſchaftlichen Zuſtände ſeines Gutes zu entwerfen angefangen, mit dem er ſich herumtrug und der ihn auch am heutigen Morgen, wo ein neuer Anlaß ihn dazu zwang, beunruhigte.

Die Uhr ſchlug halb Zehn; Ilja Iljitſch ſchrak zuſammen.

„Was thue ich," ſagte er laut, ärgerlich, „wirklich, es iſt gewiſſenlos — die Arbeit drängt! — Laß dich nur erſt geben — und ..."

„Sachar!" rief er.

In dem Zimmer, das nur durch einen ſchmalen Corridor von dem Gemache Oblomows getrennt war, konnte man ein tiefes Knurren, dann den Schall zweier von einer Höhe herabſpringenden Füße vernehmen. Es war der mürriſche Sachar, der von der Ofenbank ſprang; er trat ein.

Seine fünfzig Jahre ſah man ihm an. Er trug einen grauen, langen Rock, aus dem unter dem Arm ein Stück rothen Hemdes hervorſah, eine graue Weſte mit kupfernen Knöpfen und einen wie das Knie ſo blanken Schädel; nur ſein Backenbart war groß, ſtark, weit abſtehend, das Kinn war raſirt.

Ilja Iljitſch, in Nachdenken verſunken, ſchien den Eingetretenen gar nicht zu bemerken. Sachar ſtand vor ihm und ſchwieg. Endlich huſtete er.

„Was willſt Du?" fragte Ilja Iljitſch.

„Sie riefen ja."

„Ich rief? Warum ſollte ich gerufen haben — ich weiß wirklich nicht mehr warum," ſagte er, ſich reckend; „geh' nur wieder, indeſſen fällt es mir wohl ein.

Sachar ging; Ilja Iljitſch aber fuhr fort, über den Unglücksbrief nachzudenken.

Eine Viertelſtunde verging.

„Genug des Liegens — es iſt Zeit, daß man aufſteht ... Uebrigens — laß ſehen, ich will zuvor den Brief des Staroſt noch einmal mit Aufmerkſamkeit durchleſen — dann ... Sachar!"

Wieder derſelbe Sprung, daſſelbe nur verſtärkte Brummen. Sachar war in's Gemach getreten, während Oblomow von Neuem in Nachdenken verſank. Der Alte ſtand eine geraume Zeit, betrachtete den Herrn mit einem verbiſſenen Seitenblick und begab ſich endlich wieder zur Thür.

Der eifrig Nachdenkende hatte es gleichwohl bemerkt.

„Wohin willſt Du?" fragte er plötzlich.

„Sie ſprechen ja nichts, — was ſoll man denn hier umſonſt ſtehen," antwortete Sachar mit heiſerer Stimme. Er war in der Mitte des Zimmers ſtehen geblieben, nur halb zu Oblomow gewendet, den er mit zuſammengezogenen Brauen unverwandt von der Seite anſah, wie er zu thun pflegte, wenn er ſeinem Unwillen Ausdruck geben wollte.

„Deine Füße ſind wohl verdorrt, daß Du nicht einen Augenblick ſtehen kannſt, liegſt ja ohnehin den ganzen Tag über auf der Bärenhaut während mir die Sorge um euch und die Plage überlaſſen bleibt. — Suche mir den Brief auf, den iſt geſtern vom Staroſta zugeſchickt bekam. Wohin haſt Du ihn wieder geſteckt?"

„Was für einen Brief? Ich habe gar keinen Brief geſehen," ſagte Sachar.

„Du, Du ſelbſt empfingſt ihn ja vom Poſtillion, beſinne Dich, er war ſo ſchmierig."

„Wohin haben Sie ihn verlegt — wie ſoll ich das wiſſen," brummte der Alte, indem er mit den Händen auf den Papieren umhertappte, die auf dem Tiſche zerſtreut lagen.

„Du weißt nie etwas. Sieh im Korbe nach! Oder er iſt vielleicht hinter den Divan gefallen — da, ſieh wie die Lehne vom Divan ausſieht! zerbrechen konnteſt Du ſie, aber einen Tiſchler herſchaffen fällt Dir ſchwer."

„Ich habe nichts zerbrochen," meinte Sachar, „ſie iſt von ſelbſt gebrochen; für die Ewigkeit iſt ſie doch nicht gemacht: alles muß einmal brechen."

Ilja Iljitſch hielt es für überflüſſig, das Gegentheil zu beweiſen.

„Nun — haſt Du?" fragte er.

„Hier ſind Briefe."

„Nicht die."

„Nun, andere finde ich nicht," ſagte Sachar.

„Es iſt gut, geb' nur wieder!" rief Oblomow ungeduldig. „Ich werde aufſtehen und ſelbſt ſuchen."

Sachar entfernte ſich in ſeine Kammer. Kaum jedoch hatte er beide Hände rückwärts auf die Ofenbank geſtützt, um ſich hinaufzuſchnellen, als von Neuem der eilige Ruf „Sachar! Sachar!" erſcholl.

„Ach, du barmherziger Gott!" ſtöhnte er, ſich nach dem Cabinet begebend, „dieſe Qual! Wenn doch der Tod käme!"

„Was wollen Sie?"

„Mein Schnupftuch, ſchnell!"

„Wie ſoll ich wiſſen, wo das Tuch ſteckt?“ Er umging brummend das ganze Zimmer und betaſtete jeden Stuhl, wiewohl ein einziger Umblick deutlich zeigte, daß auf den Stühlen nichts lag, das einem Tuche ähnlich ſah.

„Alles verlieren Sie,“ ſagte er, die Thür zum Gaſtzimmer öffnend, um auch dort zu ſuchen.

„Wohin? hier ſuche: ich bin ſeit vorgeſtern nicht dort geweſen. Rühre Dich doch!“ fügte Ilja Iljitſch ſtreng hinzu.

„Wo iſt es denn? das Tuch iſt fort!“ geſticulirte der Alte und ſah ſich im Kreiſe um. — „Da iſt es ja,“ rief er plötzlich mit vor Aerger röchelnder Stimme, — „Sie liegen darauf — da, da hängt der Zipfel. Selbſt liegen Sie darauf, aber fragen nach dem Tuch!“

Und ohne eine Antwort abwarten zu wollen, begab er ſich zur Thür. Oblomow ſchämte ſich der Blöße, die er ſich gegeben. Schnell war eine andere Urſache gefunden, die den Sachar dennoch verurtheilen ſollte.

„Was für eine Reinlichkeit bei Dir herrſcht: Staub, Schmutz, Unordnung — Du lieber Gott! Sieh hin, betrachte Dir die Winkel — Du thuſt ja gar nichts!“

„Wenn ich auch wenig verrichte,“ begann Sachar in beleidigtem Tone, „ſo ſpare ich doch weder Mühe, noch ſchone ich mein Leben! Ich wiſche ſowohl den Staub, als ich das Zimmer fege und nach Kräften Ordnung halte. ...“

Er wies auf die Mitte der Diele und auf den Tiſch, an dem Oblomow zu ſpeiſen pflegte.

„Sehen Sie, alles iſt aufgenommen, geordnet, rein — wie zur Hochzeit. Was wollen Sie mehr?“

„Und was iſt das,“ unterbrach ihn Ilja Iljitſch, indem er auf die Wände und auf die Decke wies: „und das? und das?“ fuhr er hinweiſend auf ein ſeit geſtern auf der Diele liegen gebliebenes Handtuch und auf einen vergeſſenen Teller mit Brodſchnitten fort, — „was iſt das?“

„Das, meinetwegen, will ich forträumen,“ meinte Sachar zugebend und erfaßte den Teller.

„Nur den Teller? Und den Staub an den Wänden und das Spinngewebe?“

„Die Wände pflege ich alle Jahr vor Oſtern zu reinigen: dann putze ich die Heiligenbilder und mit eins die Wände von den Spinngeweben.“

„Und die Bücher, die Bilder?“

„Die heidniſchen Götterbilder und Bücher vor Weihnachten: dann räumen wir, die Köchin und ich, alle Schränke auf. Wie ſoll man jetzt etwas machen? Sie ſitzen ja beſtändig zu Hauſe!“

„Zuweilen bin ich im Theater oder zu Gaſte — da wäre ...“

„Wo wollen Sie hin? eine Säuberung bei Nacht.“

Oblomow ſah den Unnachgiebigen unmuthsvoll an, ſchüttelte den Kopf und athmete tief; Sachar ſah zum Fenſter hinaus und athmete auch tief. Der Herr ſchien zu denken: „Nun, Freund, Du biſt denn doch noch ein größerer Oblomow als ich,“ während Sachar glauben mochte: „Sprich was Du willſt, ich weiß doch, daß Staub und Spinngewebe Dich wenig kümmern.“

Nach einer Weile fuhr Ilja Iljitſch fort: „Siehſt Du nicht ein, daß durch den Staub Motten entſtehen? ja, ich habe zuweilen eine Wanze auf der Wand bemerkt!“

„In meiner Kammer habe ich deren mehr,“ bemerkte Sachar gleichgültig.“

„Iſt das gut? das iſt ja ekelhaft!“

Sachar ſchmunzelte.

„Habe ich Schuld daran, daß es Wanzen auf der Welt giebt?“ fragte er mit naiver Verwunderung — „habe ich ſie erfunden?“

Oblomow erhitzte ſich ein wenig. „Das rührt von der Unſauberkeit her, Du alter Lügner!“

„Auch die Unſauberkeit habe ich nicht erfunden.“

„Bei Dir in der Kammer — man hört's hier — laufen die Mäuſe des Nachts herum.“

„Die Mäuſe habe ich auch nicht erfunden. Von dieſem Geſchöpf, ſeien es Mäuſe, Katzen, Wanzen, giebt es überall eine große Menge.“

„Nein, bei reinlichen Menſchen nicht.“

Das Geſicht des Sachar drückte einen ſtarken Zweifel aus, oder richtiger geſagt, die ruhige Gewißheit, daß ſo etwas nicht möglich ſei.

„Ich wenigſtens beſitze von den Wanzen ſehr viel,“ ſagte er eigenſinnig: „auf jede einzelne kann man nicht Acht geben, zu ihr in die Spalte kann man nicht kriechen.“

„Fege öfter, reinige die Winkel von dem angeſammelten Schmutze — und es wird gut werden,“ belehrte Oblomow.

„Was hilft's: heute nimmt man alles auf, morgen hat ſich's wieder angeſammelt.“

„Es wird ſich nicht anſammeln," eiferte der Herr, „es darf nicht ſein!"

„Es wird ſich anſammeln — das weiß ich," wiederholte der Diener ſtandhaft.

„Sammelt es ſich an, ſo reinige auf's Neue."

„Wie? jeden Tag und alle Ecken?" fragte Sachar verwundert, — „da will ich lieber Gott bitten, daß er den Erzengel nach meiner armen Seele ſende!"

„Wie machen es denn Andere," fuhr Oblomow wohlmeinend fort, — „hier gegenüber zum Beiſpiel, bei dem Clavierſtimmer: es iſt eine Freude in die Wirthſchaft hineinzublicken. Und doch ſchafft alles nur eine einzige Magd."

„Ja, wo ſollen die Deutſchen auch den Schmutz hernehmen?" fiel Sachar, dem ein guter Gedanke gekommen zu ſein ſchien, hier ein. „Betrachten Sie ſich nur einmal das Leben das ſie führen! Die ganze Familie nagt die Woche über an einem und demſelben Knochen; der Rock geht von den Schultern des Vaters auf den Sohn über, vom Sohne wiederum auf den Vater; die Frau und die Töchter tragen Kleiderchen wie die Puppen, kurz, eng ... Wo ſoll da der Schmutz herkommen? Bei ihnen iſt nicht Gebrauch, in den Schränken Jahre lang ganze Haufen von Kleidern liegen zu laſſen, bei ihnen werden ſich nicht, wie bei uns, die Brodreſte den Winter über ſo anſammeln, daß ſie einen ganzen Winkel ausfüllen ... dort geht nichts verloren: ſogar die Brodrinden dienen ihnen als Zwieback, den ſie mit Bier anfeuchten und ſo hinunterſchlucken. Pfui!"

Sachar ſpie durch die Zähne bei dem Gedanken an ein derart garſtiges Leben.

„Es fehlt noch, daß ich mich mit Dir in einen Discurs einlaſſe," ſagte Ilja Iljitſch in der Beſorgniß, zum zweiten Mal vor dem Diener den Kürzeren ziehen zu müſſen, — „ſchweig und thue, was Deine Pflicht iſt."

„Das thue ich immer; aber Sie hindern mich ja ſelbſt manchmal daran, z. B. wenn ich alles aufräumen will."

„Die alte Leier! ich, nicht wahr, ich hindere immer?"

„Natürlich Sie; wer ſonſt? Sie verlaſſen ja Ihr Lager gar nicht: wie ſoll man in Ihrer Gegenwart ... Gehen Sie einmal auf einen ganzen Tag aus und Sie ſollen ſehen ..."

„Was fällt dir ein — ausgehen! Thu' mir den Gefallen und geh' nur ſelbſt wieder."

„Ja, es iſt wahr," bemerkte Sachar befriedigt und ging hinaus.

Oblomow verſank in Nachdenken. Nach wenigen Minuten ſchlug die Uhr.

„Was iſt das!“ rief faſt mit Schrecken Ilja Iljitſch, „ſchon Elf und ich immer noch nicht aus dem Bette! Sachar! Sachar!“

„O dieſe ausgeſuchte Marter! Ja doch, ja!“ kommt's aus dem Vorzimmer und der bekannte Sprung wiederholte ſich.

„Kann ich mich waſchen?“ fragte Oblomow den Eingetretenen.

„Alles ſteht ſchon längſt bereit. Warum erheben Sie ſich denn nicht?“

„Das hätteſt Du mir ſagen ſollen und ich wäre ſchon um acht aufgeſtanden. Geh' nur, ich folge gleich. Viel liegt mir heute zu thun ob: eine Unzahl Briefe habe ich zu ſchreiben.“

Sachar entfernte ſich, kehrte aber gleich darauf mit einem vollgeſchriebenen, ſchmierigen Heftchen und einer Anzahl Papierzettel zurück.

„Da Sie zu ſchreiben gedenken,“ begann er, „ſo kommt es gerade gelegen, hier dieſe Rechnungen zu reguliren: wir müſſen bezahlen.“

„Was bezahlen? welche Rechnungen?“ fragte mißvergnügt Ilja Iljitſch.

„Vom Fleiſcher, Gemüſehändler, der Wäſcherin, dem Bäcker: ſie verlangen alle ihr Geld.“

„Warum reichſt Du mir alle zugleich ein und nicht allmählich?“

„Sie trieben mich ja jedesmal hinaus; immer hieß es: morgen, morgen.“

„Nun, kann es denn nicht auch heute auf morgen verſchoben werden?“

„Nein, das geht nicht! die Leute werden dringend: ſie borgen nichts mehr. Wir haben heute den Erſten.“

„Ach!“ ſeufzte Oblomow, „eine neue Sorge! Nun, was gaffſt Du? leg' die Rechnungen auf den Tiſch. Ich werde gleich aufſtehn, mich waſchen und dann auch die Rechnungen durchſehen. — Das Waſchwaſſer iſt alſo bereit?“

„Es iſt bereit.“

„Nun, dann ...“

Mit einer obligaten Ermunterungsinterjection hatte er ſich wirklich bis zur Hälfte im Bette erhoben.

„Noch etwas,“ begann Sachar, während Oblomow wieder in die Kiſſen zurückſank: vorhin ſchickte der Verwalter den Hausknecht herauf: der Verwalter, ſagt der Hausknecht, bittet nun in allem Ernſte, daß wir die Wohnung räumen, ſie werde umgebaut werden.“

„Ja wohl, gewiß. Wenn es nicht anders ſein kann — verſteht ſich, daß wir ausziehen.“

„Und lieber heute als morgen, meint der Verwalter, ſagte mir der Hausknecht.“

„Siehſt Du, Sachar, wie Du mich quälſt! Das dritte Mal kommſt Du mir mit dieſer Angelegenheit, während ich Dich doch gebeten, mich mit ihr zu verſchonen.“

„Aber Väterchen Ilja Iljitſch, wenn Sie wüßten, wie man mich bedrängt ...“

„Sage ihnen, daß wir ausziehen werden.“

„Das thue ich auch, ſie antworten aber: vor einem Monat, ſagen ſie, hätten Sie ſchon verſprochen; wir, ſagen ſie, werden die Polizei davon benachrichtigen.“

„Mögen ſie das,“ entgegnete Oblomow entſchloſſen, — „wir werden umziehen, ſobald die Tage nur wärmer werden — nach drei Wochen vielleicht.“

„Wo wollen Sie hin? drei Wochen! Der Verwalter, ſagt der Hausknecht, beſteht auf morgen oder ſpätſtens übermorgen.“

„Ei, wie hitzig! ſchon morgen alſo? Beliebt er nicht zu befehlen, daß es gleich auf der Stelle geſchehen ſoll? ... Du aber erlaube dir nicht, mich noch einmal an die Wohnung zu erinnern — ſonſt, gieb Acht!“

„Was ſoll ich denn machen?“ fragte Sachar.

„Was Du machen ſollſt? Was fragſt Du mich darum? was geht das mich an? Laſſe mich in Frieden — im Uebrigen thue was Du willſt, nur richte es ſo ein, daß wir nicht nöthig haben auszuziehen. Aber ſo biſt Du: nicht die kleinſte Sorge nimmſt Du den ſchwerbeladenen Schultern Deines Herrn ab.“

„Väterchen Ilja Iljitſch,“ begann Sacher faſt gerührt, „was ſoll ich dabei thun? Das Haus gehört nicht mir — ja, wenn es mir gehörte, glauben Sie, mit dem allergrößten Vergnügen ...“

„Könnte man den Verwalter nicht auf irgend eine Art überreden, zum Beiſpiel: wir wohnen, ſeht, ſchon viele Jahre hier, ſind pünktliche Zahler ꝛc.“

„Das und noch mehr habe ich geſagt,“ bemerkte Sachar.

„Nun, und er?“

„Er? er bleibt dabei: zieht aus und damit baſta! Man will aus der Doctorwohnung und dieſer hier eine einzige große machen, zur Hochzeit, heißt es, für den Sohn des Hauswirths.“

„Ach, du mein Gott!“ rief Oblomow im Aerger, „giebt es denn wirklich ſolche Eſel, die heiraten!“

Er drehte ſich auf die andere Seite.

„Schreiben Sie, Herr, an den Wirth, vielleicht nimmt er Rückſicht.“

„Es iſt wahr — ich werde gleich aufſtehn und ſchreiben ... Jetzt geh' nur wieder — indeſſen denke ich darüber nach.“

Sachar ging und Oblomow begann nachzudenken.

Woran ſollte er nun zuerſt denken: an den Brief des Staroſt, an den Umzug, oder an die Rechnungen. Er lag und ſann und kehrte ſich von der einen Seite auf die andere.

Wer weiß, wie lange er noch in dieſer Unentſchloſſenheit gelegen hätte, — aber die Glocke im Vorzimmer ertönte; es kam Jemand zu ihm.

Oblomow, ohne ſeine Lage zu verändern, heftete die Blicke neugierig auf die Thür. ....

In ſchneller Aufeinanderfolge werden uns nun die Freunde unſeres Helden vorgeführt, Beamte und Schriftſteller, fünf an der Zahl, alle mehr oder weniger von der Freigebigkeit und Großmuth des Edelmanns lebend und ſeine Gutmüthigkeit ausnutzend. Namentlich iſt einer unter ihnen, ein gewiſſer Tarantjew, der mit frecher Zudringlichkeit und den eigennützigſten Abſichten ſich in die Angelegenheiten ſeines „Landsmannes“, wie er Oblomow nennt, miſcht und nicht, ohne daß ihm ſeitens des letzteren, deſſen Unbeholfenheit in Ausführung irgend eines bürgerlichen Geſchäfts gar keine Grenzen kennt, nur zu oft Veranlaſſung und Gelegenheit geboten wird. Wie Stolz der gute, ſo iſt Tarantjew der ſchlimme Genius Oblomows. Ueber die Miethkündigung und den Brief des Staroſt entſpinnt ſich folgende Unterredung zwiſchen Tarantjew und Oblomow.

Tarantjew iſt gekommen, ſich, wie gewöhnlich, zu Mittag anzumelden.

„Haſt Du Madera zu Hauſe?“ fragt er.

„Ich weiß nicht, erkundige Dich bei Sachar, da muß noch Wein ſein,“ antwortet Oblomow zerſtreut.

„Immer derſelbe von dem Deutſchen? Nein, den trinke ich nicht; ſchicke in's engliſche Magazin.“

„Wen ſoll ich ſchicken? es wird an dem genügen, der da iſt.“

„Gieb nur Geld, im Vorübergehen nehme ich den Wein mit; ich habe vor dem Diner noch einen Gang zu machen.“

Oblomow läßt ſich ein Käſtchen reichen, nimmt einen rothen Zehnrubelſchein heraus, zögert aber noch, dem Zudringlichen die ganze Note hinzugeben.

„Der Madera koſtet ſieben Rubel, hier ſind zehn," ſagte er.

„Gieb nur alles — was fürchteſt Du."

Er entriß ihm das Geld, ſteckte es in die Taſche und wollte ſich entfernen.

„Warte, Michei Andreitſch, Du mußt mir einen guten Rath geben."

„Schon wieder! ſprich ſchnell, ich habe Eile."

„Ein doppeltes Unglück iſt über mich gekommen: erſtens treibt man mich aus der Wohnung ..."

„Das iſt dir recht, Du zahlſt wahrſcheinlich nachläſſig." Er machte Miene zu gehen.

„Ach, ſchweige! ich zahle ſtets vor dem Termin. Das iſt es nicht, ſondern man will dieſe umbauen ... Warte, wohin eilſt Du? Belehre mich, wie man hier verfahren ſoll: in einer Woche muß ich die Wohnung räumen und das kann ich um alles in der Welt nicht."

„Bin ich Dein Rathgeber, oder was denkſt Du von mir? Bilde Dir nicht ein ..."

„Ich bilde mir nichts ein," ſagte Oblomow, — „beruhige Dich, ſchrei nicht ſo gewaltig, denke lieber nach, was dabei zu machen iſt: Du biſt ein praktiſcher Menſch."

Tarantjew ſchien über etwas nachzudenken. „Ja, ſo ſoll es ſein," ſagte er endlich, die Mütze wieder vom Kopfe nehmend und ſich ſetzend, — „danke mir und laſſe zu Mittag Champagner auffahren: Deine Sache iſt abgemacht."

„Wie ſo? ſprich."

„Giebt's Champagner?"

„Meinetwegen, wenn der Rath deſſen werth iſt."

„Umgekehrt! Du biſt des Rathes nicht werth! Meinſt Du, ich werde Dir umſonſt rathen?"

„Gut, gut, ſprich nur," bat Oblomow.

„Da iſt der Rath: morgen ſchon kannſt Du ein anderes Quartier beziehen ..."

„O ſeltner Rath! Das weiß ich nämlich ſelbſt auch ..."

„Halt! was unterbrichſt Du mich!" ſchrie Tarantjew; morgen mußt Du in das Haus meiner Gevatterin, auf die Wiborger Seite ziehen ..."

„Was heißt das? auf die Wiborger Seite! Winters, ſagt man, ſollen die Wölfe ſich dahin verirren," lachte Oblomow, „es muß dort ſchauerlich ſein, ſo einſam, öde, menſchenleer."

„Das lügſt Du, denn meine Gevatterin, eine ehrbare Beamtenwittwe, wohnt da mit ihren zwei Kindern und einem Bruder, einem Kerl, kann ich dir ſagen, der uns beide in die Taſche ſteckt"

„Was geht mich das alles an," ſagte Oblomow ungeduldig, „dorthin ziehe ich nicht."

„Das will ich mal ſehen: Nein, Freundchen, wenn Du mich einmal um Rath fragſt, ſo befolge ihn auch."

„Dorthin ziehe ich nicht," wiederholte Oblomow entſchieden.

„So hol' Dich der Teufel," ſchrie Tarantjew und ſchritt, ſich den Kopf bedeckend, wieder zur Thür. Auf halbem Wege kehrte er jedoch um.

„Was Du einfältig biſt," ſagte er, „was iſt denn hier, das Dich anzieht?"

„Was? die Nähe der Magazine, des Theaters, der Freunde — ich lebe im Mittelpunkte der Stadt ..."

„So? und was hilft Dir das alles? Wie lang iſt es her, daß Du nicht von Hauſe gegangen? Wann warſt Du zuletzt im Theater? Welche Freunde beſuchſt Du? Was, zum Teufel, ſoll dir denn dieſer Mittelpunkt, wenn man fragen darf?"

„Was er ſoll? ich weiß ſchon, was er ſoll."

„Siehſt Du, Du weißt es ſelbſt nicht! Dort aber, bei meiner Gevatterin, bedenke, lebſt Du ruhig, ſtill, Deinen Neigungen entſprechend; Niemand ſtört Dich; da iſt alles rein, ſauber. Sieh Dich einmal um — lebſt Du hier nicht wie in einer Kaſerne? Dort iſt alles, wie Du es liebſt: ſauber und ſtill und gemüthlich. Außer mir wird Dich Niemand beſuchen. Die beiden Kinder ſind nett und wohlerzogen, mit ihnen kannſt Du Dich erheitern. Was verlangſt Du mehr? Und nun erſt die Erſparniß? Was zahlſt Du hier?"

„Tauſend fünfhundert."

„Darum — und dort nur tauſend faſt für das ganze Haus, für dieſe freundlichen, hübſchen Zimmerchen! Sie wünſchte ſich immer einen ſtillen ordentlichen Einwohner — der biſt Du ..."

Oblomow ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Dorthin ziehe ich nicht," ſagte er zerſtreut.

„Ich ſag' Dir aber, Du wirſt hinziehen. — Ueberlege doch, daß Du dort zweifach billiger lebſt, auf die Wohnung allein fünfhundert Rubel gewinnſt; der Mittagstiſch wird noch einmal ſo gut und ſauber ſein; weder wird Dich die Köchin noch dieſer Sachar beſtehlen ..."

Aus dem Vorzimmer ließ ſich ein Knurren vernehmen.

„Und welche Ordnung herrſcht dort," fuhr Tarantjew fort; „hier kann man ſich ohne Ekel gar nicht an den Tiſch ſetzen, dort aber wird die Hand einer erfahrenen und gebildeten Frau wirthſchaften, wird verhindern, daß Du in Schmutz und Staub vergehſt, daß Deine Wäſche von Motten zerfreſſen werde — pfui, abſcheulich! Euch, d. h. Dir und Deinem Dummkopf Sachar ..."

Ein heftiges Knurren im Vorzimmer.

„Dieſem alten Vieh," ergänzte Tarantjew, da er das Knurren vernahm, „Euch wird nichts zu thun übrig bleiben, radical nichts. Was alſo iſt hier zu überlegen? Du ziehſt um und damit abgemacht!"

„Wie ſoll ich ſo plötzlich? nein, nein! Und noch dazu auf die Wiborger Seite."

„Hör' ihn Einer!" ſagte Tarantjew und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, ſo viel Anſtrengung koſtete ihm heute die Ueberredung. „Es iſt Sommer — Du lebſt gleichſam im Grünen. Was ſimpelſt Du hier in der Gorochowaja? Dort haſt Du den Besborodkoſchen Garten, zur Seite die Ochta, zwei Schritt weiter die Newa — weder Staub noch ungeſunde Ausdünſtungen — was willſt Du mehr; gleich nach dem Diner fahre ich hinüber — gieb mir Geld für den Iswoſchtſchik — und morgen ziehſt Du um ..."

Oblomow bleibt unſchlüſſig; Tarantjew ſchickt ſich zum Fortgange an.

„Erlaub' gefälligſt. Es bleibt noch eine viel wichtigere Sache zu erledigen. Höre nur, welche entmuthigende Poſt mir von meinem Staroſt zugekommen und entſcheide, was ich thun ſoll."

„Was biſt Du doch für eine Pflanze! nichts verſtehſt Du, alles ich und immer ich ..."

„Nun, was meinſt Du? wie ſoll ich mich hierbei verhalten?" erkundigte ſich Oblomow, nachdem er den Brief laut vorgeleſen.

„Verlorener, ganz verlorener Menſch," ſagte Tarantjew den Landsmann mitleidig anſehend.

„Wie ſo verloren?"

„Wie ſo denn nicht verloren?"

„Nun, ſo hilf mir.“

„Was giebt's dafür?“

„Ich ſagte ja ſchon: Champagner. Was verlangſt Du noch?“

„Der Champagner iſt für die Bemühungen um das Quartier. Du ſcheinſt zu rechnen, abzuwägen, Undankbarer! Du verſtehſt die Wohlthaten, die ich dir erweiſe, gar nicht zu würdigen.“

„Gut, ſchon gut,“ unterbrach ihn Oblomow, „ſage mir nur, was ich mit dem Staroſt anfangen ſoll.“

„Laſſe Porter zu Mittag kommen, ſo will ich's dir ſagen.“

„Ach, nun auch Porter ...“

„Du willſt nicht? leb' wohl!“ ſagte Tarantjew und ſtülpte ſich die Mütze wieder auf.

„Du mein Gott! der Staroſt ſchreibt, daß ſich meine Einkünfte vorausſichtlich um 2000 Rubel vermindern werden — und jener verlangt Porter! — Gut denn, kaufe auch noch Porter.“

„Geld,“ ſagte Tarantjew, die Hand ausſtreckend.

„Dir bleiben ja von den zehn drei Rubel übrig.“

„Und für die Fahrt nach der Wiborger Seite?“

Oblomow reichte dem Zudringlichen achſelzuckend noch einen Rubel hin.

„Dein Staroſt iſt ein Spitzbube,“ ſagte Tarantjew kurz, „das iſt das Ganze.“

„Nicht möglich — er ſchreibt ſo natürlich.“

„Was Du doch einfältig biſt! Alle Spitzbuben ſchreiben natürlich — Du kannſt mir ſchon glauben.“

Die Rathſchläge Tarantjews: ſelbſt auf's Gut zu reiſen und ſich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen, weiſt Oblomow mit Entſchiedenheit zurück.

„Ach, wenn doch Andrei bald ankäme, der würde alles ſchnell in Ordnung bringen und weder Champagner noch Porter beanſpruchen!“ ruft er ſeufzend aus.

„Ja, das iſt der Rechte! ſo ein verfluchter Deutſcher! ein ganz durchtriebener Schurke!“

Abgeſehen von dem ſehr erklärlichen Widerwillen gegen Stolz, nährte Tarantjew eine inſtinctive Abneigung gegen alle Ausländer: in ſeinen Augen waren Franzoſen, Deutſche, Engländer gleichbedeutend mit Spitzbuben, Betrüger, Räuber.

„Höre, mein Beſter," bemerkte Oblomow ſtreng, „ich habe Dich wiederholt gebeten, Deine Zunge zu zügeln, namentlich wenn Du von einem mir naheſtehenden Menſchen redeſt."

„Von einem naheſtehenden Menſchen!" entgegnete Tarantjew gehäſſig, — „was iſt er Dir denn — ſo ein Deutſcher!"

„Er ſteht mir näher als Alle und jede Frechheit gegen ihn ..."

Tarantjew wurde ganz roth vor Bosheit.

„Ah, Du ziehſt ihn mir vor — wir ſind geſchiedene Leute!"

Er bedeckte den Kopf und ging auf die Thüre zu. Oblomow bereute bereits ſeine Härte.

„Du hätteſt in ihm meinen Freund achten ſollen und Dich in Deinen Ausdrücken gegen ihn mäßigen — das iſt alles, was ich verlange und ich glaube, es iſt ſo ungerecht nicht," ſagte er.

„Einen Deutſchen achten? einen Deutſchen?" wiederholte Tarantjew mit dem Ausdruck inneren Abſcheus.

„Ja, einen Deutſchen, der, wenn er hier wäre, mich längſt von allen Sorgen befreit hätte und, ich wiederhole, ohne Anſprüche auf Champagner und Porter."

„Ah, Du machſt mir Vorwürfe! So hole Dich der Teufel ſammt Deinem Porter und Champagner! Da, nimm Dein Geld — hier — wohin habe ich's gleich verlegt, das verfluchte — Du undankbare Kreatur! — wo ſteckt es es nur ..."

„Laß gut ſein, bemüh' Dich nicht," ſagte Oblomow, — „ich mache Dir keine Vorwürfe, ſondern wünſche, Du möchteſt anſtändiger von einem Manne ſprechen, der ſo viel für mich gethan."

„So viel!" höhnte Tarantjew. „Geduld, er wird noch mehr thun; er wird Dich ſchon berupfen, der Vagabund!"

„Höre, Tarantjew ..."

„Was ſoll ich noch hören? zu viel ſchon habe ich angehört! So'n Deutſcher! in Sachſen hatte der Vater an den Hungerpfoten zu lutſchen, hier trug er die Naſe hoch."

„Laß die Todten! Der Vater war ein ehrlicher, geachteter Mann."

„So? als er in unſer Land kam, trug er all ſein Hab und Gut unterm Arm, trotzdeſſen hinterließ er dem Sohne ein Vermögen — was hat das zu bedeuten?"

„Dem Sohne hinterließ er ein Vermögen von einigen und vierzig Tauſend," ſagte Ilja Iljitſch ruhig. „Von dieſen iſt ein Theil angeheiratet,

den andern hat er ſich ehrlich erworben, einmal im Amte eines Lehrers, namentlich aber als gut beſoldeter Verwalter, wie Du weißt, der fürſtlich T..ſchen Beſitzlichkeiten. Du ſiehſt ſomit: der Vater iſt unſchuldig. Was nun verbrach der Sohn?"

„Ein ſaub'res Bürſchchen! Macht dir nichts mir nichts aus den 40,000 des Vaters ein Capitälchen von 300,000; dabei bringt er es in kurzer Dienſtzeit bis zum Hofrath, giebt den Dienſt auf, wird Gelehrter — und nun macht er Reiſen! Dem Vagabunden fliegt's in den Mund! Würde ein rechter, braver Ruſſe ſo handeln, frag' ich Dich? Der ruſſiſche Mann erwählt ſich ein Geſchäftchen, langſam, bedächtig und gemächlich, gleichſam vor langer Weile. Wir wollen ſagen: er übernimmt die Branntweinspacht, wenn die Ledige ihm gerade in den Weg läuft — gut, da weiß man doch wodurch er reich geworden; hier aber iſt alles ſo vielſeitig — warum? weil es Schwindel iſt, nichts als Schwindel! Wenn's auf mich ankäme, in ruſſiſche Ketten legen laſſen wollt' ich alle dieſe deutſchen Schwindler! Jetzt bummelt er umher, der Teufel weiß wo," fuhr Tarantjew nach einem langen Athemzuge fort, — „warum hockt er nicht im Lande und nährt ſich redlich?"

„Er will immer mehr lernen."

„Lernen! er lügt, ſag' ich Dir, er lügt Dir in's Angeſicht wie Dein Staroſt. Hier haſt Du einen kurzen, ſchlagenden Beweis, daß er lügt: welcher Hofrath, ſag' ſelbſt, welcher Hofrath wird noch lernen? alſo lügt er. Ich aber weiß, daß er gefahren iſt, eine Maſchine zu beſichtigen und zu beſtellen, wahrſcheinlich wieder ſo eine Preſſe für ruſſiſches Geld! oder er bringt ſeine Schwindelpapiere, jene ſogenannten Actien, an den Mann. O dieſe Actien, die werden uns ausſaugen!"

Oblomow lachte.

„Laſſen wir das," ſagte er ausweichend. „Gehe Du, wohin Du mußt und ich will aufſtehen um Briefe zu ſchreiben, wie Du mir räthſt an den Kreisrichter, damit er die brieflichen Ausſagen meines Staroſt gerichtlich unterſuche, und dann zweitens einen Mißtrauensbrief an den Staroſt ſelbſt."

Endlich war Tarantjew gegangen, kehrte jedoch bald wieder zurück.

„Ich hatte es total vergeſſen! Mein Gang zu Dir galt eigentlich," ſo hub er im einſchmeichelnden Tone an, „Dich um Deinen Frack zu bitten. Morgen iſt Rokotow's Hochzeit und meiner iſt, wie Du ſiehſt, ein wenig ſchäbig geworden."

Oblomow verzog das Geſicht zu einem Lachen. „Wo denkſt Du hin! mein Frack iſt Dir ja viel zu klein. ...“

„Er iſt es nicht, verlaß Dich darauf, er iſt nicht zu klein; weiß ich's denn nicht — ich habe ja Deinen Rock ſchon einmal angehabt: er ſaß wie aufgegoſſen ... Sachar, Sachar! komm' einmal her, altes Vieh!“

Das Gebrumm eines Bären war die Antwort, aber Sachar kam nicht.

„Rufe Du ihn doch, Landsmann; ſiehſt Du, wie Du ihn verwöhnſt!“

„Sachar!“ rief Ilja Iljitſch.

„Daß Euch dort ...!“ kam's aus der Kammer, zugleich mit einem Sprunge von der Ofenbank.

„Was wollen Sie?“

„Gieb doch meinen ſchwarzen Frack heraus — Michei Andreitſch will morgen zur Hochzeit.“

„Den Frack geb' ich nicht,“ ſagte Sachar trocken.

„Was! Du wagſt zu widerſprechen wenn der Herr befiehlt!“ ſchrie Tarantjew. „Warum ſchickſt Du ihn nicht in ein Irrenhaus, Ilja Iljitſch?“

„Schweige doch! — Sei nicht eigenſinnig, Sachar; gieb den Frack — ich will es,“ ſetzte Oblomow gewichtig hinzu.

„Ich gebe ihn nicht,“ wiederholte der Alte entſchieden. „Mög' er zuvor unſere Weſte und unſer Hemd zurückbringen; mehr als vier Monate gaſtiren ſie bereits bei ihm. Den Frack gebe ich nicht.“

„Nun, ſo hol' Euch beide der Teufel!“ ſchließt, die Schwachheit des Herrn und die Hartnäckigkeit des Dieners kennend, Tarantjew zornig und geht hinaus.

Oblomow iſt wieder allein; die Briefe, die er zu ſchreiben ſich vorgenommen, quälen ihn; er legt ſich, um bequemer nachdenken zu können, im Schlafrock auf den Divan; er ſchläft ein. Das iſt die Zeit, wo draußen vor der Pforte die Zuſammenkünfte abgehalten zu werden pflegen.

Still, ganz ſtill öffnete Sachar um die fünfte Nachmittagsſtunde die Thür des Vorzimmers und begab ſich auf den Fußſpitzen lautlos in ſeine Kammer. Hier ſchlich er zur Thür des herrſchaftlichen Gemaches, legte das Ohr an dieſelbe und bückte ſich dann zum Schlüſſelloch nieder. Ilja Iljitſch lag auf dem Divan und ſchnarchte.

„Er ſchläft wieder,“ flüſterte Sachar zufrieden, „man muß ihn wecken: es iſt bald fünf.“

Er trat in's Gemach und huſtete.

„Ilja Iljitſch," begann er dann, am Kopfende Oblomows ſtehend — „Ilja Iljitſch!"

Das Schnarchen dauerte fort.

„Ilja Iljitſch!" Sachar berührte leiſe den Arm des Herrn. „Stehen Sie auf, es iſt fünf."

Ein ſchlaftrunkenes Gemurmel war die Antwort.

„So ſtehen Sie doch auf, Ilja Iljitſch, — es iſt ja eine Schande," ſagte er mit immer mehr gehobener Stimme.

Keine Antwort.

„Ilja Iljitſch!" rief nun der eigenſinnige Alte laut und zupfte den Arm Oblomows hin und her.

Dieſer wandte das Haupt ein wenig und ſchlug nur mit Mühe das eine Auge, als wäre es gelähmt, zur Hälfte auf.

„Wer iſt da?" fragte er geiſterhaft.

„Ich bin's — ſtehen Sie auf!"

„Hinweg!" brummte Oblomow und ſchlief gleich darauf wieder feſt ein. Sachar wurde dreiſter und rüttelte heftiger an dem Schlafenden.

„Was willſt Du?" murmelte der wieder Erweckte und ſchlug beide Augen ganz auf.

„Sie befahlen mir ein für alle Mal, daß ich Sie wecke, wenn Sie am ſelben Tage einſchlieſen."

„Gut, ich weiß das. Du haſt nun Deine Schuldigkeit gethan, jetzt mache, daß Du fortkommſt. Das Uebrige verantworte ich ..."

„Ich rühre mich nicht vom Fleck," ſagte Sachar, den Arm Oblomows wieder erfaſſend.

„Ach, Sacharuſchka, laß doch," flüſterte der ſo ſchwer Bedrängte ſanft und vergrub das Geſicht in das Kiſſen."

„Unmöglich, Ilja Iljitſch — ich wäre ja überglücklich — aber es geht wirklich nicht. Stehen Sie auf," bat der Alte eindringlich.

Aber jener ſchnarchte ſchon wieder. Sachar erfaßte ihn von Neuem am Arme.

Oblomow öffnete die Augen; der Blick war bittend: „Sei doch ſo gut ..."

„Ja, ſei Einer Ihnen ſo gut — und nachher zanken Sie, daß ich Sie nicht geweckt."

„Nur eine kleine Minute laß mich noch ſchlafen, ſie iſt ja ſo kurz — die eine kleine Minute ..."

Die letzten Worte verſchwammen: er war eingeſchlummert.

„Daß muß man ihm laſſen: ſchlafen kann er aus dem ff!“ Ueberzeugt, daß der Herr ihn nicht höre, fuhr er ziemlich laut fort: „Warum biſt Du denn eigentlich da auf Gottes Erdboden, Du bejammernswerther Menſch? Wie ein Stück Holz liegt er da, wie der leibhaftige Tod.“ Sachar ſah ihn mitleidig an.

„Steh' auf, ſagt man Dir —“

Oblomow mußte die letzten Worte vernommen haben; er erhob ſchnell das Haupt.

„Was? was war das?“

„Warum Sie nicht aufſteh'n, mein' ich.“

„Lüge nicht! Wie haſt Du geſagt? wie unterſtandſt Du Dir das?“

„Was?“

„Unehrerbietig zu ſprechen.“

„Das hat Ihnen geträumt; bei Gott! es muß Ihnen geträumt haben.“

„Du glaubſt ich ſchlafe — o nein — ich höre ...“

„Er hört,“ murmelte Sachar mit einer hinweiſenden Kopfbewegung, da er das Gegentheil an dem während ſeiner Rede Entſchlafenen deutlich ſah, — „er hört! O Du Dammelkopf, Du Schooßhund — — Mir wird wirklich ſchlimm, wenn ich ihn anſehe ... Stehen Sie auf, ſtehen Sie auf!“ rief er dann laut, „ſehen Sie, was hier vorgeht!“

Oblomow fuhr auf, ſchaute ſich im Kreiſe um und fiel mit einem tiefen Seufzer wieder in die Kiſſen zurück.

„Laß mich in Frieden,“ ſagte er nachdrücklich; ich befahl Dir, mich zu wecken, es iſt wahr; jetzt aber ändere ich meinen Befehl: ich befehle Dir nun, mich nicht zu wecken. Verſtehſt Du?“ Und damit drehte er ſich auf die andere Seite, mit dem Geſicht zur Wand.

Zuweilen ließ ſich Sachar durch ſolche Reden beſtimmen, zuweilen aber auch nicht; ſo war es heute.

Den Herrn mit beiden Händen erfaſſend, ſchrie er aus vollem Halſe: „Stehen Sie auf, ſtehen Sie auf!“

Oblomow ſprang plötzlich, unerwartet auf die Füße, ſo daß Sachar vor Schreck zurücktaumelte.

„Wart', ich will Dich lehren ...“

Aber wie in der Rede, ſo hielt er auch in der Bewegung gegen den dreiſten Diener mitten an, denn hinter dem Rücken des Sachar ließ ſich ein lautes Lachen hören. Beide ſahen ſich um.

„Andrei Iwanytſch," ſagte Sachar verlegen.

„Stolz, Stolz!" rief Oblomow in freudiger Ueberraſchung und eilte auf den Gaſt zu.

Stolz krümmte ſich immer noch vor Lachen; er war Zeuge der letzten Scene geweſen. . . .

Stolz! wie war nun der?

Stolz war nur ein halber Deutſcher, nämlich väterlicherſeits; ſeine Mutter war eine Ruſſin, daher auch ſeine Religion die rechtgläubige und ſeine Mutterſprache die ruſſiſche. Er hatte ſie von der Mutter und aus Büchern, in den Hörſälen der Univerſität und in den Spielen mit der Dorfjugend erlernt. Die deutſche Sprache hingegen hatte er vom Vater und ebenfalls aus Büchern ererbt. In Werchlewo, der fürſtlichen Beſitzlichkeit wo der Vater Verwalter war, iſt er aufgewachſen. Der achtjährige Knabe trieb unter Leitung des Vaters bereis Geographie, Mathematik, Latein, während er mit der Mutter die bibliſche Geſchichte und Krylows Fabeln las. Seine Erholungsſtunden benutzte er, neben andern Knabenſtreichen, zur Unterſuchung der Vogelneſter, und nicht ſelten, wenn in der Schule alles ſtill und aufmerkſam war, oder gar während des Gebets, ertönte aus ſeiner Taſche heraus das Gepiepe einer jungen Dohle. Es geſchah auch, daß, wenn von der Straße her Lärm, Geſchrei und Tritte eines Menſchenhaufens ſich dem elterlichen Hauſe näherten und die beſorgte Mutter ängſtlich nach der Urſache fragte, — daß der Vater da kaltblütig erwiderte: „wahrſcheinlich bringen ſie den Heinrich." Und ſo war es in der That. Man brachte entweder ihn ſelbſt mit blutig geſchlagener Naſe und zerriſſenen Kleidern, oder zugleich mit ihm denjenigen, den er auf ähnliche Weiſe zugerichtet hatte. Die Mutter bricht in Thränen aus, den Vater aber ficht es nicht an; er ſchaut völlig gleichgültig drein. „Das iſt kein Junge, der einem andern noch nie eins auf die Naſe gegeben," war ſeine Redensart.

Als er größer geworden war, mußte er den Vater allenthalben an deſſen Gängen und Fahrten begleiten; es begann die Schule des Lebens. Sie beſuchten zuſammen die Fabriken der Gegend, in denen Potaſche, Theer, Fett gewonnen wurde, beſahen die Felder, fuhren in die Stadt, wo der Vater, alles in Gegenwart des Knaben, entweder ſeine Einkäufe machte, oder mit den Behörden zu thun hatte; ferner zeigte er ihm Erdarten, von denen er einige dadurch erkannte, daß er ſie zwiſchen den Fingern zerrieb, andere am Geruch, wieder andere am Geſchmack. Der

Knabe ſieht alles, reibt, riecht und ſchmeckt mit, merkt ſich ihre Gattung und ihre Verwendung. Mit vierzehn Jahren fährt oder reitet er ſchon allein in die Stadt, und nie kam es vor, daß er dieſen oder jenen der vielen Aufträge des Vaters vergeſſen oder nicht zur Zufriedenheit ausgeführt hätte.

Dieſe Art von Erziehung gefiel der Mutter nicht ſehr. Sie fürchtete, der Sohn möchte derſelbe deutſche „Bürger" werden, wie der Vater einer war. Dieſes patentirte Bürgerthum aber, das ſich in einer ihm nur eigenen Grobheit, Selbſtändigkeit und Aufgeblaſenheit breit macht und, gleich einem Stier, die Hörner zur Schau trägt, ohne dieſelben, wo die Umſtände es erheiſchen, verbergen zu können, — dieſes deutſche Bürgerthum war ihr zuwider. In ihren Augen beſaß die deutſche Nation nicht einen einzigen Gentleman. In dem deutſchen Charakter vermißte ſie jene Nachſicht, Zartheit und Delicateſſe, welche das Leben in der noblen Welt ſo angenehm machen und vermittelſt derer man die gemeine Ordnung ſtraflos umgehen und ſich gegenüber den Geſetzen oder obrigkeitlichen Vorſchriften freier und ungezwungener bewegen kann. Nein, dieſe deutſchen Unholde ſind wie plumpe Pfeiler. Wie auf Felsgrund ſtützen ſie ſich auf das was ihnen recht und billig ſcheint, und führen aus, was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt, jeden Augenblick bereit, mit der Stirn die Wand zu durchrennen, die ihnen den Weg verlegen wollte. Als Gouvernante mit einer reichen Familie im Auslande umherreiſend, hatte ſich Frau Stolz dieſe Anſichten angeeignet. Alle Deutſche ſchlug ſie über einen Leiſten: ſie trugen alle dieſelben Alltagsgeſichter, taugten nur zu groben Arbeiten, zu unermüdlichem Gelderwerb, zu Wächtern herkömmlicher Gebräuche und zu pedantiſcher Erfüllung ihrer Pflichten, — ſie warf ſie alle durch einander, dieſe Bürger mit den eckigen Manieren, den friſch-freifröhlichen Geſichtern, den großen, groben Händen und den breiten, groben Reden. „Putzt den Deutſchen noch ſo ſehr auf," meinte ſie, „habe er ein noch ſo feines Hemde, lackleberne Stiefel, gelbe Handſchuhe an, — er erſcheint doch wie aus Sohlenleder zugeſchnitten, aus dem eleganten Coſtüm guckt doch der Handwerker hervor." Bewahre, wenn ihr Sohn dahin ausarten ſollte! Wenn ſchon der Sprößling eines bürgerlichen Vaters, ſo war er doch der Sohn einer Ruſſin von Adel, beſaß er nichtsdeſtoweniger kleine Hände und Füße, ein feines Geſicht und einen kühnen Blick, ähnlich dem, wie ſie ihn in vornehmen ruſſiſchen Häuſern angetroffen. Sie litt förmlich unter dem Gedanken, daß ihr Sohn einmal,

gleichwie der Vater jetzt, mit von Fett und Miſt beſuldelten Kleidern aus der Fabrik oder von den Feldern heimwärts kommen werde, müde, braun gebrannt, mit rothen, rauhen Händen und mit einem bürgerlichen Heißhunger. Sie war unabläſſig bemüht, in dem Knaben andere, entgegengeſetzte Neigungen zu erwecken, ihn ſo viel als möglich von jenen „unwürdigen" Beſchäftigungen zu entfernen, an welche der Vater ihn ſeinerſeits bereits frühzeitig gewöhnt hatte; ſie flößte ihm, und in der That mit vielem Erfolg, Liebe zur Muſik ein, ſang ihm von der Poeſie des Lebens und wußte ihm ſo viel zu erzählen von einer höheren, glänzenderen Beſtimmung des Mannes, ſei es als Krieger oder als Schriftſteller. Zu ihrem nicht geringſten Leidweſen kam noch, daß Andrei ganz unariſtokratiſch viel und mit ausgezeichnetem Erfolge lernte und daß der Vater ihn demzufolge zum Hülfslehrer ſeiner kleinen Penſion mit einer monatlichen Gage von zehn Rubeln ernannte.

Wie ſehr auch dieſe Jugenderziehung ſeitens des Vaters von der der Mutter abwich, beide Methoden wirkten doch wohlthätig auf den Charakter des Jünglings, und immer, auch in dem nun gereiften Manne, war der gute Einklang einer männlichen Thatkraft und Feſtigkeit mit dem Zartgefühl eines für die ſchöne Seite des Lebens nicht unempfänglichen Herzens nicht zu verkennen.

Heinrich verfolgte bis zur Entlaſſung von der Univerſität genau die Laufbahn ſeines Vaters; ſo wollte es dieſer. Als daher der Sohn aus Moskau zurückgekehrt war und ſich drei Monate im Vaterhauſe von dem angeſtrengten Studium erholt hatte, ſagte der Alte, daß in Werchlewo für den graduirten Studenten der Staats- und Volksökonomie nichts mehr zu thun ſei, daß ſogar der junge Oblomow bereits nach Petersburg geſchickt und daß ſomit auch für ihn die Zeit herangekommen ſei, ſich in der Welt nach einer Berufsthätigkeit umzuſehen. Warum er aber nicht in Werchlewo bleiben und dem Vater in der Verwaltung des großen Gutes zur Seite ſtehen durfte — darüber hatte der alte Stolz weiter nicht nachgedacht; er erinnerte ſich nur, daß er damals, wo er ſelbſt ſeine Univerſitätsſtudien beendet, in die Welt mußte. An dieſer althergebrachten Sitte durfte nichts geändert werden; zudem war Niemand da, der hätte widerſprechen können, denn die Mutter war geſtorben.

Am Tage der Abreiſe gab der Vater dem Sohne hundert Bancorubel. „Du reiteſt bis zur Gouvernementsſtadt," ſagte er, „empfängſt dort von Kalinikow 350 Rubel und läßt das Pferd bei ihm zurück. Falls er

kein Geld haben ſollte, verkaufe das Thier: es iſt dort Jahrmarkt und 400 Rubel zahlt man Dir unter Freunden. Bis Moskau wird Dir die Fahrt etwa vierzig Rubel zu ſtehen kommen — von dort bis Petersburg fünfundſiebenzig; es bleibt genug übrig. In Petersburg — thue was Du willſt. Du halfſt mir in der Wirthſchaft, folglich mußt Du wiſſen, daß ich einiges Capital beſitze; vor meinem Tode jedoch rechne nicht darauf, der aber, ſo hoffe ich, noch einige und zwanzig Jahre auf ſich warten laſſen wird, denn die Lampe brennt hell und Oel iſt noch reichlich vorhanden. Du beſitzeſt eine gründliche Bildung; alle Carrièren ſtehen Dir offen: der Dienſt, der Handel, die Schriftſtellerei — prüfe, wozu Du die meiſte Neigung empfindeſt."

„Könnte man nicht alles zugleich verrichten?" fragte Heinrich.

Der Vater lachte laut auf und klopfte ihm befriedigt auf die Schulter: „Brav, mein Junge!"

„Sollteſt Du indeſſen bei der Wahl eines Berufes dennoch in Verlegenheit gerathen und eines Raths bedürfen — gehe zu Reinhold: das iſt der Mann. Wir ſind zuſammen aus Sachſen in's Land gekommen. Er beſitzt in Petersburg ein vierſtöckiges Haus. Seine Adreſſe ...."

„Laß ſein, nenne ſie nicht," fiel ihm der Sohn in's Wort; „ich werde ihn aufſuchen, wenn ich gleichfalls im Beſitze eines vierſtöckigen Hauſes bin, bis dahin helf ich mir ſelber ..."

Wieder ein zufriedenes Lächeln ſeitens des Vaters, begleitet von einem „brav, mein lieber Junge."

Heinrich ſprang auf's Pferd.

Inzwiſchen hatte ſich eine Anzahl neugieriger Nachbarn um ſie verſammelt; ſie ſtanden und waren begierig zu ſehen, wie der Verwalter den jugendlichen Sohn entlaſſen werde in die fremde, weite Welt.

„Nun!" ſagte der Vater.

„Nun!" ſagte ebenſo der Sohn.

„Fertig?" fragte der Vater.

„Fertig!" antwortete der Sohn.

Sie ſahen ſich lang und ſchweigend an; ſie verſtanden ſich. Dann folgte ein kurzer, feſter Händedruck und Heinrich ritt davon.

„Das iſt ein Kind: nicht ein Thränchen!" ſagten die Nachbarn.

„Ein Ruſſe könnte das nicht."

„Und der Alte? ſo ein Heide!" bemerkte eine Mutter, „als ob er ein Katzenjunges auf die Straße wirft: ohne Umarmung, ohne Schluchzen!"

„Halt, halt, Heinrich!“ rief in dieſem Augenblicke der alte Stolz.

„Ah!“ bemerkte diejenige aus dem Kreiſe der Nachbarn, die zuletzt geſprochen, begütigend, — „regt ſich das Gewiſſen?“

„Nun?“ fragte der Sohn.

„Der Sattelgurt iſt nicht feſt genug, man muß ihn anziehen.“

„Auf der nächſten Station werde ich es ändern; die Zeit iſt koſtbar und ich möchte noch bei Tage in Schamgewka anlangen.“

„Nun!“ grüßte der Vater mit der Hand.

„Nun!“ machte der Sohn mit dem Kopfe zum Abſchied.

„O ihr Wölfe, wahre Wölfe! wildfremde Menſchen würden nicht ſo von einander ſcheiden!“

Nächſt dieſem halb unterdrückten Ausruf drang mitten aus dem Menſchenhaufen ein lautes Weinen: irgend ein altes Mütterchen vermochte nicht länger an ſich zu halten.

„Warte, mein Söhnchen!“ rief ſie und trocknete ſich mit dem Zipfel ihres Kopftuches die Thränen, „Du arme Waiſe haſt keine Mutter, die Dir den Segen geben könnte auf den Weg ... Komm' ich will es für die Mutter thun, komm' näher!“

Heinrich war vom Pferde geſprungen und an die alte Frau herangetreten. Mit einer kurzen Umarmung gedachte er es abzuthun, aber die Rührung kam über ihn, während das Weib über ſeinem Haupte das Zeichen des Kreuzes machte und ihn küßte; große Thränen quollen ihm aus den Augen, da die Alte betete und er in ihren bebenden glaubensvollen Worten die Stimme und das liebe ſanfte Weſen der entſchlafenen Mutter zu vernehmen glaubte. —

Stolz iſt ein Altersgenoſſe Oblomows; auch er zählt mehr als dreißig Jahre. Er hat gedient, ſeine Entlaſſung genommen, ſich mit eigenen Unternehmungen beſchäftigt und in der That Haus, Hof und Geld erworben. Gegenwärtig iſt er Mitglied einer Compagnie, die Waaren in das Ausland befördert. Seine Thätigkeit iſt unermüdlich: bedarf die Geſellſchaft eines Agenten für Belgien, England oder Holland — ſendet ſie ihn; wird ein neues Unternehmen projectirt, oder iſt an dem Geſchäftsbetrieb eine wichtige Aenderung vorzunehmen — erwählt man ihn. Er iſt faſt immer auf Reiſen; wo er die Zeit zu ſeiner eigenen beſtändigen Fortbildung erübrigt — weiß Niemand.

Sein Aeußeres entſpricht dieſer Vielbeweglichkeit. Er iſt hager; die Wangen fehlen faſt ganz, d. h. Knochen und Muskeln ſind da, aber keine Spur von einer Fettabrundung; die Farbe des Geſichts iſt einförmig, bräunlich, ohne jede Röthe; das Auge iſt ausdrucksvoll. Wie ſich in ſeinem körperlichen Organismus nichts Ueberflüſſiges vorfindet, ſo auch in ſeiner ſeeliſchen Beſchaffenheit; er weiß ſtets ein Gleichgewicht zwiſchen beiden herzuſtellen, ein Zuſammengehen beider Kräfte, und das immer nach einem praktiſchen Ziele, zu bewirken. Er lebt nach einem Budget, immer bedacht, jeden Tag ſo anzulegen wie jeden Rubel, mit beſtändiger nie unterbrochener Controle der verwendeten Zeit, Mühe, Kraft, mit unermüdlicher Wachſamkeit über Seele und Herz. Es ſchien, als beherrſche er Freude und Leid wie ſeine Hände oder ſeine Schritte; er wußte mit ihnen umzugehen wie mit gutem und böſem Wetter. Er breitete den Schirm aus, ſo lang der Regen währte, d. h. er litt ſo lang die Betrübniß anhielt, und nicht, wie Andere, mit Demuth und Unterwürfigkeit, ſondern mit Unwillen und Aerger, eben darum, weil er die Urſache jedes Leids ſich ganz allein zuſchrieb. In gleicher Weiſe trank er den Becher der Freude nie bis zu jenem herben Tropfen, welcher auf dem Grunde jedes Genuſſes perlt! Eine klare, richtige Anſicht des Lebens zu erlangen und darnach zu handeln — das war ſeine unabläſſige Aufgabe und, beſtändig auf ihre Löſung hinarbeitend, begriff er vollkommen ihre Schwierigkeit, war aber auch jedes Mal ſtolz und glücklich, wenn es ihm gelang, einen zeitig bemerkten Fehltritt wieder gut zumachen. Ueber alles fürchtete er die Einbildung. Trugbilder, Räthſel, Myſterien fanden in ſeinem Innern keinen Raum. Das, was ſich einer Analyſe durch die praktiſche Erfahrung nicht unterwerfen wollte, war in ſeinen Augen eine optiſche Täuſchung, mindeſtens aber eine Thatſache, an die die Erfahrung noch ihr Maß zu legen hat. Hartnäckig blieb er an der Schwelle zum Wunderbaren ſtehen, äußerte weder Glauben noch Zweifel, ſondern wartete ruhig den Nachweis eines Geſetzes ab und mit ihm den Schlüſſel zur Löſung des Räthſels.

Dieſelbe Vorſicht, mit der er ſeine Phantaſie hütete, verwendete er auch auf das Herz, und um ſo mehr, da gerade das Herz mit ſeinen Untiefen, in denen Wahrheit und Lüge nur zu oft unverkennbar derſelben Quelle entſpringen und zu verkehrten Handlungen Anlaß geben, ihm faſt noch eine terra incognita war.

Aber auch da, wo er den Einflüſterungen der Herzensgelüſte nachgab, fühlte er immer noch feſten Boden unter ſeinen Füßen und genügende Kraft, im äußerſten Falle ſich von den ihn umſtrickenden Banden zu befreien. Darauf war er ſtolz; er wußte den Werth dieſer ſeltenen Eigenſchaften ſo ſehr zu ſchätzen, er geizte mit ihnen dermaßen, daß man ihn einen Egoiſten, einen Gefühlloſen nannte. Aber je mehr man ſie ihm zum Vorwurf machte, deſto eigenſinniger verharrte er bei dieſer Lebensweiſe und behauptete, daß die normale Beſtimmung des Menſchen darin beſtehe, die vier Lebenszeitalter gemeſſen, ohne Ueberſpringung, zu durchſchreiten und die Schale des Lebens, ohne auch nur einen Tropfen nutzlos überſchüttet zu haben, bis zum letzten Lebenstage gewiſſenhaft hinzutragen, und daß ein gleichmäßiges, ruhiges Feuer beſſer ſei als ein wildaufloderndes, mag in dem letztern auch noch ſo viel Schönheit und Poeſie liegen. Er verſicherte, daß er glücklich ſein würde, wenn er dieſe ſeine Ueberzeugung an ſich ganz wahr machen könnte, daß er aber wenig Hoffnung dazu habe, denn es ſei ſehr ſchwer. Inzwiſchen verfolgte er unabläſſig den einmal eingeſchlagenen Weg. Nie hatte man bemerkt, daß er irgend einem Gefühle bis zur Selbſtquälerei und Krankheit nachhing; er verlor ſich nie in neuen, ſchwierigen, verwickelten Verhältniſſen, ſondern näherte ſich ihnen ſo, als wären ſie alte Bekannte, mit deren Umgangsweiſe er vertraut war. Was ihm auch begegnete, gleich hatte er denjenigen Empfang bereit, welcher der Erſcheinung entſprach, ähnlich dem Schließer, der ohne hinzuſehen in den Bund greift und nie den richtigen Schlüſſel verfehlt. Höher als Alles ſtellte er die Ausdauer in Erreichung der Ziele: das galt ihm als Zeichen von Charakter, und Leuten von ſolcher Ausdauer verſagte er nie ſeine ganze Achtung, mochten deren Ziele auch noch ſo geringfügig ſein. „Das ſind Männer!“ pflegte er zu ſagen. Soll man noch hinzufügen, daß er ſelbſt ſeinem Ziele unbeirrt zuging, muthig jedes Hinderniß überſchreitend; denn ſolche Ziele, vor denen ſein Scharfblick unüberſteigbare Mauern oder Abgründe vorausgeſehen hatte, lagen außer dem Bereich ſeiner Wünſche.

Zur Entwickelung dieſes Charakters waren vielleicht gerade ſolche Elemente vonnöthen wie die, aus denen die Jugendeindrücke von Oblomows Freunde beſtanden und die nur aus der gemiſchten Erziehungsweiſe eines deutſchen Vaters und einer ruſſiſchen Mutter ſich ergeben konnten. „Unſere einheimiſchen Charaktere dagegen,“ ſagt der Dichter, „ſind von Alters her

in fünf, höchſtens ſechs ſtereotypen Formen ausgedrückt; halb im Schlaf ſehen ſie auf ihre Umgebung, ſetzen einen Fuß nach dem andern in die von dem Vorgänger hinterlaſſenen Spuren, legen nur träg die Hand an das Rad der großen Maſchine, die ſich denn auch nur langſam, langſam in dem einmal eingefahrenen Geleiſe fortbewegt." ... Und mit einer Stimme, an der man die tiefe Theilnahme deutlich durchhört, ruft er nun, dieſe Betrachtung abſchließend, aus: „Wie viele ſolcher Stolze werden noch unter ruſſiſchen Namen auftreten müſſen, ehe unſere ſchlaftrunkenen Augen ſich völlig öffnen, ehe wir allenthalben dieſe geſchäftigen, ſicheren Tritte, dieſe zufriedenen Stimmen vernehmen werden!"

(Schluß im nächſten Hefte.)

Erinnerungen an Hamilcar Fölkerſahm.

Zu den Portraits, welche in livländiſchen Häuſern gefunden zu werden pflegen, gehört auch das Hamilcar Fölkerſahms — Rang und Titel läßt man in Livland, dem Lande der ausſchließlich ariſtokratiſchen Exiſtenzen, gern unbezeichnet. In der einen oder andern Ausgabe iſt jene Lithographie mit der Unterſchrift: „Nicht die Rechte, welche Jemand ausübt, ſondern die Pflichten, die er ſich auferlegt, geben ihm den Werth," wenigſtens bei einem großen Theil derer heimiſch, die dieſen merkwürdigen Mann perſönlich gekannt haben. Die livländiſche Tradition aber — ſo möchte man in Bezug auf ihn zu bemerken veranlaßt ſein — hat in neuerer Zeit Manches von derjenigen Unfehlbarkeit eingebüßt, mit welcher ſie früher das Bild eines hervorragenden Standes- oder Stadtgenoſſen feſtzuhalten pflegte. Zwar im Allgemeinen weiß noch Jeder, wer Fölkerſahm geweſen iſt, aber ſchon häufig genug geräth die jüngere Generation in Verwunderung, wenn man ihr z. B. ſagt, es ſei zum guten Theil dieſem Manne zu danken, daß uns ein immerhin noch beträchtliches Stück der überkommenen livländiſchen Lebensformen übrig geblieben iſt. So raſchlebig und ſo ereignißreich iſt die Zeit, in der wir leben, daß die Tage, in denen Fölkerſahms mächtige Stimme die Meinung der beſten Männer des Landes beherrſchte, wie durch ein Menſchenalter von der Gegenwart geſchieden ſcheinen und für die „Allerneuſten" bereits den Charakter des Mythiſchen tragen. Wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, Alles iſt ſeit dem April des Jahres 1856 anders geworden und ſelbſt die Sprache der damaligen Zeit beginnt denen unverſtändlich zu werden, die in einer geſteigerten Oeffentlichkeit, in ſteter Berührung mit dem gedruckten Wort aufgewachſen ſind. Wo jeder neue Tag neue Fragen aufwirft und zum Theil ſolche, auf welche

die Antwort nicht leicht gefunden wird, und wenn sie gefunden ist, nur selten deutlich gesagt werden darf, da ist es freilich begreiflich, wenn man nicht mehr Zeit und Neigung übrig hat, sich nach Art der glücklicheren Väter und Großväter an dem Feuer verglimmender Reminiscenzen zu wärmen.

Aber auch diese Reminiscenzen haben ihr Recht. Und insoweit sie Hamilcar Fölkersahm gelten, haben sie in unserer Zeit ein doppeltes Recht. Niemand, der die Jahre seit Aufhebung der russischen Leibeigenschaft erlebt und sich bei den Ereignissen derselben etwas gedacht hat, wird dem Gedanken aus dem Wege zu gehen vermocht haben, was in den Stürmen derselben wohl aus Livland geworden wäre, wenn es keinen Fölkersahm gegeben oder wenn die Feinde dieses Mannes vollständig Recht behalten, die Frohne und die „Landlosigkeit" des livländischen Bauernstandes gerettet und als leitende Principien unseres öffentlichen Lebens bis in das Jahr 1861 weiter gefristet hätten! Selbst diejenigen, welche sich heute die „Conservativen" nennen, haben die Lehre von der Unentbehrlichkeit der alten Agrarinstitutionen von 1819, die Glaubensartikel von der nothwendigen Abhängigkeit der Hintersassen, dem wohlthätigen Einfluß des Hülfsgehorchs und der verschiedenen „Gerechtigkeiten" längst aus ihrem politischen Katechismus gestrichen und besinnen sich kaum mehr darauf, daß ihnen die „Arbeitspacht" noch vor zehn Jahren für den Grundstein des alten Landesstaats galt! Die Grundsätze von 1849 sind längst die Voraussetzungen jeder vernünftigen politischen Anschauung geworden und der bäuerliche Grundbesitz zählt heute dieselben Männer zu seinen eifrigsten Förderern, denen er noch 1856 für ein aus dem Abgrund der Revolution aufgestiegenes Thier mit mindestens sieben Hörnern galt. Obgleich sich bei genauerer Betrachtung ausweisen dürfte, daß unter den landläufigen Entschuldigungen, die zur Erklärung des Fölkersahm geleisteten Widerstandes angeführt werden, keine haltbare ist, so beschränkt sich die Anerkennung der Verdienste dieses livländischen Mirabeau doch auch heute noch auf eine kleine Gemeinde, die aus dem ihm verbündeten Theil der Landtagsmänner von 1849 und einzelnen bürgerlichen Freunden Fölkersahms besteht, eine Gemeinde die sich allmählig zersplittert hat und eher ab- als zunimmt. Weder ist es wahr, daß nicht Fölkersahms Principien, sondern nur die drängenden, anspruchsvollen Formen, in welchen dieselben auftraten, bekämpft wurden, noch läßt sich behaupten, eine langsam vorschreitende, allmählige Reform hätte dieselben Früchte getragen, welche der große

Redner durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Worts erzwang. Nachdem wir das Jahr 1861 und deſſen Folgen erlebt haben, muß vielmehr geſagt werden: nur daß die Geſetzgebung von 1849 bereits zwölf Jahre lang beſtand und Wurzel zu ſchlagen begonnen hatte — nur dieſer glückliche Umſtand hat die Selbſtändigkeit der livländiſchen agrariſchen Entwickelung und damit das wichtigſte Stück unſeres öffentlichen Lebens gerettet. Es gehörte der Adlerblick des Genius dazu, um inmitten der tiefen Ruhe, welche den Erſchütterungen der erſten 40er Jahre gefolgt war, inmitten der Umkehr zu einer conſervativen Regierungspolitik, gerade in den Tagen des ungariſchen Feldzugs, dennoch die große im Schooß der Zukunft ſchlummernde Umgeſtaltung zu ahnen und ihren Gefahren vorzubauen; es bedurfte einer ungewöhnlichen Begabung und zugleich der verzehrenden Glut einer großen Leidenſchaft, um das Eis zu brechen, welches ſich um die Herzen und Köpfe der Zeitgenoſſen gelegt hatte; es bedurfte eines Fölkerſahm um die Ritterſchaft zu einem kühnen Sprung über die Kluft zu vermögen, deren allmählige Ueberbrückung erſt fertig geworden wäre, als das andere Ufer nur noch mit Lebensgefahr betreten werden konnte. Der angebliche Radicalismus der Fölkerſahmſchen Ideen hat das Land gerettet und wenn an denſelben Kritik geübt werden ſoll, ſo kann dieſe nur in dem Bedauern darüber beſtehen, daß nicht noch radicaler vorgegangen werden konnte. Auf dem Fundament eines in der Majorität ſeiner Glieder grundbeſitzenden Bauernſtandes wäre die Stellung unſeres Landes ungleich günſtiger geweſen, als ſie es thatſächlich am 19. Februar des Jahres 1861 war.

Auf das Bild des Mannes, dem es beſchieden geweſen, ſeinem Vaterlande Dienſte von ſo nachhaltiger Bedeutung zu erweiſen, hat die Nachwelt ein unanfechtbares Recht. Ob Ausſicht iſt, daß es ihr von berufener Hand überliefert werde, weiß ich nicht; die nachſtehenden Blätter können nicht den Anſpruch erheben, daſſelbe zu entwerfen; ſie beſcheiden ſich mit der Rolle aufgeſchriebener Stücke der im Lande lebenden Tradition, hie und da durch flüchtige Eindrücke ergänzt, die dem Scribenten perſönlich zu Theil geworden ſind. Nur um die allgemach erſtarrende Tradition in Fluß zu bringen und dem jungen Geſchlecht Veranlaſſung zu Fragen an die beſſer unterrichteten Väter zu bieten, habe ich Reminiſcenzen und Tagebuch-Fragmente aus Fölkerſahms Nachlaß zuſammengetragen und daraus den Kranz zu flechten verſucht, den die Pietät eines jugendlichen

Zeugen der „Fölkersahmschen Zeiten“ längst um das Bild des unvergeßlichen Patrioten gelegt hatte.

I.

An einem lauen Augustabend des Jahres 1853 (ich glaube es war der erste Hungerkummer) saß eine aus 8 oder 10 Personen bestehende Männergesellschaft auf der Veranda des im Wöhnmannschen Park befindlichen großen Pavillons, um eine Bowle Punsch versammelt. Den Mittelpunkt des Kreises bildete der dimittirte Landmarschall Baron Fölkersahm, Präsident der Bauerrentenbank — nicht mehr der hagere, etwas blasirt aussehende junge Roué, den die bekannte, aus den 40er Jahren stammende Lithographie darstellt, sondern der ernste, reife Mann mit der hohen, durchfurchten Stirn, um welche ergraute Locken spielten. Man sprach von den brennenden Tagesfragen, insbesondere von dem orientalischen Kriege, dessen Vorläufer bereits den politischen Horizont zu verdunkeln begonnen hatten, und erging sich in Conjecturen über die möglichen Folgen desselben. Allmählig ermattete das Gespräch, die Gesellschaft löste sich in eine Anzahl Einzelgruppen auf, und Fölkersahm saß, in seinen bekannten Almaviva gehüllt, schweigend da, nachdem er seine Meinung über die Chancen des bevorstehenden Kampfes ausgesprochen hatte. Neben ihm saß ein junger Mensch, dessen rother Rockkragen den Gymnasiasten verrieth und der eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörte; er war in den Park gekommen, um den warmen Herbstabend zu genießen und hatte hier seinen Vater in dem bezeichneten Kreise gefunden. Befangen vor sich niedersehend, wurde er durch eine gleichgültige Frage seines Nachbarn in's Gespräch gezogen. Fölkersahm fragte nach der Schule, nach den leitenden Interessen der Jugend, erzählte scherzend, daß er es nicht weiter als bis zur Secunda des Rigaer Gymnasiums gebracht und schwieg dann wieder.

„Und Ihr jungen Leute von heut zu Tage,“ fragte er lächelnd nach einer Pause, „wofür schwärmt Ihr denn eigentlich? Bei 17 Jahren muß man für irgend einen Gedanken, eine große Idee begeistert sein.“

„Für Amerika!“ lautete die Antwort. — Es war damals noch die Zeit des Glaubens an Amerika, an die bessere Welt jenseit des atlantischen Oceans. Weltschmerz und Europamüdigkeit, in Deutschland bereits ziemlich ausgelebt, kamen in Livland, wenn auch sporadisch, noch unter der Jugend vor, welche sich mit Heine und andern Vertretern des Jungdeutschthums nicht selten den Magen verdorben hatte. Dazu kam, daß

wenige Jahre früher, verſchiedene Landsleute in Amerika geweſen waren und das Intereſſe für dieſes Land neu belebt hatten. Einer derſelben (Dyrſen) hatte ſich gar in der Union niedergelaſſen und dieſe dadurch für eine Zeitlang zum Hauptgegenſtand aller Geſpräche in Riga gemacht. Iſt es doch bei uns von jeher ſo geweſen, daß neue Dinge und Vorſtellungen an der Oſtſee erſt recht in Schwung kommen, wenn einer der Unſern ſie mit Augen geſehen, für die kleine baltiſche Welt, ſo zu ſagen, noch einmal entdeckt hatte.

„Für Amerika!“ wiederholte Fölkerſahm und jenes Lachen, welches wie entfernter Donner klang, ſchlug an das Ohr des Secundaners — „für Amerika, — ich ſehe Sie theilen den Geſchmack meines jungen Freundes A. K. Giebt es denn in der Heimat nichts mehr zu thun, was den Ehrgeiz oder die Thatkraft ſtrebſamer junger Leute wecken könnte?“

Der Schüler, der das Prädicat der Strebſamkeit auf ſich beziehen zu müſſen glaubte, nahm ſich zuſammen und gab ſeinem Nachbarn, deſſen Ruhm er wohl kannte, mit dem er aber noch nie ein eigentliches Geſpräch gepflogen hatten, eine herzhafte Antwort. Er ſagte etwas von Ruinen, deren Vertheidigung ſich nicht mehr verlohne, von der Nothwendigkeit, verlorene Poſten zu räumen und Länder aufzuſuchen, die eine Zukunft hätten und in denen man wirken könne, ohne mit Traditionen brechen zu müſſen, die einem doch einmal in Fleiſch und Blut übergegangen ſeien u. ſ. w. „Außerdem,“ hieß es zum Schluß dieſer ziemlich ungereimten Deduction, — „außerdem, giebt es ja keine Kräfte, auf die man bei uns zählen könnte und an die man ſich ſchließen könnte, um den Kampf für gewiſſe Ueberzeugungen auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolgs weiter zu führen.“

Fölkerſahm hörte dem vorlauten Sprecher geduldig zu. Da der übrige Theil der Geſellſchaft in einer Unterhaltung über Dorpater Studenten und Corporationsintereſſen begriffen war und er ſelbſt nicht in Dorpat ſtudirt hatte, ſchien er das Geſpräch, das er mit einem Scherz begonnen, fortführen zu wollen. „Junger Mann,“ ſagte er, indem er den Ton ſeiner Rede plötzlich ſenkte, — „Sie ſtecken in Irrthümern, die mir keineswegs fremd ſind, an denen ich ſelbſt, wenn auch in anderer Form, zu Zeiten getragen habe. Statt aller weiteren Antwort will ich Ihnen zwei perſiſche Sprüchworter ſagen, die Sie nicht zu kennen ſcheinen und die mir oft genug von Werth geweſen ſind. Das erſte lautet: „Keine Mauer iſt ſchwach, ſobald ſich Jemand findet, der den Muth hat, ſie vertheidigen zu

wollen.“ Das andere Sprüchwort paßt zwar nicht ganz, kann aber doch einmal auf die Dinge, von denen Sie reden, Anwendung finden: „Eine Heerde Ziegenböcke, die ein Löwe anführt, iſt mehr werth als eine Heerde Löwen, die von einem Ziegenbock geführt wird.“ Leute, die zu brauchen ſind, wenn ſie den rechten Führer finden und ſich dieſem unterordnen, giebt es überall und darauf kommt es ſchließlich doch nur an.“

Auf die Antwort, welche dieſen Worten folgte, kann ich mich nicht beſinnen, möglich, daß gar keine Antwort ertheilt wurde. Fölkerſahm aber ſprach noch lange weiter und immer mächtiger wurde der Zauber, den er auf ſeinen Zuhörer auszubreiten wußte. Mit jenem heiligen Eifer, deſſen Wirkung auf junge Gemüther unfehlbar, der aber nur Männern eigen iſt, die von einer großen Idee erfüllt ſind und an dieſe ihre ganze Exiſtenz geſetzt haben, ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, in dem Herzen eines unbedeutenden jungen Menſchen den Patriotismus zu wecken und jede Gelegenheit wahrzunehmen der guten Sache neue Kräfte zuzuführen, mochten dieſelben noch ſo gering ſcheinen. Er ſprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umſchwung, der ſich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, ſobald erſt der Bauernſtand beſitzlich und in Wahrheit die Grundlage unſeres geſammten öffentlichen Zuſtandes geworden, von der Verpflichtung, welche auf jedem Livländer ruhe, an dem großen Werk zur Hebung der ländlichen Bevölkerung Theil zu nehmen, von den Schwierigkeiten, die jeder Einzelne zu überwinden habe, um nur zu einer richtigen Auffaſſung des Verhältniſſes zu gelangen, in welchem deutſche und lettiſche Bewohner dieſes Landes zu einander ſtehen müßten, von der traditionellen Gleichgültigkeit unſerer Landsleute gegen die urſprünglichen Bewohner des baltiſchen Küſtenſtrichs u. ſ. w.

„Und Sie ſelbſt, Herr Baron,“ fragte der Zuhörer, als Fölkerſahm ſeine Rede geſchloſſen, „wie ſind Sie zu jenem Verſtändniß unſerer Aufgabe durchgedrungen, das Sie als durch hundert Vorurtheile erſchwert bezeichneten und das in Livland vor Ihnen lang genug gefehlt hat? Was iſt Ihnen die Aufmunterung zu Ihrer Thätigkeit und zu dem Entſchluß geworden, dieſem Lande alle Ihre Kräfte zu widmen?“

„Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiederte er, nachdem er eine friſche Cigarre angezündet und den Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte, — „ich habe dieſe Geſchichte oft erzählt und erzähle ſie gern noch einmal. Sie wiſſen, daß mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und daß ich daſſelbe ſelbſt verwaltete. Mein Privatvortheil — und ich hatte allen Grund

denſelben wahrzunehmen — ließ es mir damals wünſchenswerth erſcheinen, einen möglichſt großen Theil meines Guts zum Hof zu ziehen und meine Wirthſchaft durch Anlegung von Hoflagen zu erweitern. Ich beſchloß daher einem meiner Wirthe zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank war und ich die Kündigung ſelbſt ausſprechen mußte. Zu dem Zwecke ritt ich an einem ſchönen Frühlingsabend in das Geſinde, deſſen Einziehung ich beſchloſſen hatte. Es war einer der erſten warmen Abende des Jahres und die Sonne überglänzte das Thal, in welchem mein Opfer wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in daſſelbe einbog. Der Wirth baute eben an einem neuen Hauſe; er ſtand, von ſeinem Weibe und ſeinen Kindern umgeben, in ſtiller Freude auf dem Dach, um daſſelbe mit der üblichen Baukrone zu ſchmücken und das „Vater unſer" zu ſprechen, das unſere Bauern merkwürdiger Weiſe ihr Lebelang nicht vergeſſen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt vor ihm ein Mann ſtand, der die Abſicht hatte ihm zu ſagen: „Dein Schweiß kommt von Rechtswegen mir zu gut. Auf Grund meines guten Rechts weiſe ich dir die Thür, um dein Haus in Beſitz zu nehmen. Geh!" — Die letzten Worte hatte Fölkerſahm mit ſichtlicher Erregung geſprochen; ſeine tiefe Stimme bebte und er hielt einen Augenblick inne, um ſein Glas neu zu füllen und einen tiefen Zug daraus zu thun. Die übrige Geſellſchaft rückte näher, um ſich keines ſeiner Worte entgehen zu laſſen.

„Was ich in jenem Augenblicke empfand," fuhr er nach einer Pauſe fort, „vermag ich nicht zu ſchildern. Die ganze Schmach unſerer öffentlichen Zuſtände drückte mit ihrem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langſam nach Hauſe. Ich gelobte mir in dieſem Augenblicke, daß es anders werden müſſe, daß ich ſelbſt und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unſere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszuſtrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländiſchen Bauernhauſe vor Attentaten ſicher geſtellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieſes Gelöbniß habe ich gehalten und gedenke es noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren," fuhr er, zu der übrigen Geſellſchaft gewendet, mit dröhnender Stimme fort, — „glauben Sie mir, ſo lange dieſe Baukrone nicht ſicher ſteht, iſt kein Haus im Lande ſicher!"

Es wäre vergeblich den Eindruck ſchildern zu wollen, den dieſe Worte von dieſem Manne geſprochen auf den Zuhörer ausübten, der das Ganze durch ſeine müßige Frage veranlaßt hatte. Fölkerſahm ſprach noch lange

weiter; ſeine Freunde gingen auf alle möglichen Details der Landtagsgeſchichte und der einzelnen Phaſen ein, welche das Programm von 1849 durchgemacht hatte. Erſt als die Lichter tief herabgebrannt, die Muſikchöre, welche abwechſelnd geſpielt hatten, verſtummt, die Gläſer leer geworden waren, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Erinnerlich iſt mir nur noch ein Scherzwort, das Fölkerſahm ausſprach, als das eine Muſikchor eben aufgehört und das andere ſein Spiel begonnen hatte. „Die Nothwendigkeit, dieſe ununterbrochene Muſik zweier verſchiedenen Geſellſchaften anhören zu müſſen, erinnert mich an die Lage, in welcher ich mich ſchon ſeit einiger Zeit befinde. Haben die Livländer in ihrem Geſchrei über meinen Verrath und meinen unheilvollen Einfluß eine Pauſe gemacht, ſo fangen die Kurländer gewiß in demſelben Tone wieder an und ſo geht es fort in infinitum. Sie wiſſen, daß ich das Glück habe zu beiden Corporationen zu gehören."

II.

Fölkerſahm iſt mir ſeit jenem unvergeßlichen Abend noch häufig begegnet — das Glück, mit ihm zu reden, iſt mir dauernd nicht wieder zu Theil geworden. Die Worte, die er damals ſprach, die Art und Weiſe, wie ſie geſprochen wurden, die Veranlaſſung, aus welcher ſie entſtanden, ſind aber für das Weſen und die Eigenthümlichkeit dieſes merkwürdigen Mannes bezeichnend genug, um der Aufbewahrung gewürdigt zu werden, und ſie ſind wohl geeignet, denen, die ihn gekannt oder von ihm gehört haben, das Bild, das er hinterlaſſen, in mehr wie einer Beziehung zu vervollſtändigen, — mir haben ſie eine ganz beſtimmte Vorſtellung von dem Weſen ihres Sprechers hinterlaſſen, eine Vorſtellung, welche durch Alles, was ich früher oder ſpäter von demſelben gehört oder geſehen, beſtätigt worden iſt. Fölkerſahm war jeder Zoll ein Idealiſt.

Daß die großen bleibenden Gedanken eines Menſchen aus dem Herzen kommen, hat ſich auch an ihm bewährt und die reich poetiſche Natur, welche ſein ganzes Weſen athmete, machte es Jedem, der ihm gegenübertrat, zur Ueberzeugung, daß er es nicht mit einem Manne zu thun habe, der, wenn er gerade den Landtagsſaal betrat, für Abſchaffung der Frohne und Begründung der Rentenbank plaidirte und im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann ſein ließ, ſondern mit dem Träger einer ſittlichen Idee, von der er durch und durch erfüllt war und deren Verwirklichung dem innerſten Bedürfniß ſeines Weſens entſprang. Alles was er ſprach, ſchrieb und that, trug das Gepräge eines tiefen, leidenſchaftlichen

Idealismus, der ſich auf keinem Lebensgebiet an gewöhnlichen Anſchauungen und Formen genügen ließ, ſondern überall auf den Kern der Dinge los ging und dieſen zu ergründen ſuchte, — nicht ſowohl, um Wiſſen und Erfahrung zu beweiſen, als um einer Natur Befriedigung zu ſchaffen, die ihr Leben lang an den Schranken ihrer ſelbſt und der kleinen Verhältniſſe, in welcher ſie geboren war, ungeduldig rüttelte und in keinem Verhältniß Genüge fand, weil ſie in jedes den ganzen Menſchen hineintrug. Der Drang, dieſem Bedürfniß genug zu thun, war der eigentliche Hebel ſeiner geſammten Thätigkeit. Daß Fölkerſahm Politiker wurde und ſeine Thätigkeit auf das öffentliche Leben ſeines Vaterlandes richtete, iſt zwar nicht zufällig und nicht bloß dadurch bedingt geweſen, daß ihm einſt, in einem concreten Falle, über der Abſicht, ein Geſinde zu ſprengen, die Verwerflichkeit des Frohnverhältniſſes ſo grell entgegentrat, — gleichwohl aber läßt ſich nicht behaupten, daß das politiſche Gebiet dasjenige war, für welches er ſich ausſchließlich oder auch nur vorzugsweiſe eignete, oder daß ſeine Geburt und ſein eminentes Rednertalent ihm den Gedanken nahe legten, eine politiſche Rolle zu ſpielen. Jedes Mittel, jeder Lebensweg wäre ihm recht geweſen, wenn derſelbe nur zu einem Ausgleich zwiſchen den Anſprüchen ſeines inneren Weſens und der Realität geführt hätte. Ein bedeutender Menſch hätte er in jedem Falle und in jedem Beruf ſein müſſen. Daß er gerade den politiſchen wählte, namentlich in einer Zeit wählte, die jeder öffentlichen Thätigkeit, wie nur immer möglich, ungünſtig war, läßt ſich vorzugsweiſe, wenn nicht durchaus aus dem Umſtande erklären, daß der Inhalt unſeres geſammten Lebens, die Entſcheidung über unſere Zukunft damals durch die eine, freilich unausgeſprochene Frage bedingt war, ob der ſittliche Gehalt der livländiſchen öffentlichen Zuſtände der alte bleiben oder auf eine höhere Stufe gehoben werden ſollte. Hatte es ſich doch in den Hungerjahren und in dem Elend der confeſſionellen Wirren gezeigt, daß das alte Livland am Rande eines politiſchen und wirthſchaftlichen Bankerotts ſtand. Er fühlte es heraus, daß ſeine innere Unbefriedigtheit ihren letzten Grund in der ſittlichen Beſchaffenheit der ihn umgebenden Verhältniſſe habe und dieſen Verhältniſſen nur geholfen werden könne, wenn ſie auf eine völlig neue Baſis geſtellt würden. Dieſe Baſis ſollte ein freier, auf eigenem Grund und Boden ſitzender, von jeder herrſchaftlichen Willkür emancipirter Bauernſtand ſein; von der Herſtellung eines ſolchen erwartete Fölkerſahm eine Wiedergeburt der geſammten livländiſchen Geſellſchaft. Die Unfreiheit der Bauern und die aus dieſer

reſultirende Verwilderung der ſittlichen Anſchauungen der Herrſchenden waren ihm der Kern all' der Uebelſtände, die ihn an der freien Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit verhinderten. Um ſelbſt beſſer und glücklicher ſein zu können, der eigenen Exiſtenz den idealen Inhalt zu geben, nach welchem er vergeblich geſucht hatte, zerſchlug Fölkerſahm die alte agrariſche Organiſation von 1819; in dem von ihm errichteten neuen Gebäude mußten die oberen Stockwerke ſchon darum geſunder ſein, weil die unteren menſchenwürdiger und wohnlicher geworden waren.

Die Beſſerung der Lage ſeiner bäuerlichen Mitbürger war ihm der ſicherſte, der einzige Weg zur Ausſöhnung mit der Realität. Daß Fölkerſahm eine ſolche auf manchem anderen Gebiet geſucht hatte, ehe er, bereits ein reifer Mann, das politiſche betrat, dafür liegen zahlreiche Zeugniſſe vor, davon zeugen ganz beſonders die Irrthümer und Verirrungen ſeines Lebens. Seine hinterlaſſenen fragmentariſche Aufzeichnungen enthalten in dieſer Beziehung manche charakteriſtiſche Andeutung und bieten zahlreiche Belege dafür, daß ihn nicht die kühle Reflexion des Praktikers zu einzelnen Handlungen und Reden trieb, ſondern daß er das Wohl und Wehe des Landes in ſich ſelbſt aufgenommen, ſo zu ſagen ſein Sein zu dem des Landes erweitert hatte und in der Beſſerung der öffentlichen Einrichtungen deſſelben die Verſöhnung mit ſich ſelbſt ſuchte. Durch all' die Gedankenſchnitzel, welche er gelegentlich und ohne jede Vorſtellung von der Möglichkeit ihrer Veröffentlichung aufs Papier warf, zieht ſich, wie ein rother Faden, das Bedürfniß nach Befriedigung eines heißen, inneren Dranges, der ihn verzehrte. Von der Wirklichkeit, zumal der livländiſchen, iſt nirgend auch nur entfernt die Rede. Bevor wir den Verſuch machen, Fölkerſahms principieller Stellung zu den Hauptfragen des Lebens näher zu treten und einen Einblick in ſeine geſammte Weltanſchauung zu gewinnen ſei es uns verſtattet, einige der Fölkerſahmſchen Aphorismen und zwar ſolche dem Leſer zu übergeben, die dieſe Seite ſeiner Natur beſonders charakteriſiren. Schlagen wir dieſe Blätter auf, wie Zufall und Neigung ſie auf einander gelegt haben.

Die Schwermuth des Deutſchen, ſo oft von Andern belächelt, entſteht nicht aus der Unfähigkeit das Leben zu genießen, ſondern iſt Folge des vollſtändigen und tiefen Bedürfniſſes dazu. Der Südländer ſucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Ruſſe wie der Orientale

Macht und Glanz, der Franzoſe das Vergnügen und ſie Alle finden es oft, — der Deutſche ſucht Glück und findet es nie.

Für den Deutſchen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzoſen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedankeninhalt, darum macht der Deutſche langſame Fortſchritte, ſelten aber einen Rückſchritt, während der Franzoſe unzählige Male auf daſſelbe zurückkommt. Nichts iſt dem Franzoſen leichter, als ſich von einem Zuſtande, der ihm nicht paßt zu befreien und einen entgegengeſetzten herbeizuführen, Nichts ihm ſchwerer, als ſich von einer Idee zu befreien, weil er ſie immer nur in der Erſcheinung zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzoſe iſt ein flinker Schnitter, der das Unkraut, ſobald es ſeine Pflanzen zu überwuchern droht, raſch und mit ſtarker Hand abmäht, wenn er auch dieſe ſelbſt trifft und zerſtört, — bald ſproßt es aber von Neuem und ſo wird er nie fertig. Der Deutſche kann es nicht über's Herz bringen, was ihm gut ſcheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emſig und vorſichtig mit der Hand zu entfernen, er jätet immer fort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht, um ſich von manchem Mißverſtändniß zu befreien, das wie ein Alp auf dem Menſchen und auf dem Leben laſtete — werden die Wahrheit fördern: noch mehr die philoſophiſche Bewegung des Deutſchen, welche ſolche Mißverſtändniſſe nicht nur bei Seite ſchiebt, ſondern ſie verzehrt. Es iſt Deutſchlands Aufgabe die Geſpenſter, welche das neu geſtaltende Leben der Menſchen und Völker durch ihren unheimlichen Spuk ſtören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und iſt es ſelten, — am Grabe giebt man es auf und wird es.

Bücher kann man nicht lieben, deßhalb können ſie für die Entwickelung der Seele auch nicht Menſchen erſetzen. Menſchliche Entwickelung oder Zweck der menſchlichen Entwickelung iſt nichts Anderes, als Alles und Alles ganz lieben zu können und zu lieben.

Der eigentliche Begriff des Lebens iſt der, nicht allein ſein zu können. Nur im Tode liegt der Verſuch zu dem Gedanken: Allein! Auch hier ſtößt der lebende Menſch auf die Schranke ſeines Weſens, denn kaum hat er den Verſuch gemacht, den Begriff „allein" im Tode ſich vorzuſtellen, ſo ſchafft die Nothwendigkeit ſeines geiſtigen Weſens ſich ſchon den Gedanken

eines künftigen Lebens, in dem er ſich vor dem übermenſchlichen Gedanken des „Allein“ rettet.

Unſere ſchönſten Gefühle gleichen den Geiſtern; ſie verſchwinden, ſobald wir ſie ſcharf ins Auge faſſen oder gar ihre Umriſſe nachzeichnen wollen.

Das Leben iſt nur deßhalb ſo kurz, weil wir ſo viele Stunden und Tage gar nicht leben.

Das Leben iſt ein Kampf zwiſchen Seele und Körper, der Selbſtmord das Geſtändniß, daß jene zu unterliegen fürchtet.

Tod iſt erſtarrte verharrende Gegenwart, Leben iſt weder Vergangenheit noch Gegenwart, ſondern Conſumtion der Zukunft. Deßhalb können wir auch nicht den Tod denken, ſondern nur einen Lebenswechſel.

Es fehlt den meiſten Menſchen nur Eines um glücklich zu ſein, — die Lethe, — die Alten wußten's.

Nichts iſt übler, als wenn der Menſch nie mit ſich ſelbſt allein ſein kann, d. h. wenn er ſich immer ſelbſt beſieht, protocollirt und inquirirt, wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitte, keinen Schmerz ohne Troſt, kurz keinen ſchönen, großen oder ſchrecklichen Augenblick ohne Protocoll, ohne daß er ſich ſelbſt fragt warum? und antwortet: darum. Er gleicht Jenem, der die Raphaelſche Madonna mit einer Lupe beſah.

Willſt Du wiſſen, ob Du wahrhaft liebſt, ſo frage Dich nicht, ob Du an der Seite dieſes Mannes glücklich ſein könnteſt, frage, ob Du auch unglücklich an ſeiner Seite bleiben möchteſt?

Das Wiſſen iſt rings vom Meere des Glaubens umfloſſen. Je größer das Eiland, um ſo größer das Geſtade.

Liebe iſt die Taucherglocke auf dem Meere der Leidenſchaften, ſo lange ſie Dich ſchützend umgiebt, kannſt Du ſeine Perlen gewinnen — ohne ſie wird es Dein Grab.

An der Uhr iſt das Gewicht die Kraft, welche das Werk in Bewegung ſetzt, während der Pendel die Bewegung regelt. Es giebt viele Menſchen, welchen der Verſtand das Gewicht iſt und das Herz der Pendel. Dieſes ſind kluge, vielleicht gute Menſchen. Es giebt Andere, bei denen das Herz das Gewicht iſt und der Verſtand der Pendel; dies ſind nicht nur gute, ſondern liebe Menſchen.

Der Erfahrene weiß ſtets, was es an der Zeit iſt, der Unerfahrene nur, wenn die Uhr ſchlägt.

Auch am Himmel ſiehſt Du mit bloßem Auge nicht lauter Sonnen und Sterne, — mit dem Fernrohr unzählige mehr und dennoch birgt er noch eine Unendlichkeit, welche Du nicht erblickſt. Gerade ſo denke Dir den Menſchen und laſſe Dich auch hier durch die Wolken nicht beirren. Das Fernrohr für dieſen Himmel iſt aber Dein eigenes Wohlwollen — die Liebe.

Die Hingebung in der Liebe, welche vom Weibe gefordert wird, ſoll eine ſo unbedingte und grenzenloſe ſein, daß ſelbſt eine Griſeldis, wenn deren Selbſtgefühl ſie nach namenloſen Opfern und nach von der männlichen Willkür mitleidslos ihr bereiteten Leiden, zuletzt den Sieg über ihre Liebe erhält, der Tadel trifft. Das ſcheint hart und ungerecht, da der Mann zugleich geſteht, daß auch das geringſte auf ſolche Weiſe von ihm geforderte Opfer, ſeine Liebe und Hingebung unwiderbringlich vernichtet hätte. Dennoch liegt hier kein Egoismus, ſondern nur ein Natur- und Weltgeſetz vor. Auch der Mann hat eine Liebe, wo er Alles opfern, wo er namenlos in ſeiner Hingebung ſein ſoll, wo er nicht nach Glück fragen, nicht rechnen darf — es iſt die für die Menſchheit, ihre Zwecke, ihre Entwickelung. Es iſt derſelbe Inhalt, den die Hingebung des Weibes hat, und dieſe nur in ihrer Bethätigung eine verſchiedene. Auch die aufopfernde Hingebung des Weibes iſt nicht bloß eine an den Mann, ſondern an die Liebe, an die Idee der Liebe ſelbſt — wie der Patriotismus oder Enthuſiasmus des Mannes nicht bloß eine Hingebung an das beſtimmte Vaterland oder einen beſtimmten Gedanken, ſondern an die Idee des Patriotismus ſelbſt iſt. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß die Natur dem Weibe die Aufgabe ſtellte, die Idee in concreter, individualer Erſcheinung zu faſſen durch ihr eine Seele zu vervollſtändigen, während dem Manne die Beſtimmung ward, durch ſein Erfaſſen des Allgemeinen, die

Idee und die Wahrheit in der Geschichte zur Erscheinung zu bringen, sie in und außer sich darzustellen. Nur der Mann macht Geschichte, aber er nimmt einen Theil seiner Kraft und seinen Lohn vom Weibe. Darum verdient auch nur der Mann die ganze Seele des Weibes, der nicht für sich, sondern für die Bestimmung des Menschen lebt. Nur in einem solchen wird das Weib glücklich werden, weil nur in der Hingabe an einen solchen Mann sie selbst die allgemeine menschliche Bestimmung der Hingabe an die Idee, an die Wahrheit, das Ideal erfüllt. Im Leben kann die Gestaltung eine sehr verschiedene sein und es darf nie vergessen werden, daß nicht bloß der historische Mensch die Geschichte des Menschen macht und fördert, sondern — und vielleicht oft mehr als jener, jeder gute d. h. dem Guten mit heiliger Liebe ergebene Mensch; denn das Göttliche, was der Mensch in sich zur Erscheinung bringt, ist für alle Menschen gewonnen, — das wahrhaft Gute ist für die Menschheit nie verloren.

Wenn es einen Teufel giebt, so nimmt er von dem Menschen in dem Augenblick Besitz, wo er das Wort „Ich" aussprechen lernte. Aber er wird besiegt und gebannt, sobald das Wort „Du" an die Stelle tritt.

Ein Mann muß verstehen zu schweigen, ein Weib darf es verstehen zu reden.

Ueber die Räume der Erde hat für den Gedanken die große Erfindung des electro-magnetischen Telegraphen aus dünnen Metallfedern eine Brücke geschlagen; er fliegt auf ihr mit Blitzesschnelle dahin und gewinnt Stunden und Tage dem Leben. Aber seit ewig hat für das Herz des Menschen nicht bloß die Liebe die Räume der Erde, sondern den Raum besiegt, nicht bloß Tage und Stunden gewonnen, sondern die Zeit selbst überwunden und es bedarf keines Metalldraths, damit zwei Herzen, wenn auch im Raum getrennt, stets bei einander sind und in einander fühlen, Liebe einander schenken und von einander empfangen.

Du sollst die Menschen lieben, nicht weil sie Deine Brüder sind, sondern weil Du sie liebst, sollen sie Deine Brüder sein.

Weiber sind die besten Springer, denn sie braucht zur Kluft vom Engel zum Teufel nur einen Satz.

Das Auge eines andern Menschen ist vielleicht das wichtigste Okularglas, um den Himmel zu beobachten, wenn man ihn begreifen, nicht nur berechnen will.

Die Mutter der Hoffnung ist unsere Eigenliebe, ihr Vater unbekannt.

Wenn der Mann höher steht als das Weib, so kann ihre Liebe Glück sein und dauern, denn *ihre* Seele hat ganz Raum in ihm, und sie giebt ihm Glück, weil sie außer ihm nicht ist. Steht das Weib höher als der Mann, so kann die Liebe nie das Ziel erreichen, denn *er* kann *sie* nicht ganz umfassen nicht glücklich sein, weil *sie* noch *außer* ihm ist, weil das unendliche Streben sich ihrer zu bemächtigen ihm nicht gelingt. Dem Weibe aber wird die Qual, ihre Liebe nicht vollständig geben zu können, sich nicht ganz geben zu können. Vielleicht giebt es Fälle, in denen die gegenseitige Liebesfähigkeit zweier Menschen einander vollkommen entspricht, gewiß Augenblicke. — Die Dauer der Liebe zweier Wesen in einander, ist von der gegenseitigen Möglichkeit, die ganze Liebesfähigkeit zu verwenden, abhängig.

Man spricht so oft von der Colliſion der Pflichten und dennoch ist eine solche gewiß selten oder sie kommt vielleicht nie vor. Was man so nennt ist eine bloße Colliſion der Pflichten und Verpflichtungen, die oft schmerzlich oder empfindlich sein kann aber schon in der richtigen Unterscheidung der Begriffe ihre Lösung findet, denn immer wird die Verpflichtung der Pflicht nachstehen müssen. Pflicht ist ein ewiger, Verpflichtung ein zeitlicher Begriff. Pflicht ist nichts weiter als die anerkannte Nothwendigkeit der Uebereinstimmung der Idee mit dem Realen, des Inhalts mit der Form, der Seele mit ihren Aeußerungen, Gottes mit der Welt, des Menschen mit der Menschheit. Pflicht ist das anerkannte Gebot und der bewußte Trieb zur Realiſirung der Wahrheit. Verpflichtung ist die Anerkennung der Forderungen, zu welchen Andere durch unsere eigenen Handlungen absichtlich oder unabsichtlich berechtigt werden. Eine Pflicht *hat man*, eine Verpflichtung *übernimmt man*. Von einer Pflicht wird man *nie* befreit, von einer Verpflichtung wohl. Mit der Forderung fällt auch die Verpflichtung weg, nicht so die Pflicht. Man hat Pflichten gegen Gott und gegen die eigene Seele, gegen andere Menschen hat man meist nur Verpflichtungen und nur die *eine* Pflicht — sie zu lieben!

Wo es kein öffentliches Leben, keine die Menschen zwangsweise zusammenschließende Interessen giebt, sind Betrachtungen über Welt und Menschenleben, Ehe und Liebe, Neigung und Pflicht die herkömmlichen Gegenstände stillen, sinnigen Nachdenkens. Obgleich diese Fragmente nur

einen Theil des Fölkersahmschen Nachlasses enthalten, sind sie, neben andern Blättern verwandten Inhalts, doch die einzigen selbständigen, nicht auf Geschäfte bezüglichen Aufzeichnungen, welche der Verstorbene hinterlassen hat. Schon aus diesem Umstande kann darauf geschlossen werden, daß Fölkersahm weder von Hause aus Politiker war, noch ausschließlich der Beschäftigung mit öffentlichen Arbeiten lebte. Ja es läßt sich sogar behaupten, der ursprüngliche Ausgangspunkt seiner Thätigkeit sei nicht das Bedürfniß gewesen, gerade an den Verhältnissen, die ihn umgaben, Theil zu nehmen. Er war ein fertiger, an der Beschäftigung mit andern Lebensgebieten mehr oder minder gereifter Mann, als er in die Geschäfte trat; er brachte weder geschäftliche Routine, noch eine Fülle selbst erworbener Anschauungen in die Verhältnisse, auf welche er wirken sollte, mit; selbst der Vortheil, von der Pike auf gedient und eine geschlossene praktisch erprobte Fachbildung mitgebracht zu haben, stand ihm nicht zur Seite. Dieser Umstand ist für ihn und für seine Sache in mehr wie einer Rücksicht verhängnißvoll gewesen. So wenig sich behaupten läßt, daß unsere „öffentlichen Charaktere" regelmäßig oder auch nur häufig mit fachwissenschaftlicher Bildung in ihre Thätigkeit traten — die überwältigende Wirksamkeit eines Mannes, dessen Grundbestimmung ein idealistischer Thätigkeitsdrang, dessen Stärke die philosophische Speculation war und der nicht mit specifisch livländischen, sondern allgemein humanen Voraussetzungen an sein Werk ging, bildete doch eine Anomalie in unserer Landtagsgeschichte, die wenn nicht gegen den Geist, so doch gegen das Herkommen des Landes verstieß und die Fölkersahm eigentlich nie verziehen worden ist. Mögen wir in den Blättern livländischer Vergangenheit zurückschlagen so weit wir wollen, alle uns dort begegnenden, auf die öffentlichen Zustände einwirkenden Männer sind vorzugsweise Praktiker gewesen, die in der Beschäftigung mit ländlichen Fragen grau geworden waren und den Landesdienst von Jugend auf getrieben hatten. Wenn wir von Carl Friedrich Schoulz absehen, der mindestens ein durch sein diplomatisches Geschick unter seinen Landsleuten berühmt gewordener Landrath war, als er seine Reformthätigkeit aufnahm, so werden wir finden, daß alle Vertreter liberaler Agrarideen auf dem livländischen Landtage von bestimmten praktischen Bedürfnissen, wenn nicht gar von noch bestimmteren Forderungen der Regierung ausgegangen sind und daß sie diesen Motiven nur eine möglichst beschränkte Macht zur Aenderung der gegebenen Verhältnisse einräumen mochten. Alles das war bei Fölkersahm anders.

Waren ihm gleich die ländlichen Einrichtungen Livlands keineswegs fremd geblieben und hatte er, als im Lande geboren, Land und Leute ziemlich gründlich kennen gelernt, ſo war die Realität der kleinen livländiſchen Welt doch durchaus nicht die Welt, in der er eigentlich lebte und deren Grenzen mit denen ſeines Denkens zuſammenfielen. Seine Anlage neigte ſchon früh zur abſtracten Speculation, zu bald kritiſchen bald phantaſtiſchen Betrachtungen über die menſchliche Natur, ihr Seelen- und Gemüthsleben: die innere Welt des Gedankens war ſeine Heimat, die Pſychologie ſein Lieblingsſtudium. Seine eigentlichen Studienjahre fielen in die Zeit der Alleinherrſchaft der Hegelſchen Philoſophie und in dieſe hatte er ſich mit ganzer Seele verſenkt, nicht ſowohl um ihre Schulſatzungen zu ergründen, als um ſich ihre großen Grundanſchauungen zu aſſimiliren. Neben der Philoſophie war es beſonders das Gebiet der Naturwiſſenſchaften geweſen, das ihn angezogen hatte und all' dieſe Studien waren überwuchert worden durch ein ſtarkes Mittheilungs- und Geſelligkeitsbedürfniß, durch den ungeſtümen Drang, das Leben durchzukoſten, es auf ſich einwirken zu laſſen mit ſeinen Freuden und ſeinen Leiden und jenen „Curſum durchzuſchmarutzen" der an der Schwelle des Lebens jedem jungen Fauſt von unerſchöpflichem Reichthum zu ſein ſcheint. — Nur wenn man ſich den eigenthümlichen Geiſt desjenigen Zeitabſchnitts vergegenwärtigt, in den Fölkerſahms Sturm- und Drangperiode fällt, kann man auch der Anſchauungsweiſe dieſes Mannes gerecht werden. Die zwanziger und dreißiger Jahre gehörten noch mehr als die Gegenwart dem Zeitalter der bloßen Privatexiſtenz an. Auf möglichſt reiche und harmoniſche Entwickelung der Individualität, nicht auf die Erziehung zu beſtimmten praktiſchen Zwecken und zum Dienſt eines beſonderen Berufs war es bei der damaligen Jugend, beſonders der der höheren Stände, abgeſehen. Nicht der Staat, die Geſellſchaft war es, mit welcher der Jüngling ſich zu verſtändigen und auseinanderzuſetzen beſtrebt war; der revolutionäre Drang der Zeit wandte ſich zunächſt gegen die überkommenen geſellſchaftlichen Einrichtungen, er fragte mehr noch nach der Berechtigung der Ehe und der Familie als nach den Rechtsgrundlagen der ſtaatlichen Einrichtungen; die eigentlichen Helden des Tages waren die Socialiſten. Erſt wenn man mit Gott und der Welt, ihren Conventionen und Vorurtheilen fertig war, ſollte der Staat an die Reihe kommen. Es war — mit einem Wort — die Blüthezeit des Jungdeutſchthums, in welche Fölkerſahms Entwickelungsjahre fielen und die auf ſeine Anſchauungen bleibenden Einfluß gewonnen hatte. Die

weltschmerzerfüllte Lyrik der Byron und Heine beherrschte die Gemüther, die Köpfe grübelten über der Identität der Vernunft mit der Wirklichkeit, des Denkens mit dem Sein, — die ganzen Menschen hatte die Lehre von der nothwendigen Emancipation des Fleisches und der Emancipation des Weibes in einen wilden Strudel gezogen, aus dem nur Wenige gesund herauskamen.

Bei so bewandten Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, daß unser Landsmann, dessen reiche Natur das Bedürfniß nach voller Theilnahme an den Ideen und Bestrebungen der Zeit mit ungewöhnlicher Stärke empfand, nicht als thatendurstiger praktischer Landwirth oder angehender Ordnungsgerichts-Adjunct, sondern als philosophirender jungdeutscher Lebensvirtuos von seiner Bildungs- und Studienreise in seine Heimat zurückgekehrt war. Fölkersahm war viel zu tief angelegt, um sich an einer bloß oberflächlichen Bekanntschaft mit den Fragen genügen zu lassen, um deren Lösung sich die Besten seiner Zeitgenossen verzweifelnd abmühten: was von andern als Modethorheit oder Modeweisheit mitgemacht worden war, hatte ihn bis in die tiefsten Wurzeln seines Wesens erschüttert, konnte darum nicht äußerlich abgestreift, sondern mußte mühsam und allmählig innerlich überwunden werden.

Bei dem Mangel ausführlicher biographischer Nachrichten, sind wir bezüglich des Abschnitts, welcher vor dem Beginn von Hamilcar Fölkersahms öffentlichem Auftreten liegt, in noch höherem Grade auf die Tradition und auf das, was er gelegentlich selbst erzählte, angewiesen; eine in Bezug auf die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit einzige Ausnahme findet zu Gunsten der Zeit kurz vor seiner ersten ausländischen Reise statt. Die Reise war lang ersehnt und erst nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten ermöglicht worden. „Die Lerchen sangen das Morgenlied und die Erde öffnete ihre Blumenaugen" an jenem 29. April 1829, der den jungen Reisenden an das ersehnte Ziel führte. Vorher hatte derselbe in das Album einer ihm verwandten und befreundeten Dame nachstehende, in dem von uns weggelassenen Eingange von ihm selbst als „Unsinn" bezeichnete Zeilen geschrieben, die trotz ihres humoristischen Gewandes auf die entschieden skeptische und kritische Natur des Schreibers schließen lassen.

„Für die Maskerade auf dem Erdenball erhält jeder sein Einlaßbillet, das er am Eingang vorzeigt und am Ausgang abgiebt. Man nennt es: die Schwächen. — Jeder benutzt seine Maskenfreiheit, mancher nur durch Vorzeigen seiner Einlaßkarte. Diese ursprüngliche Maskerade unterscheidet

ſich von der Nachahmung im Kleinen ſo, daß in dieſer die Masken, die ihre Rollen ſo gut ſpielen, daß man nicht erräth, wer dahinter ſteckt, die beſten ſind, — in jener aber die ſchlechteſten. Wie auf der erſteren iſt bei der letzteren eine Stunde beſtimmt, in der ſich Alle demaskiren, dann müſſen ſie aber auch den Maskenball verlaſſen und nur ihre Kleider können zurückbleiben, die ſie am Ausgang abwerfen — man nennt dieſe Stunde den jüngſten Tag. Fortwährend drängen ſich Masken zu und Andere wieder ab. Jeder muß ſich ein Mal demaskiren, Mancher reißt ſich die Maske vor der Zeit ab, Mancher einem Andern. Der große Entrepreneur, Tanz-, Spiel- und Speiſevorſteher beſtimmt Nichts und ordnet Alles. (Die Vorſteher auf den Nachahmungen beſtimmen Alles und lenken Nichts.) Die erbärmlichſten ſind die Dominos, die, was ſie ſind verdecken, ohne etwas Anderes zu werden. Vom Eingang ſage ich Nichts — der Ausgänge ſind viele, die alle ſo ziemlich gleich ſind. Ihr Portier iſt der mit ſeiner Maske wechſelnde Tod und die Wegweiſer zu ihm nennt man häufig Aerzte. Die Leidenſchaften unterhalten auf ihre Koſten eine Chauſſée nach dem Ausgang, auf der man pfeilſchnell fahren kann. Sie ſoll ſehr beſucht ſein. Das Gedränge iſt oft arg und Scheiden und Wiederſehn wechſeln bis vor den Ausgang, wo erſteres zum letzten Mal geſchieht. Man macht ſich den Spaß die abgeworfenen Kleider Anderer zu begraben, zu verbrennen oder zu verwahren. — Ich laufe heute weiter und miſche mich unter eine andere Gruppe und es iſt weder die erſte noch, ſo Gott will, die letzte Trennung. — Mein Vergleich mit dem Leben hat noch eine Aehnlichkeit, die ich erſt jetzt bemerke, daß nämlich nur der, welcher ihn erfand und lenkte, den Sinn ganz verſteht, während er den Uebrigen als „Unſinn“ erſcheint.“

Ein Jahr ſpäter ſchrieb der Jüngling, der mit ſo keckem Uebermuth in das Leben getreten war, in Berlin einige Sätze nieder, welche ziemlich deutlich beweiſen, wie ſchnell und wie tief das jungdeutſche Weſen auf ſeine Entwickelung und Weltanſchauung Einfluß gewonnen: „Wenn ich ſonſt einen Menſchen lieben oder die Sonne untergehen ſah (die ſchönſten Momente im Leben), ſo hätte ich Alles weggegeben, um nur einen Menſchen glücklich zu machen oder um beſſer zu ſein. Jetzt denke ich bei dem Erſten an das langweilige Ende, bei dem Letzten an das Wetter des nächſten Morgens. Früher konnte ich in jedem Ernſt einen Scherz und in jedem Scherz eine ernſte Seite finden. Jetzt begnüge ich mich beide zu hören

und zu ertragen. Kurz ich bin vernünftig geworden und werde es auch, so lange ich in Berlin bin, wahrscheinlich bleiben."

So dürftig die vorstehenden Mittheilungen und die auf sie gestützten Schlußfolgerungen sind, so dürften sie doch Jedem, dem es gegeben ist, sich liebend in eine andere Persönlichkeit zu vertiefen, zu dem Eindruck genügen, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, wesentlich von allen denen verschieden war, die wir sonst an der Spitze unserer Landesrepräsentation zu sehen gewöhnt sind. Aber ihm war erlaubt, anders zu sein als andere Menschen seines Gleichen, denn er gehörte (um ein Wort seines Lieblingsdichters Schiller anzuziehen) zu den Naturen, welche mit dem zahlen, was sie *sind*. Für die Mission, welche er zu erfüllen hatte, war es eher ein Vortheil als ein Nachtheil, daß er aus der Welt seiner eigenen, die Probleme der gesammten Zeitgenossenschaft umfassenden Gedanken in die livländische Realität trat, daß er sich auf die angeborenen, landläufigen Vorurtheile, welche sein Bildungsgang längst abgestreift hatte, gleichsam wieder besinnen mußte, um mit ihnen zu rechnen. Während der Edelmann unserer Provinzen, der sich zu einer freisinnigen Weltanschauung durcharbeiten will, in der Regel damit zu kämpfen hat, von den ihm überkommenen Vorstellungen frei zu werden, hatte Fölkersahm den entgegengesetzten Weg zurückzulegen, er mußte mit seiner Idealwelt brechen. Die Jahre, in denen Andere bereits in eine bestimmte Bahn eingelenkt haben und diese nur zu verfolgen brauchen, verbrachte er außerhalb der livländischen politischen Welt. Als er sich dieser zuzuwenden beschloß, ging er, bereits Familienvater und Gutsbesitzer, noch ein Mal ins Ausland, um sich mit Staatswissenschaften und Nationalökonomie zu beschäftigen, Dingen, die ihn nach der gewöhnlichen livländischen Anschauung, seinem Ziele eher entfernen als nähern mußten. Das Rüstzeug, das er jetzt mitbrachte, war — und das ist bei uns ein Vorwurf — vorwiegend theoretischer Beschaffenheit. Es setzte ihn aber zugleich in den Stand, die Verhältnisse, in welche er jetzt trat, mit einer souverainen Freiheit zu übersehen: die Schranken, an welchen die Uebrigen still standen, weil sie sich nur innerhalb derselben heimisch und sicher fühlten, für ihn waren sie die *Eingangsthore* in die kleine Welt, außerhalb welcher er bis dazu gelebt hatte. Gleich an der Spitze seines Programms stand ein Gesichtspunkt, der für die Anderen nur ein beiläufiger war und auf den er immer wieder zurückkam: die Stellung Livland und der Ostseeprovinzen zu dem Reich, dem sie angehören. Klarer als irgend Jemand vor ihm

und nach ihm wußte er, daß die Eigenthümlichkeiten unſeres baltiſchen Lebens nur zu conſerviren waren, wenn ſie eine höhere Culturſtufe innerhalb des Reichsganzen bildeten, über das Niveau derſelben hinausragten, und daß ein wirklicher Fortſchritt bei uns nur möglich ſei, wenn die agrariſchen Verhältniſſe auf ſicherer Grundlage ruhten. Während man rings um ihn dem Wahne huldigte, das damals in Rußland herrſchende politiſche Syſtem werde von ewiger Dauer ſein, wußte Fölkerſahm ganz genau, daß die Extreme ſich berühren und daß eine Reaction, deren Tragweite nicht zu berechnen war, unausbleiblich ſei. Er, deſſen humanes Gefühl die Schmach der damaligen ländlichen Zuſtände ihrer ganzen Schwere nach empfand, konnte unmöglich darüber im Zweifel ſein, daß dieſelben noch andere Zeugen hätten als die, welche durch die Gewohnheit abgeſtumpft, die gegebenen Verhältniſſe für haltbar und natürlich hielten, und daß eine Zeit kommen müſſe, in welcher ein anderer Maßſtab an die Dinge gelegt werden würde als der im Rigaer Ritterhauſe gewöhnliche. Fölkerſahm wollte die agrariſchen Zuſtände Livlands nicht nur um ihrer ſelbſt, ſondern um des ganzen Landes willen beſſern; die Reform von 1849 hatte für ihn eine andere Bedeutung als die einer bloß agrariſchen.

Aber nicht nur ſein allgemeiner, auch ſein ſpecieller Maßſtab war ein anderer als der traditionelle. Er fragte nicht ſowohl darnach, welche die nächſte Stufe ſei, auf welche der Landmann zu heben ſei, er fragte nach der Stufe, auf welcher der Bauer ſtehen müſſe, um eine Stütze des geſammten Landesſtaats, des geſammten öffentlichen Zuſtandes der Provinz zu werden. Fölkerſahm iſt häufig genug und mit Gründen von entſchiedenem Gewicht der Vorwurf gemacht worden, er habe im Eifer für die Herſtellung bäuerlichen Grundbeſitzes die Wichtigkeit der Ausbreitung und Befeſtigung des Geldpachtſyſtems unterſchätzt, das Inſtitut der Erbpachten vernachläſſigt. Damals war die Antwort auf dieſen Vorwurf ſchwer zu geben, heute liegt ſie auf der Hand: wo wären wir, wenn die Poloſhenie von 1861 bloß Pächter nicht auch bäuerliche Grundbeſitzer vorgefunden hätte und wenn das livländiſche Bauergeſetzbuch von dem Grundbeſitz und der Bauerrentenbank Nichts gewußt hätte? Kurland, deſſen klimatiſche und wirthſchaftliche Lage ungleich günſtiger war, hat volle dreißig Jahre gebraucht, um den natürlichen Uebergang vom Geldpachtſyſtem zum bäuerlichen Grundeigenthum zu finden, und zwiſchen 1849 und 1861 liegen bloß zwölf Jahre. Der gewaltſame Sprung, mit welchem die furchtbare Verſäumniß der Jahre 1819 bis 1843 nachgeholt werden mußte, er wäre

von ſpecifiſch livländiſchen Landtagsmännern nimmermehr gemacht worden; es bedurfte der ganzen revolutionären Kühnheit eines Mannes, der nicht „von der Pike auf" gedient hatte, der vielmehr als Fremder in die alt-livländiſche Welt trat, um mit den überkommenen Vorſtellungen zu brechen und die Zeitgenoſſen unaufhaltſam mit ſich fortzureißen. War das Bauergeſetzbuch von 1849 auch weit davon entfernt ein legislatoriſches Meiſterwerk zu ſein, ließ ſich an mehr wie einer Stelle deſſelben nachweiſen, daß die Löcher, welche die Gegner in das neue Syſtem geſchlagen hatten, nur mühſam verkleiſtert worden waren, und ſtand außerdem feſt, daß das Verdienſt der Redaction nicht ſowohl Fölkerſahm als dem leider allzu früh dahingegangenen Rudolf v. Engelhardt gebührte, — die leitenden Grundſätze dieſes Geſetzbuch enthielten einen ſo vollſtändigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältniſſes der Bauern zum Herrn galt, daß eine Rückkehr der alten Zuſtände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht" einmal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das ſie längſt verdient hatte, nachdem durch die Demarcationslinie ein Theil des Grund und Bodens der unbeſchränkten Dispoſition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbeſitz als das Ziel der geſammten Entwickelung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frohne, die für einen ägyptiſchen Fleiſchtopf galt und doch nur Hungerſuppe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wohl Dämpfer aufgeſetzt werden — wie erfinderiſch man in der Wahl und Conſtruction derſelben ſein konnte, hat der Landtag von 1856 bewieſen — an der eingeſchlagenen Richtung ließ ſich beim beſten, oder richtiger geſagt, beim ſchlechteſten Willen nichts mehr ändern. Und darauf kam es weſentlich an: der Nachweis, daß die livländiſche agrariſche Entwickelung in die richtige, zum bäuerlichen Grundbeſitz führende Bahn gelenkt ſei, daß es für einen Eingriff in dieſelbe zu ſpät ſei, — er allein hat uns im Jahre 1861 gerettet, er allein hat den Nachbarprovinzen die Möglichkeit geboten, noch rechtzeitig in den rettenden Hafen zu ſteuern. Mag immerhin wahr ſein, daß der bäuerliche Grundbeſitz lange Zeit hindurch bloß auf dem Papier geſtanden hat, daß eine ſorgfältigere Ausbildung des Geldpachtſyſtems den Verhältniſſen von 1849 mehr entſprochen hätte als der Sprung über das geſammte Pachtſyſtem hinweg, die moraliſche Wirkung eines grundſätzlichen Bruchs mit den überkommenen Irrthümern iſt für Gegenwart und Zukunft wichtiger geweſen als Alles

was auf dem Wege langſamen Uebergangs von einer wirthſchaftlichen Stufe zur anderen hätte erreicht werden können.

Man würde aber vollſtändig in die Irre gehen, wollte man glauben, die Kühnheit und Energie, mit welcher der geniale Mann in bis dazu unerhörter Weiſe in die bäuerlichen Verhältniſſe eingriff, ſei nur dieſen und damit dem Adel zu Gute gekommen, er habe ſich damit begnügt, dem ſ. g. „Agrarliberalismus“ die Bahnen zu bereiten und das Land im Uebrigen ſeinen Geſchicken überlaſſen. Vielmehr iſt zu conſtatiren, daß die Reform von 1849 nicht nur dem Adel, ſondern dem ganzen Lande ein verloren gegangenes Stück ſeines guten Gewiſſens wiedergegeben hat. Zahlreiche Männer aller Stände, welche ſich im Unwillen über die Verwahrloſung der ländlichen Zuſtände, dem öffentlichen Leben des Landes und ſeinem Vertreter, dem Adel, in nahezu feindlicher Weiſe abgewandt hatten, ſind erſt durch ihn verſöhnt und dem Glauben an die Solidarität unſerer Intereſſen wiedergewonnen worden. Grade daß er eine andere Sprache redete als die, welche bis dazu unſern politiſchen Jargon bildete, daß ſein Programm auf der Grundlage einer freiſinnigen Weltanſchauung ruhte, bot denjenigen Männern aller Stände, die auf der Höhe weſteuropäiſcher Bildung ſtanden, die Möglichkeit an den Dingen Theil zu nehmen, welche ihnen früher für die ausſchließlichen Intereſſen *eines* Standes gegolten hatten. Es iſt nicht übertrieben, wenn wir behaupten, die durch Fölkerſahm in Fluß gebrachte geiſtige Bewegung habe vielen unſerer bürgerlichen Landsleute das Bewußtſein wiedergegeben, daß ſie ein Vaterland hätten, daß ſie nicht Fremdlinge auf livländiſcher Erde ſeien. Vielleicht am nachhaltigſten hat dieſe Zeit auf das patriotiſche Bewußtſein der Geiſtlichkeit gewirkt, welcher durch die verbeſſerte Lage des Landvolks ein neues Feld der Thätigkeit erſchloſſen wurde: dem Bauern immer wieder und immer nur predigen zu müſſen „Trage dein ſchweres Joch mit Ergebung, werde beſſer und klüger“ und ſich dabei in der Stille ſagen zu müſſen: unter den gegebenen Verhältniſſen *müſſen* die Letten und Eſten moraliſch verkommen — es war für unſere Paſtore ein ſaures Stück Arbeit geweſen! — Männer wie Ferdinand Walter, Otto Müller, Woldemar Peterſen und andere Vertreter unſeres gebildeten Bürgerthums, ſie hätten den Weg zu einer Verſtändigung mit dem Adel, zu engen perſönlichen Beziehungen mit den Vertretern deſſelben nimmermehr gewinnen, ſie hätten den Bruch mit beſchränkten Paſtoral- und Stadtintereſſen nimmermehr wagen und verantworten können, wenn der Landmarſchall Fölkerſahm keine andere Sprache gekannt hatte als die, in welcher

das Intereſſe des Adels das A und O iſt! Und nicht nur mittelbar, in ganz directer Weiſe, mit dem klaren Bewußtſein, nur ſeine Pflicht als „Landmarſchall“ zu thun, iſt Fölkerſahm, wo ſich irgend dazu Grund und Veranlaſſung bot, für das gute Recht der übrigen Stände ebenſo energiſch eingetreten, wie für das des Adels. Bis zu der Höhe der politiſchen Geſichtspünkte, die für ihn maßgebend waren, haben die ſtändiſchen Unterſchiede garnicht gereicht. Ariſtokrat war er in geſellſchaftlicher Beziehung und weil ihm Natur und Geburt eine Stellung außerhalb der großen Maſſe der Menſchen angewieſen hatten, — als Politiker hatte er die ſtändiſchen Vorurtheile überwunden, ſchon bevor er in das öffentliche Leben getreten war. Ein Mann, der ſich den Begriff des Eigenthums erſt gefallen ließ, nachdem er ihm philoſophiſch gerechtfertigt worden war, der den Werth des Menſchen nach dem Maß der von demſelben übernommenen Pflichten ſchätzte, — ein ſolcher konnte unmöglich einer Klaſſe von Individuen eine beſondere Stellung in ſeinem Kopf oder Herzen anweiſen und den Vortheil dieſer über den Vortheil der Geſammtheit ſtellen. Wie klar und nüchtern Fölkerſahm über den Adel und deſſen Vorzüge und Mängel dachte, iſt erſt aus den in ſeinem Nachlaß gefundenen Aphorismen erſichtlich geworden. „In der bürgerlichen Geſellſchaft“, ſo heißt es in einem dieſer Blätter, „nimmt, wie in den Gebirgsgegenden, mit der Höhe die kräftige Vegetation ab. Am ſchönſten iſt ſie bei mäßiger Erhebung über der Ebene. Der Adel iſt der Bewohner der Region, wo die Verkrüppelung der Natur beginnt und aus den Bäumen — Sträucher werden. Die Fürſten ſind in der Schneeregion, ſie die, wie die Gletſcher, mitunter ein prachtvolles Schauſpiel darbieten, aber Nichts Anderes erzeugen als Lawinen.“

Ein treues Spiegelbild des Intereſſenkreiſes, in welchem der Landmarſchall der Jahre 1848—1851 gelebt und gewirkt hatte, bot die Hinterlaſſenſchaft deſſelben dar. Wer in dieſelbe hineinzuſehen Gelegenheit gehabt hat, wird gewahr geworden ſein, daß ihm Nichts fremd geblieben war, was auf das Wohl des Landes irgend Bezug gehabt hatte. Daß das „Jorkeitſche Manuſcript“, der bekannte „Brief an Hrn. Z—r, Wohlgeboren“ und andere Memoires über die Rigaer Vorgänge der 40er Jahre nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt. Von den Actenconvoluten, welche ſich außerdem vorfanden, handelte der Haupttheil von der confeſſionellen Frage; ein dicker Faſcikel trug die Ueberſchrift „Angelegenheiten der Stadt Riga“, ein anderer „Intereſſen der Univerſität Dorpat“. Kaum Jemand vor ihm,

hat die höhere, patriotiſche Aufgabe des livländiſchen Landtags, die Pflichten deſſelben gegen die heimiſche Kirche, das alte Recht, die Sprache, die Univerſität, als den Hort der geiſtigen Cultur, ſo nachdrücklich betont, wie Fölkerſahm: wer im Lande und ſeiner jüngſten Geſchichte einigermaßen Beſcheid weiß, wird ſich der Zeiten noch erinnern können, in denen Liberalismus und patriotiſche Geſinnung identiſche Begriffe waren und der ſ. g. „Conſervatismus" weit von dem Anſpruch entfernt war, für einen Freund der Univerſität Dorpat oder eines der andern Träger des deutſchen Bewußtſeins gelten zu wollen.

Aber nicht nur den verdienten Patrioten und Reformer, den geiſtreichen Redner und Agitator, auch den Menſchen, den Mann, der unſere Sprache redete und von unſerem Fleiſch und Bein war, haben wir in ihm zu lieben. Stand Fölkerſahm auch durch den eigenthümlichen Gang ſeiner Bildung und gewiſſe Eigenthümlichkeiten ſeines vorwiegend ſpeculativen Geiſtes, außerhalb des Bodens der alt-livländiſchen, zumal der Adels-Tradition — er war doch Livländer durch und durch, nicht nur mit ſeiner Geſinnung, ſondern auch mit ſeinem Weſen, ſeinen Gewohnheiten, ſeinen Fehlern und Vorzügen. Recht livländiſch waren an ihm vor Allem der Hang zur Geſelligkeit, die durch keine Bildung beeinflußte Neigung, die Dinge, ſoweit ſie es irgend litten, von ihrer ſocialen und geſellſchaftlichen Seite zu nehmen und zu beurtheilen. Geſelligkeitstrieb und geſelliges Talent, d. h. die Fähigkeit, alle Lebensintereſſen ſo zu verarbeiten, daß ſie nicht um ihrer ſelbſt, ſondern zu dem Zweck das geſellſchaftliche Behagen zu erhöhen da zu ſein ſcheinen, ſind einmal unſere Art, — und wer hätte in reicherem Maß dieſe Eigenſchaften beſeſſen als Hamilcar Fölkerſahm! Er gehörte einer Menſchenklaſſe an, die heute im Ausſterben begriffen, nirgend ein dankbareres Terrain gehabt hat als in unſerem Lande, wo von jeher alle Beziehungen durch die geſellſchaftlichen beherrſcht wurden: er war Virtuoſe der Perſönlichkeit. Alle die Fähigkeiten, durch welche der Menſch verfeinert, geadelt wird und durch welche er unmittelbar auf die Mitmenſchen wirkt, hatte er in ſich zur höchſten Vollkommenheit und Meiſterſchaft entwickelt. Sein Talent für die Unterhaltung war noch bedeutender und ausgebildeter als ſein Rednertalent und wie großartig allein dieſes war, haben auch von denen, die ſeine großen Landtagsreden mit angehört haben, die Wenigſten gewußt. Die Gelegenheit zur Anſtellung von Vergleichen war damals, wo man nicht reiſte, ungleich ſeltner vorhanden wie heute. Erwähnt ſei darum, daß ein unparteiiſcher,

Fölkerſahm nicht perſönlich befreundeter Zeuge, der 1847 vom livländiſchen Landtage direct nach Paris und London reiſte, gelegentlich geſagt hat, ein Rednertalent von der fortreißenden Gewalt des Fölkerſahmſchen ſei ihm weder in der franzöſiſchen Kammer noch im brittiſchen Unterhauſe vorgekommen! In einem Lande, das keine Stenographen und keine Tribünen kennt, ſind die Früchte deſſelben nur einem kleinen Kreiſe zu Gute gekommen und vielleicht auch von dieſem nicht ſeinem ganzen Umfange nach gewürdigt worden. Seine Hauptwirkungen hat Fölkerſahm, wie man annehmen möchte, auch nicht durch ſein oratoriſches Talent, ſondern durch ſeine glänzende Begabung für die Debatte, ſeine unerſchütterliche Sicherheit und Schlagfertigkeit erzielt. Fölkerſahms große Reden ſind zum Theil ſchon jetzt vergeſſen, einzelne ſeiner Scherz- und Schlagworte leben dagegen noch heute in den Kreiſen, welche ihm nahe geſtanden, weiter fort. Die Ueberlegenheit und Siegesgewißheit, welche der merkwürdige Mann in allen, auch den ſchwierigſten Lebenslagen ſeinen Gegnern gegenüber bewies, ruhte auf einem feſteren Grunde als auf dem eines ungewöhnlichen Talents: ſeine Macht beſtand in dem feſten und unzerſtörbaren Glauben an ſeine Sache, in dem Bewußtſein, Träger einer großen ſittlichen Idee, überhaupt einer Idee zu ſein — einem Dinge, von welchem die Mehrzahl ſeiner Feinde nichts wußte. Von der Höhe dieſes Bewußtſeins herab konnte er nach der Niederlage von 1851 ſeine über die Uebermacht der Gegner klagenden Parteigenoſſen in Wahrheit mit dem oft wiederholten Worte tröſten: die Gewalt haben ſie wohl, die Macht bleibt bei uns!

Aber nicht nur dieſe hohen und ſeltenen Geiſtes- und Charaktereigenſchaften machten Fölkerſahm zu dem, was er geweſen: wie bereits oben angedeutet, war er auch in den Dingen Meiſter, welche herkömmlich in unſerm Lande für die Stellung Ausſchlag gebend ſind, zu der es der Einzelne bringt. Was kam der Liebenswürdigkeit und Grazie gleich, welche der impoſante Mann zu entwickeln wußte, wenn er in vertrautem Kreiſe das desipere in loco übte oder beim ſchäumenden Glaſe Moët et Chandon ſeiner unerſchöpflichen Laune den Zügel ſchießen ließ? Jene ächt-livländiſche Gemüthlichkeit und derbe Lebensluſt, welche kein Maß und kein Ziel kennt, wenn es ſich darum handelt eine gute Stunde „von Grund aus zu genießen", den flüchtigen Augenblick zu feſſeln und über trauliche Abende und Nächte auszudehnen, — ihm war ſie im höchſten Grade eigen und er wußte ſie durch den Reichthum und Schwung ſeines Geiſtes zur Tugend zu adeln. Den trivialſten Dingen wußte er eine intereſſante und tiefere Seite

abzugewinnen, den trockensten Gesellen ausgiebig zu machen, die steifste und ledernste Gesellschaft zu beleben. Da war nichts Gesuchtes und Geschraubtes, kein Haschen nach Geist und künstlichen Effecten, kein Vordrängen und Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit, frei und natürlich strömte ihm das Wort von den Lippen, das Höchste wie das Geringste wurde in die Discussion gezogen, wie Zufall und Laune es wollten. Nachlässig auf die Couchette zurückgeworfen, gewöhnlich eine Cigarre von ungewöhnlichem Caliber und gefährlicher Stärke zwischen den Zähnen, konnte er stundenlang übermüthige Schnurren, geistreich-kühne Hypotheſen oder phantastische Einfälle in buntem Wechsel ausströmen, ohne je zu ermüden oder der Freiheit und dem Behagen seiner Umgebung zu nahe zu treten, das Musterbild eines liebenswürdigen Gesellschafters und guten, unverwüstlichen Kameraden. Unwiderstehlich wußte er Jeden an sich zu fesseln, der eine solche Stunde mit ihm getheilt, einmal von dem Zauber seiner Unterhaltung gekostet hatte. Selbst die Medisance, ohne die es einmal nicht abgeht, wurde, wenn Fölkersahm sich zu ihr herabließ, zu einem höheren Rang erhoben und nie war er hinreißender, als wenn er sich in der drastisch-scherzhaften Charakteristik bekannter Persönlichkeiten und Verhältnisse erging und an diesen eine typische Bedeutung nachzuweisen suchte. Im Kreise vertrauter Freunde zwangslos und anspruchslos, beherrschte er die gesellschaftlichen Formen doch mit der Sicherheit des geborenen Cavaliers. Noch der alten Schule angehörig, war er von ritterlicher Artigkeit gegen die Frauen, von feinem Verständniß für weibliche Grazie und weiblichen Geist, empfänglich für Alles, was das Leben schmückt und zu dessen holdem Ueberfluß gehört. Jene weit verbreitete Anschauung, nach welcher die Frauen eine niedere Species bilden, war seiner ästhetischen Natur durchaus fremd und widerwärtig. Er gehörte auch nicht zu den Männern, welche gegen Frauen nur liebenswürdig sein zu können glauben, wenn sie mit ihnen von faden, unbedeutenden Modedingen reden; sein Respect gegen die Vertreterinnen des schwächeren Geschlechts bestand darin, daß er sie in die höheren Menschheitsideen zu ziehen und an dem Reichthum männlicher Bildung in ihrer Weise Antheil nehmen ließ, auch darin der guten Tradition unserer Gesellschaft getreu und durch sie siegreich.

Selbst seine Art und Weise der Arbeit und der Erledigung von Geschäften war eine autochthone und entsprach den Geist des Landes „wo Jeder der Rechte so viele, der Pflichten so wenige hat.“ Detail und strenge, in Paragraphen ausgeprägte Systematik waren seine Sache nicht und mit

richtigem Tact wußte er für dieſe Seite der Arbeit die rechten Männer heranzuziehen, von ihnen zu lernen, ſie in das entſprechende Fahrwaſſer zu bringen. Nach Art genialer Leute regellos und in ſeinen Stimmungen wechſelnd, konnte er Tage und Wochen in ſcheinbarer Unthätigkeit verbringen, bald hinter flüchtigen Haſen und Füchſen herreiten, als ginge ihm nichts über Hörnerklang, Hundegebell und Halettrufen, bald mit guten Geſellen Nächte lang beim Glaſe ſitzen und immer der Letzte auf dem Platz ſein, oder in den Strudel bunter Geſelligkeit untertauchen und trotz der profeſſionsmäßigſten unſerer Flaneurs und Lebensdilettanten des Lebens äußere Freuden durchkoſten. Sammelte er ſeine Kraft aber, ging er einer ernſten Aufgabe zu Leibe, ſo that es ihm kaum Jemand an Spannkraft und Zähigkeit gleich und oft genug geſchah es, daß ſeine Schreiber gewechſelt werden mußten, ehe er in ſeiner geiſtigen Production ermüdete.

Aber der Menſch, wenn er Menſch im wahren Sinne des Worts ſein will, muß mehr werth ſein als die Summe ſeiner Leiſtungen. So bedeutend Fölkerſahms geiſtige Fähigkeiten, ſo glänzend ſeine geſellſchaftlichen Talente waren, — überboten wurden ſie durch den Reichthum ſeines Herzens, ſeines Gemüthlebens. Wie tief und innig das Gefühl für Menſchenliebe, wie ſtark das Bedürfniß nach Hingabe an den Nächſten war, das in dieſer großen und ſtarken Bruſt lebte, dafür legen die Fragmente, welche oben mitgetheilt wurden, vollgültigeres Zeugniß ab, als Schilderungen und Betheuerungen dritter irgend vermöchten. Sei es uns verſtattet noch zwei Ausſprüche Fölkerſahms, welche für ſeine Stellung zum Menſchen und zur menſchlichen Natur beſonders charakteriſtiſch ſind, an dieſer Stelle anzuziehen: „Abgeſondert vom Menſchen ſelbſt kann man nur das Gute und Edle an ihm lieben, *mit* dem Menſchen auch die an und für ſich ſchlechten Eigenſchaften. Selbſt mit dem uns Widerſtrebenden ſöhnt uns deſſen Verbindung mit dem Menſchen aus.“ „Man halte ſich ſtets bei andern Menſchen und bei ſich an die guten Eigenſchaften, um die übeln zu beſiegen.“ — Der liebeglühende Pantheismus, zu welchen Fölkerſahm ſich Zeit Lebens bekannt hat, ſcheint uns mehr noch Ausfluß ſeiner innerſten Natur, als nothwendiges Reſultat ſeines philoſophiſchen Nachdenkens geweſen zu ſein. Er war ein aus *einem* Stück gehauener Menſch, ein Mann, bei welchem Eigenſchaften des Geiſtes und Eigenſchaften des Herzens ſo eng mit einander verbunden waren, daß ſich ſchwer beſtimmen ließ, wo die *einen* aufhörten und die *andern* begannen, eine ideale Natur, die nach ihren Vorzügen

und Schwächen nur von denen ganz verſtanden werden konnte, bei denen ſie verwandte Seiten vibriren machte.

Unſer Land iſt das der tüchtigen Praxis, der wahre Boden für thatkräftige und geſunde, aber beſchränkte oder ſich ſelbſt beſchränkende Naturen. Die Männer, denen wir das Meiſte zu danken haben, waren muthige, unverdroſſene Empiriker, die in den gegebenen Verhältniſſen groß geworden, ſich mit den Schranken derſelben abfanden, ſchließlich dieſe Schranken vergaßen und grade darum im Stande waren, ihren nächſten Aufgaben unverdroſſen, muthig und mit einer Art von Behagen nachzugehen. Ueber den Provinzialismus hinausgehen, mit der Perſpektive auf allgemeine Humanitätszwecke arbeiten, wurde und wird ihnen meiſt zum Unheil: ſie verlieren die Friſche und das Selbſtvertrauen und werden der natürlichen Empfindung derer entrückt, mit denen ſie zu rechnen haben, in deren Kreiſe ſie einmal leben müſſen. Von der Bläſſe der Theorie auch nur angekränkelt zu ſein, iſt nächſt der Unredlichkeit der ſchlimmſte, mindeſtens der gefährlichſte Vorwurf, der Einem in Liv-, Eſt- oder Kurland gemacht werden kann; Idealismus und Bücherweisheit gelten hier für die Todſünden des Politikers. Praktiſch, wo möglich nur praktiſch ſein, iſt die Hauptſache die von einem öffentlichen Charakter verlangt wird.

Alle dieſe Vorausſetzungen treffen bei Fölkerſahm zu. So wenig ihm abgeſprochen werden kann, daß er ſich auf den Boden der gegebenen Verhältniſſe ſtellte und höchſt greifbaren und praktiſchen Zielen nachging — die ideale, philoſophiſche Stellung, die er zur Menſchheit einnahm, war der Ausgangspunkt ſeiner öffentlichen Thätigkeit; die Welt jenſeits der Haken, Buſchländereien und Lostreiberſtellen blieb ſeine wahre Heimat. Daß ihm das in gewiſſen Kreiſen niemals verziehen worden iſt und niemals verziehen werden wird, finden wir in der Ordnung. Die Eigenthümlichkeiten ſeiner Natur, das Andersſein als andere Menſchen und andere Livländer darf aber nicht ausſchließen, daß ſein Name in dem Lande unvergeſſen bleibt, dem er ſo große Dienſte erwies und mit dem er, trotz jenen Eigenthümlichkeiten, ſo innig verwachſen war. Ja, mit Stolz mögen wir uns deſſen bewußt ſein, daß ein Mann von ſo großen, die Verhältniſſe überragenden Eigenſchaften wie Hamilcar Fölkerſahm auf livländiſcher Erde Platz gehabt und humane Beſtrebungen, die den Einen eine Thorheit, den Andern ein Verbrechen waren, durchzuſetzen vermocht hat.

Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie.

Zwei Vorträge gehalten im Gewerbeverein zu Riga.

II.

Die Nationalökonomie als Grundlage des Studiums für den Kaufmann.

In meinem ersten Vortrage stellte ich den Satz auf, das kaufmännische Studium müßte auf einer ebenso tüchtigen nationalökonomischen Grundlage, als das Studium in den andern Abtheilungen des Polytechnikums auf einer naturwissenschaftlichen basiren. Diesen Satz habe ich in meinem heutigen Vortrag Ihnen weiter auszuführen.

Wir stehen vor der Frage, was ist denn eigentlich diese Nationalökonomie für eine Wissenschaft? Ob irgend eine Frage eine nationalökonomische ist, das wissen Viele zu beantworten, welche doch sehr verlegen sein würden, wenn sie definiren sollten, was Nationalökonomie ist. Ganz kurz und ganz einfach läßt sich das auch nicht leicht sagen, eine Definition der Nationalökonomie ist im Kurzen ebenso schwierig als die Definition irgend einer andern Wissenschaft, dennoch kann ich Ihnen den etwas verwickelten Satz nicht ersparen.

Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre ist die Darstellung aller auf die einfachsten Grundbegriffe zurückgeführten Mittel, durch welche die in irgend welchem Verkehr mit einander lebenden Menschen sich die Güter zu erwerben streben, welche sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse begehren,

und die Darſtellung der natürlichen Geſetze, nach denen dieſes Streben zu erwerben ſich vollzieht.

Dieſe Definition kann Ihnen ſchwerlich ſogleich im Gedächtniß hängen geblieben und noch weniger ganz von Ihnen gefaßt worden ſein, allein als das Wichtigſte wird Ihnen ſich eingeprägt haben, das Streben der Menſchen zu erwerben. Dieſes Streben nach Erwerb iſt eine ſehr wichtige Seite des Menſchen, wenn auch die andere, die Zwecke, uns weit höher ſteht, als die Mittel ſolche Zwecke zu erreichen. Dieſe Zwecke des Menſchen gehen die Nationalökonomie nur ſo weit an, als darnach die Mittel ſich richten müſſen. Ja ſogar dieſe Mittel für die Zwecke des Menſchen, d. h. die Güter ſelbſt, intereſſiren die Nationalökonomie nicht ſpeciell, ſondern nur die Mittel, durch welche wir dieſe Güter erlangen können, und die Geſetze, nach denen dieſes Streben ſich vollzieht. Alſo die Lehre von den Mitteln des Erwerbes und die Lehre von den Geſetzen des Erwerbes. Indeſſen nicht nur der wirkliche Erwerb, ſondern ſchon das bloße Streben zu erwerben gehört hierher, mag dieſes Beſtreben von Erfolg gekrönt ſein oder nicht, ja gerade das mißglückte Streben bildet einen wichtigen Theil der Nationalökonomie, die Nachtſeite derſelben, die Armuth. Die Tagſeite iſt der Reichthum. So nennt denn auch der Vater der nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft, der Schotte Adam Smith, ſein erſtes Syſtem der Nationalökonomie eine „Unterſuchung über die Natur und die Urſachen des Nationalreichthums“. Dieſes Werk iſt im Jahre 1776 erſchienen. Sie ſehen daraus, daß dieſe Wiſſenſchaft noch eine ſehr junge iſt, ſie hat noch nicht einmal den hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Adam Smith nennt ſein Werk eine Unterſuchung über den Nationalreichthum, und auch wir reden von dem Erwerbe der Menſchen, welche mit einander im Verkehr ſtehen. Der Gegenſatz wäre die Lehre von dem Erwerbe derer, die iſolirt, vereinzelt, als lauter Robinſons wirthſchaften, und in der That ſind die verſchiedenen Robinſonaden die trefflichſte Folie für die Nationalökonomie, um den Vorſprung beurtheilen zu können, den die Menſchen im Verkehr untereinander, vor denen voraus haben, die iſolirt leben müſſen, welcher Vortheil um ſo größer iſt, je weiter der Verkehr nicht nur Individuum mit Individuum, Stadt mit Land, ſondern auch die verſchiedenen Länder mit einander verbindet.

Fragen wir nach den Mitteln des Erwerbes, ſo iſt das eine Mittel daſſelbe, welches auch den iſolirt lebenden Menſchen zu Gebote ſteht, die

Production, das andere aber ein ſolches, welches nur aus der Verbindung der Menſchen unter einander erwächſt, alſo gerade der Verkehr.

Production iſt jedes Schaffen von Brauchbarkeit oder von Werth, einerlei ob man den geſchaffenen Werth äußerlich an einem Producte wahrnimmt. So ſchafft, um nur ein Naheliegendes zu nennen, der Handel Werth, auch wenn er an den Gütern äußerlich nichts ändert. Der geſchaffene Werth iſt erſparte Mühe, erſparte Zeit, alſo erſpartes Geld.

Das eine Mittel des Erwerbes, die Production, ſagte ich, ſoll das gleiche ſein, ob der Menſch iſolirt lebt oder nicht. Das lautet ſonderbar, ja wie klingt es Ihnen denn aber, wenn ich ſogar behaupte, dem Menſchen ſtehen, äußerlich betrachtet, nur dieſelben Mittel der Production zu Gebote, mag er allein auf eine Südſeeinſel verſchlagen ſein, oder mag er in einer großen Metropole wohnen? Dieſer Satz iſt wahr, aber nur im allgemein ökonomiſchen nicht im techniſchen Sinne, alſo nur, wie die Definition verlangt, wenn wir die Mittel der Production auf die einfachſten Grundbegriffe zurückführen. Dieſer Grundbegriffe oder Elemente der Production ſind für die Wirthſchaftslehre nur 4, alſo bedeutend weniger als in der Chemie mit ihren 60 bis 70 Elementen. Dieſe 4 Elemente in aller Production ſind: 1) Naturkräfte außerhalb des Menſchen; 2) Stoffe, welche von dieſen Naturkräften geſchaffen ſind, Naturſtoffe oder Naturproducte; 3) Kräfte im Menſchen, Arbeit und 4) Güter, welche von den Menſchen geſchaffen ſind, Arbeitsproducte oder, wie ſie als Mittel der Production heißen, Capitale. Auf eins dieſer Viere: Naturkräfte, Naturſtoffe, Arbeit und Capitale, können wir alle Mittel der Production ſtets zurückführen. Wenden wir uns ein wenig der Betrachtung dieſer einfachſten Productionsmittel zu, es wird die Nationalökonomie als eine eigene Wiſſenſchaft charakteriſiren.

Von den Naturkräften und Naturſtoffen intereſſiren den Nationalökonomen meiſtens die wichtigſten Kräfte nicht, welche an jedem Ort zu jeder Zeit wirkſam ſind, die Centripetal- und Centrifugalkraft, die Cohäſion, die chemiſche Verwandtſchaft, ebenſo auch nicht die Naturproducte, welche überall ſich finden.

Die Naturkräfte und deren Producte, die Naturſtoffe, werden für den Nationalökonomen erſt ein Gegenſtand der Unterſuchung, wenn ſie nur an gewiſſen Orten und zu gewiſſen Zeiten vorhanden ſind, und ebenſo wenn ſie überhaupt nur in beſchränkten Quantitäten vorkommen. So hat die Nationalökonomie ganz andere Eintheilungen der Naturproducte als die

Naturwiſſenſchaft; beiſpielsweiſe gehören der Nationalökonomie in dieſelbe Kategorie die Steinkohlen und die Metalle, weil beide, von jetzt nicht mehr thätigen Kräften geſchaffen, folglich in begrenzter Menge vorhanden, erſchöpft werden können; ebenſo Torf und Guano, weil beide wirthſchaftlich betrachtet auch erſchöpflich ſind, denn das Wenige, was neben den ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden aufgehäuften Schätzen jedes Jahr an Torf und Guano neu producirt wird, hat wirthſchaftlich kaum Bedeutung, wie ſich ſogleich zeigen würde, wenn wir mit dem Jahresproduct uns begnügen müßten.

Allein nicht nur die Beſchränkung der Maſſe nach und die Erſchöpflichkeit iſt dem Nationalökonomen wichtig, ſondern auch und ſogar noch mehr die Gebundenheit gewiſſer Kräfte und Stoffe an Ort und Zeit, weil darnach Ort und Zeit der Production ſich richten muß. Sie werden dieſem Beſtimmungsgrund der Production ſogleich wieder begegnen.

Faſt Nichts liefert die Natur dem Menſchen zu ſeinem Unterhalt ohne Thätigkeit von ſeiner Seite; jede Thätigkeit des Menſchen, welche auf Erwerb gerichtet iſt, nennt der Nationalökonom Arbeit, nicht ganz übereinſtimmend mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch. Das Beſteigen eines Berges iſt nach dem vulgären Sprachgebrauch für den Vergnügungsreiſenden eine rechte Arbeit, für den dieſe Bewegung gewohnten Führer durchaus nicht; nationalökonomiſch iſt es gerade umgekehrt, für den Führer eine Arbeit und nicht für den Reiſenden, denn beim Erſten iſt es eine auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, beim Zweiten nicht. Unter den Begriff der Arbeit fällt jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, vom Laſtentragen bis zur Thätigkeit des Gelehrten und des Staatsmanns.

Wie die Kräfte der Natur für die Production nicht genügen, ſo thun es auch die Stoffe nicht, ſondern der Menſch muß Producte herſtellen, mit denen er ſeine bisher wenig wirkſame Arbeit unterſtützt. Jedes Product des Menſchen, das derſelbe nicht direct zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, ſondern zur weiteren Production verwendet, iſt ein Capital.

Aus einer Combinirung der Naturkräfte und Arbeit mit den Producten der Natur und den Producten der Menſchen, dem Capital, ſetzt ſich die ganze Production zuſammen.

Dieſe Combinirung iſt ſchon eine ſehr mannigfaltige, wenn jeder Menſch für ſich allein producirt, wie aber kann erſt die Combination geſteigert werden, wenn der Menſch aus dieſer Iſolirung in den Verkehr tritt! Hier erwachſen eine Reihe neuer Mittel der Production, welche wir die der Verkehrswirthſchaft eigenthümlichen Productionsmittel zu nennen haben.

Es ſind nicht neue Natur- oder Menſchenkräfte, nicht neue Natur- oder Menſchenproducte, ſondern nur neue Combinationen der alten.

Das erſte dieſer großen Mittel iſt die Arbeits- und Capitaltheilung, welche jedem Menſchen nur eine einzige oder wenige Productionen zuweiſt und ihm damit zugleich geſtattet, ſein Capital auf dieſe wenigen Productionen zu concentriren, ſtatt wie früher in allen möglichen Productionen zu zerſplittern.

Das andere der großen Mittel ſteht damit im genauen Zuſammenhang, es iſt die Arbeits- und Capitalvereinigung. Dieſer Ausdruck iſt weniger verſtändlich als der der Arbeitstheilung. Er will folgendes beſagen. Bei einer bis auf die Fabrication nur eines Theiles von einem Theil eines Productes getriebenen Arbeitstheilung würde eine ſolche Menge von Unbequemlichkeiten durch immerwährenden Verkauf der Productstheilchen an einen anderen Theilchensproducenten entſtehen, daß die Vortheile der Arbeitstheilung bald dadurch aufgewogen würden; die Arbeitstheilung würde alſo ſchnell ihre Grenze finden. Dieſe Grenze wird weit hinausgelegt, wenn man mit der Arbeitstheilung die Arbeitsvereinigung verbündet, d. h. wenn man nicht Product gegen Product verkauft, ſondern wenn man die Arbeit kauft, alſo die Arbeit anderer Menſchen unter ſich vereinigt; die vielen Tauſche der unfertigen Producte werden dadurch auf wenige reducirt, ganz abgeſehen von den Vortheilen, welche aus einer einheitlichen Dirigirung der Arbeiten erwächſt. Wenn Jemand die Arbeit Vieler vereinigt, ſo muß er dazu auch das Capital Vieler vereinigen, da eine gewiſſe Arbeit immer eine entſprechende Menge Capital verlangt, und der Einzelne nicht ſtets ſo großes Vermögen beſitzt. Wer Arbeit kauft muß auch Capital leihen, oder wie der nationalökonomiſche Ausdruck lautet, Capitalnutzung kaufen. Eine Erweiterung der Geſchäfte findet bei Arbeits- und Capitaltheilung, verbunden mit Arbeits- und Capitalvereinigung, ihre Grenze erſt in der Menge von Arbeit, welche der Unternehmer noch überſehen, und in der Menge von Capitalien, die er leihen kann, d. h. in dem Credit.

Endlich fehlt uns aber noch das wichtigſte und nur im Verkehr mögliche Mittel der Production, die Concurrenz der Käufer unter einander und der Verkäufer unter einander. Wenn Jeder nur ein beſtimmtes Product macht für ſich und Andere, ſo müſſen bei einer großen Anzahl von Menſchen nicht nur Einer ſondern Mehrere daſſelbe Product machen. Jeder ſucht dann ſein Product an die Andern abzuſetzen, d. h. die Producenten machen mit demſelben Product einander Concurrenz auf dem Markt. Dieſe

Concurrenz nun, welche die Nationalökonomen ſo preiſen als Hülfsmittel der Production, iſt der Schrecken vieler Producenten, aber immer nur der ſchlechten, d. h. derjenigen, welche fürchten, daß Andere ihnen ſiegreich Concurrenz machen, während die guten Producenten hoffen, daß ſie Anderen ſiegreich Concurrenz machen werden. Furcht vor Concurrenz durch andere Menſchen oder durch andere Länder iſt immer ein ſchlechtes Zeichen für die Induſtrie dieſes Einzelnen oder dieſes Landes.

Daß es für Jeden als Producenten angenehmer wäre, unter ſonſt gleichbleibenden Umſtänden keine Concurrenz zu haben, unterliegt keinem Zweifel, die anderen Umſtände können aber nicht gleich bleiben, ſondern ſo viel als jeder Verkäufer dadurch gewinnen würde, um mindeſtens ebenſo viel würden alle Conſumenten oder alle Käufer verlieren; jedem Producenten gegenüber freilich nur wenig, aber allen zuſammen gegenüber ſehr viel. Wenn nun Jeder als Producent keine Concurrenz hat, ſo kann auch Keiner als Conſument der Concurrenz von Verkäufern ſich erfreuen, ſo viel er alſo auf der einen Seite aus dem Mangel an Concurrenz Nutzen zieht, ebenſo viel Schaden fügt ihm der Mangel an Concurrenz auf der andern Seite zu. Selbſt alſo wenn der Staat die Production ſo vertheilen könnte, daß Jeder als Producent eine beſtimmte Menge von Conſumenten zugewieſen bekäme, die er ausſaugen könnte, würde jeder Producent als Conſument ebenſo wieder ſo und ſo vielen anderen Producenten als Beute zum Ausſaugen hingeworfen. Beſſer ſtände ſich Keiner als bei freier Concurrenz. Augenblicklich hätte Keiner einen Vortheil aus dem Wegfall der Concurrenz, aber es würde auf die Dauer ein unſäglicher Schaden geſtiftet, denn jeder Sporn zum Fortſchritt würde genommen, Alles würde in Schlendrian verfallen. Die Noth iſt die Mutter der Erfindungen, die Menſchen erſtarken geiſtig und körperlich nur im Kampf mit einander. Der Wunſch nach Beſchränkung der Concurrenz iſt ebenſo thöricht, wie der, daß die Natur dem Menſchen ihre Gaben mühelos gäbe, jeder Fortſchritt würde dadurch vereitelt. Sehen Sie doch nur die Tropenländer an, in denen die Frucht dem Menſchen in den Mund wächſt, ſie ſtehen noch faſt auf derſelben Culturſtufe wie vor Tauſenden von Jahren, und ſoweit ſie höher ſtehen, iſt ihnen die Cultur von außen hineingetragen, von Völkern, welche im Kampf mit der Natur erſtarkt ſind. Vom ökonomiſchen Standpunkte iſt die Herausbildung des Menſchen aus irgend welchen niedriger ſtehenden Thierſtufen im Kampfe um die Exiſtenz völlig erklärlich, und ebenſo iſt jeder Fortſchritt das Reſultat von Kämpfen oder, wirthſchaftlich ausgedrückt,

von Concurrenz. Nur durch die Concurrenz der Kräfte wird Harmonie geſchaffen. Gehen Sie gleich zum äußerſten Fall. Was wäre unſer Planetenſyſtem, wenn nur die eine Kraft der Maſſenattraction, die Schwerkraft herrſchte? Wir wären ein Klumpen. Was wäre unſer Planetenſyſtem, wenn nur das Geſetz der Trägheit herrſchte, d. h. wenn jede angefangene Bewegung in derſelben Richtung immer fortdauerte? Wir wären zerſtreut in alle Winde.

Hier wie überall entſteht Harmonie durch Concurrenz von Kräften, und wenn Baſtiat mit Recht behauptet, alle berechtigten wirthſchaftlichen Intereſſen ſind harmoniſch, ſo iſt das nur unter Vorausſetzung der Concurrenz.

Wir haben ſo die eine Seite des Erwerbes kennen gelernt, die Production, d. h. das Schaffen von irgend welchen Werthen. Die Ergänzung zu dieſer Seite des Erwerbes, irgend etwas zu erwerben, iſt gerade diejenigen Güter zu erwerben, welche man conſumiren will. Das Mittel dazu iſt einfach, eben der Verkehr in ſeinen vier Formen. Die gewöhnlichſte Form des Verkehrs iſt der Tauſch, das Hingeben eines Gutes gegen ein anderes gleichen Tauſchwerthes, gewöhnlich in der Form des Kaufes und Verkaufes, d. h. ſo daß das eine Tauſchobject immer Geld iſt. Die zweite Form iſt gemeinſame Production zu gemeinſamem Genuß, Aſſociation, in vollſter Conſequenz als Communismus. Die dritte Form iſt das Schenken, d. h. freiwilliges Hingeben eines Gutes ohne Gegenwerth zu erhalten, die vierte Form iſt der Raub, d. h. Nehmen ohne Gegenwerth zu geben. Ein anderer Erwerbsverkehr als in dieſen vier Formen oder in einer Combination von mehreren Formen iſt nicht denkbar.

So haben Sie die Mittel des Erwerbes, die Production mit den vier Mitteln aller Production, Naturkräfte, Naturſtoffe, Arbeit und Capital, und dann die Mittel der Production beim Verkehr, Arbeits- und Capitaltheilung, Arbeits- und Capitalvereinigung und Concurrenz, ſodann den Verkehr mit ſeinen vier Formen, Tauſch, Aſſociation, Schenken und Raub. Aus dem Wirken dieſer Kräfte auf dieſe wenigen Stoffe und zwar bald aus dem Zuſammenwirken, bald aus dem Gegeneinanderwirken derſelben, ergiebt ſich die reiche Mannigfaltigkeit der tauſend und aber tauſend wirthſchaftlichen Erſcheinungen.

Es iſt ein allgemeines wiſſenſchaftliches Axiom, daß die gleiche Urſache ſtets die gleiche Wirkung hat, jeder Ausdruck für eine ſolche Gleich-

förmigkeit der Wirkung wegen Gleichförmigkeit der Urſache, nennen wir ein Naturgeſetz.

Dieſe Naturgeſetze zu finden und womöglich zu erklären, iſt die wiſſenſchaftliche Aufgabe der theoretiſchen Nationalökonomie, die Aufgabe der praktiſchen Nationalökonomie iſt es dann, die Kräfte ſo zu combiniren, daß ſie nach den beſtimmten Geſetzen eine beſtimmte gewünſchte Endwirkung hervorbringen.

Ich kann unmöglich auch nur annähernd Sie mit dieſen Geſetzen heute bekannt machen, ich kann Ihnen nur die Geſichtspunkte geben, von denen aus wir die Geſetze aufſuchen.

In erſter Reihe ſtehen die Geſetze des Verkehrs, namentlich in der Hauptform des Tauſches. Welche Kräfte beſtimmen nach gewiſſen Geſetzen den Preis der Güter, der Arbeit und der Capitalnutzung?

Unter den Kräften ſteht oben an das Beſtreben aller Verkäufer, ſo theuer als möglich zu verkaufen, und das Beſtreben der Käufer, ſo billig als möglich zu kaufen. Dieſe ſtehen einander diametral entgegen; ſie heben einander alſo gewiſſermaßen auf: man kann nur zu einem mittleren Preiſe kaufen und verkaufen. Daneben aber laufen zwei verſchiedene Beſtrebungen beider, nämlich das Beſtreben des Verkäufers: möglichſt viel verkaufen und das des Käufers: möglichſt viel kaufen zu können. Eine Combination beider Beſtrebungen ergiebt beim Verkäufer das Beſtreben möglichſt großer Geſammteinnahmen, beim Käufer möglichſt geringer Geſammtausgaben. Faſt überall ſtehen einander gegenüber mehrere Verkäufer und mehrere Käufer. Jeder Verkäufer will möglichſt viel zu möglichſt hohen Preiſen abſetzen, muß ſich aber entſchließen, möglichſt niedrige Preiſe zu ſtellen, damit er ſeine Verkaufsconcurrenten aus dem Felde ſchlägt. Der Käufer, welcher möglichſt viel möglichſt billig kaufen will, muß ſich entſchließen, möglichſt hohe Preiſe zu zahlen, damit er ſeine Kaufconcurrenten aus dem Felde ſchlägt. Das erſtere geſchieht um ſo mehr, je größer das Angebot der Verkäufer iſt, das letztere um ſo mehr, je größer die Nachfrage der Käufer. Je mehr durch irgend eine Conſtellation die Verkäufer eine Zeit lang gewinnen, um ſo mehr werden nachher eine Zeit lang die Käufer gewinnen, denn in das gute Geſchäft wendet ſich ſchleunigſt ſo viel Arbeit und Capital, daß das Angebot die Nachfrage übertrifft. Waren hingegen die Verkäufer eine Zeit lang im Nachtheil, ſo kommen ſie ſpäter eine Zeit lang in Vortheil, denn das Capital und die Arbeit

zieht ſich ſo lange von jenem Geſchäft zurück, bis das Angebot hinter der Nachfrage zurückbleibt.

Ein hoher Gewinn der Verkäufer hat immer darin ſeinen Grund, daß der Preis einer Waare die Productionskoſten weit übertrifft, ein Verluſt hingegen darin, daß der Preis die Productionskoſten nicht erreicht. Der Preis ſteht höher als die Productionskoſten, wenn das Angebot zu gering, niedriger, wenn das Angebot zu groß iſt. Zu großes Angebot einer Zeit bedingt ein zu kleines in der Folgezeit und umgekehrt; der Preis ſteht bald über, bald unter den Productionskoſten oder die durchſchnittlichen Productionskoſten ſind die Linie, um welche die Preiſe beſtändig gravitiren. Der durchſchnittliche Preis iſt in einem unendlich langen Zeitraume gleich den durchſchnittlichen Productionskoſten, d. h. gleich der zur Production verwandten Arbeit und dem aufgewandten Capital ſammt Zinſen.

Außer dieſen Beſtimmungen des Preiſes exiſtirt bei vielen noch eine äußerſte Grenze nach unten, nämlich 0, und eine äußerſte nach oben, nämlich der Gebrauchswerth des Gutes. Allein beide Grenzen brauchen wir nicht: die oberſte nicht, denn wir haben eine andere Maximalgrenze weit ehe die des Gebrauchswerthes erreicht wird, nämlich den Punkt, auf welchem das Angebot zu einem gewiſſen Preiſe keine gleich große Nachfrage mehr finden würde. Den Gebrauchswerth dennoch als Maximalgrenze aufſtellen, wäre z. B. mit dem Satz zu vergleichen, daß kein Berg in Hochaſien 100,000′ hoch iſt, während wird ſchon eine viel frühere Maximalgrenze haben. Die unterſte, die Minimalgrenze 0, kann allerdings erreicht werden, allein auch hier iſt meiſtens das Minimum ſchon da erreicht, wo das Angebot zu einem ſo niedrigen Preiſe erfolgt, daß die Nachfrage das ganze Product verbraucht. Bei dieſen Beſtimmgründen des Preiſes geht die Nationalökonomie, mag ſie es eingeſtehen oder aus falſcher Scham leugnen wollen, immer von der Vorausſetzung aus, daß im Erwerbsleben der Menſch nur von ſeinem mehr oder minder kurzſichtigen Eigenintereſſe geleitet wird. Das finden wieder viele Leute ſchrecklich: der Menſch werde nicht nur durch ſein Eigenintereſſe, ſondern auch durch die Nächſtenliebe beſtimmt. Ganz ſicherlich, das Gegentheil wäre auch ſehr traurig; allein die Sätze, welche man darauf baut, ſind eben nur hypothetiſche: „Wenn der Menſch nur ſein Eigenintereſſe walten läßt, dann iſt das und das die Folge. Oder: das Eigenintereſſe des Menſchen hat unter ſonſt gleichen Umſtänden die und die Wirkung auf den Preis. Oder endlich: das

Eigenintereſſe des Menſchen ſtrebt oder hat die Tendenz, das und das zu bewirken. Auf der andern Seite ſtellen wir ebenſo folgende Tendenzen auf: Die Nächſtenliebe, der Gemeinſinn ſtrebt dahin, dem Nächſten möglichſt viel zu möglichſt niedrigen Preiſen zu geben, aber ebenſo ſtrebt er dahin, möglichſt wenig von Andern zu nehmen und zwar zu möglichſt hohen Preiſen. Wenn wir die Wirkungen der menſchlichen Neigungen aufſpüren wollen, dann müſſen wir jede Neigung von der andern iſoliren und für ſich allein betrachten, ſonſt kommen wir zu nichts als zu vagen Faſeleien oder zu eitlen Selbſttäuſchungen; wer ſeinen Gemeinſinn immer an die große Glocke hängt, thut das meiſtens, um eine ſchlechte Geſchäftsführung zu bemänteln. Und blicken Sie in die Wirklichkeit! Hand auf's Herz — bilden ſich die Preiſe mehr nach der Eigenliebe der Menſchen oder nach der Nächſtenliebe? Daß die Preiſe, durch Eigenliebe bedingt, auf die Dauer nach den Productionskoſten ſich richten, wird leicht auch ſtatiſtiſch mit ſchlagender Kürze nachgewieſen werden können.

Die Nächſtenliebe, der Gemeinſinn geht nicht den Menſchen an in ſeiner Qualität als erwerbendes Weſen, das ſich die Mittel für ſeine Zwecke ſchafft, ſondern als genießendes Weſen, das ſeine Zwecke erfüllt. Wenn Jemand aus Mildthätigkeit freiwillig unter dem Werth verkauft, dann hat er den Minderwerth, d. h. ſoweit er geſchenkt und nicht getauſcht hat, eigentlich aus ſeinen Genußgütern, aus ſeinem Vermögen auf das Geſchäft zu übertragen, denn ſtreng genommen hat er hier zweierlei vermiſcht: eine Erwerbshandlung, einen Tauſch und eine Genußhandlung, eine Schenkung. Schon ein alter Niederländer, de la Court, ſagt: „als Kaufmann iſt man nicht mehr zu Almoſen verpflichtet wie jeder andere als Menſch; Almoſen hat mit Kaufmannſchaft nichts gemein."

Zu entwickeln, in welchen Varietäten dieſe wenigen einfachen Urſachen nur durch verſchiedene Combinationen die verſchiedenſte Preisbewegung für verſchiedene Waaren zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten als Wirkung hervorrufen, würde mich hier zu weit führen, ebenſo die Auseinanderſetzung, wie der Preis der Arbeit, der Lohn, ja ſelbſt der Preis der Capitalnutzung, der Zins, ſich nach denſelben Geſetzen geſtaltet. Ich muß von dieſen Geſetzen des Verkehrs zu einer zweiten Gruppe von Geſetzen eilen — zu den Geſetzen der Production. Ich pflege dieſe Geſetze der Production hinter die des Verkehrs zu ſtellen, weil dieſe Productionsgeſetze im größeren Verhältniß vom Preis abhängig ſind als der Preis von den Productionsgeſetzen.

Die Fragen ſind hier folgende:

Welche Wirkung übt die Conſumtion auf die Production, welche Wirkung übt die Beſchränkung gewiſſer Stoffe und Kräfte an gewiſſe Zeiten und Orte auf die Production, und welche Wirkung übt der Preis gewiſſer Kräfte und Stoffe auf die Production? Ein weites Feld der Betrachtung.

Praktiſch ausgedrückt würde die Frageſtellung lauten: was ſoll man produciren, wann ſoll man produciren, wo ſoll man produciren und wie ſoll man produciren mit den Combinationen, welche ſich daraus ergeben.

Für den Einfluß der Conſumtion auf die Production ſind hier zwei einfache ſcheinbar triviale Sätze maßgebend: Man kann nichts conſumiren, was nicht producirt iſt, und man ſoll nichts produciren, was nicht conſumirt werden wird. Conſumtion und Production bedingen ſich gegenſeitig. Aber der Menſch hat ſelbſt bei dem klarſten Blick in die Bedürfniſſe der Menſchen nicht immer die Gewalt, die Production denſelben anzupaſſen. Bei allen von den Witterungserſcheinungen abhängigen Producten iſt er nicht Herr der Natur; der faſt allgemeine Nothſtand dieſes Jahres ſelbſt in civiliſirten Ländern iſt ein trauriger Beleg dafür. Der Menſch iſt aber nicht einmal Herr ſeiner ſelbſt, ſein Blick über die Conſumtion, von der die Production auf die Dauer abhängt, wird periodiſch verdunkelt. Faſt alle Welt producirt zu viel, es tritt eine ſogenannte Ueberproduction ein und als Folge die ſogenannten Handelskriſen, welche wie Gewitter die Geſchäftsluft reinigen, aber nicht ohne viele Opfer zu fordern. Der Geſetzmäßigkeit in dieſer Erſcheinung nachzuſpüren, iſt eine der feſſelndſten Aufgaben in der Nationalökonomie.

Wie ich oben bemerkte, daß für die Production gewiſſe Naturkräfte jeweilig ihren Dienſt verſagten, ohne daß wir im Stande wären uns vor ſolchen Zeiten im Voraus zu wahren, ebenſo ſind auch andere Kräfte regelmäßig an beſtimmte Tages- und Jahreszeiten gebunden und verlangen unerbittlich, daß der Menſch ſeine Production darnach regle. Natürlich iſt dieſe Abhängigkeit von der Zeit um ſo größer, je mehr die Production im Freien vorgenommen wird. Ich erwähne die Gebundenheit der landwirthſchaftlichen Arbeiten an die warme Zeit, aber auch nach einer ſehr weiſen Natureinrichtung die ergänzende Gebundenheit der Waldarbeiten an den Winter, da das Holz nicht im Saft ſteht, da der Schnee die jungen Pflanzen gegen die Bäume, welche unter den Schlägen der Axt fallen, ſchützt und den Transport ermöglicht. Ich erinnere für Riga an die traurig

lange Winterzeit, welche den Handel andern Seeſtädten gegenüber ſo lange benachtheiligt, bis es ſich in Libau einen Winterhafen ſchafft.

Ganz kurz will ich hier nur die vor Allem wichtige Gebundenheit der Production an beſtimmte Localitäten andeuten, deren Urſache die Gebundenheit gewiſſer Kräfte und Stoffe iſt. Praktiſch ausgedrückt wäre dies die Frage vom natürlichen Standort der Production. Welchen Geſetzen folgt die Anlage der verſchiedenen Räumlichkeiten in einem Wohnhauſe, in einer Fabrik, in einem Schiffe? Welche Geſetze bedingen die Gruppirung der landwirthſchaftlichen Producte um den Gutshof? Was feſſelt die verſchiedenen Handwerker einer Stadt an beſtimmte Stadttheile, Straßen und Straßenecken? Welche Gründe beſtimmen die Gruppirung der verſchiedenen Erwerbszweige um eine Stadt, als ein Centrum der Conſumtion? Was erzwingt die Anlage von Fabriken in beſtimmten Gegenden eines Landes und was endlich bedingt die Haupterwerbszweige eines ganzen Landes? Statt der Frage nach dem natürlichen Standort aller Production können Sie den Gegenſtand auch bezeichnen als die Frage der *localen* Arbeitstheilung.

Endlich bleibt noch die vierte große Hauptgruppe der Geſetze nach: wie wirkt der Preis der verſchiedenen Productionsmittel, der Güter, der Arbeit und der Capitalnutzung auf die Production? Welche quantitative Miſchungen aus dieſen Productionsmitteln ſind in der Production jedes Ortes, jeder Zeit und jedes Fabrikanten die richtigſten, weil billigſten? Es iſt der Widerſtreit der techniſch beſten Production mit der wirthſchaftlich rentabelſten.

Aus dieſen reichen Gebieten ökonomiſcher Fragen will ich Ihnen nur Eins anführen, das in neuerer Zeit beſonders ventilirt iſt, es iſt die Frage des ſ. g. Raubbaus, welches Geſpenſt zuerſt in dem ſagenreichen Bergbau ſpuckte, dann namentlich von Liebig auf den Ackerbau übertragen wurde und mit demſelben Recht oder Unrecht auch auf den Waldbau, auf den Häuſerbau Anwendung findet. Richtiger als mit dem eine Anklage enthaltenden Wort Raubbau wird dieſer höchſt wichtige und intereſſante Streit als der der Intenſität und Extenſität der Production bezeichnet. Was die Extenſität und Intenſität bedeutet, ſehen Sie ſchon daraus, daß die genannten Productionen alle von einem Flächenraume der Erdoberfläche oder einem cubiſchen Raum des Erdinnern im hohen Grade abhängig ſind. Da die auf der ganzen Welt und in der Nähe gewiſſer großen Conſumtionsſtätten gegebene Erdoberfläche eine beſchränkte iſt, ſo iſt die Frage

der Extenſität die: ſoll man bei der Production an Grund und Boden oder an Capital und Arbeit, die man darauf verwendet, ſparen? Wenig Arbeit und Capital auf weitem Flächenraum iſt extenſive, viel Arbeit und Capital auf geringem Flächenraum iſt intenſive Wirthſchaft. Der Werth des Bodens gegenüber dem Werth der andern Capitale und der Arbeit hat überall die Frage zu entſcheiden. In gewiſſen Gegenden muß man, mit Liebig zu reden, Raubbau treiben oder richtiger geſagt extenſiv wirthſchaften.

Leider muß ich mich mit dieſen wenigen Andeutungen über die Mittel und Geſetze der Volkswirthſchaft hier begnügen. Sie bilden die Theorie der Volkswirthſchaft. Neben dieſem theoretiſchen Theil enthalten die Lehrbücher der Nationalökonomie einen zweiten praktiſchen Theil, der mit den mannigfachſten Namen belegt wird, bald als praktiſche Nationalökonomie der einzelnen Erwerbszweige, bald als Volkswirthſchaftspflege, als Volkswirthſchaftspolitik ꝛc. Wie man es auch nennen mag, es iſt eine Anwendung der einzelnen Sätze und Geſetze der Nationalökonomie auf die Praxis, auf die mannigfachen wirthſchaftlichen Erſcheinungen verſchiedener Berufe in verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten. Von einem Syſtem iſt meiner innerſten Ueberzeugung nach hier nicht mehr die Rede, und wo man zu ſyſtematiſiren verſucht hat, iſt der Verſuch unglücklich ausgefallen. Gewöhnlich macht man die Eintheilungen nach den verſchiedenen Berufsklaſſen und claſſificirt: Nationalökonomie des Ackerbaues, des Waldbaues, des Bergbaues, der Gewerbe, des Handwerks und der Fabrik, des Handels und endlich aller andern Erwerbszweige unter dem ſonderbaren Namen der perſönlichen Dienſtleiſtungen. In dieſem Falle muß man eine Menge der wichtigſten praktiſchen Fragen an den verſchiedenſten Orten wiederholt behandeln. Nehmen Sie z. B. die Lehre von den Schutzzöllen, d. h. von Eingangszöllen auf Güter, welche ſowohl vom Auslande importirt als auch im Inlande, wenngleich mit höheren Koſten, producirt werden können. Die Frage wird gewöhnlich in der Lehre von den Gewerben abgehandelt, allein es giebt ebenſo gut Schutzzölle auf Producte des Ackerbaues, ja gerade in England, dem Lande, von welchem aus die Oppoſition gegen die Schutzzölle begonnen hat, war der Schutz hauptſächlich ein Schutz der engliſchen Grundherren gegen die Concurrenz des Auslandes. Ebenſo war in demſelben England der Handel gegen ausländiſche Concurrenz durch Verbot oder durch Beſteuerung des Handels von Ausländern geſchützt, ja auch in den ſ. g. Dienſtleiſtungen giebt es nicht nur Schutzzölle, ſondern

Prohibitionen, ſo in der Ausübung ärztlicher und juriſtiſcher Praxis, im Unterrichtsweſen ꝛc. Ein anderes Beiſpiel. Die ſ. g. Bankfrage kann man unmöglich gut getrennt behandeln, erſt die ſ. g. Hypothekenbanken beim Ackerbau, dann die Induſtriebanken, die Handelsbanken und endlich die Banken für Leute jederlei Berufes beſprechen. Nicht anders verhält es ſich mit dem Verſicherungsweſen: Hagel- und Viehverſicherung für den Landbau, Seeverſicherung für den Seehandel, Transportverſicherung für den Landhandel, Feuerverſicherung, Lebensverſicherung für jedes Gewerbe und jeden Menſchen. Die Frage nach Freizügigkeit, nach Gewerbefreiheit, nach Conceſſionsweſen trifft mehrere oder alle Berufszweige, die Erfindungspatente kann man in der Behandlung nicht von den Nachdrucksgeſetzen trennen, kurz die wichtigſten Fragen der praktiſchen Nationalökonomie kann man nicht an die einzelnen Berufszweige anſchließen, ganz davon zu ſchweigen, daß man praktiſch nicht einmal immer angeben kann, zu welchem Beruf die eine oder die andere Thätigkeit gehört, z. B. ob Dreſchen und Mahlen zur Landwirthſchaft, ob das Hüttenweſen zum Bergbau oder zur ſ. g. Induſtrie, ob die in gewiſſen Gegenden vorkommende abwechſelnde Benutzung des Bodens zur Holzproduction und zum Kornbau der Forſtwirthſchaft oder der Landwirthſchaft angehört ꝛc.

Man muß ſich wohl darauf beſchränken, die hauptſächlichſten Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Erwerbszweige durch Hervorheben des Gleichartigen wie des Ungleichartigen zu charakteriſiren und dann die einzelnen praktiſchen Fragen in einer Reihenfolge, die das Gleichartige möglichſt zuſammen läßt, zu behandeln.

Von einer Anordnung nach einem Syſtem kann nicht die Rede ſein, ja nicht einmal nach wirthſchaftlichen Geſichtspunkten darf man zu ausſchließlich ſpähen, denn die Fragen der tauſendfältig verwickelten Lebenserſcheinungen ſind nicht ausſchließlich ökonomiſcher, ſondern auch juriſtiſcher, ethiſcher, techniſcher Natur.

Ein Hauptabſchnitt der praktiſchen Nationalökonomie kann ſchon ganz gewiß nicht unter das Syſtem der verſchiedenen Erwerbszweige gebeugt werden — die ſ. g. Finanzwiſſenſchaft oder Staatswirthſchaftslehre, welche darum meiſtens einen ganz ſelbſtändigen Theil in dem Kreiſe der Wirthſchaftswiſſenſchaft bildet. Der Grund für dieſe Trennung der Staatswirthſchaft von der andern praktiſchen Nationalökonomie iſt aber ein rein äußerlicher. Innerlich iſt auch die Finanzwiſſenſchaft nichts Anderes als die Anwendung ökonomiſcher Sätze auf die von der Privatwirthſchaft

losgelöſten und auf den Staat oder andere öffentliche Geſammtheiten (Gemeinde, Kreis) übertragenen Theile der Wirthſchaft, verbunden mit nicht ökonomiſchen Sätzen aller Art. Eigenthümlich iſt hier nur die Art und Weiſe, wie eine öffentliche Gewalt ſich die Mittel zur Production theilweiſe auf anderen Wegen als die Privatwirthſchaften verſchaffen kann und muß, und der Gegenſtand der öffentlichen Production, nämlich derjenigen Production, welche, weil für den Unternehmer nicht rentabel, kein Feld für die Privatwirthſchaft bieten, oder welche im Intereſſe Aller der Privatthätigkeit nicht überlaſſen werden dürfen. Die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Erwerbszweige oder die bei verſchiedenen praktiſchen Fragen verſchiedenen Geſichtspunkte liegen nun aber nicht in Geſetzen, welche einzelnen Berufen und einzelnen Fragen eigenthümlich ſind, ſondern nur in der beſonderen Zuſammenſetzung aller Urſachen, deren complexe Wirkung die vor unſern Augen allein offen daliegende Thatſache iſt. Immer iſt es die Wirkung einfacher Urſachen.

Indeſſen die ſ. g. praktiſche Nationalökonomie hat nicht nur den Beruf dieſe Geſetze zu erforſchen, ſondern ſie hat eine wirklich praktiſche Aufgabe. Statt die Natur ihre Wirkung ausüben zu laſſen, haben ſeit lange die Menſchen, welche ſich klüger als der Schöpfer dünken, in den Gang der Natur durch künſtliche Geſetze eingreifen zu müſſen geglaubt, was in wirthſchaftlichen Dingen faſt immer zu verwerfen und nur aus andern Gründen früher vielleicht zu vertheidigen war, jetzt aber, nach Wegfall der nicht wirthſchaftlichen und der etwa früher vorhandenen auch wirthſchaftlichen Gründe verkehrt geworden iſt. Die Folge aller ſolcher ſtaatlichen Einmiſchung war andauernde Vertheuerung der Producte, unſerem Jahrhundert iſt es beſchieden, alle dieſe Verſtöße gegen die natürliche Ordnung der Dinge wieder gut zu machen.

Hier liegt der Keim zu dem Uebel, daß der Nationalökonom ſich zu keines Mannes Freund machen kann, wohl aber ſich zu vieler Leute Feind machen muß. Der Nationalökonom iſt der natürliche Vertreter aller Menſchen ſo weit ſie Conſumenten ſind, ſo weit ſie alſo gern alle Güter möglichſt billig zu erlangen ſtreben. Der Nationalökonom iſt aber der natürliche Gegner Aller, welche als Producenten durch alle mögliche Bevorzugung vor Andern, durch Privilegien, Bannrechte, Schutzzölle, Zunftſchranken, kurz durch das, was die Nationalökonomie unter dem Namen Monopole zuſammenfaßt, Andere von der Concurrenz ausſchließen wollen.

Der Producent, welcher durch kein Monopol irgend welcher Art geſchützt iſt, hat einen poſitiven Schaden durch die Nationalökonomie nicht zu fürchten; mehr Concurrenz, als natürlicherweiſe möglich iſt, kann auch der Nationalökonom nicht ſchaffen und er will es auch nicht. Nur inſofern iſt der Nationalökonom auch jedes Producenten Feind, als derſelbe ſtets auf der Lauer liegt, neue Monopole nicht aufkommen zu laſſen, während jedes Producenten Beſtreben dahin geht, die Concurrenz im Angebot ſeiner Producte zu beſchränken, was ihm auch, ſobald er ſich dazu nur rechtlicher Mittel bedient, Niemand verargen kann.

Wollte ein Nationalökonom ſich dazu hergeben, beſtehende Concurrenzbeſchränkungen zu befürworten oder neue Concurrenz zu verhindern, ſo würde ihm das von Erfolg begleitete Beſtreben unzweifelhaft großen Gewinn bringen. Wie gut bezahlt man Gutachten zu Gunſten irgend eines Privilegiums! Statt deſſen ſind die Bemühungen der wahren Nationalökonomie dahin gerichtet, nicht Einigen größere Einnahmen zu verſchaffen, ſondern Allen die Ausgaben zu verringern und zwar durch Aufhebung der Monopole. Dieſes Bemühen lohnt dem Nationalökonomen Niemand. Der Vortheil, welcher dem Einzelnen aus der Verbilligung je eines Products zur Zeit erwächſt, iſt ſo unbedeutend, daß ſich, dieſen möglichen kleinen Vortheil zu erlangen, Keiner etwas koſten läßt, nicht einmal einen Dank. Erſt durch Summirung aller der kleinen Vortheile ergiebt ſich ein großer Gewinn für den Haushalt eines Jeden. Allein alle Vortheile, welche aus zunehmender Concurrenz mehrerer Menſchen und namentlich mehrerer Länder auf demſelben Markte erwachſen, ſind dem ökonomiſch ungeübten Auge nicht einmal ſichtbar, denn ein ſolches Auge mißt nur mit dem Maßſtabe des Preiſes in Geld. Wer Gegenſtände mit einem Maßſtabe mißt, der denſelben Namen behält, aber, ohne daß der Gebrauchende es merkt, immer kleiner wird, dem möchten die Gegenſtände als wachſend vorkommen. Der Maßſtab, mit dem wir den Werth der Güter zu meſſen pflegen, iſt das Geld, d. h. die edlen Metalle. Dieſer Maßſtab nun wird im Verlauf der Geſchichte immer kleiner, d. h. die edlen Metalle werden billiger, folglich ſcheinen die hiermit gemeſſenen Güter immer theurer zu werden. Der wahre, ſich gleichbleibende Maßſtab wäre die Summe von andern Gütern, die man für irgend eins eintauſchen kann; eine ſolche Berechnung in Zahlen iſt nun aber ſelbſt für den Nationalökonomen nicht leicht, wie ſoll der Laie dieſe Gedankenoperation vornehmen? Das Billigerwerden der Güter entgeht den Blicken der Meiſten, die Nationalökonomie ſcheint alſo Nichts erreicht

zu haben. In Zeiten nun, in denen die Geldpreise fast aller Güter ganz besonders steigen, wie in der unsrigen seit der Verbilligung des Geldes durch die australisch-kalifornischen Goldentdeckungen, scheinen die Waaren nicht billiger, sondern theurer zu werden, und recht tolle Gegner der Nationolökonomie schieben die Schuld davon geradezu dem Nationalökonomen in die Schuhe; glaubt es auch kein Vernünftiger ganz, so bleibt doch von jeder Verleumdung immer etwas hängen — und wie viel giebt es nicht Unvernünftige!

Aber nicht nur vielen Producenten ist die Nationalökonomie ein Dorn im Auge, sondern auch vielfach den Regierungen sei es ganzer Länder, sei es der Communen. Wo Monopole existiren, da konnten dieselben nur aufkommen unter dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Schutze der Regierung. Geht man den Monopolen zu Leibe, so greift man entweder die bestehende Regierung an, oder, falls die Monopole älter sind, liegt in jedem Tadel des Monopols doch implicite ein Tadel, daß die Regierung dasselbe noch nicht beseitigt hat, ganz abgesehen davon, daß es ja in den meisten Fällen schon ein Verbrechen ist, überhaupt irgend eine Regierungshandlung zu tadeln, da die Regierung es doch besser wissen muß als der beschränkte Unterthanenverstand.

Die Nationalökonomie tritt fast immer tadelnd auf, denn wo zu loben wäre, kann sie doch nicht jedes Mal die ganze Reihe alles Lobenswerthen aufführen. Würden die Regierungen den Begehren der Nationalökonomie zuvorkommen, dann fände die Nationalökonomie auch Vieles speciell zu loben, allein die Praxis kann leider der Wissenschaft nicht vorausgehen, sondern ihr nur folgen. Uebrigens steht die Nationalökonomie nicht vereinsamt in dieser Beziehung — mit den Anforderungen der Jurisprudenz, der Medicin ꝛc. ist es nicht anders, nur hat die Medicin meistens zu tadeln, daß die Regierung zu wenig gesorgt hat, während in wirthschaftlichen Dingen ihre „Fürsorge" zu ausgedehnt war. Die eine Wissenschaft hat Unterlassungssünden, die andere Begehungssünden zu tadeln, deren Gründe beide dieselben sind. Die Ergreifung sanitätspolizeilicher Maßregeln hätte Geld gekostet, und die Ertheilung von Monopolen aller Art brachte Geld ein.

Mit diesen Andeutungen über den Begriff und Inhalt der Nationalökonomie muß ich mich heute leider begnügen. Bei meinen bisherigen Erörterungen habe ich nun den Kaufmann scheinbar sehr aus dem Auge gelassen — allein auch nur scheinbar; er stand mir stets dabei vor Augen. Es ist leicht einzusehen, warum das Studium der Nationalökonomie zur

Grundlage für die Bildung des Kaufmanns in Riga gemacht werden muß. Der Kaufmann ist überall, und namentlich in einer großen Seestadt, derjenige Geschäftsmann in der Welt, welchem die große Aufgabe zufällt, zwischen den Consumenten und allen Producenten, die nicht direct mit einander in geschäftliche Berührung treten wollen oder können, den Vermittler zu machen; er muß also die gesammten Bedürfnisse der Menschen und die gesammten Productionen überblicken, er muß dafür sorgen, daß die Güter den Bedürfnissen angepaßt werden, aber auch durch richtige Auswahl der Güter die richtigen Bedürfnisse wecken. Wie tief kann z. B. hierin der Händler mit Geistesnahrung, der Buchhändler, der Kunsthändler, auf das Publicum einwirken! Der Kaufmann hat oft eine sehr hohe civilisatorische Aufgabe. Nur noch eine Lebensthätigkeit verlangt eine ebenso große ökonomische Bildung, als ich sie für den Kaufmann großen Stiles verlange — es ist die Thätigkeit eines Mitgliedes der Regierung, des Verwaltungsbeamten, stehe er im Dienste des Staates oder der Commune. Ist das richtig, dann muß aus zweifachem Grunde die Nationalökonomie das Fundament aller Bildung des Kaufmannes in Riga sein, denn in wie vielen Beziehungen ist nicht der Kaufmann hier in dem schönen Stücke des Rigaschen Selfgovernments ein Theil der Regierung. Die Stadt Riga und die baltischen Provinzen stehen in einer ernsten, schweren und darum großen Zeit, große Zeiten aber verlangen ganze Männer.

Noblesse oblige, sagt das schöne französische Sprüchwort. Wer den Kaufmann so hoch stellt, wie mir derselbe im Geiste vor Augen steht — nun, der muß auch besonders hohe Anforderungen an seine Bildung stellen.

Bildung ist Macht.

Dr. Laspeyres.

Amerikaniſche Briefe eines Livländers.

III.

New-York, den 9. März (25. Februar) 1868.

New-York wird von Tag zu Tag gottloſer, und zwar in ſo reißender Progreſſion, daß wahrſcheinlich in allernächſter Zukunft der Feuer- und Schwefelregen beginnen wird, der es gleich Sodom von der Erde tilgen ſoll. Herr Pfarrer R.... von G.... Kirche (Anglo-Amerikaner) hat ſogar ſchon vor drei Wochen vom Himmel die Depeſche bekommen, die ihm Tag und Stunde meldet, da nicht nur New-York, ſondern die ganze Erde zu Staub und Trümmern geſchlagen werden ſoll. Die Einladung, die der fromme Mann durch alle Zeitungen an die ganze Stadt ergehen ließ ſich in ſeiner Kirche einzufinden, um ſich das Programm dieſes wichtigen Vorganges im genaueſten Detail mittheilen zu laſſen, war ſo dringend, daß, meinem Urtheile nach, wir ſehr wohl thäten ſchnell unſeren letzten Willen aufzuſetzen, der Nacht und Chaos zu unſeren Univerſalerben erklärt, damit dieſen guten Leuten die Erbſchaft nicht etwa angeſtritten werde, weil ſie kein regelrechtes Teſtament aufzuweiſen haben. Ich wurde leider verhindert dieſen intereſſanten Eröffnungen beizuwohnen, und bin daher, ſo ſehr ich es bedaure, nicht im Stande Ihnen den Tag mitzutheilen, für den Sie ſich bereit zu halten haben. Dagegen kann ich Ihnen ziemlich genaue Auskunft darüber geben, was ſo ſpeciell den Groll des Himmels gegen New-York erregt hat.

Uns wird bekanntlich von der Schrift geboten nicht zu fragen: „Was werden wir eſſen; was werden wir trinken?“ Gegen dieſes Gebot aber ſündigen hier heute Unzählige; und lawinenmäßig wächſt die Zahl derer, die die Frage ſtellen. Gewiß ſind die Leute ſchuldig; allein, wie ſie zu

dem Worte kommen, lernte ich neulich doch verſtehen, als mich ein Irländer faſt mit Gewalt in einen Bäckerladen zwang. Der Schnee und der Nordwind hatten dem Mann in Hemdsärmeln und Weſte ſein Geſicht und ſeine Hände mit einem noch brennenderen Roth bemalt, als ſein flammiges Haar es wies. Der Mann hatte Frau und Kinder zu Hauſe, deren Magen gewiß nicht in beſſerer Condition waren als der ſeinige. Er war außergewöhnlich ſchmutzig; aber ein Rabenvater war er deßwegen doch nicht, denn als er betheuerte, daß ſeine Kinder hungerten, da liefen ihm die Thränen über die Wangen und gruben zwei Rinnen in den Schmutz, der dieſelben bedeckte. Das ſah ſehr komiſch aus, und die Vorübergehenden lachten auch recht herzlich. Aber ein Rabenvater war er trotzdem nicht. Und dennoch — ich hatte ihm zwei Brode gekauft, das eine preßte er unter den Arm, in das andere biß er wie ein wildes Thier hinein, während er davon lief. Es waren ſonderbar unharmoniſche und widrige Töne, die er dabei ausſtieß. Es war gar zu drollig: ich glaube der Mann hatte ein Theilchen ſeiner Vernunft in dem unbekannten Loch gelaſſen, wo ſein Weib und ſeine Kinder kauerten.

Doch der Verderb der Stadt iſt noch größer. Die Leute erkundigen ſich nicht nur wo ſie Nahrung hernehmen ſollen ihr Leben zu friſten, ſie fragen auch: „Wo werden wir ſchlafen?“ Gewiß, eine vermeſſene Neugier. Allein verſtehen kann man auch dieſe Frage; denn ſie fragen nicht, wo werden wir *morgen* ſchlafen; nein! heute, jetzt, jetzt da die Sterne ſchon die Hälfte ihrer nächtlichen Bahn zurückgelegt haben, da es in den Wipfeln der Bäume ſo unheimlich brauſt und ſauſt, da der Wind unſere frierenden Knochen ſchüttelt, daß man ſich faſt einreden könnte, Freund Hein rüttele ſein dürres Gebein zurecht. O, es iſt höchſt drollig, wenn man um Mitternacht nach Hauſe geht und oft von zwei oder drei ſolchen klappernden Geſtalten um 15 Cent angeſprochen wird, damit ſie ein Nachtlager finden könnten. Man weiſt ſie nach der Polizeiſtation. Du lieber Gott! da ſind ſie ſchon vor mehreren Stunden geweſen und haben Einlaß begehrt. Man hat ſie abgewieſen: es war kein Plätzchen mehr frei da ſie ſich hätten hinſetzen können. Höchſt drollig, in der That dieſe ſchauernden Geſtalten, die bis an den lichten Morgen die öden Straßen durchſtreifen; wenn ſie ſich ſetzten, ſo würde der Schlaf ſie übermannen, und ſie würden im Paradieſe erwachen. Aber ſie ſind auch Thoren: ſie ziehen eine Toilette an, die ſelbſt für Neapel in dieſer Jahreszeit zu luftig wäre. New-York nun liegt freilich in der gleichen geographiſchen Breite mit Neapel; allein

der Schnee liegt jetzt noch mehrere Fuß tief auf den Straßen. Was für eine aberwitzige Idee in dieſem Klima, in dieſen Schneeſtürmen, die ſich einer den anderen jagen, nur mit einigen fadenſcheinigen Lumpen bekleidet und hungrig die ganze Nacht ſpazieren zu waten!

Manche meiner ſehr geehrten Freunde von drüben werden nun wohl meinen, die Leute ſollten arbeiten, dann würden ſie nicht in dieſe drollige Poſition kommen; Amerika ſei das Land der Arbeit, man brauche ſich keiner zu ſchämen und könne ſtets eine finden, die den Mann redlich nährt. Dieſen geehrten Freunden aber muß ich erwidern — und jede amerikaniſche Zeitung wird ihnen das beſtätigen — das war ſo, und das wird wieder ſo ſein; aber es iſt nicht ſo. Von Thür zu Thür gehen dieſe Leute, und betteln **um Arbeit.** (Denn es giebt in dieſem Lande ſehr Wenige — die wirklich Arbeitsunfähigen ausgenommen — die nichtsthueriſches Bettelbrod für ſüß halten.) Sie verzichten auf jeden Lohn; ſie wollen arbeiten, hart arbeiten, und verlangen nichts als Koſt und eine Schlafſtätte. Sie werden fortgeſchickt. - Es giebt keine Arbeit zu thun. Es iſt das drollig, höchſt drollig; aber es iſt doch ſo.

Allein das Drolligſte an der Sache iſt, daß nicht der Himmel dieſe Noth verhängt hat: die Ernte iſt, wenn auch nicht ausgezeichnet, ſo doch auch keineswegs ſchlecht geweſen; das Kriegsgeſchrei iſt längſt verſtummt, und ein langer Friede ſteht zu hoffen; das Land iſt nicht nur noch immer überreich an unausgebeuteten Erwerbsquellen, ſondern es iſt auch gegenwärtig thatſächlich im Wohlſtande. Was aber iſt denn die Urſache der entſetzlichen Mattigkeit, die das ganze Geſchäftsleben in einem Maße überſchlichen hat, daß man glauben könnte, das Mark beginne in den Knochen des jungen Rieſen Amerika zu verdorren? Die Antwort iſt eine furchtbare, eine, über die Napoleon III. und Graf Bismarck ſich für ihr ganzes Leben ſatt lachen können: wir ſind ein freies Volk, wir regieren uns ſelbſt, und unſere Regierung weiß mit beneidenswerthem Scharfſinn jedes Mittel aufzufinden, das die allgemeine Wohlfahrt ſchädigen kann, und ſetzt und hält es mit großartiger Energie in Wirkſamkeit. Alle unſere Beamten gehen, unmittelbar oder mittelbar, aus der freien Wahl des Volkes hervor; und unter zehn ſind neun Schufte und Diebe, die in all' ihrem Denken und Thun — in ihren Worten natürlich nicht — nichts ſo abſolut unberückſichtigt laſſen, wie das Allgemeinwohl. Das Land iſt ſo reich, daß es jährlich einen kaum glaublichen Theil ſeiner Schuld tilgen kann; aber es

wird von Steuern*) — die zur Hälfte ausgeſucht aberwitzig ſind — erdrückt, nicht etwa um dieſe Abzahlungen machen zu können, ſondern damit ſich alle Beamteten in einem reſp. in zwei oder vier Jahren ſteinreich ſtehlen, und außerdem die ungeheueren Summen decken können, die ihre Wahl ihnen gekoſtet. Wir, das ſouveräne Volk, wollen dieſes; und Präſident, Senat, Congreß, Legislaturen und Behörden der Einzelſtaaten, ja jeder Gerichtsſchreiber hat ſeinen eigenen Willen, und handelt ungeſtraft dieſem gemäß. Wir, das ſouveräne Volk, herrſchen; und wir müſſen im Handel und Wandel die Hände in den Schooß legen, weil wir die Verhältniſſe nicht von heute auf morgen berechnen können; denn wer wollte ſich vermeſſen zu errathen, welch neue Ungeheuerlichkeit, welch neue freche Spitzbüberei eine der Mächte in Waſhington in dieſen vierundzwanzig Stunden ausbecken wird. Hans ſchwört auf die Demokraten, Peter auf die Republikaner; bietet ſich die Gelegenheit, ſo ſchießen ſie ſich auch einander für ihre Parteien todt; aber fragen Sie ſie auf ihr Gewiſſen, ſo wird Ihnen Hans wie Peter zugeſtehen, daß, mit wenigen Ausnahmen auf der einen wie auf der anderen Seite, dieſe wie jene — ſo weit ſie office-holders ſind — ſcheußliche Vampyre ſind, deren ganzes Sinnen und Trachten ſtets auf den einen Punkt hinausläuft, in kürzeſter Friſt möglichſt viel von dem goldenen Blute der Republik auszuſaugen. Nun, wenn Leute, die bereits wegen allzu ſchamloſer Unterſchleiſe mit Schimpf und Schande von ihrem Amte gejagt worden, ſich dreiſt um die höchſten Aemter bewerben dürfen; wenn Preisfechter, d. h. Leute die ſich tief unter die römiſchen Gladiatoren erniedrigt haben, im Congreß als Repräſentanten des freien Volkes tagen; weſſen muß man da nicht gewärtig ſein!

Warum aber werden dieſe Leute zu Dienern der Allgemeinheit beſtellt? Hat das Volk keine Auswahl? Sind gar keine Männer mehr vorhanden, die noch ein Gewiſſen im Buſen tragen und eine Ahnung davon haben, daß die Dienſte, die man ſeinen Mitmenſchen erweiſt, das höchſte Glück der Erde ſind? Oder iſt das Volk ſo entſittlicht, daß es nicht mehr ſittliche Männer zu ſeinen Leitern haben will? Nichts von alle dem. Der Kern des Volkes iſt geſund, und Amerika hat ſo viele ſcharfköpfige und großherzige Männer, als irgend ein Land der Erde. Aber die Politik liegt faſt vollſtändig in den Händen der Schlechten, und das hat einen

*) Die ſtärkſte Steuer — Cigarren ausgenommen — liegt auf Zündhölzern; ſie beträgt 100 pCt.

doppelten Grund. Der erſte und unbedeutendere, aber im engſten Zuſammenhange mit dem zweiten und bedeutenderen ſtehende, iſt die übele Einrichtung der Vorwahlen, in denen die Wahlcandidaten beſtimmt werden. Dieſe ſogenannten primary elections gehen ohne jede geſetzliche Controle vor ſich und werden daher durchaus von den Politikern von Fach, d. h. von den Stellenjägern und Blutſaugern, beherrſcht Wie da mit den Stimmzetteln verfahren wird, das mögen vielleicht die Götter wiſſen, den Menſchen aber bleibt es durchaus verborgen: aus der Urne gehen eine Anzahl Namen hervor, man weiß nicht wie noch warum; nur ſo viel iſt ſicher, daß es immer diejenigen ſind, die die politiſchen Rowdies, die hohen Patrone dieſer Wahl gewünſcht haben. Von dieſen ſo „aus Nacht und Nebel geborenen" Candidaten muß man nun einen beliebigen zu dem ſeinigen machen. Denn einem nicht auf der Liſte ſtehenden Mann ſeine Stimme zu geben, wäre Thorheit, da dieſes Votum ſich wie ein Tropfen Waſſer im Ocean verlieren würde. Und ſeiner Stimme ſich zu begeben, wäre gleichfalls nicht richtig, da man dann nicht einmal darauf hinwirken kann, daß der vermuthlich Beſte unter den Schlechten reüſſire. Eine Maſſenoppoſition in's Leben zu rufen, iſt ein Ding der Unmöglichkeit. Wollte man ein Meeting zu dem Zweck zuſammenberufen, ſo würde man einfach herausgeprügelt werden. (Daß wir ein freies Volk ſind, hindert ſelbſtverſtändlich nicht, daß wir Fauſt und Revolver für die beſten Argumente halten.) Die Tagespreſſe dazu zu benutzen, iſt gleichfalls unausführbar, da jede Zeitung geſchworenes Parteiblatt iſt, das die Candidaten ſeiner Clique als Engel verkleidet — mit ſo gutem Erfolg, daß ein Blindgeborener auf fünfzehn Schritt die Hörner und den Pferdefuß erkennt — und die übertriebenſten und dummſten Lügen gegen die Gegner ſchleudert — als wenn es noch der Lügen bedürfte. Den Morgen nach der Wahl bekennen ſie freilich mit bezaubernder Frechheit, daß ſie genau in dem gleichen Maße nach rechts wie nach links die Unwahrheit geſprochen haben. Doch was hilft das: das Volk weiß nur von den Namen, die man ihm in den Mund gelegt. Und will es ja einmal ſchwankend werden, ſo manövriren die ſehr beträchtlichen Maſſen derer, die Stimme, Fauſt und Seligkeit für ein Glas Whisky und fünf Dollar verkaufen, ſo geſchickt und geſchloſſen, daß der Sieg immer den Profeſſionsleuten bleibt.

In den großen Städten namentlich halten die aus lauter Egoismus zuſammengeſetzten Parteiführer ganz ausſchließlich das Ruder in ihrer Hand, da ſie unbeſchränkt über das Proletariat — ich will das ſittliche Proletariat

mitinbegriffen wiſſen, das in Sammet und Seide ſtolzirt, gebieten, das in der Regel die Majorität bildet und daher herrſcht, weil die Zahl der eine große Grundſtein iſt, auf dem dieſer Staat aufgebaut iſt. Die an Verſtand und Geſinnung tüchtigen Leute ziehen ſich von Tag zu Tag mehr zurück, und leben nur ſich ſelbſt und ihrem Hauſe. — So ſind die großen Städte, die Mittelpunkte der Intelligenz, die den allerhöchſten Einfluß auf das flache Land ausüben, am übelſten berathen. Statt dem Volke ſeine tüchtigſten Führer zu geben, geben ſie ihm die ärgſten Verderber, geben ihm dieſe, obgleich die Männer nach Hunderten zählen, die jedem Lande und jedem Zeitalter zur Ehre gereichen würden. — Außer denen, die ſich in den Raub theilen, iſt nicht ein Menſch im Lande, der nicht empfindlich unter dieſen Verhältniſſen zu leiden hätte. Jeder fühlt es, Jeder ſchimpft darüber, und — es bleibt nicht nur ebenſo, ſondern wird von Jahr zu Jahr ſchlimmer, obgleich das Volk ſouverän iſt. Beneidenswerthe Reſultate, die die Freiheit hier zu Tage fördert.

Die Freiheit? Nein! Es iſt nicht wahr, daß dieſes Land in politiſcher Beziehung frei iſt. Coterien, die ſich auf den Pöbel ſtützen und die niedrigſten Leidenſchaften in den Buſen der Menſchen zu wüſtem Leben wachſtören, theilen ſich in die Herrſchaft um das Land; willig, wie ein Gaul, folgt das Volk dem Zügel, den ſie bald hierhin, bald dorthin reißen. Die Führer, und auch die Schattirungen der Coterien wechſeln oft und raſch, aber immer ſind Coterien die Despoten des Landes. Seit Waſhington und Jefferſon von der Bühne traten, iſt das Heft den Händen des Volkes entwunden und in denen von Parteimenſchlein.

Und es konnte nicht anders kommen, denn die ganze Verfaſſung dieſes Staates ruht auf einer Lüge, auf der Lüge von der Gleichheit aller Menſchen, und auf der Conſequenz dieſer Lüge, auf dem Princip, daß in allen politiſchen Fragen allein die Zahl den Entſcheid zu geben habe. Der Menſch hat von Natur kein anderes Recht, als das der perſönlichen Freiheit, und das, ebenſo unbehindert wie alle Uebrigen, die Leiter des Lebens hinaufklimmen zu dürfen, bis zur höchſten Stufe, wenn ſeine Kraft dazu ausreicht. Da ſie aber thatſächlich nicht Alle zu der gleichen Höhe hinaufklimmen, ſo ſind ſie auch einander nicht gleich. Und weil ſie einander nicht gleich ſind, ſo ſteht auch dem Staate die ſittliche Befugniß zu, ihre politiſchen Rechte je nach der Höhe zu bemeſſen, die ſie erſtiegen haben. Und ferner, weil ſie einander nicht gleich ſind, ſo iſt es eine Thorheit ihnen gleiche politiſche Rechte zu geben. Unterſchiedsloſes Stimm- und

Wahlrecht iſt ein verderblicher Unſinn, auf trügeriſchen Doctrinen aufgebaut, die für die Engel Gottes wahr ſein mögen, für die Menſchen dieſer Erde aber eine Lüge ſind, verlockend anzuſehen wie der Aepfel im Paradieſe, aber auch kaum minder verderblich.

Frankreich und Amerika das ſind die beiden einzigen großen Staaten, die suffrage universel haben. Sehen Sie auf die Folgen. Dort herrſcht Napoleon III. und man wird bald meinen können, er ſei der Geiſt Philipps II. Hier iſt der Präſident ein trunkener Schneider, deſſen einziges Verdienſt eine unübertroffene Starrköpfigkeit iſt, und unter unſeren Repräſentanten und Beamten ſind neun unter zehn gewiſſenloſeſte Egoiſten, Diebe oder im Allgemeinen elende Wichte.

In Frankreich iſt das suffrage universel eine lügneriſche Farce, hier iſt es Wahrheit; darum bleiben wir auch bei Amerika. — Perikles führte in Athen die gleiche abſolute Demokratie ein, und noch war ſein Körper nicht vollſtändig zu Staub zerfallen, ſo rief Kleon, der hirnverbrannte Demagoge, den Athern die ſchneidende Wahrheit zu: Ihr gleicht vielmehr Leuten, die gekommen ſind ſich an einem Redner zu ergötzen, als Bürgern, die über das Wohl des Vaterlandes tagen.

Das gleiche Wort gilt auch für Amerika. Und da die Urſachen die gleichen ſind, ſo werden auch die Wirkungen die gleichen ſein, wenn es nicht bald Umkehr hält: es wird die Feldherren, die bei ſeinen Arginuſen geſiegt, zum Richtplatz ſchleppen; es wird ſeinen Alcibiades auf Leib und Leben anklagen, ihm zujauchzen, wenn er einen Vogel aus ſeiner Toga fliegen läßt, und ihn verbannen, wenn er das Vaterland gerettet hat; heute wird es Kleon und morgen Antiphon entgegenjubeln und übermorgen Sokrates den Giftbecher reichen, und vor dreißig Tyrannen den Rücken beugen.

Aber außer Sorge! Es wird Umkehr halten, nicht heute und nicht morgen, aber, täuſcht mich nicht Alles, ſo werden Sie und ich es noch erleben. Herr Pfarrer R..... hat Recht, es liegen große Dinge in der Luft, nur handelt es ſich nicht um den Weltuntergang, ſondern um die politiſche Umgeſtaltung dieſes Landes, und die Ereigniſſe ſind nicht in den nächſten Wochen, ſondern in den nächſten zwei oder drei Jahrzehnten zu erwarten. Von Tag zu Tag mehren ſich die Leute, die immer klarer die Urſachen des Unweſens erkennen, das uns nach der Pfeife von Leuten tanzen läßt, die ſchlechter ſind als wir, und die unnützeſten und unnatürlichſten Nöthe aller Art über das Land beſchwören. Der Unfug wird toller und

toller; und das ist ein Glück, denn je toller er wird, desto lauter wird auch die Frage: wozu dulden wir das? Die Herren Politiker und die Verfechter der égalité bleiben die Antwort schuldig. Darum werden sie und ihr System fallen, und das Volk wird sich ein neues und besseres Gesetz geben, denn der Kern des Volkes ist gesund und Amerika zählt so viele scharfköpfige und großherzige Männer als irgend ein Land der Erde. In Opposition zu dem wahnwitzigsten Despotismus der Europa beherrschte, wurde hier die Freiheit geschaffen, und darum outrirte man nach dieser Seite, wie bisher nach der anderen Seite outrirt worden war. Jetzt beginnt die Zeit anzubrechen, da man hier in die richtige Mitte einlenken wird.

Mein Brief ist lang geworden und hat eigentlich nur eine politische Frage behandelt. Allein ich habe es, so zu sagen, für meine Pflicht gehalten diesen Punkt einmal zu berühren. Wir leben in einer Zeit, da die großen Umwälzungen in dem Verfassungsleben der Staaten weit weniger durch brutale Gewalt als durch den Gedanken vollführt werden. Deßwegen darf man aber doch nicht verkennen, daß wir in einem durchaus revolutionären Zeitalter stehen. In Mittel- und einem Theil von Süd-Europa herrscht eine stark demokratische Tendenz vor. Alles muß daher gethan werden, daß europäische d. h. in diesem Falle möglichst unparteiische Augen aufmerksam die amerikanischen Zustände prüfen, damit man sich die hier gemachten Erfahrungen zu Nutzen mache, und nicht nur durch eigenes Leiden erfahre, wie scharfe Dornen die Rose Demokratie habe. — Sollte die Zahl der Ultrademokraten je wieder in Europa so stark anwachsen, daß sie es wagen die alte Fahne der égalité aufzupflanzen und das Volk im Namen dieser Freiheit zu den Waffen zu rufen, ich glaube dann könnten die Fürsten ein wirksameres Mittel als die Gefängnisse finden, um diese Schwärmer zu kuriren: sie sollten sie auf ein Jahr — womöglich kurz vor einer Präsidentenwahl — nach Amerika schicken, und sie würden lernen, daß eine demokratische Republik keineswegs eo ipso die Realisirung des Staatsideals ist.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. März 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ruſſiſche Typen.

II. Oblomow.

(Schluß.)

Wie konnte ein Menſch von Stolzens Beſchaffenheit dem Oblomow bis zur aufopfernden Freundſchaft ergeben ſein, ihm, in dem doch jede Linie, jeder Schritt, das ganze Sein in einem ſchreienden Widerſpruche zu dem des Andern ſich verhielt? Nur ein harter und ein weicher Mühlſtein mahlen gut, heißt es. Entgegengeſetzte Extreme, wenn ſie auch nicht, wie man gemeint hat, nothwendiger Weiſe Sympathie für einander haben müſſen, können doch das zufällige Erſcheinen derſelben nicht verhindern. Außerdem feſſelte ſie, zuerſt beide gleichmäßig, die Kindheit und die Schule an einander, gewiß zwei mächtige Triebfedern; dann den Stolz die dankbare Erinnerung an die vielen Freundlichkeiten, an die kleinen Wohlthaten, mit denen man den gern geſehenen Knaben in der Oblomowſchen Familie überhäufte; dann den Oblomow beſonders die Achtung ſowohl vor dem moraliſchen als phyſiſchen Uebergewicht des Stolz; mehr als alles dieſes aber der in der innerſten Natur Oblomows liegende reine und geſunde Kern, der von einem tiefen Gefühl angefüllt war für alles, was ihm als recht und gut erſchien und was auf den bittenden Ruf dieſes geraden, hinterhaltsloſen, ewig vertrauenden Herzens eine Antwort gab. Wer einmal zufällig oder mit Vorſatz in dieſe reine, kindliche Natur geblickt — und mochte er noch ſo mißgönnend ſein — der mußte ſich ihm nähern, oder doch, falls die Umſtände eine Annäherung verhinderten, ſeiner in Freundſchaft und Liebe gedenken.

Immer war Oblomow derjenige geweſen, bei dem Stolz ſich gern aufhielt, wenn er ſich Abends von ſeinen vielen Geſchäften oder von einem

nicht zu umgehenden Vergnügen losriß; an des Freundes unverdorbenem Gemüthe wußte er dann die eigene aufgeregte und ermüdete Seele zu läutern, an deſſen unthätigem Zuſtand gleichſam ein warnendes Beiſpiel nehmend, neue Kraft zu ſammeln für ſeine nächſte Thätigkeit. Dabei empfand er jenes wohlthuende Gefühl, welches der Menſch erfährt, wenn er aus glanz- und prachtvollen Sälen heimwärts kehrt in die eigene ſtille, beſcheidene Behauſung.

Sehen wir nun noch, in welcher Weiſe dieſe thätige, energiſche, deutſche Natur in die Verhältniſſe des ſich gehen laſſenden, aber biederen ruſſiſchen Edelmannes eingreift, wie ſie, wenn auch vergeblich, bemüht iſt, den Freund aus ſeiner „Oblomowſchtſchina", ſeiner „Zerfallenheit", wieder hervorzuziehen, die Trümmer wieder neu aufzurichten und zu befeſtigen, in die er zerfallen war. — Das Wiederſehen, das die beiden Freunde feiern, hat auf Stolz den peinlichſten Eindruck gemacht. Die Neigung Oblomows zur Thatloſigkeit war ihm zwar nicht unbekannt, aber immer wieder, bei jedem Abſchied, ſo auch bei dem letzten, hatte er ihm das Verſprechen abgenommen, ſich endlich zur Thätigkeit, zum Streben nach einem reellen, des Mannes würdigen Ziele zu ermannen, — und doch findet er ihn ſo wieder, wie er uns bis jetzt auffiel: unbeweglich, unfähig auch nur die kleinſte ſelbſtändige Handlung auszuführen, im ewigen Schlafrock. Nun beſchließt er, nicht eher zu ruhen, als bis er ſelbſt den Freund aus dem Zuſtand herausgeriſſen, in welchem er unterzugehen, zu verſinken droht.

„Ach, Ilja, Ilja!" ruft er nach den erſten Begrüßungsreden faſt bewegt aus, — „wohin biſt Du gelangt!? Nein! das muß anders werden; ich laſſe Dich nicht mehr aus den Augen. Abends will ich Dir meine Abſichten näher mittheilen, jetzt aber kleide Dich ſchnell an. Sachar!" rief er, „des Herrn Kleider!"

„Erbarm' Dich! wohin? was haſt Du vor? — Tarantjew wird gleich hier ſein ..."

„Sachar! Ilja Iljitſch will ſich ankleiden," wandte ſich Stolz an den ſichtbar erfreuten Alten, ohne die Einwendung Oblomows zu berückſichtigen.

„Zu Befehl, Andrei Iwanytſch, — nur noch die Stiefel ſind zu wichſen."

„Was? die Uhr iſt fünf und noch ſind die Stiefel nicht geputzt!"

„Gott bewahre! geputzt ſind ſie, blitzend blank geputzt ſchon in der vorigen Woche, — da aber der Herr nicht ausgeht, ſo ſind ſie ein wenig beſchlagen."

„Gut, gieb ſie wie ſie ſind. Dann gehe und trage mir meinen Koffer herein; ich nehme hier Quartier. — Im Augenblick bin ich angekleidet," wandte er ſich ſodann zu Oblomow; „wir fahren zuſammen aus, ſpeiſen auf dem Wege irgendwo zu Mittag ..."

„Wie? was?" unterbrach ihn Oblomow unruhig — „das geht durchaus nicht — ich — ich bin noch nicht raſirt."

„Auch das machen wir auf dem Wege ab. Beeile Dich! Und Du," bemerkte er dem wieder eintretenden Sachar, „ſage dem Tarantjew, daß der Herr heute nicht zu Hauſe ſpeiſt und daß er auch den ganzen Sommer über nicht zu Hauſe ſpeiſen wird, im Herbſte aber ihn die Geſchäfte dermaßen in Anſpruch nehmen werden, daß ihm Beſuche unlieb ſein würden."

„Das werde ich ſicher nicht vergeſſen; Wort für Wort will ich's ihm wiedergeben," ſagte Sachar.

Stolz trat in's Nebenzimmer.

Nach etwa zehn Minuten kam er vollſtändig umgekleidet und raſirt wieder zum Vorſchein, während Oblomow melancholiſch auf dem Rande des Bettes ſaß und ſich bemühte, das Hemde vorn am Halſe zuzuknöpfen. Vor ihm hingekniet kauerte Sachar, bereit, dem Herrn die ungewichſten Stiefel anzuziehen.

Stolz fuhr mit Oblomow direct zu einem Geſchäftsfreunde, bei dem er ſich und ſeinen Freund zu Mittag einlud. Sie fanden hier eine zahlreiche Geſellſchaft vor und kehrten erſt ſpät in der Nacht heim. So ging es fort den folgenden und den nächſtfolgenden Tag, die ganze Woche über. Oblomow proteſtirte, klagte, ſtritt, ward aber mit fortgezogen von dem unermüdlichen Freunde, den er allenthalben begleiten mußte. Einmal beſonders, als ſie wieder ſpät zu Hauſe anlangten, ſtemmte er ſich gegen dieſes Treiben auf's nachdrücklichſte.

„Tage lang," begann er, aufathmend und ſich in den Schlafrock hüllend, „in den ſteifen Kleidern, in den beengenden Stiefeln zu ſtecken — das iſt keine Art; ich proteſtire feierlichſt gegen eine Fortſetzung dieſes Petersburger Lebens!" Er warf ſich auf den Divan.

„Was namentlich gefällt Dir an dieſem Leben nicht?" fragte Stolz.

„Alles: dieſes ewige um die Wette Laufen, das ewige Spiel mit den allernichtigſten kleinen Leidenſchaften, namentlich die Habgier, das, wie Einer dem Andern den Weg verlegt, die Verleumdungen, die Nachreden, die hinterrückiſchen Naſenſtüber — Alles, Alles mißfällt mir."

„Irgend etwas muß doch die Welt bewegen, die Geſellſchaft beſchäftigen," entgegnete Stolz, — „jeder hat ſo ſeine eigenen Intereſſen."

„Die Welt, die Geſellſchaft! Es ſcheint, Andrei, daß Du Deinen Scherz mit mir treibſt, indem Du mich an dieſe Geſellſchaft verweiſeſt, wahrſcheinlich, um mir die letzte Luſt zu benehmen, mit ihr umzugehen. Sage, was ſuche ich in ihr? Verſtandes-, Herzensintereſſen? Wo iſt in ihr der Mittelpunkt, um den ſich Geiſt und Herz bewegt? Es iſt keiner da, es giebt dort nichts, was das Leben wahrhaft erheben könnte. Alle jene Glieder der Geſellſchaft, die Alten an ihrem Kartentiſch, die Jugend auf ihren Geiſt und Herz tödtenden Gelagen, ſind ſie nicht todte, ſchlafende, zweckloſe Menſchen und mindeſtens ebenſo ſchlecht als ich? Höre unſere jungen Männer ſprechen und ſchließe daraus, was der Zweck ihres Lebens iſt: „wir dienen, wo außer uns Niemand dient; wir ſind auf die erſte Stuhlreihe im Theater abonnirt; wir ſind zum Ball beim Fürſten N. geladen, wohin außer uns ſich Niemand verſteigt ꝛc." Das ſind ihre Reden; aber bei ihren Zuſammenkünften betrinken ſie ſich wie Wilde und gehen aus einander mit zerſchlagenen Köpfen! Sind das die Menſchen, die Du mich zwingſt aufzuſuchen? Wodurch verſchulde ich mehr, wenn ich zu Hauſe ſitze und ſchlafe? Und nicht die unbeſonnene Jugend allein handelt ſo — auch die gereiften Männer können, wenigſtens in meinen Augen, nicht als Beiſpiel zur Nachahmung dienen. Vorgeſtern, während des Diners, hätte ich mich unter den Tiſch verkriechen mögen vor Schamgefühl über Reden, wie ſie unter Freunden über Freunde geführt wurden; ich wußte wirklich nicht, wo ich mich laſſen ſollte, als man anfing, den Werth und die Ehrenhaftigkeit der nicht Anweſenden zu ſchmälern, zu verdächtigen: der ſtellte ſich als dumm heraus, jener als niedrig, ein dritter als lächerlich, ja einer aus ihrer ehrenwerthen Bekanntſchaft gar als Dieb. Es war eine förmliche Hetzjagd. Und während ſie ſo ſprachen, blickte Einer den Andern ſo an, als wollte er ſagen: „kehre uns nur den Rücken und auch Du ſollſt Deinen Theil davon haben. ..." Warum kommen dieſe zuſammen? Um zu leben? Wenn das ein Leben iſt — ich mag es nicht!"

„Das iſt eine alte Geſchichte; darüber hat man ſich bereits müde geſprochen," bemerkte Stolz. „Aber auch das gereicht Dir zum Nutzen: Du urtheilſt wenigſtens und ſchläfſt nicht. Was haſt Du noch auf dem Herzen? — fahre fort."

„Was iſt da fortzufahren, man fährt nur immer mehr, wenn nicht in die eine, ſo in die andere Leerheit des Lebens hinein. Alle Hände voll zu thun haben ſie mit fremden Angelegenheiten, zerbrechen ſich die Köpfe über Mehmed Ali und ſchreien ſich die Kehlen aus über das Schickſal Louis Philipps. Und doch ſteckt hinter dieſen Vielumfaſſenden weder wirkliche Theilnahme, noch Sympathie, — es geſchieht nur aus Mangel an eigener Beſchäftigung, aus Eitelkeit und Trägheit; denn ſich einen beſcheidenen, mühevollen Weg anzubahnen, auf demſelben in den ihnen zugewieſenen Sphären nützlich zu ſein, das erſcheint ihnen langweilig, es wird wenig bemerkt, es iſt keine Gelegenheit, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen ..."

„Sage mir, wo iſt denn Dein beſcheidener, mühevoller Weg?" fragte Stolz.

Oblomow ſchwieg verlegen.

„Geduld! ich muß zuvor meinen Plan —" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, unterbrach ſich aber und fügte ärgerlich und ablenkend hinzu: „Was gehen mich die Menſchen an! ich kümmere mich um ſie nicht; was ich wünſche, iſt ein ideales d. h. normales Leben, wie es die Natur dem Menſchen vorgezeichnet."

„Wie müßte denn dieſes Ideal, dieſe Norm des Lebens beſchaffen ſein?"

Oblomow antwortete nicht.

„Nun ſprich, mache einen Entwurf von jenem Leben, wie Du es Dir wünſcheſt."

„Der Entwurf iſt bereits fertig."

„Ich bitte, erzähle, wie iſt er?"

„Hm!" machte jener, indem er ſich auf den Rücken drehte und zufrieden ſinnend zur Decke hinaufſah, — „zuerſt würde ich auf's Land fahren —"

„Was hindert Dich?"

„Der Plan, der meine Bauern frei, glücklich und zufrieden machen ſoll. Bevor ſie das nicht ſind, ſchäme ich mich unter ihnen. Dann würde ich nicht ſo ganz allein fahren, ſondern mit meiner Frau."

„Ah! das iſt es?" ſagte Stolz überraſcht, — „nun Gottlob! Aber worauf warteſt Du? nach drei, vier Jahren wird keine mehr Deine Frau werden wollen."

„Gegen das Schickſal läßt ſich nicht ankämpfen!" ſeufzte Oblomow — „meine Stellung erlaubt es nicht."

„Wie doch! Und Oblomowka? und die dreihundert Seelen?“

„Was hat das zu ſagen; davon lebt man nicht mit einer Frau.“

„Zwei Menſchen mit dem Einkommen!“ ſtaunte Stolz.

„Wenn aber die Kinder nicht ausbleiben?“

„Verſtehe nur, ihnen eine vernünftige Richtung zu geben, und ſie werden ſich ſelbſt forthelfen.“

„Nein, aus Edelleuten kann ich nicht Handwerker werden laſſen. Abgeſehen aber auch von den Kindern, ſo heiratet man mit der Frau wenn nicht Schwiegermütter, ſo Tanten, wenn nicht Schwägerinnen, ſo andere Verwandte mit — und Du kannſt von einer beſonderen Gunſt des Schickſals reden, wenn ſie nicht alle bei dir beſtändig leben, ſondern ſich nur zu Mittag, zum Kaffee und zum Thee einfinden. Wie ſoll man mit 300 Seelen die Koſten für den Unterhalt dieſer zahlreichen Tiſchgenoſſenſchaft beſtreiten?“

„Gut; man ſchenkt Dir alſo 300,000 an baarem Gelde — was würdeſt Du alsdann beginnen?“ fragte Stolz mit geſpannter Neugierde.

„Auf der Stelle legte ich ſie in der Bank an und lebte von meinen Renten,“ war die fertige Antwort.

„In der Bank zahlt man wenig; warum nicht in einer Actiengeſellſchaft, z. B. in der unſrigen?“

„Nein, Freundchen, dafür danke ich, ſuche Dir andere Kranke.“

„Wie! Du wollteſt mir nicht trauen?“

„Dir — o ja, Deinen Actiengeſellſchaften aber um keinen Preis, — man kennt das ſchon!“

„Auch gut; was würdeſt Du alſo beginnen?“

„Auf meiner bequem eingerichteten Beſitzlichkeit wohnen, meine in der Nähe lebenden Freunde täglich bei mir ſehen — Dich z. B.“

„Würdeſt Du immer auf demſelben Flecke verharren, keine Reiſen machen?“

„Keine.“

„Wenn das, wie Du behaupteſt, der normale Lebenszuſtand wäre, — für wen baut man denn gegenwärtig allenthalben Wege, Eiſenbahnen und Dampfſchiffe? Wir, lieber Ilja, ſollten gegen dieſe Nutz- und Zweckloſigkeit proteſtiren.“

„Wir ſind nicht die Einzigen; viel ſind der Geſchäfts- und Kaufleute, der Beamten und Vergnügungsreiſenden da, die kein Ruheplätzchen beſitzen — mögen die fahren.“

„Was ſtellſt denn Du vor?“

Oblomow ſchwieg wieder.

„Zu welcher Abtheilung in der Geſellſchaft zählſt Du Dich?“

„Frage den Sachar,“ ſagte endlich Oblomow, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Stolz erfüllte den Wunſch des Freundes buchſtäblich, worauf jener allerdings nicht gerechnet.

„Sachar!“ rief er.

Ein Sprung von der Ofenbank, aber ohne Murren — und Sachar erſchien; in ſeinen Augen lag ein geſegneter Schlaf.

„Wer iſt das, der hier liegt?“ fragte Stolz.

Sachar wurde plötzlich ganz munter; er warf einen mißtrauiſchen Seitenblick zuerſt auf den ſonderbaren Frageſteller, dann auf Oblomow.

„Wie, wer? Gott verzeih' mir meine Sünden! können Sie denn nicht ſehen?“

„Ich ſehe nichts,“ ſagte Stolz.

„Komiſch! das iſt ja mein Herr — Ilja Iljitſch!“

„Es iſt gut, Du kannſt gehen.“

Sachar ſchlug ein Kreuz und ging rückwärts hinaus.

„Ein Herr!“ wiederholte Stolz mit anhaltendem Gelächter.

„Nun, ein Gentleman,“ verbeſſerte Oblomow ärgerlich.

„Nein, nein, Du biſt ein Herr!“ und Stolz fuhr fort zu lachen.

„Findeſt Du da einen Unterſchied? ein Gentleman iſt Herr.“

„Ein Gentleman iſt ein ſolcher Herr, der ſich ſelbſt die Stiefel aus- und die Strümpfe anzieht,“ definirte Stolz.

„Ja, ſo thuen es die Engländer, weil ſie an Bedientenmangel leiden — ein Ruſſe aber ...“

„Schön. Fahre jetzt fort in der Schilderung eines Lebens, wie Du es Dir denkſt und wünſcheſt. — Alſo gute Freunde in der Nachbarſchaft; was weiter? Wie würdeſt Du Deine Tage verbringen?“

Und nun beginnt der Dichter ein ideales, träumeriſches, dem melancholiſch-phlegmatiſchen Temperament ſeines Helden in allen Stücken vollkommen entſprechendes Schäfer-Stillleben auszumalen. Es ſind lauter heitere, himmelblaue Sommertage, einer wie der andere: ſtill, friedlich, freundlich. Oblomow ſchwelgt in ewiger Muße. In den Morgenſtunden ein Spaziergang in der friſchen Luft; ein Bad; Thee auf dem Balkon des bequem eingerichteten Herrenhauſes, in Geſellſchaft ſeiner Frau, die eben

erſt aufgeſtanden iſt. Ihre Langſchläferei gereicht ihm zu großer Genugthuung und wird zum Thema fröhlicher, gutmüthiger Neckereien. Sodann Mittags, während der Sonnenhitze, ein loſer, leiſer, kaum merklich in Schlaf übergehender Schlummer; Stunde um Stunde vergeht; folgt ein ausgeſuchtes Diner. Nachmittags in Gemeinſchaft mit ſeiner Frau, die, als ob ſie noch Braut wäre, ſich ſchüchtern an ſeine Seite ſchmiegt, wieder ein Spaziergang nach dem nahen Birkenhain; Thee im Schatten der duftigen Bäume; ein ſittſames Schnäbeln. Abends bei geöffneter Balkonthür — draußen iſt alles ſtill, lauſchig, feierlich — Muſik, Geſang: die „casta diva“, untermiſcht mit den vollen, weichen Flötentönen einer Nachtigall aus dem Birkenwäldchen; ein leichtes Souper; es iſt ſpät geworden; ſeine junge, ſanfte Frau drückt einen verſchämten Kuß auf ſeine Lippen; es iſt Schlafenszeit. ....

„Du hörſt alſo die Arie casta diva gern?“ fragte Stolz, als ſein Freund mit vor Glückſeligkeit feuchten Augen zur Decke hinaufſah und in dem von ihm geſchaffenen Gemälde weiter lebte.

Oblomow ſchwieg, erſt nach einer langen Weile wandte er das geröthete Geſicht halb zu Stolz.

„Du hörſt die casta diva gern,“ wiederholte dieſer, „und das freut mich: Olga Iljinski ſingt dieſelbe hinreißend ſchön. Ich werde Dich mit ihr bekannt machen — das iſt eine Stimme, ein Geſang! Ja, und ſie ſelbſt welch ein bezauberndes Kind! Möglich übrigens, daß ich parteiiſch urtheile, denn ich habe eine Schwäche für ſie. — Indeſſen lenken wir nicht ab — erzähle weiter,“ fügte er hinzu.

„Nun,“ ſagte Oblomow halb erſtaunt, „ich meine es iſt genug; ich meinestheils wünſche nichts mehr, die zufriedenen Gäſte aber gehen aus einander; ſie ſuchen ihre Schlafgemächer auf, denn ich behalte ſie mehrere Tage bei mir. Am nächſten Tage geht jeder ſeinem eigenen Vergnügen nach: der eine angelt, der zweite ſtreift mit der Flinte durch die Wälder, ein dritter thut nichts, er ſitzt einfach ...“

„Ganz einfach, nichts in den Händen?“ fragte Stolz ironiſch.

„Was willſt Du! Nun denn, ein Schnupftuch. — Wie? und Du hätteſt keine Luſt, ſo zu leben?“ triumphirte Oblomow, — „iſt das kein Leben?“

„Und ſo ſollte es bleiben bis an's Ende?“

„Bis an's Ende, bis zum Grabe, und nur ſo müßte es darüber hinaus ſein!“

„Das iſt kein Leben.“

„Wie kein Leben? was mangelt ihm, da Du nur zufriedene Geſichter um Dich ſehen würdeſt, keine Sorgen Dich drücken würden, keine ewigen Fragen über den Senat, die Börſe, den Stand der Actien, den Empfang beim Miniſter, über Rang- und Gagenerhöhung. Alle Geſpräche und Fragen würden einzig nur das Gemüth betreffen, kein Staroſt würde Dich betrügen, Niemand Dir die Wohnung kündigen ... Und dieſe Ruhe, dieſe Verträglichlichkeit — iſt das kein Leben?“

„Nein, es iſt kein Leben.“ Stolz blieb dabei.

„Was, nach Deiner Meinung, iſt es denn,“ fragte Oblomow neugierig.

„Das ...“ Stolz dachte nach; er ſuchte einen paſſenden Ausdruck für ein ſolches Leben — „das iſt Zerfallenheit (Oblomowſchtſchina),“ ſagte er endlich.

„Ob—lo—mowſchtſchina!“ wiederholte Ilja Iljitſch langſam und verwundert über dieſen ſonderbaren Zuſammenhang mit ſeinem Namen — „Ob—lo—mow—ſchtſchina!“ Er ſah Stolz mit großen Augen an.

„Was nennſt Du zerfallen?“ fragte er zuletzt ſchüchtern. „Das Endziel Aller iſt Erholung und Ruhe.“

„Nicht Aller, auch Deins war es nicht vor zehn Jahren; damals ſuchteſt Du noch nach Anderem.“

„Was ſuchte ich denn?“ zweifelte Oblomow und vertiefte ſich in die Vergangenheit.

„Erinnere Dich, denke nach. Wo ſind Deine Bücher, Deine Hefte?“

„Sachar hat ſie verlegt; hier in irgend einem Winkel müſſen ſie liegen.“

„In einem Winkel!“ rief Stolz vorwurfsvoll. „In eben dieſem Winkel liegen auch Deine Vorſätze: dem Vaterlande nützlich zu ſein, bis die Kräfte vorhalten wollen, weil Rußland der Köpfe und Arme noch viele bedarf, um das reiche Material, das in dieſem Lande niedergelegt iſt, zu verwerthen, zu verarbeiten. Das waren Deine eigenen Worte. Angeſtrengt zu arbeiten nahmſt Du Dir vor, um ſüß ausruhen zu können, und ausruhen hieß damals, ſich mit der ſchönen Seite des Lebens, mit den Künſtlern und Dichtern beſchäftigen. Alle dieſe Vorſätze — hat auch dieſe der Sachar in den Winkel verlegt? Erinnere Dich, Ilja, was Du nach den theoretiſchen Studien zu unternehmen gedachteſt: Du gedachteſt fremde Länder zu bereiſen, um das eigene beſſer kennen zu lernen; Du warſt es, der die mannhaften Worte mehr als einmal ausſprach, „daß

Arbeit und Mühe zwar wenig belohnt werden und oft nur in dunkler, unbemerkter Einſamkeit ſchaffen, daß man aber mit dem Bewußtſein, das Seinige gethan zu haben, ruhig ſterben könne" — wie? in welchem Winkel liegt das nun vergraben?"

„Ja, ja," ſagte Oblomow, nachdem er unruhig den Worten des Freundes gefolgt war, — „ich erinnere mich. Es gab eine Zeit, Andrei, wo wir feſt beſchloſſen hatten, Europa nach allen Richtungen hin zu bereiſen: die Schweiz zu durchwandern, unſere Sohlen auf dem Veſuv zu verbrennen, in das verſchüttete Herculanum hinabzuſteigen — ach ja, es waren ſchöne Träume, Kindereien!"

„Kindereien!" wiederholte Stolz unwillig, „warſt Du es nicht, der beim Anblick der Stahlſtiche von Raphaeliſchen Madonnen, von der „Nacht" Correggio's, des Apollo vom Belvedere mit bewegter Stimme ausrief: „mein Gott! wird es mir denn nie vergönnt ſei, alle dieſe Kunſtwerke im Original zu bewundern? werde ich nie alle die andern Herrlichkeiten ſehen, mich an ihnen heranbilden, erheben dürfen?" Solche und ähnliche Schwärmereien entſprangen Deinem Kopfe — es waren alſo nur Kindereien?"

„Nein, es waren ſchöne Stunden," ſagte Oblomow, nachdenklich in die Vergangenheit blickend. Ich erinnere mich noch, wie Du mich bei der Hand nahmſt und ſagteſt: „geben wir uns das Verſprechen, nicht eher zu ſterben, als bis wir alles das geſehen ..."

„Ja damals ſchlugſt Du entzückt in meine Hand und „Dein bin ich, Andrei, führe mich wohin Du willſt" waren deine Worte; Du warſt ſtets ein wenig Schauſpieler. Und nun, Ilja? Ich bin mittlerweile zwei Mal im Auslande geweſen, habe ſtill und aufmerkſam auf den Bänken der Hörſäle von Bonn, Jena und Erlangen geſeſſen, ich kenne Europa nach allen Richtungen hin, wie meine eigene Beſitzlichkeit. Aber geſetzt auch, das Reiſen wäre zu koſtſpielig und nicht Alle ſind im Stande, noch haben ſie die Verpflichtung, ſich dieſes Bildungsmittels zu bedienen — iſt nicht Rußland, das ſo wenig bekannte Vaterland, noch da? Auch Rußland kenne ich und gebe mir Mühe ..."

„Einmal wirſt Du doch aufhören, Dir Mühe zu geben, Du wirſt müde werden," fiel ihm Oblomow in's Wort.

„Nie! Warum?"

„Wenn Du Deine Capitalien wirſt verdoppelt haben," ſagte Oblomow.

„Und wenn ich ſie vervierfache — auch dann nicht."

„Warum," erinnerte jener nach einem längeren Schweigen, „warum, reibſt Du Dich denn auf, zu welchem Zweck arbeiteſt Du, wenn Dein Endziel nicht Ruhe und Erholung von der lebenslangen Anſtrengung iſt?"

„Das iſt die Sprache Deiner Zerfallenheit vom Landleben her."

„Oder, wenn Du Dir durch d n Dienſt eine Bedeutung, eine Stellung in der Geſellſchaft erworben, warum ſollteſt Du da der verdienten Ruhe Dich nicht erfreuen dürfen."

„Das iſt die Petersburger Zerfallenheit."

„Aber wann ſoll man denn leben?" entgegnete Oblomow, gereizt durch die kurzen, beißenden Bemerkungen des Freundes; „wozu ſich das ganze Leben hindurch quälen?"

„Für die Arbeit ſelbſt; in ihr liegt der Lohn. Die Arbeit iſt der Inhalt, das Element und das Ziel wenigſtens meines Lebens. Sieh', Du haſt Arbeit und Mühe aus Deinem Leben verbannt: ſage, wornach ſieht dieſes Leben nun aus? Ich will noch einmal verſuchen, Dich aufzurichten — vielleicht iſt es das letzte Mal. Wenn Du auch dann noch in dieſer grauenerregenden Thatloſigkeit verharrſt, wenn Du hier ſo liegen bleibſt im Verkehr mit den Tarantjews und ähnlichen Leuten, ſo iſt das Ende Deiner Laufbahn nicht ſchwer vorauszuſehen. Jetzt alſo oder nie!" ſchloß er.

Oblomow hatte ihm mit ſteigender Unruhe zugehört. Es war ein Spiegel, den der Freund ihm vorgehalten und er ſchrak zuſammen, als er hineingeſehen.

„Schilt mich nicht, Andrei — hilf lieber, hilf wirklich!" begann er, leiſe, beklommen. „Ich quäle mich ſelbſt damit; und wenn Du hineinſehen würdeſt in mein Inneres und hören, wie es da weint, wie es mir das Herz aufwühlt zu einer tiefen, ewigen Gruft, — gewiß, kein Vorwurf käme von Deinen Lippen. Ich weiß, ich begreife Alles — aber mir fehlt die Kraft und der Wille. Gieb mir Deinen Willen, Deinen Verſtand und führe mich wohin Du willſt. Dir werde ich vielleicht noch folgen, aber allein komme ich nicht von der Stelle. Wahr iſt es, was Du ſagſt: „jetzt oder nie". Noch ein Jahr — das fühle ich wohl — und es iſt zu ſpät."

„Ich erkenne Dich nicht mehr, Ilja."

Oblomow hatte ſich erhoben.

„Sei gerecht, Andrei, und Du wirſt finden, daß in meinem Leben weder ein belebendes noch ein zerſtörendes Feuer je gebrannt hat. Es hatte nicht, wie bei Anderen, einen im Farbenglanz und Feuer erwachenden

Morgen, ging nicht, wie bei Anderen, in den belebenden, hellen, geſchäftigen Tag über, und der Tag neigte ſich nicht, wie es doch natürlich wäre, allmählig immer bleicher und ſtiller dem Abend, bis dieſer endlich in die finſtre Nacht übergeht — nein, mein Leben fing mit dem Verlöſchen an. Sonderbar aber wahr! Von dem Augenblicke an, wo ich eine Vorſtellung von mir erhielt, fühlte ich zugleich, daß ich verlöſche. Ich begann zu verlöſchen über den Schreibereien in der Kanzellei; verloſch dann, indem ich aus Büchern Weisheit ſchöpfte, mit der ich im Leben nichts anzufangen wußte; verloſch im Umgange mit falſchen, verleumderiſchen, geiſt- und herzloſen Freunden und verzweifelte zugleich an der Freundſchaft; verloſch in Geſellſchaft jenes Mädchens, dem ich mehr als die Hälfte meiner Einkünfte hingab und mir einbildete, daß ich ſie liebte; ich verloſch, indem ich Geld, Zeit und Verſtand an faden Vergnügungen verſchwendete, die meine Eitelkeit ſuchte — und ich fühle auch jetzt, daß ich mehr und mehr verlöſche." Die Sprache verſagte ihm; er mußte anhalten. Dann fuhr er fort: „Heute begreife ich zwar, daß jenes Leben, welches ich führte, ein ſchlechtes war, damals aber hatte ich Niemand, der mich auf einen edleren Lebenszweck hätte aufmerkſam machen können, kein Freund war da, der mir ein Halt zurief. Du kamſt und ſchwandſt wie ein leuchtender Komet in langen Zwiſchenräumen; was mir Dein Anblick Tröſtendes gewährte, war, als Du ſchwandſt, bereits vergeſſen und ich — ich verloſch und verloſch ..."

Stolz hatte für dieſe bewegt geſprochenen Worte Oblomows keinen Spott mehr; er hörte und ſchwieg gedankenvoll.

Oblomow fuhr fort. „Du ſagſt mir, mein Geſicht wäre welk, die Züge ſeien abgeſpannt, — ja, ich bin ein morſcher, alter, abgetragener Rock, morſch geworden nicht durch Arbeit und Anſtrengung, ſondern dadurch, daß in mir zwölf Jahre lang ein Feuer brannte, welches, da es immer und immer wieder keinen Ausweg fand, mich alſo weder zu beleben, noch ganz zu zerſtören vermochte, — in ſeinem Gefängniß nur glimmte, aufflackerte und endlich erloſch. Zwölf Jahre ohne Licht und Leben ſchlummern, guter Andrei — kannſt Du es mir verdenken, wenn ich nicht mehr erwachen möchte."

„Warum rißt Du Dich nicht los, warum entflohſt Du nicht!" rief Stolz mit einem gelinden Aufbrauſen.

„Wohin ſollte ich fliehen?"

„Wohin? an die Wolga meinetwegen, zu Deinen Bauern! Nach Sibirien wäre ich gerannt ..."

„Siehſt Du, ſolche Gewaltmittel verſchreibſt Du ſtets," bemerkte Oblomow muthlos. „Ein trauriger Troſt jedoch bleibt mir: ich ſtehe nicht allein da. Die Michailows, Petrows, Semeonows, Stepanows — wer zählt ſie alle, nach denen ich oder die nach mir geartet ſind: unſer Name iſt Legion!"

Stolz befand ſich noch unter dem Einfluß des offenherzigen Geſtändniſſes und ſchwieg. Nach einer Weile holte er tief Athem:

„Ja, viel Waſſer iſt fortgeſtrömt — das Rad will ſtehen bleiben. In dieſem Zuſtande darf ich Dich nicht zurücklaſſen; ich werde Dich mit mir nehmen zuerſt in's Ausland, von dort mußt Du nach Oblomowka, wo ſich ſchon eine Beſchäftigung für Dich finden wird."

„Ja, fahren wir, wohin es auch ſei, nur fort von hier," brach es unwillkürlich aus Oblomow hervor.

„Morgen müſſen die einleitenden Schritte zur Erlangung eines Paſſes in's Ausland gethan ſein, dann treffen wir die übrigen Anſtalten — hörſt Du, Ilja, diesmal ſtehe ich nicht von Dir ab — alſo morgen!"

„Was? morgen!" rief Oblomow, wie aus den Wolken fallend.

„Und Du möchteſt nicht auf morgen verſchieben, was Du heute thun kannſt? welcher Fortſchritt! Nein, heute iſt es bereits zu ſpät, doch verſpreche ich Dir: nach zwei Wochen ſind wir über alle Berge."

„Was fällt Dir ein, Freund? Wer wird ſo Knall und Fall ... Alles muß reiflich überlegt und vorbereitet werden ... Ein Tarantaß iſt unumgänglich ... Vielleicht nach zwei, drei Monaten."

„Ha, ha! ein Tarantaß — wie bedeutſam!" lachte Stolz. „Nein, bis zur Grenze fahren wir in der Poſtkutſche oder direct nach Lübeck auf einem Dampfer; draußen aber ſind faſt überall Eiſenbahnen."

„Was aber ſoll aus der Wohnung, aus Sachar, aus Oblomowka werden?" proteſtirte Oblomow, „irgend eine Verfügung muß man über dieſe Gegenſtände doch vorher treffen."

Die Hand dem Freunde auf die Schulter legend, flüſterte Stolz ihm in's Ohr: „Mögen ſie zerfallen, Ilja, und Anderen, Neuen, Beſſeren Platz machen." Dann wünſchte er ihm lächelnd eine gute Nacht und begab ſich zur Ruhe. Noch einmal wandte er ſich an der Thür um: „denke daran, Ilja; jetzt oder nie!" — —

Und was der Freund ſo theilnehmend anſtrebt: das bejammernswerthe Daſein des Freundes umzuwandeln, ihn aufzurütteln aus ſeiner

krankhaften Unthätigkeit, wovon er tief bewegt einſieht, daß es nur jetzt oder nie geſchehen kann — es geſchieht nie.

Eingeführt in die Iljinskiſche Familie, ſteht Oblomow die Nichte des Hauſes, jene Olga, die die casta diva ſo wunderbar ſchön ſingt, und gewinnt ſie bald tief und innig lieb. Und wiederum: „wer einmal in ſein reines, kindliches Gemüth hineingeblickt und dieſes gerade, hinterhaltsloſe, ewig vertrauende Herz durchſchaut hat," heißt es von Oblomow, „der wird und muß ihm gut werden." Und die noch ſehr jugendliche, aber verſtändige, ſchöne Olga hatte aufmerkſam hineingeblickt, ſie hatte hineingeſchaut in das redliche Herz, denn Stolz, der Mann, an dem ſie ſich herangebildet, den ſie verehrte — der hatte ſie darum gebeten. Als ſie ihm aber gut geworden war und er immer derſelbe blieb, tief und rein von Gemüth, ſanft und ſchüchtern, — da gewann auch ſie ihn tief und innig lieb. Nichts als der auszuführende Wille hindert ihn, ſie als Weib heimzuführen. Aber er kann ſich nicht einmal entſchließen, ſein Verhältniß zu dem ihn unabläſſig daran erinnernden, liebeglühenden Kinde der Tante gegenüber zu declariren. Es vergeht ein Jahr, zwei Jahre vergehen — er hat noch immer nicht den Schritt gethan. Inzwiſchen iſt er weder in's Ausland gefahren, noch auf ſeine Beſitzlichkeit, noch hat er ſich überhaupt aus dem Weichbilde Petersburgs entfernt, ſondern iſt, wie Tarantjew prophezeit hatte, auf die Wiborger Seite, in das ſtille, einſame Häuschen der Gevatterin gezogen. Dieſe iſt, wie wir wiſſen, eine noch junge Wittwe, wirklich brav und gut und ein vollkommener Gegenſatz zu ihrem Gevatter und zu ihrem Bruder, zwei abgefeimten Schurken, die gemeinſam den ſorgloſen Edelmann ſowohl, als die bis zur Einfalt treuherzige Frau ausbeuten. Auch hier, im Hauſe der braven Wirthin, die den ſanften und immer ſo ſtillen Miether und Koſtgänger pflegt und wie ihren Augapfel hütet, — hier, wie in der Gorochowaja, beſteht ſeine Tagesbeſchäftigung in fruchtloſen Betrachtungen über die vorzunehmenden ökonomiſchen und bauerfreundlichen Verbeſſerungen auf Oblomowka, Betrachtungen, zu denen ſich nun noch das verſteckte, ihn daher quälende Verhältniß zu Olga geſellte und die natürlich im bequemen Schlafrock, auf dem Divan angeſtellt wurden. Aus dieſer ihm lieb gewordenen Lage reißt ihn nur von Zeit zu Zeit eine dringende Aufforderung ſeitens des jungen Mädchens, dem er Liebe und Treue gelobt, deſſen Haus er aber aus der übergroßen Gewiſſenhaftigkeit, die heimliche Braut durch ſeine vor der Welt noch nicht berechtigten Beſuche zu compromittiren, immer ſeltener und ſeltener aufſucht.

Indeſſen hofft er in vier Monaten mit Hülfe bezahlter Agenten die Angelegenheiten auf ſeinem Gute in Ordnung gebracht und das Herrenhaus in einen zur Aufnahme des treu geliebten Weſens würdigen Zuſtand verſetzt zu haben. Dann erſt, ſo iſt es bei ihm beſchloſſen, wird er Olga's Tante von ſeinen Abſichten in Kenntniß ſetzen und ſie um ihrer Nichte Hand bitten. Dieſe Gedanken begleiten ihn heute zu Olga, die geduldig Harrende mit ihnen zu erfreuen.

„Vier Monate! noch vier Monate des Zwanges, des geheimnißvollen Zuſammenkommens, des verfänglichen Lächelns und des Indiscretion auf den Geſichtern der Leute!" dachte Oblomow, als er die Treppe zu Iljinski's hinaufſtieg.

Er war bereits an die Thür von Olga's Zimmer getreten; Niemand kam ihm entgegen. Sie ſaß in ihrem kleinen Salon, im Leſen eines Buchs vertieft. Als er plötzlich ihr gegenüber erſchien, ſchrak ſie zuſammen, dann aber — und während die Blicke eine angefangene Zeile zu Ende laſen — bot ſie ihm freundlich lächelnd ihre Hand.

„Biſt Du allein?" fragte er.

„Ja. Meine Tante iſt nach Zarskoe-Selo gefahren; auch ich ſollte mit, aber ich hatte Dich ja zu heute herbitten müſſen," betonte ſie. „Wir werden ſo gut wie allein zu Mittag ſpeiſen; nur Marja Semeonowa habe ich auffordern laſſen, ſonſt hätte ich Dich ja nicht empfangen dürfen. Heute alſo kannſt Du Dich vor der Tante wieder nicht erklären — das iſt traurig — aber morgen, nicht wahr?" fügte ſie mit einem einſchmeichelnden Blick auf ihn hinzu. — „Wärſt Du ungehalten geweſen, wenn ich die Tante begleitet hätte, wie?"

Er ſchwieg.

„Du biſt ſorgenvoll, ſprich, fehlt Dir etwas?" fuhr ſie fort.

„Ich habe einen Brief aus Oblomowka erhalten. Mein Nachbar, der aus Gefälligkeit zeitweilig die Sorge um das Gut übernommen, bittet mich, ich möge nun bald ſelbſt herüberkommen, da eigene Angelegenheiten gegenwärtig ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen."

„Wie nun?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„Heute berieth ich mich über dieſe Angelegenheit mit dem Bruder meiner Wirthin; er ſchlug mir einen ſachkundigen Mann vor, den ich bevollmächtigen will, ſtatt meiner die Mißſtände in Oblomowka zu reguliren."

„Wie! einen fremden, unbekannten Menſchen bevollmächtigen, ihm ein Gut anvertrauen!" rief verwundert Olga.

„Der Bruder meinte, der Mann ſei eine ehrliche Seele; er diene mit ihm bereits zwölf Jahre; ſein einziger Fehler ſei, daß er ſtottere.“

„Aber von welcher Art iſt denn der Bruder Deiner Wirthin? Kennſt Du ihn?“

„Nein; aber dem Anſehen nach ſcheint er ein geſetzter, braver Geſchäftsmann; außerdem wohne ich im Hauſe ſeiner Schweſter und da müßte er ſich doch wohl ſchämen, mich zu hintergehen.“

Olga hatte den Blick zu Boden geſenkt und antwortete nichts.

„Sonſt,“ fuhr er nach einigen Zeichen der Verlegenheit fort, „wäre ich ja gezwungen, mich ſelbſt nach Oblomowka zu begeben, und, aufrichtig geſtanden, dazu fehlt mir die Luſt.“

Sie ſah immer noch gedankenvoll zu Boden, während ihr Fußſpitze den kleinen Morgenſchuh hin und her ſchwänkte.

„Geſetzt ſogar, ich reiſte, ſo kommt ſicher nichts Gutes dabei zum Vorſchein. Ich habe für die Sache nicht das kleinſte Verſtändniß: der Staroſt wird mir einbilden, was er will — ich muß ihm glauben; er wird mir Geld geben, ſo viel es ihm beliebt — ich darf ihn nicht einmal beargwöhnen. — Ach, wenn doch der Andrei jetzt hier wäre — er würde Alles gut machen!“

Olga lächelte, d. h. ihre Lippen lächelten nur, das Herz aber — das Herz war zum Zerſpringen voll. Sie wandte ſich zum Fenſter und ſah hinaus.

„Ich,“ fuhr er fort, „vermag alſo dort nichts, während mein Agent bereits ein Gut verwaltet hat, von dem Beſitzer aber, wie mir der Wirthin Bruder ſagt, nur wegen ſeines Stotterns entlaſſen wurde. Ihm gebe ich unumſchränkte Vollmacht, vertraue ihm meine Entwürfe zur Umgeſtaltung Oblomowka's an; er wird Material aufkaufen, ein neues bequemes Herrenhaus errichten laſſen, die Abgaben eintreiben, das Getreide verkaufen, mir Geld mitbringen — und dann ... Wie froh bin ich, liebe Olga,“ ſagte er, ihre Hand küſſend, „daß damit die Hinderniſſe hinweggeräumt ſein werden, die ſich unſerer Verheirathung bis jetzt in den Weg geſtellt. Eine Trennung hätte ich nicht ertragen; der Gedanke iſt ſchrecklich. Für's Erſte aber müſſen wir vorſichtig ſein ...“

Sie ſah ihn groß und enttäuſcht an und erwartete den bittern Reſt ſeiner Worte.

„Ja,“ begann er von Neuem, vorſichtig, verlegen, — „wir werden uns nur ſelten ſehen dürfen: noch geſtern deutete man ſogar ſchon auf der

Wiborger Seite auf unſer Verhältniß an — und das will ich nicht, das darf ich Deinetwegen nicht zugeben. Wenn der Agent alles wird geordnet haben — darüber dürfte kaum mehr als ein Jahr hingehen — dann kann uns nichts mehr trennen — wir ſagen alles der Tante und ... und ..."

Er ſah Olga an: ſie war bewußtlos in den Stuhl zurückgeſunken, das Haupt war auf die Seite gefallen und die Lippen waren bleich geworden. Er hatte bei dem Gedanken an die freudvolle Zukunft nicht bemerkt, daß ſie bei den Worten „wenn der Agent alles wird geordnet haben" plötzlich bleich wurde und den Schluß ſeiner Phraſe nicht mehr hörte.

„Olga! mein Gott, was iſt ihr!" rief er und ſchellte.

Sie erholt ſich unter den Bemühungen ihrer Zoſe nur langſam, bittet dann den Oblomow ruhig und abgemeſſen, daß er ſie hier erwarten möge, und läßt ſich nach ihrem Schlafgemach geleiten. Der Vorfall hat auf die Gewiſſenhaftigkeit unſeres Helden in belebender Weiſe gewirkt. Olga's Zuſtand macht ihm die bitterſten Vorwürfe und mit eins iſt er entſchloſſen, noch heute mit der Tante zu ſprechen, morgen ſelbſt mit ſeinem Agenten nach Oblomowka zu reiſen, dort alles in's Reine zu bringen und dann ...

Leiſe trat er an die Thür des Schlafgemaches, klopfte leiſe an und flüſterte ebenſo leiſe aber fröhlichen Tones: „Olga, Olga! kommen Sie doch nur wieder zum Vorſchein, — ich habe Ihnen etwas Freudiges mitzutheilen."

Eine lange Pauſe verging.

Da öffnete ſich langſam die Thür und Olga trat in den Salon: er ſah ſie an — und wie ein Stein im Waſſer waren alle ſeine guten Vorſätze und Entſchlüſſe plötzlich verſchwunden.

Während der einſtündigen Abgeſchloſſenheit ſchien ſie älter geworden. Das Antlitz bleich, die Lippen feſt geſchloſſen, in jedem Zuge noch die Reſte eines ſchmerzhaften Kampfes, — ſonſt gezwungene Ruhe, Unbeweglichkeit, Reſignation und nur das blitzende Auge ſpricht von beleidigtem Stolze.

In dieſen Zügen las er ſein Urtheil: welches — das wußte er noch nicht, aber das Herz pochte ihm ſo laut und heftig, wie noch nie. Solch ein Augenblick war in ſeinem Leben noch nicht dageweſen.

„Olga, ſieh mich nicht ſo an, ich fürchte mich vor dieſen Blicken," ſagte er und fuhr fort, den Ton ſeiner Stimme immer tiefer und tiefer ſenkend und das vor ihm ſtehende, völlig veränderte Weſen ängſtlich beobachtend: „Ich habe es überlegt: man muß durchaus anders handeln;

ich bin entſchloſſen, in Begleitung meines Sachkundigen ſelbſt nach Oblomowka zu reiſen ... um —"

Sie ſchwieg, den Blick unverwandt auf ihn geheftet, gleich einer Erſcheinung. Ihm ſagte eine leiſe Ahnung, welcher Urtheilsſpruch ihm bevorſtehe; er ſtreckte die Hand nach dem Hute aus, denn nichts ſchien ihm in dieſem Augenblicke ſchrecklicher als eine entſchiedene Erklärung, vielleicht eine Trennung auf immer. Doch faßte er ſich ein Herz.

„Habe ich recht verſtanden?" fragte er mit veränderter Stimme.

Langſam und mit in die Seele greifender Sanftmuth neigte ſie das Haupt zum Zeichen der Bejahung. Hatte er, wie geſagt, auch Aehnliches vorausgeſehen, ſo erbleichte er doch und rührte ſich nicht vom Fleck. Sie ſchien müde und abgeſpannt, ſtand aber ruhig und unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt. Es war jene übernatürliche Ruhe, in welcher die ſich concentrirenden Gefühle dem Menſchen plötzlich alle Kraft wiedergeben, um nicht zu wanken, — aber auch nur für einen Moment. Sie glich einem Verwundeten, welcher die Hand auf die Wunde preßt, um noch etwas zu ſagen und dann zu ſterben.

„Du haſt mich zu haſſen angefangen?" begann er wieder.

„Um was?" brachte ſie mühſam heraus.

„Um alles, was ich gegen Dich verſchuldet."

„Was thateſt Du?"

„Ich liebte Dich; das hätte ich nicht thun dürfen."

Sie lächelte wehmüthig.

„Darum nicht, weil ich wußte, daß Du Dich in mir irren würdeſt ... Vielleicht verzeihſt Du mir, wenn Du Dich erinnerſt, daß ich es war, der Dich einſt offenherzig bat, mich zu vergeſſen, weil eine Zeit kommen würde, wo Du Dich meiner ſchämen, bereuen müßteſt ..."

„Ich bereue nicht — mir thut es nur ſo weh, ſo weh ..." Sie mußte anhalten, die Sprache verſagte.

„Gewiß, mich ſchmerzt es mehr — aber ich hab's verdient, — doch Du, warum quälſt Du Dich?"

„Das iſt die Strafe für meine Anmaßung, dafür, daß ich mir zu viel zutraute," ſagte ſie; „darin habe ich geirrt, nicht aber darin, was Du befürchteſt: ich glaubte, daß es mir gelingen werde, Dich zu beleben, glaubte, daß Du um meiner willen zu leben anfangen würdeſt — doch Du biſt ſchon lang geſtorben. Ich mochte in dieſem feſten Vertrauen keinen Irrthum vorausſehen, ich wartete geduldig und hoffte, und hoffte vergeblich ..."

Mühſam ließ ſie ſich auf einen Stuhl nieder.

„Ich kann mich nicht mehr aufrecht erhalten, meine Füße zittern ... Ein Stein hätte ſich belebt unter meiner Hingebung und Liebe — Du aber biſt geſtorben. Meine Kraft iſt nun gebrochen. Nicht wahr, Ilja, Du wirſt mir nie vorwerfen können, daß ich aus Stolz oder Laune zurückgetreten bin?"

Er verneinte ſtill mit dem Haupte.

„Biſt Du überzeugt," fuhr ſie erſchüttert fort, „daß uns keine, keine Hoffnung übrig bleibt?"

„Ja, es iſt wahr. Und doch," fügte er unſchlüſſig hinzu, — „nach einem Jahr vielleicht ..."

Ihm fehlte der Muth, ſeinem Glücke den verhängnißvollen Schlag zu verſetzen.

„Glaubſt Du denn wirklich, daß in einem Jahr Deine Angelegenheit und Du ſelbſt werden hergeſtellt ſein? Glaubſt Du das? — denke nach."

Er athmete tief auf; er kämpfte mit ſich. Sie ſah das und fuhr fort:

„Eben betrachtete ich das Bildniß meiner Mutter; mir iſt, als wenn der Anblick mir Rath und Kraft gewährt hätte ... Wenn Du in dieſer letzten Stunde offen und ehrlich ... Bedenke, Ilja, wir ſind keine Kinder und ſcherzen nicht — es handelt ſich um das ganze Leben! Frage Deine Ehrenhaftigkeit ſtreng und ohne Winkelzüge — ich kenne Dich und vertraue Dir ganz — frage Dich: wirſt Du Ausdauer beſitzen für das ganze Leben? wirſt Du mir das ſein können, weſſen meine Erziehung und meine Neigung bedürftig ſind? Du kennſt mich und weißt, was ich meine. Wenn Du wohlüberlegt und feſt „ja" ſagſt, nehme ich meinen Entſchluß zurück — hier iſt meine Hand — und folge Dir, wohin Du willſt, ſei's ins Ausland, ſei's nach Oblomowka, — ja ich folge Dir ſogar auf die Wiborger Seite."

Er ſchwieg lange.

„Wenn Du wüßteſt, wie ich Dich liebe ..."

„Ich erwarte keine Liebesverſicherung, ſondern eine kurze Antwort," unterbrach ſie ihn faſt trocken.

„Quäle mich nicht," bat er muthlos.

„Nun, Ilja, habe ich Recht oder nicht?

„Ja," ſagte er laut und deutlich, „Du haſt Recht!"

„So iſt es Zeit, daß wir ſcheiden," entſchied ſie.

Er ſtand unbeweglich.

„Iſt es denn wirklich," begann er, konnte jedoch nicht vollenden und nur der tief bewegte Ausdruck ſeiner Augen ſchien zu bitten: „vergieb!"

Auch ſie wollte etwas ſagen, bot ihm aber nur ſchweigend die Hand, die jedoch, ohne die ſeinige erſt berührt zu haben, kraftlos herabfiel; auch ſie gedachte ihm ein Lebewohl zu ſagen, aber die Stimme brach, die Lippen zuckten convulſiviſch und, Hand und Stirn auf ſeine Schulter lehnend, fing ſie heftig an zu ſchluchzen. Die Waffen waren ihr aus der Hand gewunden; die Vernünftlerin war verſchwunden und nur das Weib, das gegen Herzleid umgepanzerte Weib ſtand in ſeiner angebornen Wahrheit da.

Dann ließ ſie ſich auf einen Stuhl nieder, drückte ihr Taſchentuch an das Geſicht und weinte bitterlich.

„Olga," ſagte er endlich, „warum marterſt Du Dich? Mag ich auch jedes Glückes unwürdig ſein, aber Du — ſchone Du Dich doch! Du liebſt mich; glaubſt Du, die Trennung nicht ertragen zu können — nimm mich hin, wie ich bin, liebe an mir das, was ich Gutes beſitze."

„Nein, nein —" flüſterte ſie, „um mich und um mein Leid ſei ohne Sorgen; das Leid weine ich mit den Thränen aus und dann werde ich ſtill ſein. Hindere mich nicht ... Geh! Ach, nein, bleibe! O, es thut weh, es thut ſo ſchrecklich weh — hier im Herzen ..."

Das Schluchzen wurde heftiger als zuvor.

„Und wenn das Weh nun um ſich greift?" ſagte er ſanft und wehmüthig, „wenn Deine Geſundheit erſchüttert wird? Solche Thränen ſind Gift. Weine nicht, Du mein Engel, weine nicht ... vergiß mich ..."

„Nein, laß mich weinen! Nicht über die Zukunft wein' ich, ſondern über die Vergangenheit; nicht ich weine, ſondern die Erinnerungen weinen ... die ſind mir an das Herz gewachſen — und da ſchmerzt es — o es ſchmerzt ſo ſchrecklich — wenn ſie gewaltſam losgeriſſen werden!"

„Still, Olga, ſtill — ich fürchte alles für Dich ..."

„Sei ohne Sorge," ſagte ſie noch einmal und ſah ihn durch die thränenfeuchten Augen trüb lächelnd an. „Ich liebte in Dir das, was ich wollte, daß es in Dir ſei, das, worauf Stolz mich aufmerkſam gemacht und was ich mit ihm anſtrebte. Ich liebte den Oblomow, nicht wie er iſt, ſondern wie er werden ſollte; ich liebte den zukünftigen Oblomow! Du biſt ſanft und brav, Ilja, biſt mild und zärtlich — und ſchüchtern; Du möchteſt Dein ganzes Leben unter fremder Leitung, unter fremden Schutz zubringen ... aber das genügt mir nicht: ich muß mehr, viel mehr an einem Manne wahrnehmen, um ihn nicht allein zu lieben, um

ihn auch zu achten und zu ehren. Was iſt es, das ich an Dir vermiſſe, nenn' es, biete es mir — dann, ja ... aber Milde und Zärtlichkeit — die genügen mir nicht."

Dieſe harten Worte berührten Oblomow tief; er mußte ſich ſetzen. Aus ſeinem traurigen Lächeln ſprach es deutlich: „ja, ja, ich bin ein armſeliger Menſch, ein Bettler — kommt nur alle herbei und ſchlagt auf mich los — vernichtet mich ganz!" — es ſprach ſo vernehmlich aus den leidenden Zügen, daß Olga zu ihm hineilte, ihn heftig umſchlang und liebkoſend bat:

„Vergieb mir, mein Freund, vergieb mir — ich wollte Dich nicht verletzen; ich weiß nicht, was ich ſpreche, meine Sinne ſind verwirrt! — Vergiß alles, laß alles beim Alten bleiben ..:"

„Nein, das ſoll es nicht. Sei nur ruhig, Du ſprachſt die Wahrheit: ich tauge zu nichts." Das Haupt ſank ihm wieder auf die Bruſt.

Sie ſah ihn an und weinte.

„Geh' — geh' — ich ertrag's nicht länger! — Warum ſtürzte auch Alles zuſammen?" fuhr ſie nach einer Weile wie ſinnend fort, — „was thatſt Du, Ilja, daß Dich das Schickſal ſo ſehr verfolgt? Du biſt gut, klug, biſt ſanft und edel — und gehſt unter — was brachte Dich dahin? Das Uebel hat keinen Namen ..."

„Es hat einen," ſagte er kaum hörbar.

Sie ſah ihn fragend an.

„Oblomowſchtſchina," flüſterte er leiſe, ergriff ihre Hand, preßte ſie heftig an ſeine Lippen, während heiße, große Thränentropfen von ſeinen Wangen herabrollten. Dann, ohne aufzuſehen, wandte er ſich um und ſchritt ſchnell hinaus.

Er ſieht ſie nicht mehr wieder. Die Trennung war auf immer.

Stolz hat ſich inzwiſchen faſt ununterbrochen im Auslande umhergetummelt. Nur zwei Mal hatte er perſönlich hineinblicken und hineingreifen können in die heimatlichen, namentlich in die Oblomowſchen Zuſtände: das eine Mal, um ſich zu überzeugen, daß der Freund nicht mehr zu erwecken, aufzurütteln ſei, daß man aber, wenn auch an den Perſonen verzweifeln, ſo doch die Sachen retten, neu aufbauen müſſe. So erſteht unter ſeinen Händen ein neues Oblomowka: den ſpitzbübiſchen Agenten, den vom „Bruder" vorgeſchlagenen „Sachkundigen" treibt er aus der in kurzer Zeit nur noch ärger ausgeſogenen Beſitzlichkeit, ſtellt einen deutſchen, ſein Vertrauen genießenden Verwalter an — und bald merkt

Oblomow an den ihm regelmäßig zukommenden, ſtetig ſteigenden Einkünften, daß Oblomowka ſich zuſehends hebt, — das andere Mal in Petersburg, wo Stolz eine ſchändliche Betrügerei aufdeckt, die der „Bruder“ und der vertriebene „Sachkundige“ gegen Oblomow unternommen, ausgeführt und die Früchte derſelben bereits mehr als ein Jahr lang genoſſen haben. Auf Veranlaſſung des Tarantjew nämlich, der Rache ausübte wegen einer Ohrfeige, mit der ihn der ſonſt ſo friedliebende, langmüthige Oblomow geſtraft, weil er von Fräulein Iljinski in frecher Weiſe ſprach, fälſchen die beiden erſtgenannten Gauner einen Schuldſchein auf mehrere Tauſend Rubel, den ſie dem Edelmann in einem von ihnen ſelbſt herbeigeführten unzurechnungsfähigen Zuſtand zur Unterſchrift vorlegen. Mit dieſem Papier preſſen ſie in ſchnell auf einander folgenden Terminen dem dadurch in drückendſte Noth verſetzten aber von ſeiner Schuld überzeugten Oblomow große Summen ab. Seine brave, aufopfernde Wirthin hat keine Ahnung von dieſen verbrecheriſchen Umtrieben (der Schuldſchein beglaubigt die Forderung an Oblomow); ſie verkauft ihren Schmuck, ihre werthvollen Sachen, um nur dem faſt heilig verehrten „Herrn“ die gewohnte Lebensweiſe annähernd erſetzen zu können, denn Oblomow bezahlt einen Theil ſeiner Schuld nach dem andern mit jeder Geldſendung aus Oblomowka gewiſſenhaft „nach Sicht.“

Eigene Geſchäfte rufen den thätigen Freund in's Ausland. In Paris begegnet er einmal zufällig Iljinki's. Olga, das nun zwanzigjährige, ſchöne, ernſte Mädchen, hat die Tante zu der Reiſe veranlaßt. Stolz war ſchon dem Kinde gut geweſen; er wurde es dieſer unter dem ihm unbegreiflichen Einfluſſe der Erinnerung immer noch leiſe leidenden, intereſſanten Erſcheinung mehr als je. Lange huldigt er ihr ſtill; dann bewirbt er ſich offen um ihre Hand. Da brechen ſich bei ihr die Erinnerungen an ihre Liebe zu Oblomow mit Heftigkeit Bahn und es kommt zur Erklärung. Stolz ſtaunt nicht. Er hat vielleicht, als er den Freund mit ihr bekannt gemacht, Aehnliches vorausgeſehen, aber auch, falls das eheliche Ziel den Zerrütteten nicht ändern würde, richtig geurtheilt, daß es zwiſchen Beiden nie zu einem reellen und dauerhaften Bündniſſe kommen könne. Er ſagt ihr offen dieſe ſeine Meinung; er überzeugt ſie endlich und nimmt ſie ganz für ſich ein, denn geehrt und geachtet hat ſie den thatkräftigen, willensſtarken Mann von jeher. Als wieder ein Jahr vergangen, ſind ſie Mann und Frau. Mit Oblomow kommt ſie zwar nie mehr in perſönliche Berührung — denn er, im Innerſten beruhigt über ihre nun ſchöne Zukunft, bittet,

bei allen Aufforderungen des Freundes, die alten Wunden nicht aufzureißen — aber das vereinte Streben Beider bleibt immer darauf gerichtet, den Einſamen, Lebensmüden zum Leben zurückzuführen. Vergebens! — —

Jahre ſind vergangen. Oblomow hat die Wiborger Seite, das Häuschen der Wittwe lange nicht mehr verlaſſen. Dort war es ſo ſtill, ſo einſam, das Gewühl der Welt lag ſo fern und die Wirthin hegte und pflegte ihn mit uneigennütziger, rührender Sorgfalt. Er war dankbar, ſie war, wie geſagt, noch jung; er heiratet die Willige. Von ihr war er wenigſtens überzeugt, daß ſie ihn mit allen ſeinen Mängeln noch immer gern nahm; es that ihm wohl, zu wiſſen, daß es noch Jemand gab, den er glücklich und zufrieden machen konnte. Als ſie ihm dann einen Erben ſchenkte, wurde auch er, glücklich wohl nicht und zufrieden auch nicht, aber ruhig, ſehr ruhig, bis er endlich an den Folgen ſeines unbeweglichen Lebens, an einem Schlagfluſſe, ſtill, unbemerkt das ſtille, unbemerkte Leben beſchließt

Stolz übernimmt die Sorge um Oblomowka, um den kleinen Erben des Gutes und um den alten, ſeinen Herrn ſchmerzlich vermiſſenden Sachar.

Fr. Cziesch.

Ueber die Träume.

Das wache Leben des Menſchen wird, einzelne Fälle ausgenommen, innerhalb beſtimmter Zeitgrenzen regelmäßig durch einen Uebergang aus dem Wachen in den Schlaf unterbrochen.

Dieſer Wechſel iſt als ſolcher für die meiſten Menſchen kaum ein Gegenſtand der Beobachtung und des Nachdenkens. Er erregt als Uebergang von einem Zuſtand in den anderen zunächſt nur ein ſubjectives Intereſſe, inſofern darin die Befriedigung des Naturbedürfniſſes der Erholung und Krafterneuerung gefühlt wird oder die Hoffnung auf das Wiedererwachen ſich daran knüpft, welches den weiteren Genuß des Lebens in Ausſicht ſtellt. Vorzugsweiſe iſt es das Wachen, worauf wir Werth legen; denn es iſt im Allgemeinen gleichbedeutend mit Leben, und wer wollte nicht gern leben? Im Wachen entfaltet ſich das Leben, das Reich der Empfindungen und Bewegungen, der Gefühle, Begierden und Leidenſchaften, des Wollens, Denkens und Handelns, kräftig, mannigfaltig und das Selbſtbewußtſein erhöhend. Das Wachen gleicht dem erfreuenden Lichte des Tages, das den Leib und die Seele zu ſich hinzieht, gleichſam als ob ſie ihm verwandt wären. Das helle Tageslicht wird immer mit Freude begrüßt, da uns dieſes Licht uns ſelbſt wiedergiebt. Der Schlaf, wenn er nicht mit Naturnothwendigkeit uns erfaßte, würde nicht vermißt werden. Nur wenn die Müdigkeit des Leibes und Geiſtes uns drückt oder Sorge, Noth, Armuth und Krankheit die Heiterkeit des Wachens zu ſehr trüben, wird der Schlaf gewünſcht oder erſehnt. Dann erſcheint er als ein glücklicher Zuſtand, weil er Müdigkeit, Schmerzen und Kummer vergeſſen läßt. Mag man jedoch aus dieſen oder anderen Anläſſen dem Schlaf eine freundliche Bedeutung geben: an und für ſich ſteht er zum

lebendigen, wachen Bewußtſein in einem empfindlichen Gegenſatz. Er löſcht mit dem Schmerz auch die Freude aus; er verdunkelt die Sinne, hebt das Bewußtſein unſer ſelbſt auf; er iſt die Andeutung des Todes und gleicht der Finſterniß, die wir naturgemäß verabſcheuen.

Dennoch hat der Schlaf von einer andern Seite eine außerordentliche Bedeutung gewonnen und zwar durch ſeinen Begleiter, den Traum. Nicht immer ſchneidet der Schlaf den Faden des Bewußtſeins ganz ab und erzeugt eine völlig leere Lücke in der Geſchichte unſeres Lebens. Sehr häufig eröffnet er im Traume eine eigenthümliche Welt, die uns Bilder und Vorſtellungen, Handlungen und Erlebniſſe, Gefühle und Ideenfolgen von außergewöhnlichem Sinn erblicken und uns an ſonſt unerreichbaren Wirklichkeiten Theil nehmen läßt. Dieſe Traumerſcheinungen ſind es, welche auf das wache Leben der Menſchen einen großen Einfluß ausgeübt haben und noch ausüben, und unter den beſtimmenden Kräften, von denen der Entwickelungsgang der Menſchengeſchichte nicht weniger als das individuelle Daſein abhängt, eine folgenreiche Stelle einnehmen. An Traumerſcheinungen ſchließt ſich die Bildung gewiſſer urweltlicher Vorſtellungen, welche die Grundlage ſpäterer höherer Culturformen geworden ſind. Der Traum brachte den früheſten Menſchen das Daſein einer anderen als der ſinnlich wahrnehmbaren Welt, zum Bewußtſein und ließ eine reichhaltige Gruppe überſinnlicher Vorſtellungen entſtehen. Er erzeugte die Ahnung von der Fortdauer nach dem Tode und eben hiermit einen Theil der dem Todtencultus zugehörigen Gedanken und Handlungen. In ihm erblickte der Menſch fremde Weſen und hörte eigenthümliche Stimmen, deren Eindruck ſich in ſein Wachen entſcheidend fortſetzte. Der Traum wurde eine Brücke, auf welcher höhere Mächte mit ihm und er mit ihnen verkehrte, und hatte allerlei die Verehrungsweſen der Menſchen betreffende Vorſtellungsgebilde zu Folge, welche zum Theil die Grundlage ſpäterer Religionsentwickelungen geworden ſind. Aus dem Traumleben ſind verſchiedene Aeſte eines Gedankenkreiſes erwachſen, den der Unterrichtete und wiſſenſchaftlich Gebildete gegenwärtig für Wahn und Aberglauben hält, der aber in der Geſchichte der Menſchheit eine große Rolle ſpielt, ſeit den Orakeln träumender Prieſter und Prieſterinnen bis auf die noch in der Jetztzeit beliebten Traumdeutungen. Nicht weniger hat der Traum auf die politiſche und ſociale Stellung der Völker ſeine Macht und Bedeutung geäußert. Durch ihn ſind Volksſtämme auf die Wanderung geführt; er hat ihnen Furcht und Schrecken oder Hoffnung auf eine glücklichere Exiſtenz eingeflößt. Er hat

ſchwache Weſen zu Trägern hoher Ideen gemacht und die Kriegsſchaaren zu Heldenthaten begeiſtert. Er hat die künftige Größe ſolcher Männer erblicken laſſen, die berufen waren, ihrer Zeit eine andere Richtung zu geben, und hat die Träumenden und Traumgläubigen in Beſchützer und Anhänger ſolcher Männer umgewandelt. Endlich hat, abgeſehen von dieſen und andern Werthen, der Traum mit ſeinen verwandten Erſcheinungen auch die Aufmerkſamkeit der Wiſſenſchaft auf ſich gezogen und iſt eine Aufgabe für die Forſchung geworden, an deren Löſung ſie noch arbeitet.

Im Nachfolgenden ſollen einige das Traumleben der Seele betreffende Fragen vorzugsweiſe von der pſychologiſchen Seite erörtert werden. Eine ſolche Erörterung ſtößt, wenn ſie auch nur im beſcheidenen Maße einigen Werth beanſpruchen will, auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Träume ſind nämlich allerdings den meiſten Menſchen bekannt, dennoch fehlt es noch ſehr an geſichteten und kritiſchen Darſtellungen von Thatſachen, auf die man ebenſo fußen könnte, wie man ſich auf die beobachteten Thatſachen in der äußeren Wahrnehmungswelt berufen darf. Stützt man ſich auf die eigene Beobachtung und Erfahrung allein, ſo bemerkt man zwar, daß jedem Traume eine Bewußtſeinsform beiwohnt, die in einzelnen Fällen ſogar die Reflexion auf den Inhalt und den Verlauf des Traumes zuläßt; allein dieſes Bewußtſein iſt oft dunkel oder geht raſch vorüber. Gewöhnlich kann die Beobachtung des Traumes erſt eintreten, wenn nicht mehr geträumt wird, und der Menſch weiß, daß er geträumt hat, erſt wenn er erwacht iſt. Erſt wenn der Traum in dem völlig wachen Bewußtſein ſich wie ein geweſenes Erlebniß darſtellt, wird man mit den Eigenthümlichkeiten deſſelben bekannt. Oft tritt auch ein Beſtandtheil des Traumes erſt während des nachfolgenden Tages oder noch ſpäter in die Erinnerung und zieht andere Beſtandtheile nach ſich. Dann geſchieht es eben leicht, daß das wache Bewußtſein unwillkürlich Manches in die Erinnerung des Traumes einfügt: man bildet ſich ein, Allerlei geträumt zu haben, was der geweſene Traum nicht enthielt. Die Kunſt, Träume methodiſch zu erzeugen, iſt noch in den erſten Anfängen; gehabte Träume aber zu erneuern, verſteht man, wenn es nicht wiederum im Traum geſchieht, noch nicht, und ebenſo wenig kann der Eine der Beobachter der Träume eines Andern ſein. Aus dieſen Gründen erregen die Erzählungen von Träumen im Allgemeinen den Verdacht der Irrthümlichkeit, auch wenn man von den Fällen abſieht, wo Traumliebhaberei oder Neigung zu phantaſtiſchen Vorſtellungen und insbeſondere zur Traumdeutung einen Einfluß auf die Wiedergabe des

Traumes ausübt. Deßhalb pflegt man aber auch den Erscheinungen des Traumlebens, die in Schriften oder mündlich erzählt und dargestellt werden, nicht den Werth zuzuschreiben, den die psychische Welt, insofern sie aus Thatsachen des wachen Bewußtseins besteht, allgemein für sich in Anspruch nimmt. Die geistigen Ereignisse und Thätigkeiten im wachen Bewußtsein, wie verschieden sie nach der Individualität, nach dem Geschlecht, dem Alter, dem Bildungsgrade, der Nationalität, dem Glauben und dem Lebensberuf sein mögen, haben so viel Gleiches und Constantes an sich, daß man sie in eine Erfahrungslehre hat zusammenstellen und eine fortschreitende Erkenntniß darauf gründen können. Es ist zweifelhaft, wie weit sich eine solche Beschaffenheit auch von dem Traumleben der Seele erwarten läßt. Hiermit hängt zusammen, daß den Traumerscheinungen auch unter den Gelehrten ein verschiedener Werth beigelegt wird und die Ansichten darüber weit aus einander gehen.

Das Gesagte dient dazu, das Gefühl der Unsicherheit zu rechtfertigen, das Jeder empfinden muß, der etwas Beachtenswerthes über die Träume vorbringen will. Der Verfasser dieser Zeilen ist sich solcher Unsicherheit sehr bewußt und behauptet deßhalb nicht, daß seine Auffassung und Ansicht auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen darf. Er wünscht vielmehr nur die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand zu schärfen und insbesondere zu zeigen, wie man in der Auffassung des wirklich Thatsächlichen der Traumwelt, wie weit solche möglich ist, mehr Regel und Methode bringen kann, als gewöhnlich dabei vorkommt. Er meint, diese Absicht am besten zu erreichen, wenn er seine Mittheilungen an bestimmte einzelne Fragen anschließt, und hat hierzu solche gewählt, für welche unter den Umständen, die ihn über die Träume zu sprechen veranlaßten, ein allgemeineres Interesse erwartet werden durfte.

1. Ob die Seele in jedem Schlafe träumt.

Es möge zuerst gleichsam eine Vorfrage berührt werden, nämlich die Frage nach dem Zustande der Seele im Schlaf und insbesondere ob sie in jedem Schlafe träumt oder ob es auch einen ganz traumlosen Schlaf giebt.

Geht man von der Erfahrung aus, so ist bekannt, daß wir manche Nacht schlafen, ohne daß uns nach dem Erwachen das Geringste als ein Solches bewußt würde, was während des Schlafes in der Seele vorgegangen war. Deßhalb hört man auch häufig die Meinung aussprechen,

es gebe einen ganz traumlosen Schlaf. Diese Schlußfolgerung ist jedoch durch die genannte Erfahrung nicht gerechtfertigt. Wer über einen Traum in dem darauf erfolgten Wachen Etwas aussagen will, muß sich des Traumes erinnern, d. h. einzelne Bestandtheile des Traumes oder das ganze Traumgebilde sich zum Bewußtsein bringen. Daß dies geschieht, ist aber an Bedingungen geknüpft, die vielleicht im betreffenden Fall nicht stattfanden, weßhalb denn auch die Erinnerung ausblieb. Die Behauptung also, man habe traumlos geschlafen, läßt es unentschieden, ob sie nicht bloß daher rührt, daß der Traum nicht zur Erinnerung gekommen, sondern vergessen war.

Durch Erfahrung läßt sich mithin die aufgeworfene Frage nicht entscheiden, sondern man muß sich nach anderen Gründen für die Bejahung oder die Verneinung umsehen.

Nun leuchtet ein, daß wir Etwas *vergessen* können nur dann, wenn wir eben dasselbe vorher einmal *gewußt* haben. Was ich *nie* wußte, wovon ich *nie* ein Bewußtsein hatte, was mir nie und in keiner Weise ein Bewußtes, sondern was *ein durchaus Unbewußtes für mich* war, das kann ich auch nicht vergessen. An eben ein solches nie bewußt Gewesenes kann man deßhalb auch nie sich erinnern. Es wird ausdrücklich *sich erinnern* gesagt, damit nicht gegen unsern Satz von solchen Fällen ein Einwand erhoben werde, in denen wir uns Etwas zum Bewußtsein bringen, was doch vorher und bis dahin ein ganz Unbewußtes war. Sich Etwas zum Bewußtsein bringen, ist nicht immer dasselbe, als sich an Etwas erinnern, zur Erinnerung an Etwas gelangen und sich hierin desselben bewußt werden. Wir bringen uns zum Bewußtsein irgend eine Wahrheit dadurch, daß wir eine Demonstration derselben finden oder einer solchen von Seiten eines Andern folgen. Solche Wahrheit konnten wir bis dahin aber nicht vergessen, weil wir sie noch niemals wußten, und können uns auch erst von nun an, da wir sie wissen, kräftig an sie wieder erinnern. So gewinnt der Mensch von Vielem ein Bewußtsein, von dem er vorher nie etwas wußte. Ebenso ist es auch möglich, daß wir im wachen Zustande von einer Vorstellung, die wir unter anderen antreffen, das Bewußtsein bekommen, daß diese Vorstellung eine geträumte sein müsse, obgleich sie möglicher Weise, als sie während des Schlafes durch die Seele ging, kaum oder nur dürftig eine bewußte war. Oder, wenn nicht ein Bewußtsein von einer einzelnen Vorstellung, so kann doch ein solches davon entstehen, daß man überhaupt geträumt hat. In solchen Fällen entsteht

aber das Wiſſen oder das Bewußtſein nicht durch die Erinnerung, ſondern durch einen Schluß, durch den wir auch wiſſen, daß Vieles in unſerem Gedächtniß ruht, von dem Manches wieder zum Bewußtſein kommen wird. Sich Etwas zum Bewußtſein bringen, fällt alſo nicht immer zuſammen mit dem Sicherinnern, ſowie das Nichtwiſſen nicht immer gleichbedeutend iſt mit dem Vergeſſenhaben.

Man muß alſo annehmen, daß, wenn wir uns eines Traumes ſollen erinnern können, dann auch dieſer Traum ein Bewußtes geweſen ſei. Jeder zur Erinnerung kommende, alſo nicht vergeſſene Traum war von einem Bewußtſein begleitet. Welcher Art dieſes Bewußtſein im Traum iſt, ob es daſſelbe iſt, was wir im Wachen haben, oder dem Grade oder der Beſchaffenheit nach davon verſchieden, gehört nicht hierher. Dennoch aber muß umgekehrt nicht jeder Traum, alſo nicht jedes Erlebniß des Traumbewußtſeins nach dem Erwachen nothwendig ein bewußtes bleiben oder in die Erinnerung eintreten. Denn, damit dieſes Letztere geſchieht, ſind wiederum noch andere Bedingungen nöthig als die, daß der Traum früher ein Bewußtes war.

Auf die obige Frage läßt ſich hiernach zunächſt ſo viel antworten, daß außer den zur Erinnerung gekommenen Träumen allerdings während des Schlafes auch Träume in der Seele geweſen ſein können, deren man ſich wachend nicht erinnert. Ob aber ſolche nicht zur Erinnerung kommende Träume in allen Nächten, aus deren Schlaf man ſich keines Traumes erinnert, ſtattfanden, bleibt noch unentſchieden. Wäre es jedoch nothwendig, daß die Seele in jedem Schlaf träumte, dann würde folgen, daß die Seele auch in keinem Schlafe ganz bewußtlos wäre.

Dieſe letzte Folgerung aber iſt es nun, die uns bedenklich macht. Die Behauptung, es werde in jedem Schlafe geträumt, ſchließt die Vorausſetzung ein, daß die Seele nie völlig bewußtlos ſein könne. Wäre alſo völlige Bewußtloſigkeit ein mit dem Seelenleben nicht unvereinbarer Zuſtand, ſo würde auch ein Schlaf ohne Traum zuläſſig ſein.

Auch über dieſen letzten Satz kann die Erfahrung unmittelbar nichts entſcheiden; denn ein Zuſtand völliger Bewußtloſigkeit läßt ſich als ſolcher nie erfahren, weil dieſe Erfahrung eben ſelbſt wieder ein Bewußtſein wäre. Deßhalb darf man ſich auch nicht auf krankhafte oder künſtlich hervorgerufene Zuſtände, wie Schwindel, Betäubung, Ohnmacht u. A., berufen, die man als ganz bewußtlos zu denken pflegt. Wohl aber giebt es andere Gründe, die zu der Annahme, daß ein Zuſtand der Bewußtloſigkeit für

die Seele zuläſſig ſei, berechtigen. Alles Bewußtſein nämlich, in welcher Form und in welchem Grade es auch gedacht wird, entſteht in der Zeit oder tritt wenigſtens in der Zeit hervor. Wir ſchließen aus verſchiedenen Erfahrungen, daß unſer Bewußtſein wechſelt und ſich nicht durch alle Zeit ausdehnt, ſondern auch aus der Zeit zurückweicht. Das Bewußtſein giebt ſich ferner als ein graduell verſchiedenes zu erkennen; es wird mit Recht als mehr oder weniger klar, als dunkler oder heller gedacht; es verhält ſich wie eine ſteigende und fallende Größe, die auch auf Null herabſinken kann. Die Erfahrung berechtigt endlich zu dem Schluſſe, daß die Thätigkeit der Seele im Wachen immerwährend zwiſchen dem Bewußten und dem Unbewußten ſchwankt, daß alles Bewußte im Wachen vom Unbewußten abhängt, vom Unbewußten begleitet wird, und daß alles Bewußte aus dem Unbewußten entſpringt, welches jenem vorhergeht. Kurz, wir hegen hiernach Alle die Ueberzeugung, daß während des Wachens die überwiegend größere Anzahl der Vorſtellungen und Gedanken, die wir uns zuſchreiben, außer der Sphäre des Bewußtſeins iſt, ohne daß die Activität der Seele in ihnen und durch ſie aufhört.

Hiermit iſt nun der für die Beurtheilung des Zuſtandes der Seele im Schlaf richtige Geſichtspunkt gefunden.

Der Zuſtand des Bewußtſeins im Wachen hängt von einer Anzahl theils körperlicher theils rein pſyſiſcher Bedingungen ab. Wie weit dieſe Bedingungen beim Uebergang in den Schlaf und während deſſelben bleiben oder wie weit ſie zurücktreten, ſo weit wird auch die Seele verſchiedene Formen des Bewußtſeins durchlaufen und keine der letztern möglicher Weiſe gänzlich verlieren, ohne daß darum ihre unbewußte Thätigkeit aufgehoben wäre. Man darf ſich überhaupt das Wachen und Schlafen, das Bewußtſein und das Unbewußtſein in der Wirklichkeit nicht ſo getrennt und entgegengeſetzt denken, wie die Wörter und Begriffe davon getrennt und entgegengeſetzt ſind. Wie es im Wachen Bewußtes und Unbewußtes giebt und das Letztere ſogar in weit überwiegendem Maße, ſo iſt nach Analogie zu folgern, daß daſſelbe Verhältniß auch im Schlaf fortbeſteht. Im Schlaf iſt der Traum nur eine Art des Bewußtſeins unter mehreren andern und das Unbewußtſein kann möglicher Weiſe ſo zunehmen, d. h. die Bedingungen des Bewußtſeins können ſo weit zurücktreten, daß vom Bewußten nichts übrig bleibt.

Unſere Meinung geht alſo dahin, daß die Seele nicht nothwendig in jedem Schlafe träumt, obwohl es Gründe dafür geben mag, daß es in

den meisten Fällen geschieht. Es ist aber auch die Ansicht nicht richtig, als ob, wenn die Seele nicht in jedem Schlafe träume, hiermit ihre ganze Activität und folglich ihr Wesen selbst aufgehoben sei. Die Thätigkeit der Seele im Schlaf ist nicht auf das Träumen beschränkt, wie sie im Wachen auch nicht auf das Bewußte beschränkt ist; sie tritt in ihren unbewußten Formen noch tiefer zurück, ohne daß sie deßhalb aufhörte, Seele zu sein. Auch im tiefsten Schlaf dauern ihre Vorstellungen und Gedanken fort, wie sie auch im Wachen fortdauern, wenngleich sie gehemmt und unbewußt sind. In diesen ihren unbewußten Zuständen ist die schlafende Seele nicht unthätig, wie es darin auch die wachende nicht ist, und behält in denselben die reale Möglichkeit, nicht bloß zu einem Traumbewußtsein zu gelangen, sondern auch zum vollen und wachen Bewußtsein zurückzukehren.

2. Die Abgeschiedenheit des Traumes vom wachen Bewußtsein.

Wer träumt, ist der Welt des wachen Bewußtseins abgekehrt. Der gewohnte Vorstellungsverlauf hat geendigt. Das tägliche sinnliche Bewußtsein, das auf der gegebenen Anschauungswelt, dem habituellen Körpergefühl und den gewohnten Verrichtungen des Tages beruht, ist entschwunden. Nur Bruchstücke des wachen Lebens tauchen in den Träumen auf, entweder als Erinnerungsbilder oder als neue Formen des alten Inhaltes. Niemals — so wird wenigstens von genauen Traumbeobachtern behauptet, und meine Erfahrung stimmt bis jetzt damit überein — trifft man im Traum eine längere, volle Reihe von Zuständen, Erlebnissen und Handlungen an, die für eine treue und wahre Wiederholung und Erinnerung aus dem wachen Leben gelten könnte. Während die Erinnerung an den Traum nach dem Erwachen mehr oder weniger möglich ist und mitunter sich durch Treue und Vollständigkeit auszeichnet, geht im Traum das Gedächtniß für den geordneten Inhalt des wachen Bewußtseins und dessen normales Verhalten so gut wie ganz verloren. Das wache Leben beruht auf Regelmäßigkeit und Ordnung, auf Verbindung und Festigkeit, auf bestimmter Zeitfolge und periodischer Wiederkehr. Es enthält hierin alle Bedingungen einer sicheren und treuen Erinnerung. Diese zeigen sich im Wachen auch stets wirksam und verbürgen den Zusammenhang unsrer Lebensgeschichte. In den Traum aber reichen sie nicht hinein, sondern in diesem hat die Seele die Befähigung verloren, sich der in jenen

Bedingungen liegenden Stützen zu bedienen. „Nie," sagt K. F. Burdach*), „wiederholt sich im Traum das Leben des Tages mit seinen Anstrengungen und Genüssen, seinen Freuden und Schmerzen; vielmehr geht der Traum darauf aus, uns davon zu befreien. Selbst wenn unsre ganze Seele von einem Gegenstande erfüllt war, wenn tiefer Schmerz unser Innerstes zerrissen oder eine Aufgabe unsre ganze Geisteskraft in Anspruch genommen hatte, giebt uns der Traum entweder etwas ganz Fremdartiges oder er nimmt aus der Wirklichkeit nur einzelne Elemente zu seinen Combinationen oder er geht nur in die Tonart unserer Stimmung ein und symbolisirt die Wirklichkeit."

Diese Eigenthümlichkeit des Traumbewußtseins besteht also darin, daß längere, in der Wirklichkeit und auf Grund eines wachen sinnlichen Erlebens gebildete Vorstellungsweisen in ihm nicht zur Reproduction, nicht zur vollen Wiedererinnerung gelangen. Was wir am Tage gethan und erfahren haben, kommt im Traum nicht so wieder vor, wie wir uns im Wachen am folgenden Tage desselben nochmals bewußt werden können. Im Wachen machen wir, von einer Reise zurückgekehrt, diese Reise in Gedanken noch einmal, von Ort zu Ort, mit allen Erlebnissen, wie sie in der Zeit einander folgten. Eine solche Wiederholung kommt im Traum nicht vor. Der Traum macht dazu wohl einen Ansatz, aber das folgende Glied bleibt aus; es tritt verändert auf oder an seiner Stelle erscheint ein ganz fremdes. Die Geschichten, Handlungen und Erlebnisse im Traum haben in vielen Fällen eine Aehnlichkeit mit denen des wachen Lebens, aber diese Aehnlichkeit heißt immer nur so viel, wie daß sie allenfalls auch wohl könnten sich im wachen Leben zutragen; sie haben es aber nicht und werden es auch nicht. Man kann hinzufügen, daß diese außerordentliche Gedächtnißlosigkeit und Erinnerungsschwäche der Seele im Traum für ihren während des Wachens so sehr befestigten Inhalt nicht bloß die längeren Reihen von Bildern und Vorstellungen, sondern häufig auch die einzelnen Bilder und Vorstellungen trifft, wovon sich Jeder an den Bildern bestimmter Dinge oder Personen leicht überzeugt.

Die fast erinnerungslose Abgeschiedenheit der Seele im Traum von dem regelmäßigen Inhalte und Verlaufe des wachen Lebens erscheint auffallend und hat zu verschiedenen Deutungen oder Erklärungsversuchen Anlaß gegeben. G. Th. Fechner, in der Psychophysik, Th. 2, S. 520,

*) Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. 3. S. 474.

iſt geneigt anzunehmen, daß der Schauplatz der Träume überhaupt ein anderer ſei als der des wachen Vorſtellungslebens, zwiſchen beiden Gebieten aber Verknüpfungen und Wechſelwirkungen eintreten. Ohne die Vorausſetzung einer ſolchen realen Trennung zweier Gebiete würde, meint er, die Zuſammenhangsloſigkeit, die zwiſchen dem Traumleben und dem wachen Vorſtellungsleben ſtattfindet, und der weſentlich verſchiedene Charakter beider nicht erklärbar ſein. Wenn beide auf einem und demſelben Boden ſtänden, würde der Traum bloß in einem niedrigeren Grade der Intenſität das wache Vorſtellungsleben fortſetzen und den Inhalt und die Form deſſelben theilen müſſen. Burdach ſcheint das genannte Verhalten des Traumbewußtſeins zunächſt aus der teleologiſchen Natur des Schlafes erklären zu wollen. Der Schlaf ſoll in der Oekonomie der Natur die Aufgabe haben, die Seele gleichſam von den Mühen und Anſtrengungen der bewußten und geordneten Thätigkeit im Wachen zeitweilig zu erlöſen, um ſie dazu von Neuem geſchickt zu machen: er muß alſo auch die Erinnerung an ſie auslöſchen. Dieſe Auffaſſung wird von anderen Phyſiologen getheilt. Burdach begnügt ſich jedoch damit nicht, ſondern fügt noch eine andere Anſicht hinzu. Er meint, daß die Seele im Schlafe auf die Stufe eines frühern Daſeins zurücktrete, wohin ſie zwar Mancherlei aus der von ihr erlangten höheren Bildung mitnehme, es jedoch nicht angemeſſen gebrauchen könne. „Die Seele ſteigt in die Nacht des Fruchtlebens herab, indem ſie ſich gegen die Außenwelt iſolirt, Sinn und Bewegung aufgiebt und wieder an das Geſammtleben ſich knüpft, von welchem ſie als Eigenes im Wachen ſich abgelöſt hatte, ſo daß die äußere Wirklichkeit ihr Recht verliert. Die Phantaſie, gleich der bildenden Kraft, welche im Embryo geſtaltend ſich geäußert hatte, ſchafft die Traumgeſtalten. Der Traum iſt die Naturthätigkeit der Seele, welche nicht durch die Macht der Individualität beſchränkt, nicht durch Selbſtbewußtſein geſtört, nicht durch Selbſtbeſtimmung gerichtet wird, ſondern die in freiem Spiele ſich ergebende Lebendigkeit der ſenſibeln Centralpunkte iſt.“ *)

Der Verfaſſer kann ſich weder mit der einen noch mit der andern Auffaſſung befreunden. Er hält an dem Grundſatze feſt, daß man ſich über jeden Fall des Traumlebens zunächſt an den Formen und Verhältniſſen des wachen Bewußtſeins orientiren und die für dieſes gefundenen Regeln auch auf jenes anzuwenden ſuchen muß.

*) A. a. O. Bd. 3. S. 486.

Im Wachen nun schließt sich zunächst gleichfalls an die bei weitem größere Anzahl von Wahrnehmungen, Erlebnissen, Bewegungen und Handlungen keinerlei Gedächtniß und Erinnerung an. Wir stehen in jedem Moment des Wachens dem größten Theil der erlebten Eindrücke und Erfahrungen ebenso unwissend und vergessend gegenüber, wie die Seele im Traum den regelrechten Begebenheiten des Wachens gegenüber steht. Der größte Theil von Gestern und Vorgestern, noch mehr von den Wochen, Monaten und Jahren ist spurlos in die Vergessenheit versunken. Aus der unzähligen Menge von Wahrnehmungen, Erlebnissen, Bewegungen und Handlungen hebt sich nur *eine bestimmte Reihe* von Gliedern hervor und bleibt in der Erinnerung, im Gedächtniß. Der Rückblick in alle unsere ehemaligen, vergangenen Zustände gleicht der Ansicht eines fernen Gebirges, von dem wir nur die beleuchteten Spitzen wahrnehmen, während Alles, was unter ihnen liegt, in tiefes Dunkel gehüllt ist. Daher füllt die Lebensgeschichte selbst des berühmtesten, erfahrungsreichsten und thatkräftigsten Mannes doch immer nur einige Bände: sie enthalten nur den hellgebliebenen, schmalen Strom, der auf dem Inhalte der ganzen Vergangenheit wie auf einer verdüsterten Fläche dahin fließt. Diese dem wachen Bewußtsein zugehörige Thatsache wird aber gewöhnlich übersehen und nicht weiter beachtet.

Fragt man, wodurch so vielem Verlorenen gegenüber jene bestimmte erinnerungsfähige Reihe im Gedächtniß gehalten wird, so erkennt man leicht, daß dies daher kommt, weil die einzelnen Glieder derselben gar nicht bloße und nackte Erinnerungsbilder oder bloße Vorstellungen von früher gesehenen Orten, Personen, Dingen, von früher erlebten Ereignissen, Bewegungen und Veränderungen, von früher gesprochenen oder gehörten Worten u. s. w. sind. Man findet vielmehr, daß jedem Gliede noch andere geistige Elemente, Gefühle, Schmerz, Freude, Begierden, Leidenschaften, Interessen, Bestrebungen, Pläne u. s. w., überhaupt bestimmte *psychische Werthe* anhängen. Wäre dies nicht der Fall, so würden alle jene ehemaligen Wahrnehmungen und Erlebnisse in ihren Erinnerungsbildern und Vorstellungen aus einander fallen, und es würde den meisten so ergehen, wie es auch jetzt schon vielen andern ergeht. Da aber jedes Bild solcher Art in einer geistigen Umhüllung schwebt, in welcher das eigentliche und wahre Erinnerungsinteresse liegt, so besitzt es eben in ihr auch eine *Erinnerungsgröße*, durch welche es mit den übrigen zusammengehalten und ins Bewußtsein zurückgeführt wird.

Es findet aber bei allen Erinnerungen ein sehr bemerkenswerther Unterschied statt. Das eben Gesagte bezieht sich nämlich fast ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise auf solche Vorstellungsreihen, deren Hauptglieder aus ehemaligen wirklichen Wahrnehmungen von Dingen oder Personen oder Localitäten oder Begebenheiten bestehen. In allen diesen Fällen ist die Seele genöthigt, sich möglichst in den früheren Erlebungszustand zurückzuversetzen, wenn eine Erinnerung bewirkt werden soll. Dies kann nach dem Gesagten nur in doppelter Weise geschehen. Es kommt entweder zuerst der psychische Werth zum Bewußtsein und dieser führt das Einzelglied, die Vorstellung des Ortes, der Person u. s. w. herbei, oder aber die letztere ist zuerst gegeben und erneuert das Wiederbeleben des psychischen Werthes. Kommt z. B. eine Begebenheit aus meiner früheren Jugend mit einem gewissen psychischen Werthe mir wieder ins Gedächtniß, so nimmt mein Vorstellen die Form des Bildhaften an: es ist der bestimmte Ort, wo sie geschah, oder die bestimmte Person, mit der ich sie erlebte, oder ein anderweitiges Bildliches, welches der Träger derjenigen geistigen Zustände ist, die den Sinn und die Bedeutung jener Begebenheit ausmachten. Umgekehrt wenn zuerst die Vorstellung, das Erinnerungsbild des Gartens oder des Spielplatzes der Jugend wieder erneuert wird, so bleibt es nicht aus, daß auch diese oder jene Gefühle, Begehrungen und Handlungen, die in bestimmten Situationen und Erlebnissen auf jenen Räumen entstanden, wieder bewußt werden. Wie weit der Zusammenhang von der bildlichen Vorstellung zu dem psychischen Werthe und von diesem zu jener reicht, so weit wird die Erinnerung ihre Fäden unwillkürlich und ohne unser Zuthun ausspinnen. Wo aber nur eine schwache Andeutung des einen oder des andern Momentes im Bewußtsein verspürt wird, weiter aber nichts, und nun erst der Wille, die absichtlich suchende Erinnerung nöthig wird, ein Bestreben, aus der Gegenwart des Bewußtseins in den vergangenen Inhalt desselben zurückzutreten, da wird die Beihülfe bald der bildhaften Vorstellung bald des psychischen Werthes schmerzlich vermißt. Man sucht sie hier und da und gelangt nur mühsam auf die rechte.

Ganz anders aber ist es, wo sich die Vorstellungen schon unabhängig von dem bildhaften Inhalte der Seele bewegen, wo, wie man sagt, Begriffsreihen, nur angeheftet an bestimmte Sprachformen, d. h. an constante Lautbilder, es sind, in denen und durch die eine Erinnerung zu Stande kommen soll. Hier hat die Seele ganz andere Mittel. Es will

Jemand z. B. ſich an den Beweis einer beſtimmten geometriſchen Wahrheit erinnern. Hier hilft ihm Nichts die Zurückverſetzung an den Tiſch, an dem er ſaß, als er den Beweis zum erſten Male führte, Nichts die Erinnerung an das Buch oder an die Seite des Buches, wo der ſprachliche Ausdruck des Beweiſes ſteht, oder an die Figur, die dazu gehört. Vielmehr, was er thut und thun muß, beſteht jetzt darin, daß er den Begriffscomplex nimmt, in welchem die logiſchen Bedingungen des Beweiſes, alſo ſeine Prämiſſen liegen. Die Bewegungen, die in dieſem Complex entſtehen, nennt man Nachdenken. Dies kann nur durch die Combinationen geleitet werden, die entſtehen oder dem abſichtlichen Suchen ſich darbieten, und durch deren Effect, welcher als Beweiskraft, als Fortſchritt in der anwachſenden Erkenntniß, d. h. im Wiſſens und Bewußtwerden verſpürt wird. Das Nachdenken kann das Geſuchte willkürlich und mit Gewißheit wiederfinden, wenn es ſich nur Zeit nimmt. Unterliegt allerdings auch hier die Summe der Elemente, aus deren Compoſition das Wiſſen, alſo die Erinnerung, entſpringt, gleichfalls den allgemeinen Geſetzen der Reproduction, ſo unterliegt eben dieſen doch nicht der Verſtand, die ſuchende Combination, das Denken als ſolches. Dieſes letztere ſelbſt vielmehr, geleitet von der Hauptbegriffsreihe, welche die geſuchte Wahrheit einſchließt, greift in die mechaniſch reproducirten Glieder ein und bringt ſie ſelbſtbewußt, d. h. den Erkenntnißwerth appercipirend, in die logiſche Verknüpfung. Der Verlauf iſt hier kein rein pſychiſch ſich ſelbſt überlaſſener, ſondern ein durch eine höhere Kraft dirigirter. Einen verlorenen d. h. einen vergeſſenen Beweis kann ich wiederfinden, weil ich ihn nochmals erfinden kann. Das Erfinden heißt hier allerdings üblicher Weiſe Entdeckung, iſt aber eine ſolche im Grunde nicht. Jede erſte Wahrheit wird erfunden, weil ſie vorher niemals exiſtirte. Wir nennen ſie Entdeckung, weil uns jede Wahrheit als eine im Reiche der Erkenntniß ſelbſtſtändig beſtehende Sache erſcheint.

Im Traum nun treten zunächſt, was ihm eigenthümlich iſt, ſämmtliche logiſche, auf Verhältniſſen und Beziehungen beruhende Operationen der Seele zurück. Was man von einzelnen Träumen erzählt, in denen Erfindungen oder Entdeckungen gemacht ſind oder ſein ſollen und logiſche Operationen ſich vollzogen: da iſt, wie die Erfahrung in den meiſten Fällen gezeigt hat, im Traum nur eine ſchematiſche Nachahmung ſolcher Operationen geweſen. Der Verlauf der Vorſtellungen, gleichſam die Linien, die ſie beſchreiben, nimmt zwar die Form einer logiſchen Curve an, die

Elemente dieſer Curve ſind aber nicht von denjenigen bewegenden Kräften getroffen und determinirt, welche die richtigen Coordinaten hätten erzeugen können. Die Form der Beweisführung und Erkenntniß iſt da, aber es wird Nichts bewieſen und Nichts erkannt, gleich wie man auch im Wachen ganze Schlußreihen nach einer logiſchen Formel bilden kann, die nicht den geringſten Erkenntnißwerth haben. Beim Erwachen erſcheint dann auch die Form als ein Mißbrauch, als unpaſſend und unlogiſch, weil ſie nun eben den Wirkungen jener berechtigten Kräfte ausgeſetzt iſt, die über ihren Werth entſcheiden. Iſt aber auch einmal wirklich etwas Sinniges und Wahres im Schlaf gefunden, ſo fragt ſich, wie weit noch der Traum als ſolcher ſtattfand oder wie weit ſchon die Formen des wachen Bewußtſeins ſich neben ihm oder durch ihn hindurch wieder vorgedrängt hatten.

Andrerſeits aber geht die Seele im Traum realiter noch tiefer in ihren primitiven Inhalt zurück. Sie verliert mit dem Aufhören der ſinnlich thätigen Anſchauung und des normalen Lebensbewußtſeins auch den Grund, in welchem ihre Gefühle, Begehrungen, Intereſſen und Handlungen wurzeln. Sie wird auf den Standpunkt der Senſation, der Empfindungserregung, zurückgeführt und verliert damit alle Bedingungen, mit den wieder oder neu erzeugten Bildern den Proceß zu verbinden, den ſie im Wachen an ihre Erinnerungsbilder anknüpft. Auch diejenigen geiſtigen Zuſtände, Gefühle, Intereſſen, Werthſchätzungen, welche im Wachen den Erinnerungsbildern anhaften, unterliegen gleich den Functionen des Verſtandes einem verdunkelnden Drucke, in Folge deſſen ſich ihre Verbindung mit den Bildern auflöſt. Die Wahrnehmungsbilder von Dingen, Perſonen, Localitäten, Begebenheiten und Handlungen des wachen Lebens werden einzeln ſehr zahlreich reproducirt, aber keins derſelben bringt ſeinen pſychiſchen Werth mit. Dieſer iſt von ihnen abgelöſt und ſie ſchwanken deßhalb in der Seele nach eigenen Mitteln umher, durch welche zwar ihrem Zuſammentreffen entſprechend gleichfalls Gefühle, Affecte, Begehrungen, überhaupt allerlei Gemüthszuſtände entſtehen können, nur nicht diejenigen, welche den normalen Verbindungen der Bilder und Vorſtellungen im Wachen zugehören.

In dieſem Umſtande, ſcheint es, liegt der pſychiſche Grund, warum der Traum keine längere Erinnerungsreihe aus dem wachen Bewußtſein wiedergeben kann. Natürlich iſt die Sache hiermit nicht erklärt, ſondern nur in ihrem Verhalten auseinandergelegt. Es fragt ſich eben, woher dieſer Umſtand ſelbſt ſtammt. Da man innerhalb der pſychiſchen Sphäre

allein keine Urſache entdecken kann, welche die Seele nöthigen müßte, die feſteſten Verbindungen und Zuſammenhänge ihres eigenen innern Lebens aufzulöſen und dadurch gleichſam ein Werk zu zerſtören, das ſie mit vieler Mühe aufgebaut hat, ſo mag man es wahrſcheinlich finden, daß irgend welche organiſchen Einflüſſe in den Inhalt der Seele während des Schlafes eingreifen. Worin aber beſtehen ſie? Sind es innere Bewegungen gewiſſer Centraltheile des Gehirns oder Erregungen der Sinnesnerven, die auf ihre Centraltheile übergehen, oder die durch den fortdauernden Ernährungsproceß, alſo durch die Blutvertheilung unterhaltenen Actionen zwiſchen den kleinſten Theilen, oder Schwankungen in den electriſchen Spannungen der Nervenelemente? Dies Alles oder das Eine oder Andere davon kann es ſein, aber man weiß es nicht. Die Phyſiologie kann hier keinen beſtimmten und ſichern Angriffspunkt finden und alſo auch keinen gewähren: man muß ſich mit der Aufzählung der pſychiſchen Bedingungen der Erſcheinung begnügen.

Unſtreitig hängt es mit der Abgeſchiedenheit des Traumes vom wachen Leben und mit der Entblößung ſeiner Bilder von den adäquaten pſychiſchen Werthen zuſammen, daß das Traumbewußtſein ſowohl an und für ſich anders gefärbt iſt als das wache, wie auch daß jeder Traum uns in der Erinnerung als etwas Fremdartiges erſcheint, das einer ganz anderen als der ſinnlichen Wahrnehmungswelt angehört.

Den Charakter der Traumwelt bringt man ſich am beſten durch eine volle Beſinnung an die Lebendigkeit der wachen Wahrnehmungswelt zum Bewußtſein. Was wir im Wachen als Todtes und Lebendiges unterſcheiden und in dieſem Unterſchiede empfinden, dies Verhältniß kommt zwiſchen dem wachen Todten und dem geträumten Lebendigen nochmals vor. Ein im Wachen geſehener Stuhl, der alſo ein Todtes iſt, erſcheint uns doch als etwas Lebendiges, wenn wir ihn vergleichen mit dem im Traum geſehenen Stuhl. Daſſelbe gilt von allen Bildern im Traum, ſie mögen Dinge oder Perſonen oder Begebenheiten präſentiren. Dies ſchließt nicht aus, daß in einigen Träumen der Empfindungsinhalt, der Ton, die Farbe, ebenſo lebhaft ſein kann wie im Wachen, oder daß Melodien gehört und Landſchaften geſehen werden, von denen der Erwachte behauptet, daß ſie an Schönheit und Glanz die Wirklichkeit übertroffen haben. Der Charakter eines Bewußtſeins hängt niemals allein von der Intenſität ſeiner Elemente ab.

Andrerſeits, da wir den Traum, wenn wir erwacht ſind, weder in die Geſchichte unſrer Vergangenheit noch in unſre Gegenwart einordnen können, ſo kommen wir aus dem Traum wie aus einer anderen Welt. Es wird dem wachen Ich ſchwer, die Erlebniſſe des Traumes ſich ſelbſt zuzuſchreiben, ſich für den Urheber und Träger des Traumes, ſich für daſſelbe Subject zu halten, daß jetzt wacht und in der Nacht träumte. Dieſe Schwierigkeit wird von vielen Menſchen ſchwer oder gar nicht überwunden. Der Traum kommt ihnen wirklich aus einer anderen Welt; im Traum liegt für ſie eine andere Ordnung der Dinge; in ihm ſprechen andere fremde Weſen; er iſt für ſie den Geſetzen der ſichtbaren Welt nicht unterworfen und gilt ihnen darum für ein Höheres und Freieres. Hierin liegt ein vorzüglicher Anlaß zu der Neigung der Menſchen, den Träumen einen außerordentlichen Werth zuzuſchreiben, und insbeſondere, ſie als Andeutungen *künftiger* Ereigniſſe aufzufaſſen.

3. Das Traumgedächtniß. Warum die Seele das Geträumte für wirklich hält.

Wer Töne, Farben, Hautgefühle, Gerüche u. ſ. w. in Folge von gewiſſen aus der Außenwelt ſtammenden Eindrücken durch Vermittelung der Sinnesorgane und des Gehirns empfindet oder erlebt, dem iſt in der Empfindung oder in dem Erlebniß der Ton, die Farbe, der Geruch u. ſ. w. *bewußt*. Wie weit hierbei die Empfindung als ſolche in Frage kommt, nennen wir das ihr zugehörige Bewußtſein das *Empfindungsbewußtſein*.

Im Wachen nun kommt das Empfindungsbewußtſein, abgeſehen von leiblichen oder pſychiſchen Krankheitsfällen, nur zu Stande, wenn der Zuſammenhang zwiſchen der Außenwelt, dem Sinnesorgan, dem Gehirn und der Seele die ununterbrochene Fortleitung eines zum Theil in Bewegungen beſtehenden, zum Theil noch ganz unbekannten Herganges zuläßt. Bei geſchloſſenen Augen oder verſtopftem Ohr, bei zerſtörtem Seh- oder Gehörnerv u. ſ. w. bleiben die Empfindungen aus.

Im Traum dagegen hat die Seele die Befähigung, ein Empfindungsbewußtſein zu gewinnen, ohne daß der Anſtoß dazu aus der Außenwelt gegeben iſt. Sie empfindet im Traum in allen Empfindungsklaſſen. Sie ſieht Farben; ſie hört allerlei Töne, Geräuſche, Stimmen; ſie ſchmeckt, riecht und hat Druck- und Taſtempfindungen. Sie kommt zum Bewußtſein der Muskelgefühle, wie ſolche beim Greifen, Heben u. ſ. w. auftreten,

In dem Gebiet der nur in Folge innerer Reize und Erregungen entſpringenden Empfindungen, die einen großen Theil des allgemeinen Körpergefühls ausmachen, wie Schmerz, Luſt, Kitzel, Hunger, Durſt, Ekel u. ſ. w. verringert ſich dieſe Fähigkeit, indem, wie es ſcheint, dergleichen Empfindungen ſeltener iſolirt und ſelbſtändig im Traum angetroffen werden. Sie dienen aber, wie weit ſie der Seele bewußt werden, zu Anknüpfungspunkten für die Traumbildung, wovon ſpäter die Rede ſein wird.

Die eben bezeichneten Traumelemente, nämlich die Empfindungen, ſind alſo keineswegs bloße Vorſtellungen von früher im Wachen gehabten ähnlichen Zuſtänden, ſondern wahrhafte und wirkliche Erlebniſſe der Seele, wie ſie im Wachen durch die Vermittelung der Sinne auftreten. Dies geht daraus hervor, daß manche derſelben, wie Töne und Farben, auch nach dem Erwachen noch eine Zeit lang bewußt bleiben und das wache Bewußtſein ſie ebenſo auffaßt, wie ſeine übrigen Empfindungen.

Aus dieſem Empfindungsbewußtſein entſteht nun ferner, wie im Wachen ſo auch im Traum, das Wahrnehmungsbewußtſein. Die Seele ſchafft zunächſt auch im Traum aus den Empfindungen Bilder und Formen, die ſich wie ihre Wahrnehmungen und Anſchauungen im Wachen verhalten. Im Wachen aber iſt hierzu wiederum die Mitwirkung der Außenwelt nöthig. Fällt dieſe weg, ſo hört die Wahrnehmungen und Anſchauungen ſchaffende, überhaupt formbildende Thätigkeit der Seele rückſichtlich der Empfindungen auf. Was von Perſonen angeführt wird, daß ſie rein durch innere Activität der Seele im wachen Zuſtande gewiſſen früheren Anſchauungen vollſtändig gleiche Erinnerungsbilder wieder erzeugen konnten, ſcheint noch eine Ausnahme zu ſein.*) Die Regel iſt, daß, wenn die Sinnesthätigkeiten aufhören, alſo von den Gegenſtänden der Außenwelt keine Eindrücke ausgehen, auch die Wahrnehmungs- oder Anſchauungsbilder wegfallen. An ihre Stelle treten matte Erinnerungsbilder oder überhaupt Vorſtellungen und Gedanken, meiſtens jedoch nicht iſolirt, ſondern verbunden mit den hörbaren

*) Auch dieſem Gegenſtande hat Fechner Aufmerkſamkeit gewidmet: Unter den von ihm befragten Perſonen konnten Einige Erinnerungsbilder fertiger Gegenſtände mit deutlichen Umriſſen und in ihren vollen Farben hervorbringen, Andere nicht. Sehr intereſſant iſt der Fall, den er aus einer Schrift des Franzoſen Brierre de Boismont mittheilt. Dieſer erzählt von einem namhaften Maler, der im Stande geweſen war, während eines Jahres 300 große und kleine Portraits zu malen, und der, darüber befragt, wie er ſo Unglaubliches leiſten könne, ſein Verfahren beſchrieben hat: „Lorsqu'un modèle se présentait, je le regardais attentivement pendant une demi-heure, esquissant de temps en temps

oder ſtillen Lautbildern und Bewegungsgefühlen der Sprache. Wenn wir im Wachen von Pferden ſprechen und von der Wieſe, auf der ſie weiden, und von dem Hirten, der ſie bewacht, und von dem Hunde, der ſie anbellt, ſo bemerkt Jeder den Unterſchied, der ſtattfindet, ob wir dabei dieſe Gegenſtände wirklich ſehen oder nicht. Im letzteren Falle treten nur matte Erinnerungsbilder oder Vorſtellungen derſelben mit den entſprechenden Wörtern ins Bewußtſein; ein Einzelbild, ſowie es bei der wirklichen Wahrnehmung entſtand, kommt nicht zum Vorſchein. Im Traum aber iſt dies anders. Während die Seele wachend in Wortbildern und in der Sprache vorſtellt und denkt, ſtellt ſie vor und denkt im Traum in wirklichen Empfindungsbildern. Im genannten Falle ſieht die träumende Seele wirklich die Pferde, ſieht die Wieſe, auf der ſie weiden, den Hirten, der ſie bewacht, und hört den Hund bellen.

Das Wahrnehmungsbewußtſein des Traumes würde aber unvollkommen bleiben und den Charakter der ſinnlichen wachen Wahrnehmungswelt nicht erreichen, wenn nicht in ihm, wie es auch im Wachen der Fall iſt, noch eine andere Bewußtſeinsform, nämlich das Raumbewußtſein, dazukäme. Die Seele würde ohne Raumvorſtellungen ihre Träume nur ſo träumen, wie ſie im Wachen abweſende oder früher geſehene Dinge und früher erlebte Begebenheiten ſich vergegenwärtigt, nämlich in ſchwachen Erinnerungsbildern und Vorſtellungen, ohne daß dadurch dieſe Bilder und Vorſtellungen die Bedeutung und den Schein von äußeren Dingen und äußeren Begebenheiten annähmen. Sowie ſchon das Empfindungsbewußtſein des Traumes bei Perſonen, welche nicht in Farben träumen,*) matter und beſchränkter iſt, als da, wo dies geſchieht, ſo würde das Wahrnehmungsbewußtſein im Traum noch viel lebloſer ſein, wenn die farbloſen Bilder deſſelben nur ſo durch die Seele zögen, wie uns im Wachen

---

sur la toile. Je n'avais pas besoin d'une plus longue séance. J'enlevais la toile et je passais à une autre personne. Lorsque je voulais continuer le premier portrait, je prenais l'homme dans mon esprit, je le mettais sur la chaise, où je l'apercevais aussi distinctement que s'il y eût été en réalité; et je puis même ajouter avec des formes et des couleurs plus arrêtées et plus vives. Je regardais de temps à autre la figure imaginaire et je me mettais à peindre; je suspendais mon travail pour examiner la pose, absolument comme si l'original eût été devant moi; toutes les fois que je jetais les yeux sur la chaise, je voyais l'homme.

*) Manche Perſonen träumen nicht immer farbig, ſondern nur „nächtig, wie grau in grau". Aehnlich verhält es ſich mit den Schlummerbildern, die ſowohl farbig, wie farblos ſind.

gewöhnlich die Erinnerungsvorstellungen vorüberziehen. Soll das Wahrnehmungsbewußtsein im Traum dem des Wachens nahe kommen, so muß die Seele im Traum ihre Empfindungen und Bilder auch in einen äußeren Raum setzen d. h. ein Raumbewußtsein haben.

Auch dies geschieht nun im Traum. Die Seele localisirt im Traum ihre Empfindungen und Wahrnehmungen, wie im Wachen, bildet sich dadurch einen Traumraum und stellt in ihm ihre Bilder und Wahrnehmungen in Ruhe oder Bewegung vor. Hierdurch erlangt der Trauminhalt für die Seele eine Aeußerlichkeit außer ihr und wird zu einer Traumumgebung oder einer Traum-Wahrnehmungswelt.

Daß auch hiermit etwas Thatsächliches ausgesprochen ist, kann wegen der übereinstimmenden Aussage aller Personen, die von ihren Träumen erzählen, nicht zweifelhaft sein. Außerdem wird es dadurch bestätigt, daß, wie die Einzelempfindungen, so auch die im Traumraum projectirten und localisirten Bilder von Dingen oder Personen nach dem Erwachen beharren und den Wahrnehmenden sich in vollständiger Objectivität darstellen. Solche Fälle werden von Schriftstellern vielfach erzählt und auch im Leben hat man Gelegenheit, dergleichen von glaubwürdigen Personen zu erfahren.*)

Allerdings nun hat die Seele durch diese ihre Befähigung, ohne Mithülfe der äußeren Bedingungen des normalen Empfindens, während des Schlafes in das Gebiet des vollen und wirklichen Empfindungserlebens zurücktreten zu können und hierbei gleichzeitig sowohl ihre formbildende, als auch Raum erzeugende Thätigkeit theils auf alten gewohnten Wegen theils in ganz neuen Richtungen zu verwenden, einen Vorzug vor ihrem Verhalten im Wachen. Abgesehen von dem Erfolge dieser Befähigung,

*) Mehrere Beispiele theilt Burdach a. a. O. S. 465 mit. H. Meyer in seiner Physiologie der Nervenfaser S. 309 erzählt, daß ihn in einem Traume ein kleiner hellgelber Mops heftig angebellt habe, den er nach dem Erwachen noch längere Zeit als ein deutliches schwarzes Nachbild vor seinen Augen schweben sah. Dasselbe erlebte er mit dem Traumbilde eines Bedienten, der ein Theebrett hielt. Mir selbst erzählte neulich eine Dame Folgendes: Sie sieht im Traum auf einem am Fußende des Bettes stehenden Ofen einen Sarg; darauf wendet sie ihren Blick von diesem weg auf das zur Seite stehende Bett der Mutter und sieht hier große Massen von Blumen, besonders hellblaue, aus dem Ueberpfühl hervorquellen. Durch den Traum erschreckt, wacht sie auf, bemerkt nun aber sitzend im Bett, daß sowohl das Bild des Sarges fortbesteht, als auch das Hervorquellen der Blumen noch fortdauert, bis sie durch einen kräftigen Ausdruck, womit sie das Wahrgenommene als Täuschung bezeichnet und wobei sie zugleich mit der Hand über die Augen fährt, die Bilder verscheucht.

den Empfindungsinhalt zu Geſtalten, Scenerien, Handlungen und Erlebniſſen ausbilden zu können, zu denen ſie im Wachen niemals gelangt, gewinnt die Seele eben dadurch auch innerhalb der Empfindungswelt ein bei Weitem größeres Gedächtniß. Es werden ihr im Traum Eindrücke ſowohl aus nahe liegender Zeit, auf die ſie aber wachend kaum oder gar nicht achtete, als auch aus der entfernteſten Vergangenheit bewußt, die vielleicht ohne den Traum einer ewigen Vergeſſenheit wären verfallen geweſen. Erhält ſie mithin durch dieſe Vertiefung ihres Empfindungsbewußtſeins gewiſſermaßen einen Erſatz für den Verluſt der Erinnerung an den regelmäßigen Verlauf des wachen Lebens, ſo iſt jedoch andrerſeits damit wiederum eine Reihe von nachtheiligen Folgen verbunden. Unter dieſen iſt die auffallendſte, daß die Seele im Traum der Täuſchung unterliegt, ihre Traumbilder ſeien wirkliche Dinge und die von ihnen ausgehenden Bewegungen und Handlungen wirkliche Begebenheiten. Beide Erfolge, die den Traum weſentlich charakteriſiren, verdienen eine kurze Beachtung.

Zunächſt was das Traumgedächtniß betrifft, ſo liegt das Bemerkenswertheſte deſſelben nicht in dem außerordentlichen Umfange, aus dem die Träume ihre Bilder herbeiziehen, auch nicht in der Lebhaftigkeit und Treue, wodurch dieſe Einzelbilder, bei aller Untreue, Verwirrung und Abſurdität in der Compoſition zu größeren Ganzen, ſich oft auszeichnen, ſondern in dem Umſtande, daß grade die für das wache Bewußtſein verloren gegangene Sphäre des Empfindungslebens ſich im Traumbewußtſein wieder hervordrängt und ſich dadurch als eine nicht vernichtete zu erkennen giebt.

Zu dieſer Eigenthümlichkeit des Traumgedächtniſſes ſind ſchon ſolche Fälle zu rechnen, wo die Zerlegung eines Traumes Beſtandtheile deſſelben auffindet, die zwar aus den Erlebniſſen des vorigen oder vorletzten Tages ſtammen, aber doch ſo unbedeutend und werthlos für das wache Bewußtſein waren, daß ſie kurz nach dem Erleben der Vergeſſenheit anheimfielen. Dergleichen Erlebniſſe ſind etwa zufällig gehörte Aeußerungen oder oberflächlich bemerkte Handlungen eines Andern, raſch vorübergegangene Wahrnehmungen von Dingen oder Perſonen, einzelne kleine Stücke aus einer Lectüre u. dgl. Ein großer Procenttheil unſrer Träume weiſt dergleichen Reproductionen auf, oder kann, wie weit der Traum ſonſt auch ſein freies Aſſociationsgebilde weiter geſponnen haben mag, mit ſolchen zur Erinnerung

gekommenen Bruchstücken aus dem Erfahrungskreise der letzten Tage in Verbindung gebracht werden.

Noch mehr aber tritt das erweiterte Reproductionsvermögen der Seele im Traum in solchen Fällen hervor, wo ganze Reihen von Sinnesempfindungen mit vollständig erhaltener Ordnung im Traum zum Bewußtsein kommen, für deren Befestigung im Gedächtniß während des Wachens die nöthige Bedingung gänzlich zu fehlen schien. Jemand, der kein Lateinisch oder Griechisch gelernt hat, spricht im Traum ganze Sätze der einen oder der andern Sprache. Er hatte sie aber *gehört* oder *gelesen*, und dies genügt vollständig, ein solches Traumereigniß zu Stande zu bringen. Mancher einfältige oder unaufmerksame Schulknabe kann im Traum Mehr oder Vieles besser wissen als im Wachen, d. h. er kann Nichts besser begreifen oder als Begriffenes wiedergeben, wohl aber Gehörtes oder Gelesenes, das er möglicher Weise gar nicht verstand oder nicht beachtete, als eine geordnete Empfindungsreihe träumend reproduciren.

Die Sache steigert sich noch mehr, wenn man bemerkt, wie der Traum mitunter gleichsam aus den tiefsten und massenhaftesten Verschüttungen, welche die spätere Zeit auf die frühesten Jugenderlebnisse gelagert hat, die Bilder einzelner Localitäten, Dinge, Personen ganz unversehrt und mit ursprünglicher Frische wieder hervorzieht. Dies beschränkt sich nicht bloß auf solche Eindrücke, die bei ihrer Entstehung ein lebhaftes Bewußtsein gewonnen oder sich mit starken psychischen Werthen verbunden haben, und nun später im Traum als eigentliche Erinnerungen wiederkehren, an denen das erwachte Bewußtsein sich erfreut. Die Tiefe des Traumgedächtnisses umfaßt vielmehr auch solche Bilder von Personen, Dingen, Localitäten und Erlebnissen der frühesten Zeit, die entweder nur ein geringes Bewußtsein oder keinen psychischen Werth besaßen oder längst das Eine wie das Andere verloren hatten und deßhalb auch sowohl im Traum wie nach dem Erwachen als gänzlich fremd und unbekannt erscheinen, bis ihr früher Ursprung entdeckt wird. Einen lehrreichen Fall dieser Art erzählt A. Maury.*) Ein Herr F. lebte als Kind in Montbrison und war auch in der Umgegend dieser Stadt gewesen. Zwanzig Jahre später beschließt er, den Schauplatz seiner Kindheit einmal wieder zu besuchen. In der Nacht vor der Abreise träumt ihm: er sei in einer ihm ganz unbekannten Ortschaft und begegne

*) Alfred Maury, membre de l'Institut, le sommeil et les rèves. Troisième édition Paris 1865. p. 122.

daſelbſt auf der Straße einem gleichfalls unbekannten Mann, mit dem er ſich unterhält und der ihm auch ſeinen Namen ſagt. Einige Tage nach dem Traum und nach der Abreiſe kommt Herr F. in der Nähe von Montbriſon in eine Ortſchaft, die er ſogleich als die im Traum geſehene erkennt, und begegnet daſelbſt einem Manne, der derſelbe iſt, mit dem er ſich im Traume unterhalten hatte, mit dem Unterſchiede, daß er etwas älter als der letztere erſcheint. Ein mit ihm angeknüpftes Geſpräch beſtätigt vollſtändig die Wahrheit des Traumes, giebt aber auch einen ganz natürlichen Aufſchluß, indem es ſich herausſtellt, daß der fremde Mann ein Freund des verſtorbenen Vaters des Herrn F. geweſen und von dem letztern als Kind geſehen war.

Man kann annehmen, daß viele Träume in denen Mancher eine Kraft der Seele erblickt, die dieſe befähige, von ihr gänzlich Unbekanntem und niemals von ihr Geſehenem oder Gehörtem aus weiter Ferne oder zurückliegender Zeit ein Wiſſen zu gewinnen, in der Wiederbelebung des Empfindungsbewußtſeins einzelner oder zuſammenhängender Eindrücke ihren Grund haben, die der Wachende entweder niemals mit deutlichem Bewußtſein aufgefaßt oder längſt wieder vergeſſen hatte. Wird ferner berückſichtigt, daß auch Gemüthseindrücke auf der Baſis einer Sinneswahrnehmung in derſelben Weiſe im Traum reproducirt werden und zu einer fortlaufenden Traumbildung Anlaß geben können, ſo wird es möglich, daß Jemand künftige Ereigniſſe als ſolche oder ſymboliſch, d. h. durch verwandte Bilder ausgedrückt, träumt. Der Traum wird dann als eingetroffen bezeichnet, ſobald das äußere wirkliche Verhältniß, aus welchem der unbewußt den Traum erwirkende Eindruck ſtammt, nach ſeinen eigenen Bedingungen einen adäquaten Ausgang nehmen mußte und wirklich nahm.

Dieſe Bemerkungen können genügen, um zu zeigen, in wie feine und weitreichende Complicationen die Reproduction oder das Gedächtniß im Traum zurückgreift. Worauf die merkwürdige Befähigung der Seele, ihr Empfindungsbewußtſein im Traum zu reſtituiren und dabei das Verhalten derſelben im Wachen durch größere Ausdehnung und Vertiefung der Erinnerung zu übertreffen, urſächlich beruht, iſt bis jetzt weder phyſiologiſch noch pſychologiſch hinreichend aufgeklärt, um darüber hier noch Etwas hinzufügen zu dürfen. Alle dieſe Fälle, wie mehrere andere Formen des Traumbewußtſeins, zeigen jedoch, daß die Seele im Wachen einerſeits zwar unter günſtigeren, andrerſeits aber unter ungünſtigeren Bedingungen und Verhältniſſen arbeitet als im Schlaf, wenn es auch ausgemacht iſt,

daß die Vernünftigkeit ihrer Arbeit an die Bedingungen des wachen Bewußtſeins geknüpft bleibt.

Das eben Geſagte wird nun auch durch die andere Eigenthümlichkeit des Traumes beſtätigt. Sie beſteht darin, daß die Seele eingebildete Gegenſtände, bloße Empfindungsbilder und innere Wahrnehmungen für wirkliche Dinge und die mit dieſen Bildern und Wahrnehmungen verbundenen rein ſubjectiven, eben bloß geträumten Zuſtände für wirkliche Begebenheiten und Erlebniſſe hält.

Zunächſt muß man zugeſtehen, daß ſich die Seele im Traum ihren Bildern und Wahrnehmungen gegenüber in derſelben Lage befindet, wie im Wachen. In beiden Fällen iſt nämlich wirkliche und wahre Empfindung vorhanden, und in beiden Fällen werden die Bilder und inneren Wahrnehmungen in einen Raum verſetzt. Dies ſind immer die fundamentalen Bedingungen, wenn die Seele ein Bewußtſein äußerlicher Realität gewinnen und ihre Zuſtände, die auch im Wachen die ihrigen ſind und bleiben, für etwas von ihr Abgeſondertes, für äußere Dinge halten ſoll. Beide Bedingungen ſind auch im Traum vorhanden und werden nicht ſelten noch dadurch unterſtützt, daß die Bilder der Dinge, Perſonen und Localitäten alte Bekannte ſind, wie die Handlungen und Ereigniſſe, die ſich daran ſchließen. Die Seele verfährt alſo jedenfalls folgerichtig: es wirken in ihr dieſelben Beſtimmungsgründe, wie im Wachen, wenn ſie träumend ihre Bilder, die aus factiſchen Empfindungen beſtehen, für wirkliche äußere Dinge hält. Das im Traum wahrgenommene Bild iſt für ſie z. B. eine wirkliche Perſon, weil ſie es vor ſich ſieht, weil ſie Worte hört, die aus dem Munde des Bildes geſprochen werden, weil ſie Bewegungen wahrnimmt, die nur ihm gehören, u. ſ. w. Ganz ebenſo iſt es im Wachen.

Dennoch bleiben wir dabei, daß die im Traum geſehenen Bilder nebſt den ſich daran ſchließenden Handlungen und Ereigniſſen *mit Unrecht*, dagegen die im Wachen geſehenen Dinge und erlebten Ereigniſſe *mit Recht* für Wirklichkeiten gehalten werden. Wir ſtatuiren zwiſchen dem Verhalten der Seele in dem einen und dem andern Falle einen weſentlichen Unterſchied. Dieſes Urtheil fällen wir nicht im Traum, ſondern im Wachen. Wir geben zwar zu, daß die Seele bis zu einem gewiſſen Punkte folgerichtig im Traum ihre Bilder für Dinge hält, fragen aber, warum ſie im Traum nicht dazu kommt, dieſe Folge dennoch als unrichtig zu erkennen und nur das wache Vorſtellen für richtig zu halten.

Sehen wir im Wachen Etwas z. B. eine Rose, so können wir uns ihr nähern, sie mit der Hand ergreifen, dabei einen Widerstand fühlen, sie riechen, sie bewundern und über ihre Schönheit uns freuen, sie zerreißen und die Stücke wieder ergreifen.

Jeder wird gestehen, daß wir im gewöhnlichen Leben die genannten Umstände schon für völlig hinreichend halten, die Ueberzeugung zu begründen, daß wir es nicht bloß mit der Einbildung, mit dem rein subjectiven Wahrnehmungsbilde einer Rose, sondern mit der wirklichen Rose, mit einem Dinge zu thun haben, daß außer unsrer Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung noch Etwas ist und bleibt, auch wenn Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung aufgehört haben.

Nun können aber unzweifelhaft alle diese Umstände sich ganz ebenso auch im Traum ereignen, und eben deßhalb wird auch gewiß das Bild der Rose im Traum für eine wirkliche Rose gehalten. Mithin, wenn dennoch die Rose im Traum etwas Andres ist als die Rose im Wachen, so können die genannten Umstände nicht der ausreichende Grund davon sein, warum dieser Unterschied ein haltbarer und wirklicher ist. Die Seele muß im Traum aus den genannten Umständen mit Unrecht schließen, daß ihr Bild der Rose etwas Wirkliches sei. Im Wachen dagegen muß außer den genannten Umständen noch etwas Anders mitwirken, daß wir hier mit Recht voraussetzen, es mit einem wirklichen Dinge, nicht bloß mit einer subjectiven Wahrnehmung zu thun zu haben. Die Seele muß im Traum zu viel folgern, wozu sie durch die genannten Umstände, daß sie nämlich wirklich empfindet und ihr wirkliches Empfindungsbild in einem Raum setzt, nicht berechtigt ist, und muß sich zugleich in einer Lage befinden, in der die wahren Gründe, weßhalb die wachende Seele das Wahrgenommene mit Recht für ein Wirkliches hält, ihr nicht zum Bewußtsein kommen könne.

Und so ist es in der That. Auch im Wachen liegt der ausreichende Grund, warum wir unsere Wahrnehmungen für Bilder wirklicher Dinge halten, nicht allein in den genannten Umständen. Er liegt vielmehr darin, daß die Seele im Wachen, wenn sie sieht, hört u. s. w., dieses ihr Empfindungsleben mit dem Gedanken begleitet, daß dasselbe nicht durch sie selbst, nicht durch ihre eigene Macht und Kraft, nicht durch ihr eigenes Können und Wollen, sondern durch etwas Anders verursacht sei, was außer ihr und nicht sie selbst ist. Das gewöhnliche Bewußtsein drückt diesen Gedanken so aus, daß es annimmt, die Farben, Töne, Gerüche u. s. w. nebst den den Empfindungen angehörigen Formen und Gestalten,

würden ihm gegeben, von außen her dargereicht; sie kamen von außen in uns herein. Dieser Gedanke wird dadurch unterstützt, daß wir von vielen dinglichen Bildern Veränderungen, Bewegungen, Umformungen ausgehen sehen, für welche wir gleichfalls die Ursache nicht in uns selbst suchen können. Wir schreiben den Außenbildern einen Verkehr unter sich zu, bei dem wir gleichfalls voraussetzen müssen, daß er von uns unabhängig sei. Beide Gedanken endlich werden täglich bestätigt, insofern als jeder subjective Eingriff von unsrer Seite in die Objectivität, und jede Anmaßung, womit wir die Realität dieser Bilder einzig und allein uns zuschreiben wollten, von eben diesen Bildern zurückgewiesen wird. Wir erfahren unzählige Male, daß wir willkürlich zwar unsere inneren Bilder und Vorstellungen mit anderen auswechseln, mit den äußeren Wahrnehmungen aber einen solchen Wechsel nicht vornehmen können. Dadurch, daß wir die Außenbilder in solchem Sinnne auf die Probe stellen, erfahren wir die Vergeblichkeit dieser Probe und müssen deßhalb unsere Annahme, daß wir es mit Bildern von wirklichen Dingen oder kurz gesagt, mit äußeren Gegenständen zu thun haben, als durch Tausende von gleichen Fällen bestätigt ansehen. Dabei bleibt uns im Wachen der Gedanke, diese Probe machen zu können, und hiermit das Bewußtsein eines Unterschiedes zwischen bloß subjectiven Bildern oder Vorstellungen und solchen, denen der Werth äußerer Realität zukommt, stets dienstbar. Kurz: die Ueberzeugung von der Realität der Dinge außer uns kommt im Wachen dadurch zu Stande, daß wir von allen Seiten genöthigt werden, die Vorstellung der Ursächlichkeit so zu gebrauchen, daß wir für die Ursache unsrer Wahrnehmung nicht uns selbst, sondern etwas Anderes außer uns annehmen müssen.

Daß wir im Wachen das Wahrgenommene d. h. das Gesehene, Betastete u. s. w. für ein selbstständiges und wirkliches Ding halten, hat also seinen hinreichenden Grund nicht darin, daß wir unsere Wahrnehmungen nach außen versetzen d. h. sie in räumliche Verhältnisse bringen, wonach wir sie als von unserm Körperbilde so und so weit entfernt und sie selbst unter einander so und so weit abstehend vorstellen. Sondern der entscheidende Grund liegt darin, daß sich in und mit der Verwendung unsrer Empfindungen zu Bildern und mit derjenigen Thätigkeit der Seele, wodurch sie diese ihre Bilder zu äußeren Wahrnehmungen macht, allmählig aus den dabei eintretenden Rückwirkungen und Erfahrungen die Vorstellung eines Ursachverhältnisses bildet und für die Verwendung dieser Vorstellung Unterschiede entstehen, nach denen wir in solchen und solchen Fällen die

Urſache der Wahrnehmung außer uns ſuchen, in anderen Fällen nicht. Man kann deßhalb auch der Auffaſſung der Phyſiologie nicht beiſtimmen, wenn ſie lehrt, die Seele ſetze ihre Empfindungen und Empfindungsbilder nach außen, darum, weil ſie dieſelben auf die Urſachen oder auf die Ausgänge der äußeren Reize beziehe, durch welche und von denen her die Empfindungen entſtehen. Hierin liegt der Fehler, daß das nach außen Verſetzen, welches ein bloß die Empfindungen betreffender und nur in ihnen verlaufender Proceß iſt, mit der Vorſtellung der Urſache in Verbindung gebracht wird, womit dieſer Proceß als ſolcher nichts zu thun hat. Die Seele hat längſt äußere Wahrnehmungen, bevor ſie den Gedanken eines Wahrgenommenen als eines wirklichen Dinges hat. Es leuchtet ein, daß das, was wir in anderen Fällen aus Verſtandesgründen genöthigt ſind als etwas Aeußeres zu denken, darum nicht als ein Aeußeres wahrgenommen wird. Ebenſo bedeutet etwas Aeußeres wahrnehmen nicht ſo viel, wie daſſelbe für ein Wirkliches und Weſenhaftes, für ein Ding halten. Die Neigung oder Gewohnheit, daß dies dennoch im Leben geſchieht, hat nicht in der Identität der beiden verſchiedenen Acte der Seele ihren Grund, ſondern darin, daß in den meiſten Fällen da, wo ein Aeußeres wahrgenommen wird, auch der Gedanke, daß das Wahrgenommene ein Wirkliches und Weſenhaftes ſei, richtig nachfolgt und hinzukommt.

Im Traum nun mag die Seele immerhin wirklich empfinden. Sie mag ihre Empfindungen zu Bildern geſtalten und dieſe Bilder zu äußeren Wahrnehmungen machen, dadurch, daß ſie das räumliche Vorſtellen, wie im Wachen, erweitert. Mehr aber als dies kann ſie nicht. Sie kann mit keiner ihrer Wahrnehmungen den Gedanken verknüpfen, daß deren Bild nicht durch ſie, ſondern durch etwas Anderes verurſacht ſei, mithin auch nicht den umgekehrten Gedanken. Sie verknüpft dieſen Gedanken oder ſein Gegentheil auch nicht mit den Veränderungen und Bewegungen, die ſie an und unter den Bildern wahrnimmt. Sie macht nicht den Unterſchied zwiſchen willkürlich vertauſchbaren Bildern und anderen, wo dieſe Willkür wegfällt. Sie kann ihre Außenbilder nicht auf die Probe ſtellen. Sie kann endlich am Wenigſten den Gedanken des Unterſchiedes zwiſchen bloß ſubjectiven und ſolchen Bildern ſich zum Bewußtſein bringen, denen der Werth der Realität zukommt. Kurz, ſie kann das Geſetz der Cauſalität nicht auf den Inhalt ihres Traumes anwenden. Darum eben iſt die träumende Seele nicht die wache Seele. Die träumende

Seele unterliegt unwillkürlich den ersten Gliedern aus der Reihe der Bedingungen, welche nur in ihrer Gesammtheit zur Annahme der Realität des Wahrgenommenen berechtigen; die Wirkung der fehlenden Glieder bleibt aus und darum unterliegt sie der Täuschung. Diese Täuschung fällt weg in dem Moment, wo sie das Fehlende erfaßt und hiermit aus dem Traum in das Wachen zurückkehrt. Nur die wache Seele ist im Stande, zwischen bloß subjectiven Wahrnehmungen und solchen, denen wirkliche äußere Ursachen zum Grunde liegen, den Unterschied festzuhalten und anzuwenden.

Wegen des eben aufgedeckten Verhaltens werden die Träume mit den Zuständen der Seele in gewissen Krankheiten und bei geistiger Störung für gleichwerthig angesehen. In solchen Fällen treten nämlich gleichfalls subjective Wahrnehmungsbilder äußerlich und objectiv auf, und die Seele hält sie für wirkliche Dinge. Die Hallucinationen der Kranken und Irren sind Träume und viele Träume sind Hallucinationen. Wie der Träumende die vorhin bezeichneten geistigen Acte nicht vollziehen kann, durch welche er, wenn er sie vollzöge, aus dem Traum erwachen und das für wirklich Halten der Traumbilder als eine Täuschung und einen Irrthum erkennen würde, so kann dies auch der Kranke und der Irre nicht. Der Irre ist in seinen Hallucinationen ein wachend Träumender und kann im günstigen Falle aus seinen Träumen durch die Hülfe des Arztes erweckt werden: der gewöhnliche Träumende hat, so lange er gesund ist, die sichere Hoffnung, daß der Rückgang aus dem Schlaf in das Wachen ihn von seiner Täuschung befreien wird.

Es ist jedoch nöthig, darauf hinzuweisen, wie schwer es manchem Menschen fällt, die im Traum erfahrene Täuschung, worin er Traumbilder für wirkliche Dinge hält, im Wachen loszuwerden. Er nimmt die im Traum gebildete feste Ueberzeugung, daß er es mit außer ihm befindlichen, in seinen Wahrnehmungskreis ohne Wissen und Wollen eingetretenen Wesen zu thun habe, mit in das Wachen hinüber, und er vermag nicht, die dem Verstande im Wachen zu Gebote stehenden Erkenntnißmittel, wodurch er subjective Wahrnehmungen von wirklichen Gegenständen unterscheiden könnte, auf seine Träume anzuwenden. Er setzt die psychische Wirkung des Traumes im Wachen als eine Schwäche seines logischen Denkens fort und bleibt der festen Ansicht, das im Traum Gesehene, Berührte, Gehörte sei Wirklichkeit und Wahrheit gewesen. Selbst die Sprache, in der er diese seine Ueberzeugung ausdrückt, dient dazu, sie zu verstärken. Er sagt nicht, daß er ein Bild gesehen habe, das ihm zur Erinnerung des Verstorbenen

diente, ſondern er ſagt, er habe den Verſtorbenen geſehen, der Verſtorbene ſei ihm erſchienen. Er ſagt nicht, er habe ein Bild geſehen, das ihm jenes Haus oder jene Straße oder jene Gegend, die er wachend kennen gelernt, im Traum präſentirte, ſondern er ſagt, er ſei in jenem Hauſe, auf jener Straße, in jener Gegend geweſen. Findet aber dieſe plumpe Irrthümlichkeit, die aus Unkenntniß oder Mangel an Nachdenken entſpringt, nicht ſtatt, ſo nimmt bei Andern, meiſtens ſonſt höher Gebildeten, die Deutung nicht ſelten eine ebenſo unzuläſſige Wendung. Mancher ſonſt Gebildete weiß ſehr wohl, daß die im Traum präſent geweſenen Bilder nicht die Dinge oder Perſonen ſelbſt waren, die ſie darſtellten, aber die andere Vorſtellung, daß ſich im Traum das Anſchauungsvermögen wirklich bis in die entfernteſte und ſelbſt vorher nie geſehene, aber in der realen Welt vorhandene Localität erſtrecken könne, bleibt als eine ſichere und begründete haften. Oder er wendet die Vorſtellung des Urſachverhältniſſes, die er ſonſt und in allen Fällen, wo es ſich um Wahrnehmungen handelt, richtig gebraucht, auf die Wahrnehmungen im Traum falſch an. Von dem was er im Wachen ſieht, weiß und begreift er, daß er es nur ſehen kann, wenn von wirklichen Dingen Lichtſtrahlen in ſein Auge fallen und dieſes Organ mit dem dazu gehörigen Nervenapparat ſeine Leiſtung verrichtet. Von einem ſolchen Urſachverhältniß kann in Betreff deſſen, was er im Traum ſieht, nicht die Rede ſein, dennoch bleibt er dabei, daß ihm die Traumbilder von außen erwirkt ſind. Er ſucht deßhalb das Urſachverhältniß anderswo anzuknüpfen und verlegt es, da er in der ſinnlichen Welt nirgends einen paſſenden Anknüpfungspunkt findet, in die unſichtbare, überſinnliche Welt des Geiſterreiches, die entweder mit ihren Wirkungen in die Seele des Träumenden hineinreicht oder aus der Tiefe der träumenden Seele ſelbſt ſich geltend macht. Die Erſcheinungen im Traum werden Zeichen, Andeutungen, Symbole von Seiten einer fremden Macht oder Aeußerungen eines Divinationsvermögens der Seele, welches an die Feſſeln realer Erkenntniß und logiſcher Schlußfolgerung nicht gebunden iſt.

Strümpell.

(Schluß im nächſten Hefte.)

Ueber Arbeiterwohnungen.

Es geht durch unsere Zeit ein mächtiges Streben, die Gesundheits- und Lebenszustände der Menschheit zu verbessern, und auch wir hier sind ihm nicht ferne geblieben. Vorträge, wie sie im Gewerbeverein gehalten wurden, führten uns ein Bild des Elends der arbeitenden Klassen vor, dessen Grund in dem Mangel passender Wohnungen liegt.

Man macht überall die großartigsten Anstrengungen diesem Mangel abzuhelfen; denn nicht allein bei uns, sondern in allen Orten hat mit der Zunahme der Bevölkerung die Vermehrung der Wohnungen nicht gleichen Schritt gehalten, am allerwenigsten in industriellen und Handelsstädten.

Diese Bestrebungen haben zum Ziele, die Gesundheit zu bessern und das Leben zu verlängern. Und sollten wir erst jetzt diese Güter schätzen gelernt haben? O nein! Schon der Psalmist bittet Gott: er möge ihn nicht in der Hälfte seiner Tage wegnehmen. Erst in neuester Zeit aber haben sowohl der Staat als auch die Gesellschaft und der Einzelne angefangen, sich der Verbesserung der Wohnungs- und Lebenszustände in systematischer Weise anzunehmen, weil die fortschreitende Bildung uns nicht mehr erlaubt, uns mit Höhlen oder ärmlichen Hütten zu begnügen, und weil die Naturwissenschaften uns gelehrt haben, was dem Menschen zu seinem leiblichen Gedeihen Noth thut.

Es liegt in der That in der Hand des Menschen sein Leben zu verlängern. In den ärmsten Quartieren in London, wo Armuth und Mangel und liederliches Leben herrscht, ist das durchschnittliche Lebensalter 16—17 Jahre, während es daneben in den reichen und wohlhabenden 33 Jahre erreicht. In den armen sterben von 100 Kindern unter 10 Jahren 60—70, in den andern 20—30. Es ist Thatsache, daß in den schlechten

Wohnungen, den ſchlechten Quartalen durchſchnittlich die größte Sterblichkeit herrſcht und am meiſten Krankheiten vorkommen. Von den 18,000 Menſchen, welche in London 1849 an der Cholera ſtarben, traf das Todesloos auf je 1000 nur 26 aus den höchſten Klaſſen, 157 aus dem Kaufmannsſtande und 817 aus der Arbeiterbevölkerung.

In den ſchlechten Wohnungen liegt großen Theils der Grund des Elends der arbeitenden Klaſſen, nicht nur des Verderbs der Geſundheit durch Feuchtigkeit und ſchlechte Luft, ſondern auch der Auflöſung der Familienbande und mannigfacher ſittlicher Unordnungen. Der Menſch verläßt ſeine ungenügende oder ekelhafte Wohnung ſo ſchnell als möglich, geht im beſten Falle an ſeine Arbeitsſtätte um das Nothwendigſte vor dem Sterben zu erwerben und das Andere in rohem Sinnengenuß raſch zu verſchwenden. An eine Zukunft denkt er nicht. Er hat eben keine!

Es gab eine Zeit, wo man nur durch Worte nur geiſtig oder geiſtlich auf die Menſchen wirken wollte. Jetzt reden ſelbſt die Frömmſten wie Weltkinder von Nahrung, Kleidung, Wohnung, Cloaken, Waſſerleitungen u. ſ. w., und ſie haben Recht. Nur in einem geſunden Körper wohnt ein geſunder Geiſt und wie kann es einen geſunden, kräftigen Körper geben, wenn ihm ſeine erſten Lebensbedingungen, Luft und Licht, entzogen ſind?

Vor Zeiten waren auch die Anforderungen der Menſchen nicht ſo groß wie jetzt. Aber der Grund lag nicht darin, daß die wirklichen Bedürfniſſe befriedigt waren, ſondern in dem mangelnden Verſtändniſſe für dieſe. Simpliciſſimus ſchildert uns eine gute Bauerwohnung aus dem 17. Jahrhundert gar anmuthig: „Der Palaſt ſeines Knän mit Lehm gemalet und ſtatt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleis oder rothen Kupfers, mit Stroh bedeckt, worauf das edel Getraide wächſt, hatte eine Mauer von Eichenholz; ſeine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er von Rauch ganz erſchwärzen laſſen, die Tapezerieen wob die Spinne, die Fenſter waren dem St. Nitglas gewidmet und mit Papier verklebt. Dies Wohnhaus gehörte zwar zu einem Hofe in einer traurigen Gegend (an einem ſehr luſtigem Orte, im Speſſart, allwo die Wölfe einander gute Nacht geben); aber der Knän war doch wohlhabend. Er hielt Knecht und Magd, hatte Ochſen und eine Heerde Schaafe, Ziegen und Säue, mancherlei Geräth und dazu erſpartes Geld.“

Nicht allein durch die innere Vermehrung der Bevölkerung, ſondern auch durch Zufluß von außen entſteht locale Anhäufung größerer Menſchen-

maſſen und in Folge davon Wohnungsnoth und Wohnungsloſigkeit. So entſtand z. B. im Kreiſe Beuthen in Schleſien, welcher im Jahre 1820 32,000 Einwohner hatte, im Jahre 1849 aber 84,000 und endlich im Jahre 1861 145,000 Einwohner zählte, eine unglaubliche Wohnungsnoth, der indeſſen durch Errichtung von Arbeiterwohnungen Abhülfe geſchafft wurde.

Das Weſen der Wohnungsnoth beſteht nicht eigentlich in dem Mangel an Wohnungen überhaupt im Verhältniſſe zu dem ſteigenden Bedürfniſſe und der daraus hervorgehenden Steigerung der Preiſe, ſondern vielmehr in dem Mangel an mittleren und kleinen Wohnungen für die „kleinen Leute," und beſonders an ſolchen, die bei möglichſter Wohlfeilheit doch auch den jetzigen Anforderungen an Geſundheit und Bequemlichkeit entſprechen.

Bekannt ſind die Anſtrengungen, die man im Auslande gemacht hat, um den Arbeitern geſunde und billige Wohnungen zu verſchaffen. Wie viel iſt in Amerika geſchehen, und betheiligte ſich doch ſelbſt der Kaiſer Napoleon im vorigen Jahre auf der Pariſer Ausſtellung an der Concurrenz für Arbeiterwohnungen. In der Sitzung des Unterhauſes in London am 28. März d. J. wurde die Leſung eines Geſetzvorſchlages, der Ueberfüllung und geſundheitsſchädlichen Vernachläſſigung der Handwerker- und Tagelöhner-Quartiere zu ſteuern, beantragt. Es wurden Anleihen zur Errichtung beſſerer Arbeiterwohnungen contrahirt und geſundheitsſchädliche Wohnungen ſollen von ihren Eigenthümern demolirt oder auf deren Koſten umgebaut werden. Im Jahre 1866 bildete ſich in London eine Actiengeſellſchaft, die ein Capital von 1 Mill. Pfd. St. in Actien à 10 Pfd. St. aufzunehmen beabſichtigte, um eine Speculation im Bau von Arbeiterquartieren vor der Hauptſtadt zu machen. In Deutſchland nahmen im Jahre 1865 drei große Wanderverſammlungen die Wohnungsnoth in ihre Tagesordnung auf.

Die Speculation in Verbindung mit der Bautechnik betheiligte ſich bald an der Löſung dieſer Frage. Sie ſtellte große glänzende Gebäude her und ſuchte dieſe möglichſt zu verwerthen, wobei das Angebot von Quartieren für die Armen bedeutend zurückblieb und der Vermehrung der Einwohnerzahl nicht zu folgen vermochte. Die Miethhäuſer für Arme, gebaut um möglichſt großes Capital herauszuſchlagen, ſind gewöhnlich Auswüchſe der Architektur, mit dünnen Wänden und ſolchen Räumlichkeiten, die weder Schutz vor dem Wetter, noch Zweckmäßigkeit in der Vertheilung bieten und zu dem Preiſe in keinem Verhältniſſe ſtehen. Verfuhr man

doch bei Anlegung von gewerblichen Bauten, selbst Ställen, mit viel mehr Umsicht.

Um den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechende Wohnungen einrichten zu können, muß man zweierlei wissen: erstens, wo diese Häuser stehen sollen, und zweitens, wie sie am zweckmäßigsten und billigsten auszuführen sind.

Wo, d. h. an welchem Orte der Stadt Arbeiterwohnungen einzurichten sind, hängt natürlich sehr von der Oertlichkeit und Eigenthümlichkeit der Stadt ab. Man kann freilich nicht mehr, wie Abraham zu Lot sagen: Willst du zur Rechten so ziehe ich zur Linken, oder willst du nach Westen so ziehe ich gen Osten. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß sich in allen großen Städten: in London wie in Paris, in Berlin, Wien, St. Petersburg u. s. w. die wohlhabende Klasse der Bevölkerung nach Westen wendet und die entgegengesetzte Seite den verschiedenen Industrieen überläßt. Jedenfalls dürfen die Arbeiterhäuser nicht zu entfernt vom Hauptverkehre oder Arbeitsplatze, Markte u. s. w. liegen. Ihre Vertheilung aber, d. h. ob etwa ein größerer Complex von Gebäuden auf einem Grundstücke zu stehen kommt und wie viele dort untergebracht werden dürfen; wie viele unter einander zu vereinigen sind (wobei der Zugang berücksichtigt werden muß) und wie viele Wohnungen unter *einem* Dache, also *neben* und *über* einander vereinigt werden können — alles dieses hängt natürlich von den gegebenen Verhältnissen ab und namentlich auch von der „Nachbarschaft", mit der man in eine Art von Geselligkeit tritt.

Der Bauplatz muß ein solcher sein, daß der Wohnung Trockenheit und gesunde Luft nicht abgehe. Er darf nicht in sumpfiger, schlecht oder gar nicht canalisirter Gegend, nicht einmal in engen Straßen, wo Luft und Wind nicht Zutritt haben, belegen sein, und muß in der Nähe gutes und reichliches Wasser haben. Wünschenswerth ist es, jedem Hause ein Grundstück zur Spatencultur zuzutheilen. Gartenanlagen, wenn auch in sehr geringem Umfange, sind der Wohnlichkeit und Gesundheit von wesentlichem Nutzen. Bäume allein thun es nicht, deßhalb ist es gut, mit dem Raume nicht allzu ökonomisch umzugehen, wenn es die Verhältnisse irgend erlauben. Bei uns in Riga möchten sich die unbebauten Plätze in der Gegend der Sandberge, der Vorburg, des Kaiserlichen Gartens und des Weidendammes (wenn letzterer canalisirt wird) am besten zur Anlegung von Arbeiterwohnungen eignen, wenn solche in ganzen Quartalen angelegt werden sollen;

auch müßte man die Mitauer Vorſtadt in der Nähe des neuen Bahnhofes im Auge behalten.

Aber iſt es zweckmäßig Arbeiterquartale anzulegen? Es iſt ſoviel dafür und dawider geſprochen worden, und noch immer gehen die Anſichten darüber weit aus einander.

Beſonders, wo die Erbauung von Wohnhäuſern geſchäftsmäßig betrieben wird, ſollte man jeder Zeit bedacht ſein, jener großen Verdichtung der Städte vorzubeugen, vielmehr den Verkehr zu theilen und immer neue Bauplätze zu wählen.

Der Maſſenbau concentrirt, vereinfacht die ganze Bauverwaltung, die Lieferungen, deren Beaufſichtigung und die Bauleitung, erleichtert die Anlagen von Gas- und Waſſerleitungen, Gartenanlagen und Spielplätzen, erlaubt die Errichtung von Neben- und Hintergebäuden. Es können Häuſerantheile eingerichtet werden, die billiger als einzelne Häuſer zu erlangen ſind, und die Ausführung der Bauten kann fabrikmäßig, mit angemeſſener Theilung der Arbeiten, betrieben werden.

Gegen den Maſſenbau aber wird geltend gemacht, daß die Arbeiter und „kleinen Leute" — und zu denen gehören Alle, die nicht im Stande ſind eine größere Miethe zu zahlen — nicht zu weit von dem Orte ihrer Beſchäftigung oder Arbeit entfernt leben müſſen, um zeitraubende Gänge zu vermeiden. Auch begegnet man häufig dem Vorurtheile, daß ſolche Arbeiterquartale nothwendig Armenviertel werden müſſen, wohin ſich die Armuth und in ihrem Gefolge Sittenloſigkeit und Arbeitsſcheu zurückziehen und die daher von den Beſſeren gemieden werden; daß das Gefühl, aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen zu ſein, ſich der hier Untergebrachten bemächtige und das Streben nach Bildung und ſittlicher Veredlung in ihnen verſchwinde, während gerade das Beiſpiel feinerer Sitten wohlhabender und gebildeter Familien, wenn Arbeiter mit ſolchen in einem Hauſe wohnen, auch dieſe zur Nacheiferung auffordere. Und doch liegt es in der Natur der Sache, daß je nach Beruf und Vermögen ſich die Klaſſen ſcheiden. Sogenannte ſchlechte Gegenden, in denen die kleinen Leute, die Armen, Aermeren und Aermſten wohnen, beſtehen, Dank der Wohnungsnoth, in jeder größeren Stadt. Und was lernen auch die Arbeiterfamilien, wenn ſie in Keller-, Hof- und Dachwohnungen größerer Privathäuſer mit wohlhabenden und luxustreibenden Familien in einem Hauſe wohnen, von dieſen? Worin beſteht die Hülfe Letzterer? Vielleicht nur in dem Verſchenken abgelegter Damenkleider an die Töchter und Frauen armer Mitbewohner.

Bestimmt man nun aber Quartale für Arbeiterwohnungen da schon die Billigkeit des zu erwerbenden Grundbesitzes dafür spricht, so scheint man unwillkürlich zu dem Wunsche hingeleitet zu werden, große und hohe Häuser zu bauen, um möglichst viele Menschen unter einem Dache unterzubringen, indem, selbst bei reichlicher Vertheilung des Raumes, die Ausführung sich billiger stellt und folglich die Miethe eine verhältnißmäßig niedrigere sein kann. So entstanden denn die sogenannten Arbeiterkasernen, deren Ruf nicht der beste ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie zur Demoralisation der Bewohner beitragen und Sittenreinheit und Schicklichkeitsgefühl untergraben. Das Beisammensein vieler Familien giebt besonders dem schönern und sanfteren Theile der Bewohner Veranlassung zu endlosem Zank und Streit. Dagegen bieten diese „Kasernen" freilich auch unleugbare Vortheile, wie den des ungleich niedrigern Miethzinses und den von Ersparungen, die aus der Gemeinschaftlichkeit mancher Einrichtungen hervorgehen. Als solche sind besonders hervorzuheben, gemeinsame Bade-, Wäsch- und Kochanstalten, vielleicht auch allgemeine Heizung und Gasbeleuchtung, ferner Beaufsichtigung der Kinder während der Abwesenheit der Eltern u. s. w. In gut eingerichteten Sammelwohnungen ist die Sterblichkeit eine viel geringere als in andern Wohnungen. In den seit 1845 errichteten und verbesserten Modellhäusern Londons starben nach einer Durchschnittsrechnung von 3 zu 3 Jahren an Kindern jährlich nur 8—12 per Tausend, während die Sterblichkeit im übrigen London 45—50 übersteigt Von Erwachsenen 12—13 vom Tausend, während die mittlere Sterblichkeit Londons 22 beträgt.

Aber wie viele Köpfe können unter einen Hut oder wie viele Wohnungen unter ein Dach gebracht werden? Was die Köpfe anbelangt, so ist die Frage wohl schon entschieden. Was die Zahl der Wohnungen in den mißliebigen Kasernen betrifft, so hat man auch darüber Erfahrungen.

In Paris enthält die Cité Rochechouart in einem einzigen Gebäude über 200 Familien und die Wohnungen darin finden immer die eifrigste Nachfrage. Das große Logirhaus für unverheiratete Arbeiter an der Rue Montreuil enthält außer den großen Conversations- und Gesellschaftsräumen 400 Schlafkammern, ein Dutzend Badezellen und eine vortreffliche Speiseanstalt.

Die Baugesellschaft in London, welche sich im Jahre 1844 unter dem Protectorate der Königin und dem Vorsitze des Prinzen Albert bildete, erbaute unter andern ein Haus für 30 Wittwen oder bejahrte Frauenzimmer. Jede Wohnung hat ein Zimmer, zu welchem man über einen

Gang gelangt. Sie errichtete ein Musterwohnhaus für 104 Arbeiter (eine Art Zellensystem) mit allen Bequemlichkeiten, Gesellschaftszimmer, Bibliothek, Waschhaus und Badezimmer. In diesem Hause ereignete sich, während die Cholera außerordentlich wüthete, nicht ein einziger Krankheitsfall. Eines der imposantesten Gebäude für Arbeiter ist der albergo de'poveri in Neapel für 2600 Individuen in sechs Stockwerken, von denen das oberste zu Werkstätten dient.

Die Firma Funcke und Hueck zu Hagen hat eine Arbeiterstadt im Kleinen ausgeführt. Es erhebt sich ein großes, dreistöckiges, 14 Fenster breites Hauptgebäude mit zwei flügelartigen Seitengebäuden. Die Anstalt enthält 24 Familienwohnungen, von denen jede zwei sehr helle und ansprechende Zimmer hat. In dem einen Flügel sind für 24 unverheiratete Arbeiter 16 kleine Dachzimmer mit je einem Bette und 4 größere Dachzimmer mit zwei Betten.

In England hat ein Obrist Ocroid in der Nähe von Halifax 38 Arbeiterhäuschen von Stein erbaut, die 6 Blöcke bilden und verschieden nach Größe und Preis sind. Die billigsten kosten 136 Pfd., die theuersten 460 Pfd. Die Actionäre erhalten 6 pCt. Zinsen vom Baucapital.

Um den Herstellungspreis zu verringern, hat man in Bexley Heath in Perth zwei Häuschen aus Beton vermittelst eines Apparats von der Erfindung eines Herrn Toll erbaut, mit je 6 Zimmern, wobei ein solches Häuschen nur 100 Pfd. zu stehen kommen soll. Es sollen jetzt auf Befehl des Kaisers Napoleon in Paris mehrere Häusercomplexe mit solchen Betonmauern, fünf Stockwerke hoch, für Arbeiter aufgeführt werden.

Um dem Vorurtheile gegen Sammelwohnungen im Kasernenstyle, oder deren wirklicher Mangelhaftigkeit zu begegnen, hat man Gruppirungen der Wohnungen vorgeschlagen.

Gebäude mit nur herrschaftlichen, prächtigen Wohnungen werden sich, so lange ihrer nicht zu viele sind, meistens gut verzinsen; doch ist der vermögendste Theil der Bevölkerung oft der unzuverlässigste und seine Anhänglichkeit für gemiethete Wohnungen keine beständige; auch erfordert ihre Anlage größere Geldkräfte, und eventuelle Verluste durch Leerstehen sind unvermeidlich.

Da sich aber auf der andern Seite Gebäude mit nur kleinen Wohnungen oft nicht hinreichend verzinslich erweisen, indem schon die Werthe der Grundstücke, Fundamentirungen und Dächer diese vertheuern, so wird von Vielen empfohlen, gemischte Wohnungen einzurichten, und zwar in

einem Gebäude große, mittlere und kleine in verſchiedenen Abſtufungen der Größe, Ausſtattung und des Preiſes, indem häufig Räumlichkeiten, die nicht mehr zu großen Wohnungen verwandt werden, ſehr gut zu kleine eingerichtet werden können, wie z. B. die obern Etagen und Dachkammern, die doch gewiß den Kellerwohnungen vorgezogen werden müſſen. Doch, wie weit käme man damit, wenn man Häuſer bauen wollte, um neben größeren Wohnungen nur einzelne kleine für die ärmere Klaſſe abzugeben, während die Zahl der beſſeren Wohnungen leicht ſchon von ſelbſt eine genügende iſt oder werden kann und gerade der Mangel an kleinen ſich ſo fühlbar macht?

Wenn ein neuer Platz zur Aufführung mehrerer Häuſer oder einer Arbeitercolonie benutzt werden ſoll, ſo werden dieſe ſich in Gruppen vertheilen, die in verſchiedenen Formen auftreten. Wie dieſes auszuführen iſt und zu welchen Reſultaten man gelangt, mögen Beiſpiele aus Deutſchland zeigen, wo die Verhältniſſe ſich mehr oder weniger den unſrigen nähern und aus denen am leichteſten zu erſehen iſt, welche Art Häuſer am beſten rentiren und die geſuchteſten, weil die zweckmäßigſten und vortheilhafteſten ſind.

Die Häuſer können einzeln in Zwiſchenräumen oder zuſammenhängend und Straßen oder Quartale bildend liegen, durch Hofraum oder Garten getrennt werden oder als *Doppelhäuſer* Gruppen bilden, und in letzterem Falle entweder als Nachbarhäuſer oder, wo die Fronte eines Bauplatzes nicht erlaubt ſie neben einander zu ſtellen, als zuſammengehörige Vorder- und Hinterhäuſer. Hinterhäuſer können auch angelegt werden, wo es auf Ausnutzung des Bauplatzes von hinlänglicher Tiefe bei verhältnißmäßig kleiner Front ankommt, ſo daß ſich an den Hof ein Hintergebäude anſchließt oder auch mehrere Höfe und Hintergebäude folgen können. In dieſen laſſen ſich nicht nur Werkſtätten und Niederlagen anbringen, ſondern ſie ſind auch zu Wohnungen zu benutzen, welche durch ihre Stille, beſonders wenn ſie an Gärtchen oder auch nur am nicht allzu ſtiefmütterlich behandelten Hofraum grenzen, viele Annehmlichkeiten bieten.

Als Beiſpiel von einfachen Häuſerreihen, d. h. ſolchen, deren Hausantheile durch die ganze Tiefe des Bauplatzes gehen, und eine unbeſchränkte Entwickelung zulaſſen, können Gruppen von Häuſern dienen, wie man ſie in Bremen findet, von denen jedes für eine gewiſſe Anzahl von Familien beſtimmt iſt und wo ſich zwiſchen je zwei Häuſern ein großer freier Platz mit einem Springbrunnen befindet. Jedes Haus (obgleich es nach Bedürfniß

erweitert werden könnte) ist hier nur für vier Familien eingerichtet und besteht aus Kellergeschoß und drei Stockwerken. Jede Familie hat ihren besonderen Antheil in allen Etagen des Gebäudes. Im Kellergeschoß, dem sich die Privets anschließen, liegen die Wirthschaftsräume: Küche, Speisekammer, Trockenkammer und Zimmer für Miether oder Schlafburschen. Zwei Zimmer von 14′ und 16′ 6″, wie von 14′ und 16′ nebst einer Kammer im Erdgeschosse dienen als Arbeitszimmer oder Werkstätten, eben solche in den andern Stockwerken als Wohn- und Schlafzimmern. An der Seite eines jeden Häuschens ist die Wohnung noch größer angelegt. Besonders anziehend ist dort eine zweite Reihe von 7 Häusern, in denen die Antheile eigenthümlich behandelt sind, die Flügel sich thurmartig erheben, der Mittelbau hervortritt und das Ganze sehr hübsch ausgestattet ist. Diese Häuser wurden sofort zu hohen Preisen verkauft. Ueberhaupt hat Bremen, wo keine Spur einer Klage über Mangel und schlechte Beschaffenheit der Arbeiterwohnungen zu vernehmen ist, größtentheils Häuser für einzelne Familien. Es sind dort $^2/_3$ dieser Häuser von Gesellen und nur $^1/_3$ von Meistern aufgeführt worden. In den Jahren 1862—63 wurden 808 neue Häuser erbaut. Die Baugesellschaft stellte ihre Thätigkeit ein, nachdem sie über 50 kleine Arbeiterhäuser gebaut hatte und als die Handwerker hunderte von Bauten auf eigene Hand ausführten. Eine Wohnung durch drei Stock würde hier 6330 Rbl. kosten.

Das großartigste Beispiel von doppelten Häuserreihen bieten die Arbeiterhäuser in Mühlhausen im Elsaß, welche nun wohl die billigsten und einfachsten in ihrer Art sind, indem für jeden Hausantheil nur eine Stube, eine Kammer und Küche nebst Bodenraum angewiesen ist. Die Häuser sind nach verschiedenen Plänen erbaut, entweder, wie anfangs, in Reihen von 10—20 zusammenhängenden einstöckigen, nur für eine Haushaltung bestimmten, für sich abgeschlossenen Häusern mit einer zweiten gleichen Reihe, Rücken gegen Rücken zusammengebaut, oder, was später den Vorzug fand, in Gruppen von nur 4 solchen Häusern, wobei zwei und zwei mit dem Rücken an einander zu stehen kamen, oder endlich einfache Häuserreihen, nach vorn und hinten frei. Eine jede Haushaltung ist für sich abgeschlossen, sowohl das Haus als der Garten, der niemals fehlt. Die Straße hat 38′ Breite, wovon 9′ auf die doppelten Trottoirs kommen; auch erbaute man zweistöckige Häuser mit je einer Wohnung, die ohne Flur aus einem Zimmer und einer Küche bestehen.

Zu den Anlagen in doppelter Häuserreihe gehören auch die 1865 auf der Grube Trendelbusch erbauten 48 Arbeiterwohnungen. An vier zusammenhängende Häuser von drei Stockwerken und im Ganzen 147' Länge schließen sich seitlich Waschküchen und Stallungen an und eine Mauer begrenzt das Gehöft von hinten. Diese Antheile, die auch als besondere aneinanderstoßende Häuser betrachtet werden können, haben in jedem Stockwerke Wohnungen für zwei Familien, die aus einer Stube von 16' und 15' 3" mit einem Kamine und einer Kammer von 15' 3" und 11' 6" bestehen, und auch hier ist eine etwas größere Wohnung mit besonderer Küche und einer zweiten Kammer eingerichtet. Hier würde eine Wohnung bei nur einem Stock mit Keller 1512 Rbl. kosten, bei zwei Stock 1323 und bei drei Stock 1218 Rbl. Die erstenwähnte ohne Keller 1260 Rbl.

Die Lüdesheimer Actienbaugesellschaft hat 80 Familienwohnungen in 6 Doppelhäusern hergestellt. Diese, mit je 4—5 Wohnungen, haben sich im Gegensatze zu kleinen, einstöckigen, leichter gebauten Häusern bewährt. Die gewöhnlichen Familienwohnungen bestehen aus zwei Zimmern, Ziegenstall, Futterraum auf dem Dachboden, Vorflur mit Ausgußstein und 1—2 Gartenbeeten und kosten 34—36 Thlr. jährlicher Miethe, kleinere Wohnungen 18—20 Thlr.

Die gemeinnützige Baugesellschaft in Berlin, deren Statuten im Jahre 1848 bestätigt wurden, baut Wohnhäuser von 4 Stockwerken mit Kellergeschoß. Jede Etage enthält 2 Familienwohnungen, bestehend aus einem Zimmer (14' 4" und 13'), einer Kammer von 13' und 6', Küche und Keller und einem Zimmer für ledige Personen. Die Baukosten eines Hauses waren auf 5266 Thlr. veranschlagt. Es wurden 10 solcher Häuser für je 8 Familien erbaut.

Auch hat sich dort eine Actiengesellschaft im „Westend" gebildet, die für 3900 Thlr. ein hübsches und geräumiges Häuschen mit 5 Zimmern, Küche, Keller, zwei Dachkammern, zwei Veranden und einem Gärtchen zu liefern verspricht.

Für Wien arbeitete Förster einen Entwurf aus, nach dem 8 Häusergruppen für die Leopoldstadt in Vorschlag gebracht wurden. Jede von ihnen besteht aus 4 abgesonderten Häusern, die so vertheilt sind, daß jede Familie ein großes Zimmer, eine Kammer, eine Küche, einen Abort, einen Bodenraum und Keller erhält. Eine Gruppe erhält ein Gebäude für eine Suppen- und Kochanstalt, eine Waschküche mit Mangelkammer und Trockenböden, und hat einen Gartenraum zu einem Spiel- und Turnplatz für

Kinder. Dieſe 26 Wohnhäuſer, die nebſt Kellergeſchoß 4 Stockwerke haben, enthalten 208, jede von der andern ganz abgeſonderte Wohnungen und außerdem noch 48 Zimmer für ledige Leute, indem ſich in jedem Stockwerke noch ein ſolches befindet. Die Baukoſten eines Wohnhauſes wurden auf 1 ,000 Gulden berechnet, ſo daß ſich der Koſtenanſchlag auf beiläufig 300,000 Gulden belief.

In Heilbronn überließ der Staat dem Wohnungsvereine den Grund und Boden zu einem Drittel des Werthes, auf den die Geſellſchaft vier Häuſer mit 40 Einzelwohnungen errichtete. Die kleinern beſtehen aus einem heizbaren Zimmer, Küche, Kammer, Speicherraum, Abtritt und einem Gärtchen vor dem Hauſe; die größern haben außerdem noch eine Kammer und Kellerraum und ſind überhaupt geräumiger. Die Baukoſten ſtellten ſich bis 750 Gulden für die kleinern und 1300 Gulden für die größern heraus. Der Miethzins 40 und 70 Gulden.

Die gemeinnützige Actienbaugeſellſchaft in Görlitz hat ein Grundſtück von 4 Morgen 20 Q.-Ruthen Flächeninhalt erworben. Dieſes iſt durch einen Weg grade durchſchnitten. Auf der größeren Hälfte beabſichtigt man 4 große Familienhäuſer zu errichten, in deren Mitte ein freier Platz zu laſſen iſt. Das erſte 1865 vollendete Haus beſteht aus zwei durch eine Brandmauer getrennten Blöcken, hat außer dem überwölbten Souterrain 3 Stockwerke (mit Parterre) von 8′ lichter Höhe. Jeder Block hat einen beſonderen Eingang von der Straße und vom Hofe aus und in jeder Etage 4 Familienwohnungen von je einem Zimmer und einer Kammer. Die Küche ſoll durch Einrichtung der Stubenöfen zum Kochen erſpart werden. Das Souterrain iſt mittelſt Lattenverſchläge und Mauer als Keller zu benutzen. Die Treppen ſind maſſiv, das Dach iſt Ziegeldach. Zwei Hinterbauten enthalten für jede Etage zwei Abtritte. Die Anſchlagſumme beträgt 12,058 Thlr., ſo daß mit allen übrigen Arbeiten eine Wohnung etwa 600 Thlr. koſten würde, was einen Miethzins von 30 Thlr. erfordert. Das nächſte Haus beabſichtigte man in derſelben Größe, aber nur mit 12 Wohnungen, je von 2 Stuben, 1 Kammer und 1 Küche, aufzuführen.

Die gemeinnützige Baugeſellſchaft zu Pforzheim in Baden baute Wohnungen für einzelne Familien, um ſie wieder zu verkaufen. Man baute freundliche ein- und zweiſtöckige hölzerne Häuſer. Die einſtöckigen enthielten Kellerraum, zwei Zimmer von 11′ und 12′ und von 10′ und 11′, Küche, Abtritt und unter dem Dach zwei Manſarden und zwei kleine Kammern. Die Grundfläche betrug 580 Q.-Fuß und jedes Haus bekam

einen kleinen Hof nebſt Gärtchen. Die Geſammtkoſten für ein einſtöckiges Haus beliefen ſich auf 1800 Gulden, die für ein zweiſtöckiges auf 3000 Gulden. Hier würde die Wohnung, in einem ſteinernen Hauſe, mit Keller 1392, ohne Keller 1150 Rbl. koſten. Bei zwei Stock mit Keller 1344, ohne Keller 1216 Rbl. — Die einſtöckigen, anfangs weniger beliebt, fanden bald raſche Abnahme und die Wohnungen für ledige Hausgenoſſen viele Miether. Es genügte die Abzahlung eines Sechstels des Kaufgeldes; der Reſt war mit 8 pCt. zu verzinſen. Man hielt die Errichtung von Arbeitervierteln für bedenklich und aus dieſem Grunde wurden in der Nähe der Geſellſchaftshäuſer größere Bauten zu 5500 Gulden aufgeführt, die kaum fertig, ebenfalls ihre Abnehmer fanden. Es entſtand in Kurzem eine beſondere Regſamkeit im Baugewerke, ſo, daß in einem Zeitraum von 2½ Jahren über 300 neue Wohnhäuſer errichtet wurden. Die Baugeſellſchaft hat im Ganzen 17 Häuſer erbaut und konnte ſich darnach auflöſen, da die Privatthätigkeit der Wohnungsnoth gänzlich Abhülfe geleiſtet hatte. Der Reſervefonds wurde unter die Actionaire vertheilt.

Der Wohnungsverein in Stuttgart beabſichtigte ſeit 1859 50 kleine Wohnungen zu erbauen. Es wurden 6 dreiſtöckige Häuſer aufgeführt, von denen je 3 an einander ſtoßen und gemeinſamen Hofraum und Brunnen beſitzen. Jedes Haus hat ſeinen beſonderen Eingang und in jedem Stockwerke wohnen zwei Familien. Eine Wohnung beſteht aus einer Wohnſtube, 1—2 Kammern, einer Küche, Bodenkammer, Kellerabtheilung und eigenen Abtritt. Die Baukoſten betrugen 42,700 Gulden. Die Wohnungen ſind ſtets vermiethet geweſen.

Die gemeinnützige Baugeſellſchaft in Frankfurt a. M. baute im Jahre 1864 32 Häuschen mit Gärtchen für je eine Familie, die ſämmtlich vermiethet wurden. Die Geſammtkoſten derſelben betrugen 150,000 Gulden. Hiernach hätte jede Wohnung, um einen Bruttoertrag von 5 pCt. abzuwerfen, eine jährliche Miethe von 235 Gulden einzubringen.

In Königsberg waren für 51,800 Thlr. 5 dreiſtöckige Häuſer mit 96 kleinen Wohnungen erbaut worden. Drei Häuſer mit je 24 Wohnungen haben zwei Eingänge, die alle durch die Küche gehen; die andern mit 12 Wohnungen nur einen Eingang. Der Miethzins der Einzelwohnungen beträgt durchſchnittlich 33 Thlr. jährlich und ergiebt eine Verzinſung des Anlagecapitals von 7½ pCt.

Die gemeinnützige Baugesellschaft in Stettin verlegte ihre Bauten, da das Unternehmen in der Festung nicht florirte, vor die Thore Stettins, und hat jetzt 6 mehrstöckige Häuser mit Wohnungen für 120 Familien.

Im schlesischen Kreise Beuthen, von dessen schneller Bevölkerungszunahme schon oben berichtet wurde, ging man auch alsbald an's Bauen. 1858 bestanden dort auf königlichen und Privatwerken zusammen 629 Arbeiterfamilienhäuser mit 4386 Wohnungen. Anfänglich legte man große kasernenartige Gebäude an. Als hier Unordnung, Unreinlichkeit, Unzucht, unaufhörliche Zänkereien, gegenseitige Störung und beständiger Wechsel der Bewohner zur Tagesordnung geworden waren, kam man zu kleineren Wohngebäuden für 12—24 Familien, und als sich auch diese noch als unzweckmäßig erwiesen, ging man zu Häusern mit Wohnungen für höchstens 10 Familien mit etwas Acker und Gartenland und Ställen über, zum Theil auch zu noch kleineren für eine bis höchstens vier Familien. Die letzterwähnten wurden nicht nur vermiethet, sondern auch verkauft. Es erwies sich, daß gerade diese (mit einer Kammer für Schlafburschen bei jeder Wohnung) den meisten Absatz fanden.

In Hamburg wurde auf Anregung des Vorsitzenden der Volksbank Balzer im Jahre 1862 von einer Anzahl Handwerker und Arbeiter eine Colonie von Arbeiterwohnungen gegründet und auf dem nach Hamburgschen Rechten gepachteten Grundstücke 48 Wohnhäuser für eben so viele Mitglieder der Genossenschaft errichtet. Es fand sich ein Baumeister, der es übernahm jedes Haus für 2200 Mark (860 Thlr.) herzurichten. Das erforderliche Capital von ungefähr 40,000 Thlr. wurde aufgenommen. Die Häuser sind von Fachwerk, haben 24' Länge und ebenso viel Tiefe und jedes Haus ein Gärtchen. Im Parterre ist ein Vorplatz, daneben ein zweifenstriges Zimmer und nach hinten zwei einfenstrige Kammern. In die erste Etage führt eine Treppe mit besonderer Hausthüre. Diese Etage enthält dieselben Räumlichkeiten wie die untere, nur ist das eine der hinteren Zimmer zur Küche eingerichtet. Das Holzwerk der Häuser ist auswendig gehobelt und von außen und innen mit Oelfarbe gestrichen; die Fußböden sind geölt. Jeder Miether hat an Miethe, Bodenpacht und Amortisationscapital 60—70 Thaler jährlich zu zahlen.

Die Arbeiterwohnungen des Kaisers Napoleon auf der Pariser Ausstellung sind aus Backsteinen ausgeführt und bestehen aus einer unteren Etage, die zu zwei Verkaufslocalen mit je einem Zimmer eingerichtet ist, — einer zweiten Etage in der vier Wohnungen sind, von denen jede aus einem

Schlafzimmer mit einem Kamine beſteht und je zwei Wohnungen ein gemeinſchaftliches Speiſezimmer mit einer Küche und ein Privet haben, und vier ebenſo eingerichteten Dachwohnungen. Außerdem ein Keller. Verbunden ſind die Etagen durch Treppen von Eiſenguß. Ein ſolches Haus koſtet 20,000 Frs.

Dr. Walpert ſchlägt im Jahrgange 1861 der Zeitſchrift für Bauhandwerker Häuſervierecke vor, die vier Hausantheile unter einem Dache verbinden oder auch einen Hof in der Mitte haben. Sie verlangen einen verhältnißmäßig großen Grundraum, damit die Zugänge leicht und bequem ſeien und die Fenſter frei und offen liegen können. In jedem Stockwerke dieſer Häuſerantheile befinden ſich vier Familienwohnungen, die außer dem Vorplatze, aus dem man in die Küche oder Stube (14′ und 14′) tritt, noch eine Kammer von 14′ und 8′ 6″ hat. Ein größeres Viereck von 70′ hat gleichfalls in jedem Stockwerke vier Familienwohnungen, doch beſtehen dieſe aus je zwei Zimmern, zwei Kammern, Küche und Speiſekammer. Eine Wohnung würde hier ohne Keller 1750 und 2400 Rbl., mit Keller 2100 und 2890 Rbl. koſten.

Wo Arbeiterviertel angelegt werden ſollen, können dieſe Vierecke ganze Stadtviertel bilden, wie Architekt Klette zu Holzminden vorſchlägt, in denen Häuſerreihen mit Hintergebäuden und Hofräumen keine Verdichtung hervorbringen. Die Vierecke von 500–1000′ Seite werden durch lange und breite Straßen begränzt und enthalten Hofräume, wie auch in der Mitte Gartenanlagen. Alle Häuſer haben directe Zugänge, zu denen von den Straßen Durchgänge führen.

Von der Goltz giebt in ſeiner gekrönten Preisſchrift über ländliche Arbeiterwohnungen Anweiſung zur Errichtung von Arbeiterhäuſern für vier, drei, zwei und eine Familie und zugleich eine Angabe der Koſten für Ziegel-, Luftſtein- und Piſé-Ausführung. Beſondere Aufmerkſamkeit wendet er den Feueranlagen zu, die, womöglich zum Backen, Kochen, Leuchten und Räuchern zugleich dienen ſollen. Er ſagt: „Zum Backen dient der Fuß des Ofens; die aus dem Backofen abziehende Hitze und der Rauch treten durch eine mit einem Schieber verſchließbare Oeffnung, welche in der Sohle vom Feuerraume des über dem Backofen ſtehenden Heizofens angelegt iſt, in dieſen ein und werden durch die Züge deſſelben, nachdem ſie zur Zimmerwärmung das Ihrige beigetragen haben, nach dem daneben angelegten 6″ im Quadrat weiten Schornſteinrohr geführt. Um die Erwärmung des Ofens im Sommer zu vermeiden, kann direct ein

Verbindungsrohr aus dem Backraume nach der Esse eingelegt werden, welches im Winter geschlossen wird." Da die Sohle des Backofens nur 3" über dem Fußboden liegt, so ist vor der Heizöffnung im Fußboden eine ausgemauerte Vertiefung angelegt. Der Kamin kann gleichzeitig als Koch- und Leucht-Kamin benutzt werden. Ueber demselben ist eine Rauchkammer und zur Abführung der Wasserdämpfe ein Zinkmantel angebracht. — Ein Haus für vier Familien wird nach von der Goltz in den Fundamentirungen und in der Plinthe in Feldsteinen, darüber in 10-zölligen Ziegeln, durchgängig in Kalkmörtel und Kiefernholz aufgeführt. Alle Mauern sind mit einer Isolirschicht von Dachpappe und Asphalt versehen und das Dach mit Pappe gedeckt. Die Bodenräume sind durch Bretterverschläge vollständig abgeschlossen. Die Zimmer haben 12 und 15', die Schlafstuben 15 und 9' Länge und Breite. Das Haus ist aus Ziegeln auf 2370 Thlr., in Luftsteinen mit Pfannendach 1910, bei Anwendung von Kalkpisé 2160 Thlr. veranschlagt. — Bei einem Hause für zwei Familien ist die Schlafstube und Kammer hinter die Wohnstube verlegt. In der Mittelwand liegt ohne Vorsprung die Kellerthüre. Der Kellerhals ist mit einem geräumigen Wandschrank überbaut. Neben der Kellerthür liegt der Kamin. Die Kammer erhält ihren Zugang von der Schlafstube aus. Die Baukosten betragen bei Ziegelmauerwerk 1240 Thlr., bei Kalkpisé 1100 und bei Luftsteinbauten 1000 Thlr.

Suchen wir nun aus den angeführten Beispielen einen Schluß zu ziehen, wie zu bauen wäre, so ist besonders zu beachten, daß in Bremen, wo aneinanderstoßende Häuser oder Häuserantheile, die von einzelnen Familien bewohnt und erworben werden können, die gesuchtesten waren. Dieselbe Erfahrung wiederholte sich auch auf der Grube Trendelbusch, in Görlitz, Pforzheim, Stuttgart, Heilbronn, im Kreise Beuthen, Hamburg und vor Allem in Mühlhausen. Wenn wir das leitende Princip aller Baugesellschaften, oder wenigstens derer, die nicht ausschließlich auf Speculation beruhten, sondern wirklich das Wohl der arbeitenden Klassen, ihre geistige und körperliche Hebung im Auge hatten, verfolgen, so sehen wir, daß diese sich nicht nur auf das nothwendigste Unterbringen Wohnungsloser beschränkten, sondern ihnen *gute* Wohnungen, die solchem humanen Zwecke entsprechen, zu verschaffen suchten, ohne den Einwand zu berücksichtigen, daß der zu fordernde Miethzins von den ganz armen Klassen nicht entrichtet werden könne, da eben das Proletariat davon ausgeschlossen ist und für dieses, wo möglich, auf andere Weise gesorgt werden muß.

Man beschränkte sich daher nirgends für je eine Familie auf eine Kammer, in der sich gewiß ebenso wenig ein gemüthliches Familienleben entwickeln kann, als der Gesundheit ihrer Bewohner dabei Rechnung getragen wäre. Vielmehr bestanden diejenigen Wohnungen, die überall die eifrigste Nachfrage fanden und sich am besten bewährten aus einem oder zwei Zimmern und einer Kammer, sie hatten entweder eine besondere Küche oder wenigstens zum Kochen eingerichtete Stubenöfen und endlich Boden- und Kellerraum. Jede Wohnung hat ihren besonderen Eingang und ist, wo möglich, mit einem besonderen Gärtchen ausgestattet. Dachkammern oder besondere Zimmer im Wohnhause oder in den Wirthschaftsgebäuden, wo solche sind, werden an Schlafburschen vermiethet. Weniger haben sich größere Bauten, mit dem mißliebigen Namen „Kasernenwohnungen", in Deutschland als zweckmäßig erwiesen, während sie in London und Paris sich allerdings empfohlen haben. Ländlich, sittlich! — Der Arbeiter zieht eben nicht gerne in einer Kaserne, wo nur „kleine Leute" wohnen. Ein eigenes Haus zu besitzen ist das Ideal jedes sorgsamen Familienvaters, wo er auf eigenem Herde das Feuer häuslichen Glückes unterhalten und jeden unwillkommenen Eindringling, vermöge seines Hausrechtes, vor die Thüre setzen kann. Leicht bilden sich Genossenschaften und Arbeitercolonien, wie in Mühlhausen und Bremen. Solche Colonien entstehen an einem bestimmten Platze, auf den die örtlichen Verhältnisse hinweisen, sei es wegen besonderer Billigkeit des zu erwerbenden Grund und Bodens oder wegen der Nähe von Fabriken, welche den Arbeitern Beschäftigung bieten. Logirhäuser mit Schlafstellen für die Nacht erweisen sich als verderblich. Diese Einrichtung tödtet den Sinn für Familienleben und Häuslichkeit und verführt zum herumschweifenden Leben. Der Proletarier würde aufhören die Obdachlosigkeit oder das Beschränktsein auf eine mühsam zu findende und schlechte Schlafstelle als ein Uebel zu betrachten, wenn er leicht Obdach in den Logirhäusern fände, in denen sich das Proletariat massenhaft anhäufen würde.

Es verdient besondere Berücksichtigung, welche Art Arbeiter am meisten unter der Wohnungsnoth leiden, für welche also auch zunächst Abhülfe zu schaffen sei. Die letztens bei uns stattgefundene Zählung weist darauf hin, daß dieses die kleinern Gewerke, die Tagelöhner, die Arbeiter in den Cigarren- und Korkfabriken sind. Unter 94 Haushaltungen mit 639 Personen im zweiten Quartale des zweiten Stadttheils der Moskauer Vorstadt hatten nur acht Beamte, Krämer und verabschiedete Soldaten zu Insassen, die übrigen alle nur Fabrikarbeiter weiblichen Geschlechts, Handwerker und

Tagelöhner; und unter diesen Haushaltungen waren 16 mit mehr als 10, eine mit 24 Individuen.

Es giebt bei uns eine Species von Arbeitern, die nur Riga eigenthümlich ist, die der „Struſenruſſen", Maurer und Erdarbeiter, die aus dem Innern des Reiches, aus Witebsk und Smolensk mit den Schwalben angezogen kommen, um die Sommermonate hier zuzubringen, wozu ſie ſich beſonders die Moskauer Vorſtadt auserſehen haben. Hier bilden ſie „Artels" und zahlen gewöhnlich per Mann einen Rubel für ihre Sommerwohnung. Durch die Löcher im Mantel chriſtlicher Liebe blickt bei den Vermiethern auch etwas Eigennutz hervor. Bekannt ſind die auf ſolche Gäſte eingerichteten Hotels Schdanow, Tichanow, Ljutow, Neſtrujew und Anderer. Zu den ihnen hier gebotenen Vortheilen gehört auch das Petersburger Fieber (febris recurrens). In einem dieſer Häuſer, das mit anerkennenswerther Anſpruchloſigkeit auftritt, ſind drei kleine Zimmer für den Preis von 85 Rbl. zur Aufnahme von 50—80 Menſchen beſtimmt. In dieſem Hauſe lebten im Sommer 1865 über 1100 Perſonen; zwei andere Zimmer koſteten 70 Rbl. Dafür hängt man aber auch nicht pedantiſch an eine beſtimmte Anzahl Bewohner; man ſtopft hinein was nur neben einander und über einander in einer Art Hängematte liegen will. Der Wirth liefert hier auch das Brod; für das Uebrige ſorgt das Artel. In einem anderen Hauſe wurde ein kleines Zimmer mit Pritſchen und Tiſch für 20—25 Perſonen für 50 Rbl. für den Sommer abgegeben. In einem dritten Hauſe befindet ſich ein größerer Raum halb in der Erde, indem der ſteinerne Sockel mit winzigen Fenſteröffnungen wenige Fuß über dem Hofe hervorragt und zugleich das Dach zu tragen hat. Die Höfe ſind dort gewöhnlich durch Senkgruben getränkt, da man den Luxus beſonderer Privets vermeidet.

Sollte ſich nicht der frühere ruſſiſche Kaufhof in der Moskauer Vorſtadt, der jetzt nur Speicherräume enthält, zur Anlage von Sammelwohnungen eignen, wenn dieſe durchaus angelegt werden ſollen?

Alle angeführten Geſellſchaften und alle Bauentwürfe, nach denen dieſe ihre Häuſer aufführten, ſchließen das Proletariat aus. Der Proletarier kann nur eine ſehr geringe Miethe zahlen und überdies iſt ſein Verdienſt im allgemeinen nur wenig geregelt, ſo daß ſelbſt dieſe geringe Miethe oft precair iſt; die Geſellſchaften hätten daher, um zu ihren Zinſen zu gelangen, die Zahl der Miether vermehren, d. h. die Bewohner in enge Räume zuſammendrängen, mithin gerade ihren Grundgedanken: die Rückſicht auf Geſundheit und verhältnißmäßige Bequemlichkeit aufgeben und Logirhäuſer

errichten müſſen, die dem Proletariate zu geſundem und anſtändigen Nachtlager verhelfen würden. Wenn wir nun die Verſuche verfolgen, welche man machte, um unter gegebenen Verhältniſſen die zweckmäßigſten Arbeiterhäuſer herzurichten, ſo erſcheint doch immer als Hauptzweck weniger die Vermehrung der Wohnungen als die Beſchaffung guter Wohnungen. Wir ſahen, wie man überall von der Ueberzeugung ausging, daß das behagliche Familienleben die einzige richtige Grundlage alles bürgerlichen Wohlſeins iſt und demgemäß vorzugsweiſe das alle Unſitte zuſammendrängende maſſenhafte Zuſammenleben unbemittelter und ungebildeter Menſchen vermieden werden muß.

Es wäre alſo auch bei uns die Stufenfolge der Armen, Aermeren und Aermſten zu beobachten und zunächſt für die ärmere Handwerkerklaſſe, die Handwerksgeſellen und überhaupt diejenigen zu ſorgen, die bei den geringen Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtehen, bei einiger Bildung und ſittlichem Werthe am meiſten durch die Wohnungsnoth leiden. Ihnen würde eine niedrigere Klaſſe zu folgen haben, die durch Beiſpiel belehrt und herangebildet, ſich der erſteren bald anſchließen würde, und endlich müßte auch für die ärmſte Klaſſe der angereiſten Arbeiter u. ſ. w. geſorgt werden.

Soll aber für gute Wohnungen geſorgt werden, ſo muß man auch wiſſen, welchen Anforderungen dieſe zu entſprechen haben, und namentlich: 1) der Anforderung der Geſundheitspflege und 2) der der Sittenpolizei, ſo daß das beſſere, ſittliche Bewußtſein der Bewohner zur Geltung gebracht und auch eine gewiſſe billige Rückſicht auf die Bedingungen einer möglichſt guten oder wenigſtens nicht unbehaglichen Exiſtenz genommen werden muß, alſo auf Licht, Luft, Wärme, Waſſer und eine zweckmäßige Vertheilung der Räumlichkeit. Die Wohnung muß trocken ſein, eine Eigenſchaft, die von der Wahl des Bauplatzes abhängt. Es muß nicht nur berückſichtigt werden, wie viel Luft ein Menſch zu ſeiner Exiſtenz nöthig hat, ſondern die Luft, die er einathmet, muß auch eine gute ſein. Als Raumquantum für einen Erwachſenen nimmt man 7—800 Kubikfuß, für Kinder bis zu 10 Jahren genügen 400 Kubikfuß. Der Schlafraum für eine Familie von zwei Erwachſenen und vier Kindern müßte alſo wenigſtens 3000 Kubikfuß haben. Die Wohnung darf nicht durch ihre Umgebung verpeſtet werden. Sie muß endlich Ventilation haben und zwar nicht durch undichte Wände, ſondern durch techniſche Vorkehrungen. Die Heizungsapparate müſſen ſo eingerichtet ſein, daß in den Wohnungen eine gehörige Temperatur erzielt

wird. Um den Wohnungen Luft, Licht und Sonne zu verſchaffen, müſſen die Häuſer frei liegen und iſt den Zimmern ein entſprechender Quadratinhalt und eine angemeſſene Höhe zu geben, die wohl nicht unter 8 Fuß ſein darf. Die Aborte müſſen ſich den Häuſern anſchließen und geruchlos gemacht werden. Kellerwohnungen ſind überhaupt zu verwerfen, wenigſtens aber müſſen ihre Mauern vollkommen ausgetrocknet werden. Der Wohnraum iſt ſeiner Länge nach in mehrere Abtheilungen zu ſondern, damit die nöthige Rückſicht ſowohl auf Geſundheit als auch auf Sittlichkeit genommen werde. Es iſt alſo eine Wohnſtube, eine Schlafſtube und eine Kammer für Dienſtboten, reſp. erwachſene Kinder oder Schlafburſchen, erforderlich. Wünſchenswerth iſt es einen beſonderen Kochraum zu haben, doch kann die Kochvorrichtung auch in der Wohnſtube angebracht werden, wo die Hausfrau ihre Kinder auch noch unter ihrer Aufſicht behält. Die durch Kochen erzeugten Dünſte müſſen von dem über dem Kochkamine angebrachten Rauchmantel aufgefangen und mittelſt einer Klappe in ein Dunſtrohr geleitet werden. Man hat vorgeſchlagen, die Wärme aus dem Kochkamine in die Züge des Stubenofens aufzunehmen, der dann keine beſondere Heizung verlangt. Es wäre gleichfalls ein Backofen anzubringen. Unter dem Dache müſſen ſich Bodenräume für je eine Familie befinden und unter der Kammer wäre ein Keller anzulegen. Die Fußböden müſſen gedielt werden, mit Ausſchluß der Küche und des Flurs, wenn letzterer zum Waſchen dienen ſoll; beſſer aber wären Waſchſtuben in den Nebengebäuden anzubringen. Der Stallraum muß von der Wohnung getrennt ſein. Die Back-, Waſch- und Badeeinrichtungen für mehrere Familien ſind am zweckmäßigſten in einem beſonderen Gebäude unterzubringen.

Das Fundament muß feſt in der Erde wurzeln, darf aber nicht, gleich den Wurzeln der Bäume, die Nahrung aus dem Boden ziehen, da ſich ſonſt die Feuchtigkeit dem ganzen Gebäude mittheilen würde, und darum wäre es gut eine Iſolirſchicht anzuwenden.

Um die Feuchtigkeit von außen von den Gebäuden abzuhalten, wären dieſe mit einem gepflaſterten Rinnſteine zu umgeben, oder es müſſen Drainröhren gelegt werden; ſo muß auch der Fußboden mindeſtens $1\frac{1}{2}'$ über dem Erdboden liegen. Um ein raſcheres Austrocknen der Mauern zu erzielen, können in den Umfaſſungswänden 2 Zoll weite Luftſchichten ausgeſpart werden, die man mit ſchlechten Wärmeleitern füllen kann.

Die Wohnhäuser müssen Höfe haben, um dem hinteren Theile des Gebäudes Luft und Licht und den Bewohnern eine größere Freiheit der Bewegung zu gestatten.

Die Wohnung muß einen billigen Miethzins fordern, damit sie den ärmeren Klassen zugänglich werde; sie muß also mit möglichst geringen Kosten herzustellen sein, d. h. bei zweckmäßiger Einrichtung mit dem Minimum der Baukosten beschafft werden, was sich durch Benutzung des am leichtesten zugänglichen Baumaterials und seine möglichst ökonomische Verwendung, wie auch durch zeitgemäße und zweckmäßige Benutzung billiger Arbeitskräfte erzielen läßt. Es wäre gleichfalls dafür zu sorgen, daß das zum Beginnen des Baues benöthigte Capital auf naturgemäßem Wege und nicht durch künstliche Speculation herbeigeschafft werde, daß es die entsprechenden Zinsen trage und daß es möglichst oft roulire.

Neben der Zweckmäßigkeit der Anlage und innern Einrichtung muß auch dem ästhetischen Gefühle Rechnung getragen werden. Es darf dem Volke, gleich den Kindern, nichts Häßliches geboten werden, denn die Erkenntniß des Schönen ist ein Mittel zur Volksbildung, und man kann mit beinahe denselben materiellen Mitteln gut und schlecht, schön und verzerrt bauen. Decorative Ausschmückung läßt sich heut zu Tage auf sehr billigem Wege herstellen. Ein hübsches Aeußere ist immer ein guter Empfehlungsbrief, nicht nur im geselligen Verkehr, sondern auch unter allen andern Verhältnissen. Das Zurschaustellen guter, reinlicher Wohnungen von Seiten der Arbeiter ist die beste Empfehlung ihrer Tüchtigkeit und zieht Bestellungen selbst entfernt wohnender Arbeitgeber nach sich.

Gesundheitspolizei und Sittenpolizei sind Theile jeder staatlichen Polizeiordnung, die aber dennoch das Gewerbe der Wohnungsvermiether nicht gehörig zu überwachen, die Ueberfüllung der Wohnungen nicht zu verhindern und diese selbst nicht zu verbessern pflegt. Baupolizeivorschriften erstrecken sich gewöhnlich nur auf größere Wohnungen in Städten, aber wenig auf Arbeiterwohnungen, für die ebenfalls ein bestimmtes Maß von Beschränkungen anzunehmen wäre, ohne indessen die Bevormundung zu weit zu treiben, weil alsdann die Errichtung von Arbeiterwohnungen leicht ganz unterbleiben könnte.

Was Feuersgefahr anbelangt, so existiren darüber Gesetze von allgemeiner Geltung. Aber ob aus Holz, Stein oder Fachwerk gebaut werden soll, wäre wohl je nach den örtlichen Verhältnissen zu bestimmen. In Elberfeld existiren bis jetzt noch Fachwerkbauten und es ist den Baupolizei-

geſetzen nicht gelungen, das Verbot derſelben aufrecht zu erhalten. Dennoch ſind dieſe Art Bauten wo möglich zu vermeiden, da ſie nicht dem Einfluſſe des Klimas widerſtehen können.

Man hat an manchen Orten die Anbringung von Dachwohnungen verboten, angeblich der vermehrten Feuersgefahr wegen. Aber doch wohl grundlos, da dieſe ſich dadurch eher vermindert. In Berlin darf je eine angelegt werden. In Paris hat man gegenwärtig faſt überall doppelte Manſarden angebracht. In einer beſcheidenen kleinen Dachwohnung lebt es ſich ganz gut und man kann von ſeiner luftigen Höhe mit Genugthuung auf die unteren, gewiß weniger geſunden Wohnungen herabſehen. Und wo bliebe ohne Dachwohnung die Poeſie der Studenten und Nähterinnen?

Welche Zeit eine Räumlichkeit zum Austrocknen nöthig hat, hängt von ſo vielen Umſtänden ab, daß dieſe ſich nicht durch Baugeſetze beſtimmen läßt. Es wäre eher zweckmäßig, in jedem einzelnen Falle die Zuläſſigkeit des Bewohnens zu beſtimmen. Ohnehin liegt es im Intereſſe der Hauseigenthümer, ſteinerne Gebäude im erſten Jahre im Innern, wenn dieſes auch möglich iſt, nicht zu putzen, wie auch die äußern Mauern nicht vor 2—3 Jahren zu bewerfen; und endlich wäre es auch dem Miether zu überlaſſen, ob er durchaus in eine feuchte Wohnung ziehen will.

Die Lichthöfe müſſen eine gewiſſe Größe haben, damit Licht und Luft Zutritt zu ihnen habe. In London iſt 100 Q.-Fuß Flächeninhalt beſtimmt, in Berlin als Minimum 17′ Länge und ebenſo viel Breite, alſo beinahe das Dreifache im Vergleich zu London. Bei Beſtimmung der Zimmerhöhe iſt faſt allgemein als Minimum 8′ angenommen — in London 7′. Daß man ſich damit befaſſen will, die Höhe der Façaden abzuzirkeln und dieſe im Verhältniß zur Breite der Straßen zu bringen, iſt unnütz. Es genügt den Straßen eine gehörige Breite zu geben und durch zweckmäßige Vertheilung der Straßen und Plätze dem Mangel an Circulation der Luft vorzubeugen. Wichtiger wären Beſtimmungen über Canaliſirung, Aborte, Anlegung von Gärten, Waſſerleitungen u. ſ. w.

Aus welchem Material ſoll aber gebaut werden?

Daß maſſive Gebäude, was Dauer und Solidität anbelangt, allen andern vorzuziehen ſind, iſt keinem Zweifel unterworfen. Aber der leidige Koſtenpunkt! Dennoch nimmt man als erwieſen an, daß maſſive Wohngebäude eben ihrer Dauerhaftigkeit und verhältnißmäßig billigerer Erhaltung wegen durchſchnittlich weniger koſtſpielig ſind als nicht maſſive. Sie ſind

geſunder, ſicherer vor Feuersgefahr und dauerhafter. Die Bautechnik ſucht einen Ausweg in Holzbauten und es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe, ſolide auf ſteinernem Fundamente und Sockel aufgeführt, ihren Zweck gewiß auch erfüllen; aber ſie geht noch weiter, verläßt die Fachwerkbauten und ſucht nach Surrogaten für Stein und Holz und will dieſe in Stampfbauten gefunden haben. Leuchs in ſeiner Anweiſung zum Bau wohlfeiler Wohnungen empfiehlt als Material dazu:

1) lehmige Erde (Piſé);

2) zu Stein erhärtete Miſchungen von Kieſel- oder Kalkſand und etwas Aetzkalk;

3) ebenfalls durch Zuſätze zu waſſerdichten Stein erhärtete thonige Erde;

4) eine durch Bindemittel befeſtigte Maſſe aus Holzſägeſpänen.

Er ſchreibt dieſen Methoden folgende Vortheile zu: Wohlfeilheit, Dauerhaftigkeit, Zuträglichkeit für die Geſundheit, Feuerſicherheit, Schnelligkeit der Herſtellung. Insbeſondere wohlfeiler ſollen dieſe Bauarten ſein, weil die Urſtoffe zu denſelben überall und meiſt gleich in der Nähe des aufzuführenden Gebäudes zu haben ſind und zu ihrer Bereitung keiner gelernten Handwerker bedürfen. Es ſei alſo an Ausgaben für Material, Zufuhr und Arbeitslohn zu ſparen.

Als Beleg für ſeine Behauptung ſtellt Leuchs ſeine Fabrikgebäude zu Weißenau bei Nürnberg auf, wo die Maſſe, beſtehend aus 12—15 Theilen Sand und 1 Theil Kalk, zwiſchen Bretterwänden eingeſtampft wurde und die Steine zu Grundbauten, Fenſtern und Thüröffnungen, Kellern und Brunnen, gleichfalls aus dieſer Maſſe geformt, in 1—3 Tagen hinlänglich erhärteten. Und wirklich ſind in Deutſchland und namentlich in Preußen, dieſe Art Bauten allgemein bekannt.

Der Kalkſandbau ſoll, wenn man den Sand gleich in der Nähe hat, 80 pCt. billiger als der Bau mit Mauer- und gebrannten Steinen kommen.

Für den Bau aus waſſerdichtem Thon, wie auch von Sägeſpänen hat Leuchs ein Patent genommen und behandelt dieſe Methoden als Geheimniß. Er giebt ſeinen Gebäuden flache Dächer, die nach der Mitte zu eine Neigung von 10″ haben; über die Balkenreihe kommt eine Bretterlage, deren Fugen mit Lehm oder Kalkmörtel ausgeſtrichen werden; alsdann bezieht man die ganze Dachfläche mit Leinwand, die zweimal mit einem Theerüberzuge bedeckt wird, der noch einen Mörtelüberguß von Kalk, Sand und feinem Ziegelmehl erhält. Ein anderes Dach wird aus drei Schichten gemacht, nämlich einer Grundlage von feſtgeſtampftem Lehm,

über dieſe eine Decke von künſtlichem Stein und endlich ein Anſtrich von Theer, dem eine Raſendecke folgt. Bei uns wäre nun wohl ein Dach, mit Wohnungen darunter und mit Aſphaltpappe gedeckt, vorzuziehen, doch muß die Ausführung eine gute ſein.

Die Anwendung von Luftſteinen bedingt eine Iſolirung der Fundamente und von außen einen Schutzmantel gegen den an die Wand ſchlagenden Regen, was am leichteſten durch Verblendung mit Ziegeln erreicht wird.

Es ſei noch einer Bauart von Arbeiterhäuſern von Hohlziegeln Erwähnung gethan. Dieſe iſt bei dem Muſterhauſe angewandt, das für Arbeiterfamilien auf Befehl des Prinzen Albert im Jahre 1861 zu der großen Ausſtellung in London von Henry Roberts erbaut wurde. In ſeinen allgemeinen Anordnungen iſt das Gebäude den Bedürfniſſen von 4 Familien aus der Klaſſe der Manufactur- und Maſchinenarbeiter angepaßt. Doch iſt der Plan ſo angelegt, daß für eine größere Anzahl von Familien auch ein drittes und viertes Stock mit entſprechender Verſtärkung der Mauern hinzugefügt werden kann. Die bedeutendſte Eigenthümlichkeit des Entwurfes bildet die zurückgezogene und geſchützte Treppe mit einer Verbindungsgallerie im erſten Geſchoſſe. Sie iſt aus Schiefer gefertigt und von dem durchgeführten Hauptdache, welches auch die Eingänge zu den Wohnungen beſchirmt, überdeckt. Die Wohnzimmer haben 14′ 2″ Länge und 10′ 4″ Breite, die größeren 11′ 6″ und 9′ und beſondere Eingänge. Die Küche „Spülraum" genannt, unter dem ſich ein Kohlenkaſten mit Ventilation befindet, iſt mit einem Gußſteine verſehen. In den Wänden ſind Schränke für Speiſevorräthe angebracht. Jede Wohnung hat ihr Water-Cloſet und wird aus einer Ciſterne unter dem Dache mit Waſſer verſorgt. Eine andere Eigenthümlichkeit beſteht in der Anwendung hohler Mauerziegel und gänzlicher Vermeidung von Holz bei den Fußböden und dem Dache, welche aus flachen 8—9 Zoll hoch geſpannten Gewölben gebildet werden. Die Gewölbe ſind durch ſchmiedeeiſerne Anker mit gußeiſernen, in den äußeren Mauern liegenden Wiederlagern eingeſchnürt, alſo mit der ganzen Structur zuſammengebunden. Das Dachgewölbe iſt mit Cement geebnet und mit patentirter Metall-Lava gedeckt. Die inneren Mauerflächen, und ſogar auch die äußeren, bedürfen bei der Glätte der Ziegel keines beſonderen Gipsputzes. Das Dach kann auf gewöhnliche Weiſe aus Holz conſtruirt und mit Schiefer gedeckt ſein. Die Kamine befinden ſich an der Seite der äußeren Mauern und es kann ihnen daher von außen leicht friſche Luft zugeführt werden.

Die Fußböden sind mit Portlandcement oder Ziegeln belegt. — Man sieht, es ist eben alles eigenthümlich. Die Kosten eines solchen Hauses von 4 Abtheilungen sollen sich in England aus gewöhnlichem Material auf 440—480 Pfd., also für jede Miethabtheilung auf 110—120 Pfd. belaufen. Solche Wohnungen, zu $3\frac{1}{2}$—4 Schilling wöchentlich, gewähren alsdann, nach Abzug der Grundrente und Steuern, einen Ertrag von 7 pCt. des angelegten Capitals. Wenn hohle Mauerziegeln, die größer als die gewöhnlichen sind und bestimmte Formen erhalten müssen, für billige Preise zu haben sind, würde eine Ermäßigung von 25 pCt. der Kosten des Mauerwerkes oder von etwa 40 Pfd. für das Haus von 4 Abtheilungen eintreten.

Wenn nun endlich — nachdem man die Nothwendigkeit Arbeiterwohnungen zu errichten eingesehen, die zweckmäßigsten Bauplätze bestimmt und über die passendste Art der zu erbauenden Häuser sich geeinigt hat — zur Ausführung geschritten werden soll, so kommt man schließlich vor der Frage nach den zu beschaffenden Mitteln, der leidigen Geldfragen zu stehen, dort, wo bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, während sie in diesem Falle ebenda grade anfangen sollte, indem man Tausenden von Familien eine gemüthliche Häuslichkeit verschaffen will.

Und dennoch sind in allen größeren Städten des Auslandes Häuserkolonien entstanden, haben sie der Wohnungsnoth mehr oder weniger abgeholfen und den Unternehmern nicht zum Schaden gereicht. Es gehört nicht der Goldboden Californiens oder Australiens dazu, um auf ihm Häuser wachsen zu lassen. Intelligenz, Nachdenken, Ausdauer sind der Goldboden, aus dem segensreiche, gemeinnützige Unternehmungen erwachsen, Schätze, welche die Diebe nicht stehlen und der Rost nicht frißt.

Baugesellschaften haben sich gebildet. Und wo nehmen denn diese das benöthigte Capital her? Nur die Danae hatte von einem Goldregen zu erzählen und, wenn dergleichen Wunder auch nicht ganz abgekommen sind, so fällt ein solcher Regen doch nicht den Baugesellschaften in den Schooß; man muß also andere Hülfsquellen aufsuchen und vor allem billig bauen. Diese Gesellschaften müssen eine solide Grundlage haben und nicht, wie es häufig der Fall gewesen ist, die arbeitenden Klassen bald durch die wunderbarsten Versprechungen, bald durch affectirte Bescheidenheit in einen förmlichen Bautaumel hineinschwindeln, um sie hernach schändlich zu betrügen.

Das wirksamste Mittel der Wohnungsnoth abzuhelfen, ist, den ärmern Klassen die Möglichkeit zu bieten, Eigenthümer ihrer Häuser werden zu können und zwar durch erleichterten Erwerb einerseits und anderseits durch Aufhebung aller lästigen Beschränkungen, aller Unfreiheit der Person und des Eigenthums.

Es müssen die Arbeiter nur darauf hingewiesen werden, daß sie das auf gesunde Wohnungen verwendete Capital leicht durch gesteigerte Körperkraft und Gesundheit wieder einbringen, und sie werden für die Möglichkeit der Ausführung der Bauten schon selbst sorgen. Es ist unglaublich und für die, welche dem Stande der ärmern Volksklasse nicht selbst angehören, oft völlig räthselhaft, welch einen gewaltigen Einfluß das Gefühl des rechtmäßig und durch eigene Anstrengung erworbenen Besitzes auf die sittliche Haltung des Menschen ausübt. Ein Arbeiter, welcher sich der Wohlfeilheit halber mit einer schlechten Wohnung behilft, borgt bei sich selber zum sichern Nachtheile seiner Wohlfahrt. — Es liegt nicht allein im Interresse der Humanität, sondern auch der Behörden, der Fabrikbesitzer und überhaupt alle Einwohner, einen gesunden und tüchtigen Arbeiterstand zu haben, und daher ist bei den darauf abzielenden Unternehmungen auch auf allgemeine Betheiligung zu rechnen, besonders wenn kein materieller Verlust daraus erwächst und das verwendete Capital zwar mäßige, aber sichere Zinsen trägt.

Wenn die Gewerbefreiheit noch nicht so festen Fuß gefaßt hat, daß Handwerkergesellen, wie in Bremen sich selbst kleine Häuser bauen, so müssen sich Baugesellschaften bilden, welche nach verschiedenen Systemen verfahren können: billige Vermiethung der Wohnungen und Eigenthumsüberlassung, Errichtung großer kasernenartiger Gebäude für eine bedeutendere Anzahl Familien oder endlich Errichtung kleiner, je für eine Familie bestimmter Häuser. Letzteres, das Cottagesystem, hat, wie wir gesehen haben, den meisten Anklang gefunden. Es weckt den Wunsch des Familenvaters zur Erwerbung eines Eigenthums, hält die Famile zusammen und fesselt sie an die Scholle. Ein Gärtchen vor dem Hause pflegt noch einen ganz besondern Reiz für den Besitzer zu haben.

Also Baugesellschaften, und nur diese, können für's Erste solche Unternehmungen in's Leben rufen und ihnen die gehörige Ausdehnung geben. Aber sie dürfen nicht nur human, sie sollen vor Allem geschäftlich sein, denn welcher tüchtige Arbeiter, — und nur solche sollen berücksichtigt oder wenigstens herangezogen werden — will Almosen annehmen?

Und das ist erwiesenermaßen auch der Grund, warum einzelne Baugesellschaften nicht recht gedeihen. Bredehorst mahnt die Häuserbaugesellschaften, ihre Geschäfte höchst vorsichtig zu betreiben, damit sie sich nicht gradezu als überflüssig und schädlich erweisen, indem sie die Leute abhängig machen und den Trieb der Selbsthülfe der Arbeiter zurückhalten oder einschläfern.

Es sind nun verschiedene Vorschläge zu Baugesellschaften gemacht worden. Z. B. es wird auf eine bestimmte Anzahl Jahre die Gesellschaft mit geschlossener Mitgliederzahl gegründet, z. B. 50 Personen treten zusammen, kaufen Grund und Boden für 50 Häuser, beschaffen durch gemeinschaftliche Beiträge und solidarischen Credit das Capital und tragen nach und nach die Schulden ab. — Bei uns möchte die Aufbringung eines solchen Capitals freilich seine Schwierigkeiten haben.

Annehmlicher erscheint es, daß weder die Dauer noch die Mitgliederzahl der Baugesellschaft bestimmt ist. Je nachdem Häuser aufgeführt sind, werden diese verkauft und wieder neue gebaut, bis nach Befriedigun des Bedürfnisses die weitere Thätigkeit der Gesellschaft eingestellt wird, wie uns das Beispiel Bremens und Pforzheims lehrt.

Nach Parisius ist es zweckmäßig einen eigenen Fonds mit mäßigem Reservefonds zu besitzen, der durch niedrige Eintrittsgelder und durch Procente vom Reingewinne zu bilden und im Geschäfte selbst anzulegen ist. Den Hauptbestandtheil des Fonds hat das Guthaben der Mitglieder auszumachen; welches durch Vollzahlungen oder aus monatlichen Beisteuern erwächst.

Wer sich ein Haus zu erwerben gedenkt, müßte zur Probe eine bestimmte Anzahl Jahre (2—3) im Hause zur Miethe bewohnen, damit man nur wirklich tüchtige Hausbesitzer gewinnt. Die Miethe müßte so hoch sein, daß der Verkaufspreis zu gleichem Fuße, wie die erborgten Capitalien verzinst werden und noch $1\frac{1}{2}$—2 pCt. zur Bestreitung der Geschäftskosten, Gründung einer Reserve und Erzielung eines Gewinnes nachbleibt. Außerdem ist jeder Einwohner verpflichtet die Unterhaltungskosten und die Grundabgaben, einschließlich die Feuerversicherungs-Prämien, zu tragen und in Monatsraten mindestens 3 pCt. des Verkaufspreises einzuzahlen. Hiernach hätte der Miether für ein Haus, dessen Verkaufspreis auf 500 Rbl. festgestellt ist, jährlich 30 Rbl. Miethe und mindestens 15 Rbl. an Amortisationsquote zu zahlen; dann würde er, Verzinsung von $3\frac{1}{2}$ pCt. vorausgesetzt, in $22\frac{3}{4}$ Jahren das ganze Kaufgeld getilgt haben,

bei einer Amortisationsquote von 4—5 pCt. würde diese Tilgung in $18^3/_5$, beziehungsweise in $15^3/_5$ Jahren vollendet sein. Die Eigenthumsübertragung kann aber schon vor Abtragung des ganzen Kaufpreises stattfinden.

Erwähnen wir beispielswegen noch verschiedener bestehender Baugesellschaften, deren Thätigkeit und Erfolg wir in einem früheren Abschnitte dieses Aufsatzes kennen gelernt haben, um zu sehen, auf welche Weise diese in's Leben traten.

In England, wo solche Gesellschaften zuerst entstanden, bildete sich eine, die im Jahre 1826 durch ein besonderes Gesetz genehmigt wurde. Es lieferten die Mitglieder Einschüsse von höchstens 1 Pfd. St., aus denen sich ein Fonds bildete, der in Antheile von höchstens 150 Pfd. zergliedert wurde, welche von den Theilnehmern zur Erwerbung von Wohnhäusern in Vorschüssen herausgenommen werden konnten. Eine solche ist die permanente Benfit Building Society von Leeds, gegründet im Jahre 1848.

Die Baugesellschaft für Mühlhausen gründete sich im Jahre 1853 und bestand aus 12 Actionairen mit einem Capital von 300,000 Franken. Jetzt zählt sie 19 Actionaire mit einem Capitale von 355,000 Frs., die Actie zu 5000 Frs. Die Actionaire erhalten vom Gewinne nur 4 pCt. Sie baut Häuser für eine Haushaltung und verkauft sie mit Gewährung langer Ziele. Der Käufer hat eine Einzahlung von 3—400 Frs. zu machen und verpflichtet sich zu einer monatlichen Abzahlung von 18—25 Frs., wofür er 5 pCt. von allem eingezahlten Gelde bezieht. Auf diese Weise kann ein Käufer nach Verfluß von 13 Jahren ein Haus von 3000 Frs. sein Eigenthum nennen. Vom Jahre 1853—1863 wurden 616 Häuser gebaut, von denen 550 verkauft und die übrigen vermiethet wurden.

Die Berliner „gemeinnützige Baugesellschaft" hat den Zweck mittelst eines Grundcapitals von wenigstens 20,000 bis höchstens 1 Million Thlr. durch Erwerbung geeigneter Grundstücke und durch Bauten für sogenannte kleine Leute gesunde und geräumige Wohnungen zu beschaffen, ihnen dieselben möglichst billig zu vermiethen und ihnen endlich die Möglichkeit zum Erwerbe eines Antheils zu gewähren. Die Actien sind im Werthe von 100 Thlr. auszugeben und es soll sich das Anlagecapital für jedes Grundstück, nach Abzug der Abgaben, Verwaltungs- und Unterhaltungskosten, mit 6 pCt. verzinsen. Sie wurde 1841 gegründet und steht unter dem Protectorate des Königs, so wie auch die „Alexander-Stiftung."

Die Stettiner „gemeinnützige Baugeſellſchaft" wurde im Jahre 1853 als Actiengeſellſchaft gegründet. Ihre Actien zu 100 Thlr. ſtehen in der Regel zu 102 Thlr. im Courſe.

Die Lüdenſcheider „Actien-Baugeſellſchaft" hatte als Grundcapital 1500 Thlr. und iſt in Actien von je 50 Thlr., die 4 pCt. Zinſen tragen, getheilt.

Der in Heilbronn im Jahre 1854 gegründete „Wohnungsverein" hat 84 Actien für 42,000 Gulden, zu je 500 Gulden und zu 4 pCt. verzinſt, ausgegeben. Nach Abzug der Verwaltungs- und Unterhaltungskoſten hat das Unternehmen einen Ertrag von $5\frac{1}{3}$ pCt. geliefert.

In Pforzheim bildete ſich eine „gemeinnützige Baugeſellſchaft" mit Actien zu 250 Gulden, die höchſtens 5 pCt. Dividende erhalten ſollte. Die Geſellſchaft hat im Ganzen 17 Häuſer gebaut. Zuſammen waren 50,000 Gulden Actien eingezahlt. Die Actionaire erhielten regelmäßig ihre Dividende von 5 pCt. Die Geſellſchaft konnte ſich auflöſen, da die Privatthätigkeit der Wohnungsnoth gänzlich Abhülfe geleiſtet hatte, und der Reſervefonds wurde dann auch unter die Actionaire vertheilt.

In Stuttgart wurde der „Wohnungsverein" im Jahre 1859 gegründet und zwar mit einem Capital von 50,000 Gulden in Actien zu 100 Gulden und der Abſicht 50 kleine Wohnungen zu erbauen. Die Baukoſten betrugen 42,700 Gulden. Sämmtliche Wohnungen waren immer vermiethet.

Das Actiencapital der „gemeinnützigen Baugeſellſchaft" in Frankfurt a. M. betrug am 23. Juni 1864 236,260 Gulden. Das Maximum der Zinſen war auf 4 pCt. feſtgeſetzt.

In Hagen iſt das Actiencapital der Baugeſellſchaft auf 20,000 Thlr. feſtgeſetzt. Die Actien zu 50 Thlr. ſollen nach Bedürfniß aufgebracht und jährlich mit 4 pCt. aus dem Reingewinn verzinſt werden. Der Mehrbetrag ſoll dem Reſervefonds zufließen, bis dieſer die Höhe von 500 Thlr. erreicht. Der Miethzins darf 7 pCt. des Anlagecapitals nicht überſteigen.

Die Königsberger „gemeinnützige Baugeſellſchaft" vertheilt Actien zu 100 Thlr., und es waren im Jahre 1865 an Actien 51,800 Thlr. eingezahlt. Der Miethzins giebt eine Verzinſung von $7\frac{1}{2}$ pCt des Anlagecapitals und die Actionaire erhalten nicht über 5 pCt. Dividende. Ihre Erfolge ſollen keine glänzenden geweſen ſein.

In Hamburg mußte zur Tilgung des aufgenommenen Capitals für Gründung der Arbeitercolonie jedes Mitglied wenigſtens eine Obligation

von 100 Mark erwerben. Jeder Hausbesitzer hat an Miethe, Bodenpacht und Amortisationscapital 60—70 Mark jährlich zu zahlen.

In Christiania hat die Actien-Baugesellschaft bereits für 166 Familien Wohnungen gebaut und vertheilt jetzt 5 pCt. Dividende.

Und die Moral?

Es ist die allgemeine Ueberzeugung, daß die Wohnungsnoth auch bei uns eine große ist. Es ist bekannt, daß mehrere Familien in einem Zimmer wohnen, daß bis 15 Personen in einem kleinen Raume zusammengedrängt leben, daß solche Localitäten der Herd des Elends, Schmutzes, der Sittenlosigkeit und der gefährlichsten Krankheiten sind. Es ist die unumgängliche Nothwendigkeit da, für gute und doch billige Wohnungen zu sorgen, damit diesen Menschen Luft und Licht geschafft, ihre Sittlichkeit gehoben und ihr Körper geheilt werde. Es müssen dazu Bauplätze gefunden werden, wo Häuser aufzuführen wären, in denen die Wohnungen diesen Anforderungen entsprechen. Um zu bestimmen, welche Art Häuser für unsere Verhältnisse die zweckmäßigsten sind, müssen sich Sachverständige und Techniker vereinigen und nach den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen und den Beispielen im Auslande, deren so viele vorliegen, die passendste Wahl treffen. Es wäre zu dem Ende mit dem Bau einiger Häuser mit etwas größern und kleinern Wohnungen zu beginnen, wenn sich eine Gesellschaft für gemeinnützige Bauunternehmungen gebildet hat, um an diesen ihren Mitbürgern zu zeigen, daß sie ihre Theilnahme keiner unfruchtbaren Idee, keinem Schwindelgeschäfte zuwendet. Auch ist es für die Gesellschaft selbst von Wichtigkeit, sich durch vorläufige Errichtung einiger Gebäude ein Feld für praktische Erfahrungen zu eröffnen. Und wie vielen Anklang solche Unternehmungen bei den Arbeitern fanden, zeigt uns unter andern Pforzheim, wo in 2½ Jahren über 300 neue Wohnhäuser entstanden. Im Kreise Beuthen in Schlesien bestanden im Jahre 1858 schon 629 Arbeiterfamilienhäuser.

Wenn es die Umstände erlauben und der Bodenzins kein zu großer ist, wäre es wünschenswerth, kleine Häuser aufzuführen, welche endlich in das Eigenthum des Miethers übergehen könnten. Das Streben des Familienvaters wird darauf gerichtet sein, möglichst bald das Häuschen zu erwerben, das die Glieder der Familie zu einem Hauswesen vereint. Mit dem Verkaufe dieser Häuser oder Häuserantheile entsteht die Möglichkeit wieder neue Häuser mit einem verhältnißmäßig geringen Capitale zu bauen, und diese Gesellschaftshäuser, die bei möglichst geringem Raume

die nothwendige Bequemlichkeit bieten, dauerhaft und billig erbaut ſind und geſunde und trockene Wohnungen enthalten, werden ſehr bald in den Ruf kommen die vortheilhafteſten Wohnungen zu bieten, ſowie ihre Bewohner in den, zu den ordentlichſten und zuverläſſigſten Leuten ihres Standes zu gehören.

Kehren wir ſchließlich nochmals zu dem Stolze Mühlhauſens zurück, zu ſeiner Cité ouvrière, ſeiner Arbeiterſtadt. Dieſe, gegründet im Jahre 1853 mit einem Capitale von 300,000 Frs., beſteht aus 800 Häuſern, von denen 700 verkauft ſind. Jede Haushaltung iſt, für ſich abgeſchloſſen, ein kleines Beſitzthum mit Linden an den breiten Trottoirs und einem Gärtchen vor dem Hauſe, in das mit den Bewohnern der Friede häuslichen Glückes eingezogen iſt, mit geſunden, luftigen Zimmern, die nicht leicht mit dem Qualme der Schenken vertauſcht werden und überall Zeichen eines gemüthlichen Familienlebens tragen. Das Bade- und Waſchhaus wird fortwährend ſtark von den Arbeitern benutzt; die Reineinnahme belief ſich im Jahre 1862—63 auf 1116 Frs. Es wurden in letzter Zeit für die Beſitzer der beſterhaltenen Häuſer und am ſorgfältigſt gepflegten Gärten Prämien ausgeſetzt. Die Arbeiterſtadt beſitzt 3 Kleinkinderaſyle mit einem Schulgelde von 15, 10 und 5 Centimes wöchentlich. — Welch anderes Bild, als wo die Arbeiterklaſſe in dumpfigen, verpeſteten Räumen den Krankheitsſtoff von Kindheit an einſaugt, um aus dieſer Giftſaat ein ſieches und unſittliches Leben und einen frühen Tod zu ernten!

In Riga iſt durch einen edlen patriotiſchen Bürger, weiland Aelteſten Sproſt, indem er teſtamentariſch 10,000 Rbl. zur „Beſchaffung geſunder, bequemer und billiger Wohnungen für die ärmern Einwohner Riga's und vorzugsweiſe der ſogenannten ärmeren Klaſſen", beſtimmte, der erſte Anſtoß zur Ausführung dieſes gemeinnützigen Unternehmens gegeben worden. Er ſtellte dieſes Capital der literäriſch-praktiſchen Bürgerverbindung zur Verfügung mit der Beſtimmung, daß dieſe gemeinſchaftlich mit dem Rigaſchen techniſchen Vereine dieſe Angelegenheit und ihre Leitung in die Hand nehme. Je drei Deligirte der Bürgerverbindung und des techniſchen Vereins vereinigten ſich zur Feſtſtellung eines Programmes und conſtituirten ſich zu einer Adminiſtration, welche über die zu ergreifenden Maßregeln, der Bürgerverbindung Vorſchläge zu machen hatte. Können freilich mit dieſem Capitale nicht Bauten von größerer Bedeutung ausgeführt und kann auch mit ihm allein nicht der Wohnungsnoth abgeholfen werden, abgeſehen von der Schwierigkeit ſcheinbare Wiederſprüche zu vereinigen,

d. h. so billig zu bauen, daß diese Wohnungen der ärmeren Klasse leicht zugänglich sind, und dennoch den Anforderungen der Gesundheitspflege und der Bequemlichkeit resp. der Sittlichkeit zu entsprechen, so läßt sich doch mit Gewißheit erwarten, daß, durch dieses Beispiel angeregt, durch den Augenschein von der Zweckmäßigkeit derartiger Unternehmungen überzeugt, die private Bauthätigkeit in dieser Branche zunimmt und vielleicht getrennt von der Sproſt'schen Stiftung sich eine Baugesellschaft bildet, die in großartigerem Maße wirkend, eine wahrhaft gemeinnützige wird.

Schließlich möge hier noch das Verzeichniß der hauptsächlichsten für den vorstehenden Aufsatz benutzten Werke Platz finden:

Die Wohnungen mit besonderer Rücksicht auf die arbeitenden Klassen, herausgegeben vom Central-Verein in Preußen. Berlin 1866.

Wie Arbeiterwohnungen gut und gesund einzurichten und zu erhalten seien. Preisschrift von Dr. Baring. Basel und Biel 1860.

Wie Arbeiterwohnungen gut und gesund einzurichten und zu erhalten seien. Preisschrift von Dr. Becker. Basel 1860.

Anleitung zum Bau wohlfeiler Einzelwohnungen, von Leuchs. Nürnberg 1863.

Ausgeführte Familienhäuser für die arbeitenden Klassen. Potsdam 1852.

Ländliche Arbeiterwohnungen; gekrönte Preisschrift, von v. d. Goltz und Kinzel. Königsberg und Tilsit 1865.

Allgemeine Bauzeitung, von Förster. Jahrgang 1849 und 1850.

Der Arbeitgeber, von F. und M. Wirth. Jahrgang 1866.

Idee und Bedeutung der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft, von Dr. Gäbler. Berlin 1848.

Civil Engeneer and Architect's Journal. Juli- und Septemberheft 1866.

Le Journal des Propriétaires. April 1867.

Les cités ouvrières des Mulhouse par A. Penot. 1867.

Wohnungen der Arbeiter und Armen, von Baumeister Hoffmann.

E. v. Götschel.

Notizen.

Das Journal des Unterrichtsministeriums (oder vielmehr, wie man bei uns in genauem Anschluß an die russische Terminologie zu sagen pflegt, des „Ministeriums der Volksaufklärung") enthält in dem ersten und zweiten seiner diesjährigen Monatshefte ein Paar wichtige Veröffentlichungen über den gegenwärtigen Zustand des Unterrichtswesens im Gesammtgebiet des russischen Reichs, sowie über alle dasselbe betreffenden, sei es in letzter Zeit realisirten oder erst beabsichtigten Maßnahmen des Ministeriums. Die erste, officielle, dieser beiden Veröffentlichungen ist ein „Auszug aus dem allerunterthänigsten (d. h. Sr. Majestät dem Kaiser unterbreiteten) Berichte des Unterrichtsministers für das Jahr 1866"; die andere, officiöse, ein Aufsatz betitelt: „In Sachen der Centralverwaltung des Unterrichtsministeriums". Indem die Baltische Monatsschrift nächstens eine auszügliche Bearbeitung beider Schriftstücke zu bringen gedenkt, so mag doch schon hier aus dem zweiten derselben dasjenige mitgetheilt werden, was sich darin insbesondere auf das Schulwesen unserer Provinzen bezieht. Es ist wenig mehr als eine Druckseite, aber dieselbe enthält unter Anderem eine sehr merkwürdige und doch durch die Tagespresse unter uns noch nicht verbreitete Nachricht.

„Die Fortschritte in der russischen Sprache" — so heißt es hier, nachdem im Vorhergehenden gewisser Maßregeln zur Förderung russischer Sprachkenntniß im Königreich Polen und im rumänisch redenden Bessarabien Erwähnung geschehen — „die Fortschritte in der russischen Sprache sind bis jetzt nicht ganz befriedigend gewesen selbst in denjenigen Unterrichtsanstalten des Dorpatschen Lehrbezirks, in welche der russische Sprachunterricht eingeführt ist. In der Familie, Gesellschaft, Kirche, Schule und bis zur neuesten Zeit auch in der ganzen staatlichen Administration

war hier die deutsche Sprache die herrschende, so daß ein Bedürfniß, die Reichssprache zu verstehen, nur von denjenigen verhältnißmäßig Wenigen empfunden wurde, welche eine dienstliche Anstellung in anderweitigen Theilen Rußlands zu suchen gesonnen waren. Und welche Erfolge konnten, bei so bewandten Umständen, von dem Unterricht in der russischen Sprache zu erwarten sein, selbst von dem durch alle Gymnasialklassen durchgeführten! Gegenwärtig beginnt die Sachlage sich allmählich zu bessern. Es steht zu hoffen, daß die gebildete Gesellschaft des Landes bei der Sorge für eine wissenschaftliche Bildung ihrer Kinder zugleich die Nothwendigkeit der Erlernung der russischen Sprache lebhafter als bisher beherzigen wird. Als Beweis einer solchen günstigen Wendung kann die ziemlich bedeutende Anzahl von Schülern nichtrussischer Herkunft dienen, welche in das neu eröffnete Alexander-Gymnasium in Riga, wo der gesammte Unterricht in russischer Sprache ertheilt wird, eingetreten sind. Wie dem aber auch sei, so wird dieses Gymnasium jedenfalls für die russische Sprache in den baltischen Provinzen förderlich sein müssen. Die Zahl der dieselbe gründlich verstehenden Landeseingeborenen wird jetzt zunehmen; hiedurch aber wird wiederum ihre weitere Ausbreitung oder erfolgreichere Behandlung sowohl in den übrigen Gymnasien als auch in den Elementarschulen des Lehrbezirks erleichtert werden. Unterdessen hat sich bereits in diesem Sommer eine besondere Commission, bestehend aus den Directoren der baltischen Gymnasien und den an denselben angestellten russischen Sprachlehrern, mit der Frage einer Verstärkung und Verbesserung dieses wichtigen Unterrichtszweiges beschäftigt, und sie ist zu Conclusionen gelangt, welche hoffentlich dem vorgesetzten Zwecke entsprechen werden, indem darnach dem russischen Sprachunterricht ein mehr auf das Praktische gehender Charakter gegeben werden soll".

„Zum Behufe einer eingehenderen Beaufsichtigung und Leitung des neugegründeten Alexander-Gymnasiums in Riga sowie auch einiger anderer Lehranstalten des Landes, in welchen das Russische Unterrichtssprache ist, sowie auch zum Behufe einer gedeihlichen Weiterentwickelung der Wirksamkeit dieser Anstalten und nicht minder einer Förderung des russischen Sprachunterrichts in sämmtlichen Schulen des Dorpatschen Lehrbezirks — erweist es sich als nothwendig, dem Curator des Dorpatschen Lehrbezirks einen Gehülfen (помощникъ) beizugeben, welcher seinen Aufenhalt in Riga zu nehmen haben und dem eine gewisse Selbständigkeit in dieser speciellen Sphäre seiner Thätigkeit einzuräumen sein wird. Freilich wird die Ein-

richtung dieſes neuen Amtes eine neue jährliche Ausgabe im Betrage von 6330 Rbl. erfordern; aber in Erwägung des unzweifelhaften und weſentlich wichtigen Nutzens, den man von einem ſolchen Gehülfen des Dorpatſchen Curators, als ſpeciellem Hüter und Förderer der ruſſiſchen Sprache und ruſſiſchen Bildung in einem Lande, dem das Intereſſe dafür noch faſt ganz fehlt, zu erwarten berechtigt iſt, dürfte dieſe Mehrausgabe nicht zu ſcheuen ſein".

Daß dem Curator eines Lehrbezirks ein „Gehülfe" zugeordnet wird, iſt nichts Ungewöhnliches und auch in Dorpat ſchon einmal dageweſen. Neu aber iſt in vorliegendem Falle erſtens, daß von vornherein eine ſo beſtimmte Geſchäftstheilung vorgenommen, ein beſtimmter Unterrichtszweig der Sorge und Obhut des Gehülfen überwieſen wird, und zweitens, daß dieſer Dualismus auch räumlich, durch die Verſchiedenheit des Wohnorts, fixirt wird.

Je weiter und tiefer unſere Zeit von den Intereſſen der Politik ergriffen wird, die deſto ernſtere Pflicht eines Jeden iſt es, das öffentliche Leben, abgeſehen von der praktiſchen Betheiligung an demſelben, auch theoretiſch zu ſtudiren, und zwar nicht nur an den ephemeren Waſſern der Tagespreſſe, ſondern auch an der unverſieglichen Quelle der Wiſſenſchaft ſelbſt. Um dieſem namentlich in Deutſchland in Folge des langen und mühevollen Ringens der deutſchen Nation nach ſtaatlicher Einheit und Selbſtändigkeit in den letzten Decennien lebhaft hervorgetretenen Bedürfniß entgegenzukommen, haben es denn ſelbſt die Meiſter der Wiſſenſchaft nicht verſchmäht aus ihrer Studirſtube und dem Hörſaal vor das Volk hinauszutreten und die bisher nur wenigen Bevorzugten zugänglichen Lehren auf offenem Markt zu verkünden. Mag immerhin hier manches Wort unverſtanden bleiben oder, was vielleicht noch ſchlimmer iſt, nur halbverſtanden werden; den Gebildeten der Nation, deren Beruf von dem Specialſtudium der Politik nicht ſelten weit ab liegt und die doch täglich mit dem öffentlichen Leben in Berührung kommen, wird hierdurch immerhin ein Einblick in das von der Wiſſenſchaft feſtgeſtellte Weſen des Staats, der Geſellſchaft, der Volkswirthſchaft vermittelt, deren ſelbſtbewußte und ſelbſt ſich beſtimmende Glieder ſie ſind. Und wenn wir an dieſem Ort das von dem Profeſſor Herrmann Schulze in Breslau unter dem Titel: „Einleitung in das deutſche Staatsrecht mit beſonderer Berückſichtigung der Kriſis des Jahres

1866 und der Gründung des norddeutſchen Bundes" im Jahre 1867 erſchienene Buch dieſer ſelben Richtung beizählen, ſo gewärtigen wir allerdings vielleicht hier und da auf Widerſpruch zu ſtoßen, glauben aber doch richtig ſubſumirt zu haben. Faſſen wir nämlich die Darſtellung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Deutſchlands, wie ſie ſich in Folge der Kataſtrophe des Jahres 1866 geſtaltet haben, als den Kern des Buches auf, die derſelben voraus geſchickte „Einleitung in das deutſche Staatsrecht" eben nur als dogmatiſche und hiſtoriſche, zum Verſtändniß des ſtaatsrechtlichen Statusquo Deutſchlands geſchriebene Einleitung auf, ſo erſcheint uns das Buch als ein von kundiger Hand unternommener Verſuch, den norddeutſchen Bund und ſein Verhältniß zu den ſüddeutſchen Staaten, dieſes ſo eben erſt aufgerichtete proviſoriſche Gebäude deutſcher Staatseinheit in allgemein verſtändlicher Weiſe auf ſeine ſtaatsrechtlichen Grundgedanken zurückzuführen. Ein ſolcher in die Bewegung der Zeit mächtig eingreifender, dieſelbe gleichſam für den Augenblick befriedigender Organismus, wie der deutſche Bund es iſt, ſteht aber zu ſehr im Vordergrunde der Intereſſen des deutſchen Volks, als daß nicht ein mit demſelben ſich beſchäftigendes Buch, vermag es in Inhalt und Form ſeinem Gegenſtand nur irgend gerecht zu werden, dem ganzen Volk und nicht nur irgend einer Kaſte deſſelben angehören ſollte. Daß es in ſeiner Einleitung zu viel gelehrtes Beiwerk enthält und in der Form den bis auf die neueren Staatsrechtslehrer, wie Zöpfl, herab üblichen ſcholaſtiſchen Zopf nicht ganz vermieden hat, erklärt ſich durch den Umſtand, daß dieſer Theil, der übrigens ſchon 1866 in einer beſonderen Ausgabe erſchienen iſt, vor der den Staub der Schule fortwirbelnden Bewegung des Jahres 1866 geſchrieben und damals ausſchließlich zur Befriedigung eines wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſes beſtimmt war. Anders dagegen der zweite Theil, der unter dem friſchen Eindruck des Sieges der nationalen Idee und der Grundſteinlegung des neuen Bundesſtaats entſtanden iſt. Dieſe Heterogeneität der beiden Theile, hat denn auch dem Verfaſſer von ſtreng wiſſenſchaftlicher Seite manchen herben Tadel hinſichtlich des zweiten, erſt in der Ausgabe von 1867 hinzugefügten und die Kriſis des Jahres 1866 behandelnden Theils, weil er nicht mit gleicher wiſſenſchaftlicher Ruhe und Unparteilichkeit gearbeitet ſei wie der erſte, eingetragen. Und in der That der Vorwurf wäre nicht grundlos, wollte man in dem Buch, wie es jetzt vorliegt, eine ausſchließlich für den Büchertiſch des Staatsgelehrten beſtimmte Darſtellung erblicken, die die erſt in der Bildung begriffenen ſtaatsrechtlichen Formationen der Gegenwart

mit gleicher Ruhe und leidenſchaftsloſer Objectivität, wie die der feſtgewordenen und zum Theil bereits in Staub zerfallenen der Vergangenheit zu behandeln gehalten wäre. Dem iſt aber nicht ſo, vielmehr war der Zweck des für die Größe ſeines Vaterlandes begeiſterten Schriftſtellers, den aus der großen nationalen That des Jahres 1866 ſich ergebenden geſammtſtaatlichen Zuſtand des deutſchen Volks ſtaatsrechtlich für ſein Volk und nicht nur für die zünftigen Politiker deſſelben zu formuliren. Daß er an das neue Verfaſſungsgebäude nicht überall den Maßſtab des theoretiſchen Staatsideals, wie es die Schule lehrt, anlegt, ſondern in friſcher Freude über das gewonnene Reſultat in dem Augenblick nationaler Erhebung jede Krittelei ſchweigen läßt, gereicht demſelben in unſeren Augen keineswegs zum Tadel und wir vermögen nicht mit einem ſüddeutſchen Publiciſten übereinzuſtimmen, wenn er bei der Begeiſterung für die anhebende ſtaatliche Größe des deutſchen Volks und ſeinen großen Staatsmann, die den letzten Theil des Buchs durchweht, ſich zu der hämiſchen Bemerkung hinreißen läßt, „daß wenn wir uns die Kraft als hervorragende Eigenſchaft der Taciteiſchen Germanen vergegenwärtigen, dieſer Enkel derſelben nur noch durch die Stärke ſeines Dienenvollens daran erinnert". Vielmehr ſind wir überzeugt, daß in den Augen eines Jeden, der für das Ringen eines Volks nach dem höchſten Gut des Staats offenen Sinn hat, die Wärme, mit der das Buch geſchrieben iſt, dem ſonſtigen Werth deſſelben mit Nichten Abbruch thun wird. Dieſer beſteht aber, wie ſchon oben angedeutet, in der Zurückführung der gegenwärtig zu Recht beſtehenden Beſtimmungen über den norddeutſchen Bund auf die wiſſenſchaftlichen Grundbegriffe der Schule, die ein Gemeingut werden müſſen. Und in der That dürfen Erörterungen wie die über das Verhältniß der Structur des norddeutſchen Bundes zur ſtaatsrechtlichen Kategorie des Bundesſtaats, über die — sit venia verbo — ſtaatsrechtliche Diagnoſe des Bundesraths, des Bundespräſidiums, des Reichstags auch das Intereſſe nicht nur jedes Angehörigen dieſes Bundes, ſondern auf überhaupt jedes Politikers vollen Anſpruch erheben, und in dieſem Sinne mögen wir das Schulzeſche Buch denn auch unſeren Leſern hiemit empfohlen haben.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 26. April 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ueber die Träume.

(Schluß.)

4. Die Entſtehung der Träume.

Der Traum iſt nicht Etwas, das urſprünglich und allein für ſich ganz neu in der Seele entſpringt, kein iſolirt Stehendes und aus einem iſolirten Urſprunge Herſtammendes. Er iſt nicht von dem Inhalte des wachen Bewußtſeins durch einen Riß getrennt, über den die Seele in ein anderes Gebiet hinüberſpringen müßte oder über welchen eine fremde Macht in ſie hereinbräche. Zwiſchen dem Traum und dem wachen Bewußtſein iſt Continuität und Zuſammenhang. Der vereinigende Ort beider liegt in den unbewußten Actionen und Zuſtänden der Seele, in welche der Schlaf ſie verſetzt hat. Wie aus dieſen allmählich oder unter gewiſſen Bedingungen auch ſchnell das wache Bewußtſein wieder reſultirt, ſo kommt aus ihnen auch der Traum zu Stande. Burdach ſagt kurz und richtig: die im Schlaf fortdauernde Seelenthätigkeit äußert ſich als Traum.

Von der Entſtehung des Traumes ſprechen, heißt alſo nicht, erklären wollen, wie ein Traum als ein fertiges und fremdes Etwas auf einmal in die Seele hineinkommt, ſondern es heißt, die Bedingungen und Anläſſe aufſuchen, unter denen die Seele aus den zwar für das wache Bewußtſein gehemmten Zuſtänden und Thätigkeiten, die aber doch als ſolche noch immer in ihr ſind und wirken oder wirken können, zu ſolchen Zwiſchenformen zwiſchen klarem Bewußtſein und gänzlicher Bewußtloſigkeit gelangt, wie das Traumbewußtſein ſie darſtellt.

Die Aufgabe muß ferner gehörig beſchränkt werden. Die Formen des Traumbewußtſeins, alſo die Träume, ſind nicht bloß nach ihrem pſychologiſchen

Werthe verschieden, sondern verhalten sich auch rücksichtlich der Angriffspunkte, durch die man auf ihre Bedingungen geführt werden könnte, sehr ungleich. Viele Traumbildungen sind noch Räthsel, zu deren Lösung die Mittel fehlen. Das Erreichbare beschränkt sich auf einige Gruppen und ist auch für diese unvollständig. Man kann vorzugsweise nur nach Analogie ähnlicher Fälle im wachen Bewußtsein die diesen unterliegende Regel auf die Traumerscheinung übertragen, und alles Uebrige besteht nur darin, die leitenden Gesichtspunkte zu gewinnen, nach denen die Zerlegung eines Traumes in seine Elemente und die Zurückführung ihrer Combinationen auf passende Anlässe möglicher Weise stattfinden kann.

Unter diesen Umständen darf es nicht im Mindesten die Absicht sein, die Aufgabe auf alle Träume auszudehnen. Es ist richtiger, sich auf die einfachsten Fälle zu beschränken, für welche eine gewisse Helligkeit des Verständnisses erreichbar ist, als in umherschweifendem Räsonnement sich um die Erklärung solcher Träume zu bemühen, deren Entstehung factisch noch nicht auf ihre Bedingungen und Anlässe zurückgeführt werden kann. Hierdurch gewinnt der gebildete Leser, der bis dahin vielleicht auch diesen einfachsten Fällen noch keine Aufmerksamkeit nach der Seite ihrer Entstehung zugewandt hatte, wenigstens ein Einsehen in das Verfahren, das überhaupt bei der Behandlung dieses Gegenstandes eingeschlagen werden muß. Hierdurch ist es also gerechtfertigt, daß das Nachfolgende nur die elementarste Traumform, den sogenannten Nervenreiztraum, der Frage ihrer Bedingung unterzieht.

Wir gehen von einer bestimmten Thatsache des wachen Bewußtseins aus und benutzen dann die in ihr sichtbaren Verhältnisse nach Analogie als Anlässe zur Entstehung der entsprechenden Traumgruppe.

Jedes Empfindungselement, jeder Laut, jedes Geräusch, jede Farbe, jedes Tastgefühl hat im Laufe der Erfahrung und durch diese seine bestimmte Stelle im Wahrnehmungsraum erhalten. Es ist außerdem in eine enge constante Verbindung getreten theils mit ganz bestimmten Formvorstellungen theils mit anderen Empfindungen, mit denen es zusammengehört und eine wohlverknüpfte Einheit bildet. Unter diesen Umständen hat jeder Mensch innerhalb seines Erfahrungskreises eine gewisse Sicherheit erlangt, sich rasch über jedes neu eintretende Empfindungselement zu orientiren: der Ton, den er vernimmt, gehört entweder dem Menschen oder dem Hunde oder der Glocke oder der Geige, d. h. ist mit einer bestimmten Gesichtswahrnehmung verbunden. Ebenso fällt jede andere Empfindung in einen

bestimmten Verband, in welchem sie ihren Ort und ihr Verständniß findet. Dies gilt aber nicht bloß für die Empfindungen als solche und diejenigen Gebilde, die daraus entstanden sind und die wir als Dinge und Wesen außer uns bezeichnen, sondern diese Gebilde werden ebenso nochmals die Träger und Kerne für verschiedene andere Erlebnisse, in welche die Seele wiederum in Folge der Erfahrungen geräth. Der Mensch, der Hund, die Glocke und die Geige sind nicht bloß die so und so geformten, diesen oder jenen Ton von sich gebenden, mit solchen und solchen Farben bekleideten Dinge, sondern jedes dieser Dinge liegt für uns in der Geschichte dessen, was wir mit ihm und durch dasselbe erlebt, gefühlt, begehrt und erreicht haben. Insofern auch diese aus dem Empfindungsgebilde herausgewachsene und zum Theil ihm zugewachsene geistige Masse sich gleichfalls beim Eintreten irgend eines neuen Empfindungselementes zur Anknüpfung und Erinnerung darbietet, haben wir auch in ihr ein zweites Mittel, uns über dasselbe zu orientiren und sein Verständniß zu erreichen.

Beachten wir nun die hierher gehörigen ganz gewöhnlichen und täglichen Ereignisse und Erfahrungen, so zeigt es sich, daß, obgleich der vorhin angedeutete psychische Hergang beim Wachen aller Sinne und bei bewußtvollem Verhalten der Seele stattfindet, doch schon mancherlei Bedingungen dazu gehören, wenn er normal verlaufen und sich in richtigen Producten absetzen soll, daß dagegen, wo diese Bedingungen nur mangelhaft vorhanden sind, auch sogleich allerlei Fehler und Abweichungen vom Regelrechten in jenem Hergange hervortreten. Jedermann weiß, daß zunächst zur Erinnerung oder, allgemein gesagt, zur Wiedererneuerung und Vergegenwärtigung einer älteren Vorstellung eine gewisse Zeit gehört. Insofern nun das neue Empfindungselement oder die neue Wahrnehmung, wie gezeigt, zu sehr vielen und verschiedenen Vorstellungen gehört und also auch Anlaß dazu giebt, daß außerordentlich viele und verschiedene Erinnerungen eintreten können, durch welche die neue Wahrnehmung ihre Bestimmtheit und Bedeutung erhalten soll, so wird die Zeit, innerhalb welcher die Seele aus diesen vielen Erinnerungen grade die wirklich zugehörige und richtige herauszieht und zum Bewußtsein bringt, jedenfalls größer ausfallen müssen als die Zeit, innerhalb welcher irgend ein beliebiger Bestandtheil aus der Erinnerungssphäre überhaupt hervortritt. Sobald also die normale Zeit zu der Reproduction des entsprechenden Bestandtheils nicht gewährt wird, ist das Verhalten der Seele hierdurch doppelt alterirt. Sie wird einmal durch ungewöhnliche und gleichsam ohne ihr Wissen und Wollen stattfindende

Anregung des beliebigen Erinnerungsſtückes überraſcht — und dies ſpricht ſich in ihr möglicher Weiſe als eine Störung der Ruhe, als ein Affect aus — und andrerſeits wird das neue Empfindungselement oder die neue Wahrnehmung ſich mit einer falſchen Erinnerung vereinigen und daher ſelbſt irrthümlich vorgeſtellt werden. Es greift uns Jemand ganz unerwartet von hinten auf den Rücken, ſo entſteht eine beſondere Druckempfindung, verbunden mit einem beſonderen Gefühl, entſprechend der Stärke, der Form und dem Verlaufe der Berührung. Gewöhnlich und normal wird dieſe Empfindung auf eine menſchliche Hand und zwar auf die Hand eines lebendigen Menſchen gedeutet. Dabei iſt die Empfindung ſelbſt beruhigt, weil ſie ihre richtige Vergeſellſchaftung gefunden hat, die mit ſämmtlichen anderen Wahrnehmungen und Erinnerungen völlig übereinſtimmt. Zu dieſer normalen Deutung aber gehört Zeit, während welcher die vielen anderen gleichfalls möglichen Deutungen ausgeſchieden oder zurückgewieſen und die richtige bevorzugt wird. Wird dieſe Zeit aus irgend welchem Grunde dem Berührten nicht gewährt, ſo wird und muß zwar eine Erinnerung durch die neue Druckempfindung hervorgerufen werden, aber nicht die richtige: der Berührte wird erſchrecken und wird etwa ein Thier vorſtellen, das ihm auf den Rücken ſprang, oder ſonſt etwas Anderes, das der Vorſtellung grade am nächſten liegt. Nicht bloß aber die Zeit, ſondern auch die gehörige Stärke nebſt der gehörigen Dauer der Empfindung gehört dazu, wenn die Erinnerung d. h. die Vergeſellſchaftung derſelben mit dem ihr zugehörigen Vorſtellungscomplexe eintreten ſoll, in welchem ſie ihre Stellung grade einer beſtimmten Größe verdankt. Wo dieſe Größe variirt, wird die Empfindung gleichfalls falſch gedeutet. Ebenſo verlangt namentlich die Form und Geſtalt der Geſichtsbilder, damit ſie richtig gedeutet werden, auch den gehörigen Grad von Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Unterſcheidung, und, wo dieſe fehlen, ſchweift die deutende Raumphantaſie unter allerlei Bildern rathlos umher und erzeugt Irrthum und Täuſchung. So geſchieht es nicht bloß im Zwielicht oder bei den continuirlichen umfaßbaren Veränderungen und Uebergängen in einem Gewölk oder in einer Rauch- oder Nebelmaſſe, aus der wir allerlei Geſichter oder Landſchaften oder ſonſtige Geſtalten entſtehen laſſen, ſondern überall, wo Gegenſtände ihre Eindrücke aus weiter Entfernung zu uns ſenden. Wenn Jemand auf freiem Felde ſpazieren geht und einen entfernten Gegenſtand undeutlich wahrnimmt, kann es kommen, daß er denſelben zuerſt für ein Pferd hält. Indem die Wahrnehmung aber dauert, wird dieſe Vorſtellung alsbald mit

der einer Kuh, die dort ausruht, vertauscht. Allein auch diese Vorstellung muß weichen, indem die Wahrnehmung dazu Anlaß giebt, daß sie sich plötzlich mit Bestimmtheit in mehrere Vorstellungen von Menschen auflöst, die sich im Felde zu einer Gruppe niedergesetzt hatten. Die unbestimmte Wahrnehmung diente also in diesem Falle zur Hervorrufung der Vorstellungen *Pferd*, *Kuh*, *Mensch*, und hätte möglicher Weise die Reihe ihrer Reproductionen noch verlängern können. Beispiele aus anderen Empfindungsgebieten werden jedem Leser von selbst einfallen.

Faßt man diesen Proceß allgemein, so kann man sagen: jedes Empfindungselement oder jede Wahrnehmung, welche von außen in der Seele veranlaßt wird, ist im Stande, eine unbestimmte Anzahl von schon in der Seele vorhandenen Vorstellungen anzuregen, und führt, je nach den Bedingungen, bald die ihr wirklich entsprechende und zugehörige, bald aber irgend eine andere ins Bewußtsein zurück. Stimmen die zurückgeführten Vorstellungen mit den gegebenen Dingen und Ereignissen der Wahrnehmung überein, gehört also die letztere in den Complex der reproducirten, so nennt man dies ein verständiges Empfinden, Wahrnehmen und Vorstellen, in jedem andern Falle aber, wo in irgend welcher Beziehung eine Ungehörigkeit in der Verbindung beider Theile liegt, sie der wirklichen Sachlage der gegebenen Empfindung oder Wahrnehmung fremd ist, findet ein *illusorisches* Wahrnehmen und Vorstellen statt.

Im *Schlaf* nun ist, wie gezeigt, nicht bloß die innere Seelenthätigkeit *nicht* vollständig gehemmt, sondern es hört während desselben auch keineswegs die Erregbarkeit ihrer Vorstellungen durch Eindrücke auf, welche von außen in sie einwirken.

Die Augen allerdings sind überdeckt und werden im Schlaf für die schwachen Lichteindrücke unempfänglich; nur stärkeres Licht würde durch die Augenlieder oder die nicht ganz geschlossenen Spalten derselben hindurchdringen. Das Gehör dagegen bleibt und ist allen möglichen Geräuschen und Tönen zugänglich. Auch die Nase läßt die aus- und einströmenden Luftzüge durch, welche mit ihrem Inhalt die Riechnerven reizen. Besonders aber ist die äußere Hauthülle des Körpers den vielfachsten Angriffen ausgesetzt, die in ihren Nerven allerlei Gefühle hervorbringen. Es sind Schwankungen zwischen Kälte- und Wärmeempfindung an größeren oder kleineren Stellen in Folge äußerer Temperaturunterschiede möglich. Die Bewegungen fremder Dinge oder eigener sich berührender Körpertheile veranlassen Berührungsgefühle. Ein Thierchen, wie eine Fliege oder Mücke,

macht ſeinen Angriff und erzeugt Jucken oder Schmerz. Außerdem ſind es beſonders die Wirkungen der Schwere und des Druckes, denen wir im Schlaf ausgeſetzt bleiben: allerlei Druck- und Taſtempfindungen, locale Gefühle von Vertaubungen, unbeſtimmten Geſtaltungen, Zerrungen u. ſ. w. ſind die Folgen davon.

Daſſelbe iſt aber nicht weniger der Fall von Seiten aller derjenigen Reize, welche innerhalb der eigenen Leiblichkeit an verſchiedenen Stellen der peripheriſchen oder centralen Verbreitung der Nerven aus verſchiedenen Anläſſen auch während des Schlafes entſpringen und ſich gleichfalls zu einer Perception der Seele umgeſtalten. Das Blut, das in ſeiner ununterbrochenen Circulation den Körper durcheilt, unterhält in den kleinſten Theilen aller Gebilde die Umſetzung der Elemente und wirkt theils chemiſch theils mechaniſch durch Druck und Stoß. Störungen im Ernährungsproceß werden ebenſo ſehr, wie Anſtaunungen, Urſachen eigenthümlicher Reize und entſprechender Empfindungen. Jede Bewegung eines Körpergliedes, Streckungen und Zuſammenziehungen der Muskeln haben denſelben Effect. Die rhythmiſchen Bewegungen des Herzens und der Lungen erzeugen innere ſich fortpflanzende Erſchütterungen flüſſiger und feſter Theile, die theils durch Sinnesnerven, wie das Gehör, theils durch andere Empfindungsnerven aufs Gehirn übergehen. Irgend welche krankhafte Gebilde in der Haut oder in anderen Partien, wie Ausſchläge, Geſchwüre, Wunden u. dgl., werden Ausgänge mannigfaltiger Gefühle und Affectionen. Einzelne Sinnesnerven, wie namentlich des Geſichts und Gehörs, unterhalten auch nach dem Aufhören äußerer Einwirkungen auf ſie in ihrem eigenen Material mehr oder weniger andauernd die innere Erregung, wie ſich dies beim Geſicht durch die Nachbilder und die bekannten Erſcheinungen, die vor dem Einſchlafen im dunkeln Sehfelde wahrgenommen werden, aufs deutlichſte darſtellt oder auch in oft lange nachklingenden Tönen und Tonfolgen bemerkbar macht. Insbeſondere aber ſind es die den Lebensproceß unterhaltenden Organe, das Herz, die Lungen, der Magen, die Leber, Milz, Nieren und Gedärme, die ihr eigenes inneres Leben oder deſſen Störungen durch die ihnen zugehörigen und zu den Centraltheilen zurücklaufenden Nervenröhren in Gefühlen, affectvollen Erſchütterungen und Stimmungen auf die Seele übertragen. Nicht weniger oder, richtiger geſagt, noch viel mehr gilt dies von den Centraltheilen des Nervenſyſtems, Rückenmark und Gehirn, mit denen die Seele ſich im nächſten Zuſammenhang befindet. Kurz, die Seele bleibt im Schlaf nicht bloß in fortdauernder Verbindung

mit der außerleiblichen Welt, ſondern iſt auch der percipirende, auffangende Herd für die mannigfaltigſten mechaniſchen, chemiſchen, vitalen und animalen Reize, die innerhalb der Sphäre des ihr zugehörigen Organismus entſpringen.

Hierzu kommt ein Umſtand, der nicht überſehen werden darf. Im wachen Zuſtande nämlich, wo die Seele meiſt mit ihrem höheren Vorſtellungsleben oder den aus dem Kreiſe ihrer Begehrungen und Wollungen entſpringenden Handlungen beſchäftigt iſt, gehen nicht bloß, wie früher geſagt, viele äußere Eindrücke ohne nachhaltige Wirkung vorüber, ſondern auch das allgemeine Körpergefühl kommt gewöhnlich nur als Totalſtimmung zum Bewußtſein. Nur bei krankhaften Verſtimmungen fängt die Seele an, auf die Reflexe der körperlichen Ereigniſſe in ihrem eigenen Weſen zu achten. Es iſt aber ſchon früher hervorgehoben, daß grade die unbewußte Seite des Seelenlebens ſich im Schlaf vordrängt, und eben dieſe bezieht aus der Sphäre der genannten Verhältniſſe ein nicht unbedeutendes Material. Daraus folgt, daß ſowohl den äußeren, wie auch den inneren Reizen ein erheblicher Einfluß im Schlaf zugeſtanden werden muß, der im wachen Zuſtande wegfällt. Die Seele gelangt im Schlaf zu einem viel tieferen und breiteren Empfindungsbewußtſein von ihrer Leiblichkeit als im Wachen und iſt genöthigt, gewiſſe Reizeindrücke zu empfangen und auf ſich wirken zu laſſen, die aus Theilen und Veränderungen ihres Körpers herſtammen, von denen ſie im Wachen nichts wußte.

Inſofern mithin im Schlaf dieſelben Bedingungen gegeben ſind, nach welchen die Reize im Wachen auf den ſchon vorhandenen Vorſtellungskreis der Seele einwirken und dieſen zu Reactionen beſtimmen, durch welche den neuen Empfindungselementen ihr pſychiſcher Werth, ihre Bedeutung und Einordnung zuertheilt wird, muß das Letztere nach allgemeinen pſychiſchen Geſetzen auch für die äußeren und inneren Nervenreize während des Schlafes gelten. Dies wird um ſo mehr der Fall ſein, da im Schlaf der bewußte Einfluß der logiſchen Regulative oder überhaupt der allgemeinen Vorſtellungsformen wegfällt, durch welche die Verbindung und der Verlauf der Wahrnehmungen und Vorſtellungen im Wachen ſchließlich determinirt und geleitet werden, folglich die Empfindungselemente und deren Zuſammenhänge deſto freier ſchalten können.

Geſetzt alſo, die im obigen Beiſpiele gebrauchte unbeſtimmte Wahrnehmung wäre ein im Schlafe durch einen inneren Reiz im Sehnerv oder im Gehirn entſtandener Empfindungscomplex, ſo würde kein Grund

entgegenstehen, anzunehmen, daß in der Seele gleichfalls derselbe Erfolg eintreten müßte: die Seele würde auf Anlaß eines inneren Eindruckes in gleicher Weise ein Pferd, eine Kuh und mehrere Menschen vorstellen. Der Unterschied zwischen dem Ereigniß im Schlaf und dem im Wachen würde sogar für die Seele vortheilhaft sein, indem im Wachen der äußere Reiz durch die ihm entsprechende unbestimmte Wahrnehmung doch nur *bloße Vorstellungen* hervorzurufen vermag, während der Reiz oder Eindruck im Schlaf statt der Vorstellungen *wirkliche Empfindungsbilder* zum Gefolge hat. Denn der Unterschied zwischen Wachen und Schlaf besteht rücksichtlich der psychischen Reaction darin, daß die Seele im Schlaf sich im *Empfindungsbewußtsein* bewegt, in diesem Falle also ein Pferd und ebenso eine Kuh und mehrere Menschen wirklich *sehen*, nicht bloß vorstellen würde.

Jetzt läßt sich das Resultat allgemein so aussprechen: Sobald durch einen äußeren oder inneren Nervenreiz während des Schlafs in der Seele eine Empfindung oder ein Empfindungscomplex, ein Gefühl, überhaupt ein psychischer Vorgang entsteht und von der Seele percipirt wird, so ruft dieser Vorgang aus dem der Seele vom Wachen her verbliebenen Erfahrungskreise Empfindungsbilder, also frühere Wahrnehmungen, entweder nackt oder mit zugehörigen psychischen Werthen, hervor. Er sammelt gleichsam um sich eine größere oder kleinere Anzahl solcher Bilder, durch welche der von Nervenreiz herrührende Eindruck seinen psychischen Werth bekommt. Man sagt gewöhnlich auch hier, wie es der Sprachgebrauch für das wache Verhalten thut, daß die Seele im Schlaf die Nervenreizeindrücke *deute*. Das Resultat dieser Deutung ist der sogenannte *Nervenreiztraum*, d. h. ein Traum, dessen Bestandtheile dadurch bedingt sind, daß ein Nervenreiz nach den Gesetzen der Reproduction seine psychische Wirkung im Seelenleben vollzieht.

Die Gruppe dieser Träume ist sehr zahlreich, da nicht bloß, wie oben gezeigt, es viele Quellen solcher Nervenreize giebt, sondern auch die Deutungssphäre, aus der die einzelnen Traumbilder herrühren können, meistens einen großen Umfang hat. Sie stammen ebensowohl von Gesichts-, Gehör-, Haut und anderen Sinnesreizen, wie von inneren organischen Reizen her. Während in Fällen der ersteren Art der Erfahrungskreis des wachen Bewußtseins ein Reproductionsmaterial von bekannter Beschaffenheit darbietet, findet dies rücksichtlich der organischen Reize weniger statt. Schon im Wachen unterliegt die Seele, wenn ein organischer

Reiz von einer ihr unbekannten oder nur dürftig gekannten Stelle des Körpers ausgeht oder wenn das allgemeine Körpergefühl in ganz ungewohnten Formen alterirt iſt, der Nothwendigkeit, allerlei Erſatzreproductionen zu vollziehen, alſo in ihren Deutungen falſch zu greifen und ſich meiſtens mit unbeſtimmten Gefühls- oder Affectzuſtänden zu begnügen und dieſe oft auf die entfernteſten Vorſtellungen zu beziehen. Daſſelbe kann im Schlafzuſtande noch weniger ausbleiben, da in ihm der Seele mancher Eindruck aus dem Körper zum Bewußtſein kommt, den ſie im wachen Zuſtande nie erfahren oder niemals beachtet hat. Deßhalb ſind auch die einfachen Nervenreizträume nicht ſchwer zu erkennen, ſo lange die Reize in einer Sinnesſphäre bleiben und nicht dem dunkeln Gebiete der organiſchen Erregungen angehören.

Die Nervenreizträume werden nach denſelben Reproductionsgeſetzen eingeleitet, von denen die Verknüpfungen und der Verlauf der Vorſtellungen des wachen Bewußtſeins abhängen, wenn nicht die höhere Denkthätigkeit eingreift. Welches von dieſen Geſetzen jedoch den Traum determinirt, d. h. nach welchen inneren Bedingungen die Seele den Eindruck des Nervenreizes grade ſo oder anders auslegt, an ihn grade dieſe und nicht andere Bilder ſich anſchließen, iſt nicht in allen Fällen gleich deutlich. Man unterſcheidet bekanntlich ſechs ſolcher Reproductionsgeſetze, d. h. Regeln, nach denen ein geiſtiger Zuſtand, wie eine Empfindung, Wahrnehmung, Vorſtellung oder ein Gefühl, eine Begehrung u. ſ. w., einen anderen Zuſtand nach ſich zieht, der unwillkürliche Vorſtellungsverlauf alſo ſich richtet. Die pſychiſchen Zuſtände folgen einander *entweder nach der Aehnlichkeit*, einem Geſetz, das einen ſehr großen Umfang hat, da übereinſtimmende Momente ſich im Pſychiſchen unglaublich fein ausbilden und deßhalb mitunter das Entfernteſte und ſcheinbar Ungleichſte in Zuſammenhang bringen. *Oder nach dem Contraſt*, der ſchon in geringerem Umfange wirkt. *Oder nach der Coexiſtenz*, einem Geſetz, welches darin beſteht, daß alle Wahrnehmungen oder Vorſtellungen, die irgend einmal nahezu gleichzeitig im Bewußtſein waren oder ſich wie Theile einer Geſammtvorſtellung verhalten, ſich eine die andere wieder ins Bewußtſein zurückführen. Dieſe Regel beherrſcht in ſehr ausgedehnter Weiſe den Vorſtellungsverlauf, da die meiſten unſerer Geſichtswahrnehmungen, alle Raumvorſtellungen und auch die Taſt- und Druckbilder ſchon an ſich ſehr componirt ſind und ſich überdies mit anderen Empfindungen und Gefühls- und Begehrungszuſtänden zu einem Ganzen ver-

einigen. Oder nach der Succeſſion, einem Geſetz, welches ausſagt, daß Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorſtellungen einander in derſelben Reihenfolge wieder erwecken, in der ſie einmal im Bewußtſein auf einander gefolgt und unter ſich verbunden ſind. Nach dieſer Regel folgen die Töne einer Melodie, die Worte eines Gedichtes, die Namen der Tage und Monate, kurz die Glieder aller Vorſtellungsreihen auf einander, die zu Zeitreihen gebildet ſind, die regelmäßig wiederkehrenden Geſchäfte des Tages nicht weniger, als die ganze Geſchichte unſres Lebens. Oder nach der Beziehung zwiſchen Mittel und Zweck, d. h. nach der Regel, daß eine Begehrungsvorſtellung in dasjenige Gebiet ihrer Erfahrung zurückführt, aus welcher die Erinnerung an die Befriedigung entſpringt. Oder endlich nach dem Zuſammenhange zwiſchen Urſache und Wirkung, nach der Regel der Cauſalität, wonach jede Wahrnehmung wie jedes Ding, jede Vorſtellung wie jedes Ereigniß auf ein gleichzeitiges oder früheres anderes Ding oder Wahrnehmung oder Ereigniß oder Vorſtellung hindeutet, woraus das Folgende entſprungen, überhaupt hergekommen ſei. Sämmtliche Regeln liegen nicht bloß den erſten Traumanknüpfungen, ſondern auch den Fortſetzungen derſelben zum Grunde, und es wird dem Leſer nicht ſchwer fallen, an den im Nachfolgenden erwähnten Fällen die Reproductionsregel, welche die Traumbildung beſtimmte, wiederzuerkennen.

Wir wollen die Natur der Nervenreizträume ohne den Unterſchied, ob der Reiz ein äußerer oder ein innerer iſt, ob er in einem Sinnesorgane ſtattfindet oder irgend ein anderer organiſcher Reiz iſt, zunächſt allgemein kenntlich machen. Zu ihnen gehören die Träume, in denen einzelne Perſonen, Geſichter, Thiere, Pflanzen, Locale oder Figuren abenteuerlicher Art u. ſ. w. wahrgenommen werden. Ferner wenn der an den Fenſtern oder um das Haus geräuſchvoll hinfahrende Wind die Seele erregt, kann der Traum entſtehen, daß ſich ein Orkan erhebe, der die Fenſter aufreißt; oder wenn der Regen herabfällt, kann geträumt werden, daß eine Waſſerflut die Straßen überſtröme. Jemandem, der am Waſſerſturz einer Mühle ſchläft, träumt von einem fern hallenden Kanonendonner, der ihn beängſtigt. Die gehörten Geräuſche werden ferner als Stimmen oder Reden bekannten oder unbekannten Perſonen in den Mund gelegt oder auch auf Schrecken erregende, geſpenſterhafte Weſen gedeutet, deren Bild auftritt. In anderen Fällen ruft die Gehörperceptoin, entſprechend ihrem eigenthümlich markirten Inhalte, ob der Geräuſcheindruck ein

Knarren oder Pfeifen oder Praſſeln u. ſ. w. war, die Geſtalten ſolcher Handwerker hervor, wie Drechsler, Schloſſer, Schmiede, von denen dann die Geräuſche im Traume herkommen. Purkinje träumte häufig in Folge der Perception der Schläge ſeiner Pendeluhr; er vernahm einmal darin das abgeſetzte Bellen eines Hundes, ein anderes Mal die Schläge einer Axt und in anderen Fällen Worte und Rufe. Bei den Geruchs- und Geſchmacksperceptionen, welche letzteren durch Umſetzungen der Mundflüſſigkeit oder kleiner Speiſereſte im Schlaf entſtehen können, wird ein wirklicher Geruch oder Geſchmack im Traum einer Frucht oder einer Flüſſigkeit geliehen, wie mir neulich eine Dame unſrer Geſellſchaft in ihrem Gartenhauſe einen Liqüeur anpries, den ich roch und in der lebhafteſten Weiſe als ſtark ſpiritnös-ſauer ſchmeckte. Die Geruchseindrücke von Blumen oder Riechſtoffe im Schlafzimmer erzeugen Träume von Gewächshäuſern, Blumengärten und Landſchaften. Beſonders zahlreich ſind die Beiſpiele auf dem Gebiet des Hautgefühls- und insbeſondere des Druck- und Taſtſinnes. Der Schmerz, je nachdem er nur ſchwach oder ſtärker zur Perception kommt, erregt beängſtigende oder abwehrende und entfliehende Geſtalten und Handlungen, und verkörpert ſich leicht in Traumbildern von Thieren oder Menſchen, die uns beißen oder ſtechen oder ſchlagen. Der aus dem Bett hinausgeſtreckte, abgekühlte Fuß wird Veranlaſſung zu einen Spaziergang auf einem Schneefelde mit bloßen Füßen; die offene, erkältete Bruſt verſetzt uns an einen Waſſerſtrom, in dem wir ſchwimmen, und Jemandem, der mit den Füßen die heiße Wärmflaſche berührte, träumte, daß er den Aetna beſtieg und über heiße Lava ging. Ein Andrer erzählt, ihm habe einmal geträumt, er ſei von Räubern überfallen, die ihn rückwärts auf die Erde legten und ihm zwiſchen der großen und nächſten Zehe einen Pfahl in die Erde ſchlugen: beim Erwachen fand er einen Strohhalm zwiſchen den Zehen. Der Kitzel auf der Oberlippe läßt im Traum einen Schnurrbart herauswachſen. Ein Druck auf die Füße erzeugte neulich bei mir ſelbſt den Traum, daß ein Thier auf das Bett ſprang, ſich bequem in der Decke zuſammenkauerte, erſt als Katze, dann als ein kleiner Hund: mit gewaltiger Anſtrengung ſtieß ich das läſtige Thier fort, und mußte lachen, als ich im Erwachen erkannte, was es war. „Liegen wir nicht bequem auf dem Rücken oder der Seite hat ſich eine Falte im Bettuch gebildet, die einen örtlichen Druck ausübt, ſo glauben wir an einem einſchneidenden Bandriemen eine Laſt zu tragen. Wenn die Hand durch Druck auf die Nerven in lähmungsartigen Zuſtand

gerathen ist, so erscheint sie im Traum als ein fremder Körper, der uns unangenehm berührt, oder es wird eine Person geträumt, die uns Gewalt anthun will. Ist gar die ganze Seite lähmungsartig afficirt, so glauben wir einen Fremden neben uns liegend, den wir vergebens aus der unmittelbaren Nähe zu entfernen bemüht sind". (Purkinje). Der Durstreiz führt die Reproduction das eine Mal in eine brennende Sandwüste, das andere Mal zu einem Gelage, wo in vollen Zügen getrunken wird. Der Reiz einer kleinen Hitzblatter an einem Fußschenkel wird zu einem Kanarienvogel, der mit seinem spitzigen Schnabel beißt, und der Stich einer Mücke zu einer Anzahl Enten, die auf einem Teiche schwimmen und nach Schmetterlingen schnappen, die sie erhaschen und verzehren. Die aus einem nervenreichen Organ stammenden Eindrücke, da sie dem Erfahrungsmaterial der Seele gewöhnlich sich nur wenig anschließen können, werden zu noch freieren Deutungen verwendet. Wohlgefühle veranlassen Bilder heiterer Scenen, Herzaffectionen Träume von beängstigenden Verhältnissen, etwa von der Gefahr zu ertrinken oder der Verfolgung durch ein wildes Thier oder von Erstickung in Rauch und Flammen. Alle diese leicht noch zu vermehrenden Fälle, die theils eigener Erfahrung theils den Darstellungen kundiger Beobachter und Traumanalytiker entlehnt sind, lassen die Natur des Nervenreiztraumes, aber auch die Richtigkeit des Grundgedankens deutlich erkennen.

Man ist folgerichtig darauf gekommen, die Entstehung der Nervenreizträume experimentell zu behandeln, und es würde von Wichtigkeit sein, wenn diese Versuche in großer Anzahl und methodisch weiter geführt würden. Uns liegt von solchen Mittheilungen leider nur Weniges vor; doch mag als eine Probe das, was A. Maury nach dieser Seite veröffentlicht hat, nicht unerwähnt bleiben. Er ließ durch eine dazu beauftragte Person äußere Reize gleich nach dem Einschlafen auf sich einwirken und nach einiger Zeit von derselben sich wecken. Das erste Experiment war, daß man ihm mit einer Feder nach einander die Lippen und die Nasenspitze kitzelte. Ihm träumte, daß ihm eine Pechkappe über das Gesicht gelegt sei, die mit Heftigkeit abgerissen wurde. Bei einem zweiten Experiment, wo man ihm kölnisches Wasser zu riechen gab, wurde das Traumbild einer Parfümeriebude hervorgerufen. Durch ein drittes Experiment, wobei man in der Nähe seines Ohres eine Zange durch Reibung mit einem Stahl in Vibration versetzte, entstand der Traum von einem Glockengeläut, das sich alsbald in das Geläute der Sturmglocke umsetzte

und hierdurch den Träumenden in die Junitage von 1848 zurückführte. Im Ganzen werden neun ſolcher Beobachtungen erzählt.*)

Sehr bemerkenswerth iſt eine von Scherner gemachte Beobachtung, die derſelbe zu einer Regel für die meiſten Nervenreizträume glaubt erweitern zu können.**) Dieſer Traumbeobachter behauptet nämlich, daß die Seele in den Nervenreizträumen darauf ausgehe, die räumliche Conſtruction der Körperorgane und Körpertheile, aus denen die Reize ſtammen oder die ſie durchlaufen, ſowie deren Functionen ſymboliſch in den Traumbildern nachzuconſtruiren. Mag dies auch nicht ſo allgemein richtig ſein, wie er es ausſpricht, ſo beweiſen doch viele Fälle, daß der Nervenreiztraum da, wo das entſprechende Organ als ſolches oder in ſeiner Function bekannt iſt, in der That eine Neigung hat, „beim Beginn in den fernſten und freieſten Andeutungen des Reizobjectes zu malen, am Schluſſe aber das betreffende Organ des Reizes oder deſſen Function in Nacktheit hinzuſtellen". Als Beiſpiele und Belege hierzu können namentlich der Streckreiztraum, der Zahnreiztraum und der Lungenreiztraum dienen, zu deren Formen die bekannten Träume vom Herabfallen aus einer Höhe, vom Zahnausfallen und vom Fliegen in der Luft gehören. Der erſte Traum, der häufig beim Einſchlafen vorkommt und ein nochmaliges Erwachen verurſacht, hat ſeinen Anlaß darin, daß bei eingetretener Bewußtloſigkeit des Hautdruckgefühles, das von der unterſtützenden Unterlage herrührt, entweder ein Arm vom Körper herabſinkt oder ein eingezogenes Knie unwillkürlich geſtreckt wird, wodurch in beiden Fällen plötzlich das Gefühl des Hautdrucks wieder bewußt wird, der Uebergang zum Bewußtwerden aber als Traum vom Niederfallen ſich pſychiſch verkörpert. Die Geſchwindigkeit, mit welcher das Traumbild den pſychiſchen Zuſtand deutet, entſpricht dem mechaniſchen und phyſiologiſchen Hergange, weßhalb dieſe Traumbildung gleichſam im Entſtehen auch wieder endigt. Das Fliegen im Traum iſt das von der Seele gebrauchte adäquate Bild des Fluges, wodurch ſie das zur Perception gelangte, von den durch die Athmung auf- und niederſteigenden Lungenflügeln ausgehende Reizquantum deutet, wobei das der Unterſtützung des Körpers zugehörige Druckgefühl oder überhaupt das ganze Hautgefühl gleichfalls ſchon bis zur Bewußtloſigkeit herabgeſunken iſt. Durch den letztern Umſtand wird die an die

*) A. a. O. p. 132.

**) K. A. Scherner, Das Leben des Traums. Berlin 1861.

Vorstellungsform des Schwebens gebundene Empfindung vermittelt. Scherner hat dieser Traumform viel Aufmerksamkeit gewidmet und sie bis ins Detail analysirt, ohne jedoch das mit entscheidende Moment, nämlich das Erlöschen des Bewußtseins vom Druckgefühl, zu berücksichtigen.*) Der von ihm zur Bestätigung der angegebenen Ursachlichkeit dieses Traumes angeführte und von ihm selbst erlebte Fall ist werth, mitgetheilt zu werden. Ihm träumte einmal, „daß er nach längeren Flugabsätzen auf einem Traumspaziergange zum Schluß noch über die Oder fliegen wollte, davon aber durch das eintretende Traumbild eines heftigen Hustens mit blutigem Auswurf (bei voller Gesundheit) in Folge des angestrengten Fliegens verhindert wurde. Nun wußte ich, fügte er hinzu, daß die Lunge das erregerische Moment des Fliegens sei, und es freute mich diese Entdeckung so sehr, daß ich unmittelbar dadurch erwachte und mit Vergnügen, alle Momente des Traumfliegens mit denen der Athmung vergleichend, die Bestätigung fand".

Das Gesagte mag hinreichen, die Beobachtung der ersten und einfachsten Gruppe von Träumen, der Nervenreizträume, rücksichtlich ihrer Anlässe und deren psychischer Deutung, worin eben der Traum besteht, zu orientiren. Das Verständniß der übrigen Traumformen wird natürlich desto schwieriger, je tiefer ihr Bildungsgesetz in den Inhalt und die Formen des wachen Bewußtsein, beides entweder störend oder sich dienstbar machend, zurückgreift, und je mehr Bedingungen zur Entstehung des Traumes zusammenwirken. Dennoch ist zu erwarten, daß, sobald das Traumleben der Seele erst häufigere Angriffe der Wissenschaft wird erfahren haben, desto wahrscheinlicher auch seine Dunkelheit sich allmählich erhellen wird.

5. Warum die Träume leicht vergessen werden.

Beschränkt man den Begriff des Traumes auf diejenigen Gebilde und Ereignisse, welche der Seele im Schlaf mit einem gewissen Grade bewußt werden, so hat die Thatsache, daß man die Träume im Allgemeinen leicht und schnell vergißt, allerdings etwas Auffälliges. Die Vergeßlichkeit der Träume ist eine doppelte. Einerseits gehen die Träume entweder überhaupt nicht in das wache Bewußtsein über oder wirken nur so weit nach,

*) Wenn dieses Moment nicht mit entscheidend wäre, so müßte das Traumfliegen viel häufiger eintreten, als es der Fall ist.

daß man ſich zwar erinnert, geträumt zu haben, von dem Trauminhalte aber nichts weiß, andrerſeits treten ſie zwar vollſtändig oder in Bruchſtücken ins wache Bewußtſein, verlieren ſich aber ſchnell wieder und können dann oft unter keinen Umſtänden, ſelbſt nicht durch die ſtärkſten Bemühungen der Erinnerung, von Neuem bewußt gemacht werden.

Auch zum Verſtändniß dieſer Thatſache iſt der Grundſatz feſtzuhalten, daß alle Traumerſcheinungen und was mit ihnen von der pſychiſchen Seite zuſammenhängt, zunächſt immer mit den Thatſachen des wachen Bewußtſeins verglichen werden müſſen. Die Traumerſcheinungen ſind für die pſychologiſche Auffaſſung nichts Exceptionelles und ſtehen auf keiner anderen Baſis, als auf welcher die Erſcheinungen des wachen Bewußtſeins ſtehen. Deßhalb müſſen für ſie auch dieſelben Bedingungen und Regeln gelten, welche für die analogen Fälle des wachen Bewußtſeins ſich entdecken laſſen.

Erfahrungsmäßig werden im Wachen Tauſende von Empfindungen und Wahrnehmungen bewußtvoll erlebt, ſinken aber in der nächſten Zeit völlig aus dem Bewußtſein, weil die Stärke und Energie, mit welcher die Seelenthätigkeit in ihnen erregt war, einen zu geringen Grad hatte. Wir gehen zum erſten Male an einer Reihe von Häuſern vorbei und das Auge gleitet bewußtvoll über ſie hin; aber Niemand iſt im Stande, von ſolchen Bildern ſich ſpäter eine Erinnerung zu ſchaffen: wir wiſſen nur, daß wir Häuſer geſehen haben. Daſſelbe trifft ein, wenn wir auf der Straße unter vielen unbekannten Menſchen umhergehen. Sobald aber das Bild eines Hauſes oder das Bild eines Menſchen mit Verweilen oder wiederholt angeſehen wird, gewinnen dieſe Bilder an Stärke, prägen ſich, ſagt man, der Seele tiefer ein, und ihre Erinnerung gelingt.

Dieſer Umſtand ſcheint auch für die Traumbilder eine der Bedingungen ihrer Erinnerungsgröße zu ſein. Die Traumbilder ſind gleichfalls in vielen Fällen neu und fremd; ſie ſind mehr oder weniger ſtark und lebhaft, und ſtufen ſich im Traumbewußtſein graduell ab, namentlich da, wo ſie einzeln ſtehen oder Seitenpartien des Traumraumes einnehmen. Während man der ſtärkeren Bilder ſich erinnert, kann man die anderen nicht wiederfinden. Auch rückſichtlich der Dauer der Wahrnehmung verhalten ſich nicht alle Traumbilder gleich: einige ſtehen längere Zeit, die meiſten verſchwinden raſch. Die erſteren werden erinnerungsfähiger ſein, als die letzteren. Ein Traum führte mir neulich mehrere Perſonen vor, deren Bilder alle bis auf eins raſch verſchwanden: das ſtehende Bild wuchs zu großer Deutlichkeit und wurde faſt transparent, wie eine beleuchtete Wachsfigur. Die

Erinnerung dieſes Bildes iſt noch jetzt leicht, während von den übrigen nichts geblieben iſt. Endlich erleben wir die meiſten Traumcompoſitionen nur ein einzigs Mal und können ſie in derſeben Nacht oder in der folgenden nicht wiederholen; kommt ſo Etwas vor, ſo geſchieht es doch ſelten. Die meiſten Träume verrinnen wie eine Melodie, die ein ungeübtes und talentloſes Ohr hört und dann vergißt. Sollte das Gedächtniß ſie behalten, müßte ſie öfter und öfter gehört werden.

Allerdings reicht nun die Stärke und Lebhaftigkeit der Traumbilder allein zu ihrer Erinnerung nicht aus; auch die ſtärkſten können wieder vergeſſen werden und fallen gewiß wirklich oft genug für die Erinnerung fort. Auch im Wachen gehen viele ſtarke und lebhafte Empfindungen und Wahrnehmungen raſch verloren. Daß Empfindungen und Wahrnehmungen, ebenſo wie Vorſtellungen und Gedanken, Dauerhaftigkeit und eine hinreichende Erinnerungsgröße erlangen und nicht alsbald von anderen, vielleicht auf immer, verdrängt werden, erfordert als zweite Bedingung, daß ſie nicht iſolirt bleiben, ſondern Verbindungen und Vergeſellſchaftungen paſſender Art eingehen. Hierüber iſt ſchon oben bei einer anderen Gelegenheit Einiges geſagt. Sowie ein Einzelner durch ſeine Kraft Nichts oder kaum Bemerkbares einer größeren Laſt gegenüber leiſtet, im Zuſammen aber und in gegenſeitiger Unterſtützung mit Andern nachweisbare Effecte hervorbringt, ſo verhält es ſich auch mit den Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorſtellungen und Gedanken rückſichtlich ihrer Leiſtungen für das Bewußtſein und die Erinnerung. Dazu gehört allerdings, daß die zuſammengefügten Elemente auch zu einander paſſen, nach Beſchaffenheit und Form mehr oder weniger unter ſich verwandt ſind oder zu einander in Beziehungen und Verhältniſſen ſtehen, damit die Verbindung eine naturgemäße und freiwillige, nicht eine erzwungene ſei. Das Bild, welches ein Kind aus ſeinen kleinen Spielſachen, die in der Schachtel verworren durch einander liegen, planmäßig zuſammengeſetzt hat, prägt ſich der Seele tiefer und lebhafter ein, als jedes Stückchen für ſich: die Erinnerung des Ganzen wird die Beherrſcherin des Einzelnen, welches als ſolches nur durch eine ſubſidiäre Erinnerung im Gedächtniß aufbewahrt wird. Das Bild aber aller Einzelnen, die verworren durch einander liegen, bleibt gar nicht haften. Ein kleiner Vers beſteht aus wenigen Zeilen und kaum hundert Wörtern. Löſt man ihn in dieſe Wörter auf und ſchüttelt die letzteren durch einander, ſo iſt nicht bloß aller Sinn und Verſtand des Verſes verſchwunden, ſondern es wird auch ſehr ſchwer fallen, ſich der Wörter in der confuſen Reihenfolge

zu erinnern, und erſt viele Wiederholungen ſind nöthig, um der Erinnerung gewiß zu werden. Wohlgeordnet und in ſachgemäßer Folge hilft ein Wort dem andern und das Ganze ſteht ſinnvoll in der Erinnerung leicht und lange feſt. Widerſinniges behalten wir im Allgemeinen ebenſo ſchwer und ebenſo ſelten wie das Verworrene und Ordnungsloſe.

Allerdings giebt es nun auch Träume, denen weder Verſtändigkeit noch Ordnung fehlt; in der überwiegenden Mehrheit der Fälle aber leiden ſie Mangel an beiden. Die Seele iſt bei den meiſten Träumen gar nicht als ordnendes und logiſches Princip betheiligt, ſondern die Träume und die Traumelemente kommen ihr unwillkürlich und ohne zu wiſſen, wie; ſie werden ihr durch bewußtlos wirkende Anläſſe der Reproduction aufgedrängt, welche die Reihenfolge und Verknüpfung der Elemente nach anderen als dem wachen Bewußtſein angehörigen und von dieſen approbirten Bedingungen hervorrufen. Daß hierbei phyſiologiſche Einflüſſe, unbekannte vom Körper ausgehende Anreizungen und Störungen auf den unbewußten Seeleninhalt einwirken und ſich dieſem gegenüber etwa ſo verhalten, wie wenn die zehn Finger eines der Muſik ganz unkundigen Menſchen über die Taſten des Inſtrumentes hinlaufen, kann keinem Zweifel unterliegen, kommt aber hier nicht in Betracht. Auch darf man, der hier vertretenen Auffaſſung gemäß, nicht meinen, als ob durch die widerſinnigen, ungeordneten Verknüpfungen, die ſpringenden Succeſſionen und die dabei dennoch für das Traumbewußtſein vorhandene Ordnung an ſich ganz indifferenter Traumelemente das Gedächtniß oder das Erinnerungsvermögen für die erwachende Seele aufgehoben oder gewiſſermaßen in dem Traum und durch ihn theilweiſe verbraucht ſei. Sondern grade umgekehrt, die Traumcompoſitionen ſelbſt als ſolche und an ſich entbehren der Möglichkeit ihres eigenen Gedächtniſſes oder ihrer eigenen Erinnerung und werden vergeſſen, weil ſie meiſtens ſchon in den nächſten Zeitmomenten auseinanderfallen.

Liegt alſo hierin gleichfalls ein möglicher Realgrund für die Vergeßlichkeit vieler Träume, ſo ſchließt ſich nun ein dritter Umſtand von noch erheblicherer Wirkung daran.

Augenſcheinlich iſt nämlich die Vergeßlichkeit der Träume für das wache Bewußtſein der umgekehrte Fall der oben beſprochenen Thatſache, daß von dem Inhalte des wachen Bewußtſeins nur Einzelnes, nie aber geordnete Erinnerungsreihen in den Traum übergehen. Dieſelben Urſachen alſo, die den Weg der Erinnerung aus dem Wachen in den Traum verſperren,

müſſen auch die Rückſtrömung der Erinnerung aus dem Traum ins Wachen verhindern. Die Erinnerungsgröße der Beſtandtheile unſres wachen Bewußtſeins hängt beſonders davon ab, daß das Einzelne in geregelten Verknüpfungen mit Früherem oder Gleichzeitigem in Raum- und Zeitreihen liegt, zu denen es gehört. Im wachen Bewußtſein erleben wir Nichts, das nicht ſogleich in früher Erlebtes eingeordnet würde; für jedes Neue iſt die Geſellſchaft in uns bereit, in die es gehört und von der es gewürdigt und verſtanden wird. Durch die Rückwirkung dieſer Geſellſchaft wird es mit einer Bewußtſeinsſphäre umkleidet, die viel größer iſt, als ſie in einem iſolirten Wahrnehmungs- oder Vorſtellungscomplex jemals ſein kann. Wie weit wir von irgend einer Wahrnehmung, irgend einem Erlebniß zurückſchreiten oder in die ihm zugehörigen Gebiete gleichſam zur Seite ſchreiten können, ebenſo viele Male haben wir für die fragliche Wahrnehmung oder das fragliche Erlebniß, das vor einiger Zeit und zugleich an einem fernen Orte geſchehen ſein mag, in den Beſtandtheilen jener Gebiete brauchbare Erinnerungshülfen. Dieſe letzteren — ſo war die oben ausgeſprochene Anſicht — ſind von den Traumbildern abgelöſt und deßhalb kann durch dieſe und unter ihnen keine Erinnerung aus dem wachen Bewußtſein im Traum zu Stande kommen. Umgekehrt alſo muß man folgern, daß die Traumcompoſition in den Geſellſchaften der pſychiſchen Reihen, mit denen die Seele wachend erfüllt iſt und aus denen ſie wachend ihre Erinnerung erneuert, meiſtens gar keinen Platz hat. Sie weicht, wenn auch ihrem Stoffe nach identiſch, doch in ihren Formen und Zuſammenhängen von demjenigen zu ſehr ab, was in den feſtgeſtellten Raum- und Zeitreihen unſrer Lebensgeſchichte und täglichen Erfahrung ſich für das wache Bewußtſein angeſammelt hat. Selbſt wenn auch der Traum als ſolcher verſtändig und geordnet iſt, ſo können wir doch, und zwar am allerwenigſten oder gar nicht während ſeiner Dauer, aus ihm heraustreten und wiſſen ſelbſt in und nach dem Erwachen von keiner Stelle her den Eingang zu ihm wiederzufinden. Auf dieſe Weiſe hebt ſich das Traumgebilde gleichſam von dem Boden unſeres Seeleninhaltes ab und ſchwebt im pſychiſchen Raum wie eine Wolke am Himmel, die der neu belebte Athem raſch verweht. Bleiben aber auch beim Erwachen einige Traumelemente zurück und ſtellen ſich der bewußten Perception gegenüber, ſo muß man doch eilen, die zugehörigen Glieder raſch zu erfaſſen, ohne an einen Beſtandtheil des wachen Bewußtſeins zu denken, ſondern indem man ſich ganz der unwillkürlichen Reproduction hingiebt. Selbſt wenn man auch den Traum in

ſolcher Weiſe zum Bewußtſein bringt, geht doch ſeine Erinnerungsfähigkeit meiſtens alsbald wieder verloren, mit Ausnahme der Fälle, in denen ein anderweitiges Intereſſe oder eine künſtlich erzeugte Verknüpfung mit Beſtandtheilen des wachen Bewußtſeins den Traum befeſtigt. Fehlen aber auch dieſe oder andere die längere Dauer ſichernde Momente, ſo wird ſelbſt ein in vollem Detail aufgeſchriebener Traum nach kurzer Zeit für uns etwas ganz Fremdes, Etwas, das wir nie erlebt haben.

Sehr viel hängt nun rückſichtlich der Wirkſamkeit dieſes Verhältniſſes zwiſchen dem Traum und dem bewußtlos fortdauernden Seeleninhalte des wachen Bewußtſeins theils von der Tiefe des Schlafes, d. h. ob der Schlafende der Erregbarkeit der normalen Seelenthätigkeiten näher oder ferner iſt, theils davon ab, welche Eingriffe der Traum in den Seeleninhalt macht, d. h. wie weit er dieſen durch Luſt- und Unluſtgefühle, Begierden, Affecte u. dgl. an ſeiner Geſtaltung mit betheiligt. Träume, welche der Zeit des Erwachens nahe ſind oder im halbwachen Schlummer geträumt werden, bleiben erinnerungsfähiger. Man könnte ſogar meinen, daß überhaupt nur Träume, bei denen ſich die Pforten des wachen Bewußtſeins ſchon zu öffnen anfangen, in das letztere hinüberwirken oder von ihm angeeignet werden. Ebenſo müſſen Träume, die nicht bloß wie flüchtige Nebel vorüberziehen, ſondern kraftvoll in den Seeleninhalt einwirken, dieſen vielfach in ihre Compoſition hineinziehen, ihn tief aufregen und erſchüttern, entweder in heiteren und komiſchen oder in düſteren und tragiſchen Scenen die Wirklichkeit des Lebens nachahmen, ſelbſt den Willen und die Denkthätigkeit in ihren Dienſt ziehen, der Erinnerung zugänglicher ſein. Gewiß wirken hierbei noch mancherlei individuelle Unterſchiede begünſtigend oder hindernd mit, und es giebt kein Kennzeichen, wonach man abſolut beurtheilen könnte, ob ein Traum zur Erinnerung des wachen Bewußtſeins gelangen werde oder nicht.

Dies folgt denn auch aus einem vierten Umſtande, der bei der Frage nach den Urſachen der Vergeßlichkeit der Träume gleichfalls noch zu berückſichtigen iſt.

Im wachen Bewußtſein tritt nämlich, wie bekannt, ein Wechſel zwiſchen Bewußt und Unbewußt ſehr häufig dadurch ein, daß auf die gegenwärtigen Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorſtellungen und Gedanken andere folgen, welche die erſteren durch die Stärke ihres Eindrucks zum Theil oder gänzlich auslöſchen. Beim Brauſen des Windes hören wir unſere Stimmen nicht und jeder Ton kann durch einen ſtärkeren verſchluckt werden.

Luft wird durch Luft, Geſchmack durch Geſchmack, Schmerz durch Schmerz aufgehoben und ein heftiger Schreck verjagt alle Vorſtellungen, ſowie eine exaltirte Freude die Beſinnung aufhebt. Ueberträgt man dieſes Verhältniß auf die Traumbilder im Vergleich zu den wirklichen Wahrnehmungen und andrerſeits zu den das wache Bewußtſein mit lebendiger Stärke während der Tageszeit ausfüllenden Vorſtellungen und Gedanken, ſo kann es keinem Zweifel unterliegen, auf welcher Seite die Schwäche und auf welcher die Stärke iſt. Ob irgend welche Traumelemente den wachen Wahrnehmungen und Vorſtellungen ganz gleich kommen oder die letzteren, wie Einige meinen, ſogar übertreffen können, ändert hierbei nichts. Für gewöhnlich iſt die beim Erwachen wieder eintretende Sinnesthätigkeit des Auges, des Ohres, der Haut, ſowie das erneuerte Körpergefühl, eine Quelle ſtärkerer Empfindungen und Wahrnehmungen, als ſolche im Traum vorkommen. Das Bild der umgebenden Außenwelt ſtrömt meiſtens raſch und kräftig in die Gegenwart des Bewußtſeins zurück und erfüllt den Raum des letzteren mit der ganzen Klarheit eines friſchen Wiedererlebens. Es ſcheint unzweifelhaft, daß vor dieſer Macht nur die wenigſten Traumgebilde werden Stand halten können: ſie werden weichen müſſen, wie die Nacht vor dem Tageslicht oder der Glanz der Geſtirne vor dem Licht der aufgehenden Sonne oder wie der Ton vor dem ſtärkeren Geräuſch, nur noch um Vieles ſchneller. Dieſe Wirkung der kräftigen Wiedererneuerung des Umgebungsbildes und des eigenen Körpergefühls wird noch dadurch bedeutend unterſtützt, daß auch die Vorſtellungsreihen, die Strebungen und Abſichten, die Bilder der Handlungen, die unſer gewohntes Tagesgeſchäft ausmachen, gleichfalls nicht auf ſich warten laſſen, zumal wenn der Menſch ein lebhaftes Bewußtſein von Pflicht oder Nöthigung irgend welcher Art mit in den Schlaf hinübernahm. In dieſem Verhältniſſe zwiſchen dem Inhalte des Traumbewußtſeins und dem raſch zurückkehrenden Inhalte des wachen Lebens möchte deßhalb nicht ohne Grund gleichfalls eine häufig wirkſame Urſache erblickt werden dürfen, daß viele Träume erinnerungslos bleiben d. h. entweder vom erwachenden Ich gar nicht wahrgenommen oder raſch vergeſſen werden. Da jedoch die Wirkſamkeit dieſes Verhältniſſes weſentlich auch an Zeitgrößen gebunden iſt, ſo müſſen allerdings deren Unterſchiede hierbei mit in Anſchlag gebracht werden.

Endlich darf noch ein fünfter Umſtand nicht unerwähnt bleiben, aus dem es herrühren mag, daß viele Träume keine hinreichende Erinnerungsgröße erlangen, und der namentlich am meiſten bei Perſonen wirkſam zu

ſein ſcheint, welche entweder gar nicht oder nur höchſt ſelten zu träumen behaupten.

Es giebt nämlich manche Menſchen, die auf Träume gar keinen Werth legen. Ihre Aufmerkſamkeit iſt überwiegend oder ausnahmslos den Begebenheiten und Geſchäften des Tages, den Berufspflichten, den Studien und anderen Intereſſen gewidmet, und ſie finden gar keinen Anlaß, das, was ſich im Schlaf zuträgt, zu beachten, da es für ſie das Nichtige und Werthloſe iſt. Ihr Verſtand fühlt ſich, wenn ihnen einmal ein Traum zur Erinnerung kommt, von ihm wie von einer häßlichen Verzerrung vernünftigen Daſeins zurückgeſtoßen, ein Gefühl, daß durch die Oppoſition, in der ſie meiſtens gegen jede der Traumwelt beigelegte, von ihnen als Aberglauben oder Thorheit bezeichnete Bedeutung ſtehen, noch verſtärkt wird. Andere dagegen ſind für die Erſcheinungen der Traumwelt ganz beſonders intereſſirt und ihre Aufmerkſamkeit arbeitet gewiſſermaßen ſchon am Tage in der Richtung der kommenden Nacht, voll Erwartung, was ſie Neues bringen werde. Die Gründe einer ſolchen Hochſchätzung der Träume ſind ſehr verſchieden, finden ſich aber in allen Klaſſen der Geſellſchaft vor. Sie iſt da am ſtärkſten, wo der Glaube herrſcht, daß die Erſcheinungen des Traumes einen prophetiſchen Werth für die Geſchichte des wachen Lebens haben, oder wo eine ſolche Vorausſetzung wenigſtens zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung dient, welche in der Auslegung und Deutung der Träume gefunden wird.

Es iſt nicht wohl möglich, daß die Traumerinnerung bei beiden Klaſſen von Menſchen, die eben einander entgegengeſtellt ſind, bei ſo verſchiedenem pſychiſchen Verhalten den Träumen gegenüber gleich ſein ſollte: Individuen der erſten Klaſſe werden von ihren Träumen nur ſelten etwas wiſſen, während die zur zweiten Klaſſen Gehörigen wahrſcheinlich faſt von jeder Nacht Etwas zu erzählen haben. Der Grund liegt nahe. Es iſt ſchon früher daran erinnert, daß die Seelenthätigkeit des bewußten Wachens im Schlaf unbewußt fortdauert; die der Traumwelt gewidmete Spannung und Aufmerkſamkeit iſt in dem einen Falle ſo gut wie gar nicht vorhanden, hat dagegen im andern Falle eine fortdauernde Stärke, die jeden Augenblick zum Aufgreifen der Traumelemente bereit iſt; die Seele iſt das eine Mal dem Traume zugeneigt, das andere Mal von ihm abgekehrt. Die Erfahrung ſcheint die bedeutende Wirkſamkeit dieſes Verhältniſſes zu beſtätigen, und ich meinerſeits bin geneigt, anzunehmen, daß die Vergeßlichkeit der Träume in den meiſten Fällen dadurch bedingt iſt,

ob man den Träumen und der Erinnerung derſelben Werth beilegt oder nicht, und daß eben aus dieſem Grunde manche Menſchen wenig oder gar nichts, andere dagegen ſehr viel von Träumen wiſſen.

Wird das bisher Erwähnte zuſammengefaßt, ſo laſſen ſich die Reſultate in folgenden Sätzen ausdrücken:

Die Vergeßlichkeit der Träume d. h. die Thatſache, daß viele Träume entweder beim Erwachen gar nicht bewußt werden oder nach ihrer Erinnerung leicht wieder aus dem Gedächtniß verſchwinden, hat ihren Grund theils in dem Mangel an gehöriger Stärke der einzelnen Traumelemente, theils in dem Mangel an innerer Haltbarkeit und gegenſeitiger Unterſtützung der Traumelemente unter einander, wodurch ihr raſches Zerfallen bedingt iſt, theils in der Zuſammenhangsloſigkeit vieler Träume mit den gewohnten Formen des wachen Bewußtſeins und in der dadurch bedingten Iſolirung, welche die geläufigen Erinnerungshülfen ausſchließt, theils darin, daß die neu erregte Sinnesthätigkeit, die wieder erwachende Wahrnehmungswelt und die Rückkehr des normalen Bewußtſeins leicht und ſchnell die Traumwelt überdeckt, wie das Tageslicht die Dunkelheit verſcheucht, endlich darin, daß von vielen Menſchen dem Traum kein Werth beigelegt wird und die Aufmerkſamkeit ihrer Seele von den Träumen abgewandt iſt.

Hiernach iſt nicht die Vergeßlichkeit der Träume das Bemerkenswertheſte, ſondern der Umſtand, daß ſie in der Erinnerung behalten werden können. Die Traumerſcheinungen bilden auch in dieſer Hinſicht das Gegenſtück zu den Erſcheinungen des wachen Bewußtſeins, bei denen die Frage, warum ſie vergeſſen werden, wichtiger und ſchwieriger iſt als die Frage, warum ſie behalten werden.

Strümpell.

Ueber die in Dorpat vorkommenden Familiennamen.

Vortrag, gehalten im großen Hörſaal der Univerſität Dorpat.

Wenn ich verſprochen habe, hier Einiges über die in Dorpat vorkommenden Familiennamen mitzutheilen, ſo darf ich mich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß Sie für den Gegenſtand meines Vortrages ſchon einiges Intereſſe mitgebracht haben. Die Namen, um die es ſich hier handelt, ſind ja auch die Ihrigen, ein jeder von Ihnen hat ſein Theil dran und es iſt natürlich, daß der Menſch ſich vor allen Dingen immer für das intereſſirt, was ſein Eigenthum iſt. Eigner aber als den Namen und zwar insbeſondere den Familiennamen hat der Menſch kaum irgend etwas: der Familienname wird ſchon mit dem Menſchen geboren, er bleibt ihm — wenn wir von dem Namenwechſel abſehen, den die Frauen bei ihrer Verheiratung pflegen eintreten zu laſſen, wobei es ſich doch in der Regel auch gleich wieder um einen Namen handelt, für den die Frau ein beſonderes Intereſſe, den ſie beſonders lieb hat, — durchs ganze Leben, er pflegt nicht ſo leicht wie ein Mantel abgeworfen oder wie ein Kleid abgelegt zu werden, ja ſeine Zugehörigkeit, können wir ſagen, reicht noch über das Grab hinaus. Wie jeder Einzelne grade für ſeinen Namen ein beſonderes Intereſſe, ja man darf wohl ſagen ein gewiſſes Wohlgefallen daran zu haben pflegt, ihn hegt und hütet, das zeigt ſich ſchon in dem ganz Aeußern, daß niemand es liebt, wenn die nun einmal feſtgewordene Form des Namens, die Schreibweiſe, mag ſie auch ganz und gar gegen die gewöhnliche ſogenannte Rechtſchreibung verſtoßen, nicht gewahrt ſondern irgend wie beſchädigt wird. Wer ſich etwa mit einem ck, einem tz, einem ff, ll, einem veralteten y und dergleichen ſchreibt, mag kein einfaches k, z,

kein i und dergleichen in seinem Namen leiden, ja es gilt eine derartige Vernachlässigung als Verstoß gegen die gute Sitte.

Zu meinem Bedauern höre ich, daß Einige meinem Vortrage auch nicht ohne eine gewisse Besorgniß entgegensehen, es möchte die Erklärung bisher arglos und ohne Verständniß gebrauchter Namen etwa manches Compromittirende ans Licht ziehen. Compromittiren aber kann nicht wohl ein Familiennamen seinen gegenwärtigen Träger, namentlich nicht ein deutscher, denn die sind meist schon recht alt und es wird keiner drunter sein, der seiner Bedeutung nach noch eine directe Beziehung zu dem hat, der ihn führt. Und dann, wenn z. B. auch jemand Fuchs oder Wolf oder Bär oder auch Hund heißt, was soll das compromittiren? Grade unter den genannten sind mehrere, die um deretwillen, die ihn tragen, als ganz besonders kostbare und schöne Namen gelten dürfen.

Es giebt allerdings, wenn auch nicht gerade in Dorpat, im großen Reiche der Namen auch manche sehr häßliche, ja fast unanständige, die hier und da auch unangenehme Conflicte hervorgerufen haben. So wurde mir noch neuerdings eine derartige Geschichte erzählt. Dem Vater einer Braut kömmt zu Ohren, der Verlobte seiner Tochter habe sich mit falschem Namen eingeführt, gebrauche nicht seinen richtigen Namen. Den Vater befremdet die Nachricht, bei nächster Gelegenheit frägt er den Schwiegersohn, wie sich's mit dem Gerede verhalte. Der leugnet nicht und als er bei weiterem Drängen seinen wahren Namen vorbringt, fährt der Alte entsetzt zurück: „einem Menschen mit solchem Namen gebe ich meine Tochter nicht" und die Verlobung wurde aufgelöst. Den sehr häßlichen Namen, der eine solche Wirkung hervorbringen konnte, werden Sie ganz gewiß nicht wissen wollen: ich bin auch nicht im Stande ihn zu nennen, die Geschichte war zart genug ihn zu verschweigen.

Auf der anderen Seite hat man aber auch aus der Menge der Familiennamen manches Schöne und Gute und Anmuthige ans Licht geholt. Man hat sie mehrfach auch zu allerlei humoristischen Zusammenstellungen zu verwenden gewußt. In der hannöverschen Ständeversammlung war eine Commission aus drei Mitgliedern zu wählen, da stellte man von liberaler Seite die Namen Gott Schütze Bennigsen zusammen: Gott darunter war aus meinem Geburtsort, er ist mir sonst als Familienname noch nicht wieder begegnet; von ministerieller Seite antwortete man mit den drei Namen Heil Borries Wermuth, in welchem Scherz die beiden letzteren Namen aber nur als Namen gelten. Bei einer anderen Gelegenheit,

ich weiß nicht wo, handelte es ſich um eine Commiſſion für Seeangelegenheiten, da ſtellte man in den Namen lauter Fiſche zuſammen: Hecht, Hering, Zander u. dgl. Noch andere ſcherzhafte Zuſammenſtellungen hat der Zufall geboten. Vor einer Reihe von Jahren traute ein Onkel von mir ein Paar, darin hieß die Braut Butterbrot und der Bräutigam Käſe. Anderes derartige werden Sie aus eigener Erfahrung zufügen können.

Alle dergleichen mehr Scherzhaftes aber ſollte nicht den Inhalt meines Vortrags bilden, mich führt etwas Anderes zu den Familiennamen. Alle Eigennamen ſind Wörter, ſind als ſolche Theile der Sprache, ihre geordnetere, gründlichere, gelehrte Behandlung gehört in das Gebiet der Sprachwiſſenſchaft, in das Gebiet meiner engeren Wiſſenſchaft. Grade die Sprachwiſſenſchaft aber hat in neuerer Zeit, in den letzten Jahrzehnten, einen ganz beſonderen Aufſchwung genommen. Sie hat nicht bloß an Ausdehnung ungeheuer gewonnen — mit wie vielen Sprachen beſchäftigt man ſich heute, von denen man früher gar nichts gewußt hat — ſondern namentlich auch an methodiſcher ſtrengwiſſenſchaftlicher Behandlung, d. h. man iſt dahin gekommen, daß man in tauſend einzelnen Fällen nicht mehr ſagen darf „dies iſt meine Meinung", „das iſt eine andre Meinung", ſondern ſagen muß „dies iſt recht" und „das iſt falſch", oder auch „dies weiß man" und „daß weiß man nicht".

Der extenſive ſowohl als der intenſive Fortſchritt der Sprachwiſſenſchaft mußte dazu drängen, auch der Durchforſchung der unendlichen Fülle der Eigennamen, wie ſie über die Erde ausgeſtreut ſind, näher zu treten, man mußte ſie als einen allem übrigen Sprachlichen ganz gleichberechtigten Theil erkennen, man mußte den Geſetzen und Regeln nachgehen, nach denen der menſchliche Geiſt nicht bloß in allen übrigen Sprachformen, ſondern auch in den Eigennamen zum Ausdruck gekommen iſt.

Innerhalb des ſprachlichen Gebietes nun aber bietet gerade die Namenforſchung ganz beſondere Schwierigkeiten und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde. Bei allen anderen Wörtern und ihrer Prüfung wird der Sprachforſcher immer durch zweierlei geleitet, der Weg, den er zu gehen hat, iſt auf zwei Seiten ſicher begrenzt: einmal hat er das Aeußere, die Form des Wortes, die man ſprechen und hören, aufſchreiben und leſen kann, auf der anderen Seite aber das Innere, die Bedeutung des Wortes, die man nur geiſtig aufnimmt, die man verſteht. Es iſt keine Worterklärung denkbar, die nicht beides, Form und Bedeutung, auf's Sorgfältigſte erwägt. Bei

den Eigennamen aber fehlt uns von vorn herein eigentlich immer die Bedeutung, wir gebrauchen Namen in der Regel ohne an ihre Bedeutung zu denken. Wer seinem Sohn den Namen Karl, Wilhelm, Ludolf, Rudolf, Heinrich, Konrad und so fort giebt, hat in den meisten Fällen keine Ahnung davon, was diese Namen eigentlich bedeuten. Namen sind eben fortwährend in sehr großen Massen nothwendig, es werden fort und fort neue Menschen geboren und wollen neu benannt sein, dem ist, kann man sagen, die sprachschaffende Kraft nicht gewachsen, da begnügt man sich mit den Namen, die man hat, die einmal geschaffen sind und überträgt sie fort und fort auf neue Individuen.

Noch viel mehr aber als bei den Vornamen findet dieses Nichtdenken der Bedeutung bei den Familiennamen statt, weil diese, wo sie einmal bestehen, gar nicht weiter gewählt werden, sondern nur vererbt. Wo ein Vater Weber heißt, da heißt sein Sohn wieder Weber, dessen Sohn später wieder so und so fort. Es sind uns deßhalb von vornherein so gut wie alle Familiennamen unverständlich, man denkt sie nicht wie man andre Wörter denkt, sie sind, wie wir sie gebrauchen, eigentlich nur bedeutungslose Formwörter.

Dem scheint aber doch zu widersprechen, daß sehr viele Familiennamen wie Müller, Schneider, Schuster, Schmidt, Weber, Gerber, Töpfer ganz verständlich aussehen. Sie scheinen uns verständlich, weil sie lebendigen sonst verständlichen Wörtern ganz gleich sehen, aber streng genommen verstehen wir sie doch nicht sogleich sicher als Namen. Heißt jemand z. B. Schuster, so können wir ohne Weiteres nur sagen, sein Vater wird auch so geheißen haben, dessen Vater, Großvater und weiter zurück ebenso, und höchstwahrscheinlich ist der, der den Namen zuerst erhielt auch ein Schuster gewesen. Höchstwahrscheinlich, sage ich, denn vielleicht erhielt er den Namen nur weil er einem Schuster ähnlich war, wie viele Namen ursprünglich nur Spitznamen sind, oder aus irgend welchem anderen nicht mehr bestimmbaren Grunde.

Sicher verstehen können wir Namen nur, wo der jedesmalige Grund der Benennung bestimmt überliefert ist und das ist nur in den allerwenigsten Fällen geschehen. Im Allgemeinen können wir bei der Namenforschung nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit rechnen. Aber das ist eigentlich in aller Wissenschaft der Fall: von der Mathematik und ihrem Zubehör abgesehen kommen wir eigentlich nie über hohe und höhere Wahr-

ſcheinlichkeit hinaus, der gewöhnliche Menſch pflegt aber einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit, der Gewißheit in der Regel gleich zu rechnen.

Außer dem Angeführten, daß wir alſo den beſtimmten Grund der Benennung nur in den ſeltenſten Fällen wirklich wiſſen und daher in der Regel die Bedeutung der Namen erſt ſuchen müſſen, macht bei ihrer Erklärung eine beſonders große Schwierigkeit aber auch noch, daß ſo ſehr viele in Bezug auf die Form ganz und gar verwildert, arg entſtellt, oft bis zu wirklich völliger Unkenntlichkeit verſtümmelt ſind. Bei anderen Wörtern wird die Form gewöhnlich durch die der näher zugehörigen Bildungen geſchützt, wir ſchreiben z. B. Schmied, weil die Schmiede, das Verbum ſchmieden daneben liegen, dagegen den Namen in der Regel Schmidt, da man bei dem an jenen Zuſammenhang nicht denkt; wir ſchreiben Graf neben dem Plural Grafen, dem Adjectiv gräflich, aber der gleichwerthige Name begegnet als Graff, und ſo ließen ſich hunderte von Beiſpielen zufügen. Wie viele Namen gebraucht eigentlich nur der gemeine Mann und dem liegt wenig dran, ob er der Schriftſprache gerecht, oder gar dem Gelehrten bequem wird. Aus Braunſchweig iſt der Name Mewes hierher verſchlagen, Sie werden nicht ahnen, was der für einen Urſprung hat; er iſt aus Bartholomäus entſtanden, man fügte, weil der Vocalzuſammenſtoß unbequem war w ein, wie z. B. auch im niederdeutſchen Namen Drewes, der auf Andreas zurückführt, und warf den ganzen erſten Theil weg, der in Barthel, Bertel und andern Formen ſelbſt auch wieder ein Name geworden iſt. Weiter wird die Schwierigkeit der Erklärung auch noch dadurch erhöht, daß manche Namen wirklich völlig willkürlich entſtellt ſind. Daß ein Name Schaaffé eigentlich Schaaf iſt, Roſé eigentlich Roos, Sabré eigentlich Sabre, Roſſini eigentlich Roſeni als eſtniſche Genetivform zum deutſchen Namen Roſen, Klüchtzner eigentlich böhmiſches Klutſchnik, kann man nur wiſſen, wo es einem geradezu geſagt iſt.

Unter dieſen Umſtänden werden Sie ſich nicht wundern, daß ſehr viele Namen uns noch immer dunkel ſind und auch aus Dorpat könnte ich hunderte zuſammenſtellen, für die wenigſtens ich noch gar kein Verſtändniß habe.

Aber wie unerklärlich auf den erſten Blick auch eine große Anzahl von Familiennamen ausſieht, man iſt doch, ſeitdem man ihnen mehr Intereſſe ſchenkt, in neuerer Zeit auch ſchon manchen Schritt in ihrem Verſtändniß weitergekommen. Sehr vieles verdankt man z. B. einem der

hervorragendſten Sprachforſcher der Gegenwart, dem Profeſſor Pott in Halle, der ein großes Perſonennamenbuch, in dem gegen dreißigtauſend Namen beſprochen werden, veröffentlicht hat. Aber gewiſſermaßen das Ganze zu umfaſſen, die ganze Fülle der Familiennamen, wenn auch zunächſt nur der deutſchen, zu bewältigen iſt keinem Einzelnen möglich. Man hat deßhalb, faſt mit mehr wiſſenſchaftlichem Gewinn, ſich häufiger erſt mal auf gewiſſe kleinere Gebiete beſchränkt und dieſe zunächſt für ſich möglichſt vollſtändig ausgebeutet. So hat man eine ganze Reihe vortrefflicher ſogenannter Namenbüchlein von Hoffmann von Fallersleben, das älteſte von Breslau (1843), noch reichere von Hannover (1852), Kaſſel (1863), Braunſchweig (1867).

Mir bot die vorigjährige hieſige Volkszählung und die Freundlichkeit des Herrn Profeſſor Wagner, der mir ihr amtliches Material auf einige Zeit zu vollſtändig freier Benutzung überließ, die ſehr erwünſchte Gelegenheit, mal die Familiennamen der Stadt Dorpat in ganzer Vollſtändigkeit zuſammenzutragen, in einer Vollſtändigkeit, wie ſie in den bisher veröffentlichten Stadtnamenbüchern (man hat außer den genannten z. B. auch welche von Berlin und Karlsruhe) meines Wiſſens noch Keiner hat gelehrt verwerthen können. Zu leugnen iſt allerdings nicht, daß ein geſchriebenes Material der bezeichneten Art (es ſind viele Eintragungen wirklich recht nachläſſig gemacht) in mancher Beziehung auch ſein Bedenkliches hat.

Daß nun aber bei der Betrachtung der Namen eines einzelnen Gebietes, einer einzelnen Stadt, ſichs nicht bloß um ein ſprachliches Intereſſe handelt, brauche ich kaum noch beſonders hervorzuheben. Wie eine jede Familie in ihrem Namen, der durch Generationen hindurchreicht, ein weſentliches Stück ihrer Familiengeſchichte beſitzt, ſo liegt in den Familiennamen einer Stadt ein weſentlicher Theil ihrer Geſchichte, ja der Haupttheil ihrer Entwicklungsgeſchichte aufgedeckt. Es wird deutlicher werden, wenn ich gleich auf meinen Gegenſtand näher eingehe.

Von der Volkszählung her werden Sie ſich erinnern, daß Dorpat nahezu 21,000 Einwohner hat, Familiennamen habe ich, von ganz untergeordneten Formverſchiedenheiten abgeſehen, ungefähr 5680 gezählt. Daß ergiebt, daß durchſchnittlich in Dorpat nur drei bis vier Menſchen denſelben Namen haben. So wenig Familienausdehnung giebts hier im Großen und Ganzen, ſo neu in einzelnen Elementen zuſammengetragen iſt die Bevölkerung. Sicher vergleichbare Zahlenangaben in dieſer Beziehung kenne ich freilich nicht anderswo, aber ich kenne z. B. hannöverſche Dörfer, in

denen die Namenarmuth ſehr auffällt: es deutet auf alther feſtanſäſſige Bewohnerſchaft.

Es iſt Ihnen bekannt, wie bunt in Dorpat die Nationalitäten ſich durch einander ſchlingen. Auch bei der Volkszählung hat man darnach einzutheilen ſich bemüht, man hat nach der gewöhnlichen Sprache der einzelnen Gezählten größere Gruppen gebildet: wollte man die wirkliche Herkunft aller Einzelnen feſtſtellen, ſo würden die Familiennamen, und zwar vielfach im Widerſpruch mit den Volkszählungsangaben, den ſicherſten Maßſtab bieten. Freilich iſt dabei auch wieder zu beachten, daß neben dem, was ſie über die Herkunft lehren, die Namen auch noch vielfach zeigen, wie einzelne Nationalitäten den mitwohnenden überlegen ſind. Namentlich deutlich tritt das hier bei den Eſten und Letten entgegen, deren Familiennamen als ſolche der Hauptmaſſe nach erſt wenige Jahrzehnte alt ſind: ſie haben vielfach, namentlich dem deutſchen Gebiet, entlehnt.

Bei der Volkszählung ſind 8931 als Deutſche angegeben, 9618 als Eſten, alſo die Eſten bilden die ſtärkſte Gruppe: unter den Namen ſind ungefähr 500 mehr deutſch als eſtniſch; eſtniſch im Ganzen etwas über 2000. Ruſſiſche Namen habe ich 630 gezählt, das giebt im Verhältniß zu 1847 gezählten Ruſſen durchſchnittlich nicht ganz drei Perſonen auf einen Namen und zeigt, daß die Ruſſen hier noch weniger in Familien ausgebreitet ſind, als der Durchſchnitt für die Geſammtbevölkerung ergab.

Alle meine Zählungen leiden leider an einiger Unſicherheit, weil mir nicht möglich war, alle Namen genau zu beſtimmen, viele weil ſie unſorgfältig oder ganz unleſerlich geſchrieben waren, aber der Hauptſache nach glaube ich doch das Richtige mitzutheilen und ſo fahre ich in der Angabe über die Vertheilung der Nationalitäten noch fort. Bei der Volkszählung ſind außer den bereits genannten nur noch die Letten beſonders geſtellt, alle übrigen als Reſt zuſammengeworfen. Als Letten ſind bei der Volkszählung angegeben 156, lettiſche Namen zähle ich gegen hundert. Außerdem aber giebt es noch etwa 150 polniſche Namen, etwa anderthalb dutzend kleinruſſiſche, wie Zaréńko, Paptſchénko, Kowénko, Neſteréńko, Ssénjka und andere, ein paar böhmiſche wie Hladik, Mickwitz, Kaukl und Harnack. Weiter begegnen etwa dreißig franzöſiſche Namen, wie Foreſtier, Poulain, Marquet, Saget, Perelle, de la Croix, Jaquet, de l'Arbre, Villebois, Guex, Pochet, Chapuis, Michaud, Curier, vier italieniſche: Capellini, Pollini, Motroni, Ferrieri und ein portugiſiſcher: Pereira. Eben ſo viele als franzöſiſche,

etwa dreißig, giebt es auch ſchwediſche Namen hier, ſo Tallgrén, Lindgrén, Cedergrén, Sundgreen, Boſtröm, Gellſtröm, Igelſtröm, Stiernhielm, Knochenſtern, Himmelſtierna, Aspholm, Zachriſſon, Granbom, Carlblom, Oeberg, einzelne däniſche, wie Schöhl und Jenſen, und holländiſche wie Grootten, van der Bellen, van der Vliet und Hueck; engliſche auch einige wie Green und Pierſon. Vereinzelt begegnen dann auch noch iriſche: O'Rourke, welſche: Morgan, ſchottiſche: Douglas, Loewis und auch wohl Bulmerincq, finniſche: Sonny, zwei armeniſche: Pirdubagjanz und Sandaljanz, und ein tatariſcher, der in der Zählungsliſte als Bouturatin Abſanow, wo die zweite Form offenbar ruſſificirt gegeben wurde, eingetragen iſt: ſein Träger iſt der einzige Muhammedaner, der aufgeführt ſteht. Außerdem iſt noch eine Anzahl von Judennamen zu erwähnen, die ihren Urſprung wohl noch im Hebräiſchen haben, wie Kahn, Urim, Osrin, Scheer, Schlaum und andere. Rechnen wir dazu noch die griechiſchen Vornamensformen, die als Familiennamen hier auftreten, Andreas, Paulus, Erasmus, Peter, und die lateiniſchen wie Cornelius, Clemens, Carus, Magnus, Antonius, Severin, Urban, ſo ſind in den hieſigen Familiennamen über zwanzig Sprachen vertreten, in der That eine ſehr bunte Geſellſchaft, wie ſie in Deutſchland kaum die größeſten Städte wie Berlin, Wien und andere werden aufzuweiſen haben.

Aber nicht bloß die verſchiedenen Nationalitäten und Sprachen laſſen ſich in den Namen ſondern, ſondern in den einzelnen auch verſchiedene Dialekte, wodurch ſich die Herkunft der einzelnen Namen noch genauer beſtimmt. Um das zu erweiſen, will ich mich beſchränken, darauf aufmerkſam zu machen, wie viele der hieſigen Namen niederdeutſch ſind, alſo nach dem nördlichen Deutſchland hinweiſen; neben manchen von ihnen findet ſich hier auch die hochdeutſche Form. So iſt Möller die niederdeutſche Form für Müller, Kröger hochdeutſch Krüger, Schoeler: Schüler, Pape: Pfaffe, Witt: Weiß, Witte: Weiſſe, Rode: Rothe, Kruſe: Krauſe, Meſter: Meiſter, Voß: Fuchs, Wulff: Wolff, Bohm: Baum, Kettler: Keßler, Beckmann: Bachmann. Andere kommen hier nur in niederdeutſcher Form vor, wie Schlüter „Schließer", Ploeger „Pflüger", Schröder, hochdeutſch Schröter, „Schneider", Kramer „Krämer", Roeber „Räuber"; Roſenpländer müßte hochdeutſch Roſenpflänzer heißen, Frohriep „Frühreif", Truhart „Treuherz, treuherzig"; ferner Krüdener, das von Kraut abgeleitet iſt und

einen „Kräuterſucher, Apotheker", bedeutet. Auch unter den eſtniſchen Namen ſind mir viele als dialektiſche Formen bezeichnet, ſo iſt Kingiſepp „Schuſter" dörptſch „Käugſepp" und beide Namensformen kommen hier vor; Karro „Bär" heißt anderwärts Kahr; ich verfolge das hier nicht weiter.

Mancherlei weitere, ethnographiſche, culturhiſtoriſche und ſonſtige Betrachtungen würden ſich leicht noch an die Familiennamen anknüpfen laſſen; bei denen allen aber handelt es ſich doch zunächſt um ihr Verſtändniß im Einzelnen. Darüber aber nun noch Einiges auszuführen, ſollte gerade die Hauptaufgabe meines Vortrages ſein. Was wiſſen wir ſchon von der Bedeutung der Familiennamen und wie läßt ſich das nach Hauptgeſichtspunkten wiſſenſchaftlich ordnen? Die Beiſpiele werde ich ganz aus der hieſigen Welt nehmen, daß ich aber über alle 5680 hieſigen Familiennamen etwas ſage, das, darf ich wohl vorausſetzen, werden Sie nicht von mir erwarten. Vornehmlich werde ich von den deutſchen ſprechen und die übrigen nur mehr vergleichsweiſe herzuziehen.

Zunächſt bietet ſich die Frage, giebt es etwa ein ſicheres Kennzeichen, an dem man jeden Familiennamen als ſolchen ſogleich erkennen kann? darauf läßt ſich im Allgemeinen nur mit nein antworten. Aber es iſt hervorzuheben, daß die meiſten gebildeten Sprachen ſie in der Schrift auszeichnen durch große Anfangsbuchſtaben. Die gebraucht der Deutſche aber noch in viel weiterem Umfang. Viele ſind, wie ich vorhin ſchon andeutete, durch ihre Schreibwriſe von anderen Wörtern unterſchieden, wie Wolff, Kupffer, Graff, Dumpff, Meydell, Strümpell, Falck, Volck, Paucker, Mercklin, Engelhardt, Grünwaldt, Kurtz, Reyher, Meyer und andere. Alles das iſt alterthümlich und hat ſeinen Grund in einem gewißen Familiengefühl, das gern feſthält, was ſchon die Eltern, die Voreltern gehabt haben.

Weiter iſt anzuführen, daß auch gewiſſe Bildungen in Namen beſonders beliebt geworden ſind, ſo namentlich Verkleinerungsbildungen. Dahin gehören die vielen Formit mit l: Henſel, Heintzel, Göbel, Keuchel, Meuſel, Fränkel, Zoepfell, Strümpell, Ertel, Oerdel, Oettel, Krenkel, Kuntzel, Mythel, ferner Haberl, Beierle, Aeckerle; Handelin, Fridolin, Mercklin, Raedlein, Helmling, Keyſerling. Beſonders viele, die noch dazu gehören, gehen aus auf ing: Frederking, Minding, Nicking, Holſting, Stelling, Steding, Grewingk, Bruiningk, Freunding, Tiling und andere. Noch andere ſind Kügelgen, Duttchen, Gerchen, Ferchen; auch

Böncken, Lütkens, dann welche wie Reineke, Ehmeke, Winnecke, Jewecke, Rathke, Standke. Besonders häufig finden sich die Verkleinerungsformen bei den Letten: Putning „kleiner Vogel", Rubbing „kleines Birkhuhn", Strasding „kleine Drossel", Behrsing „kleine Birke", Abboling „kleiner Apfel" und andere. Aber auch sonst kommen sie vor; Wánka, die Verkleinerung zum russischen Iwán begegnet als Essenname; unter den französischen sind die auf et Verkleinerungsformen: Saget, Marquet, Jaquet, Perret, Pochet.

Mehr gleichmäßige Formen haben, wie Ihnen bekannt genug ist, die Namen der Russen und Polen: bei beiden sind einfache Formen verhältnißmäßig selten. Die russischen Namen gehen meist auf ow oder ew oder auch auf in aus, wie Iwánow, Páwlow, Petrów, Panów, Ssokolów, Andréjew, Matwéjew, Alexéjew; Nikitin oder Mikitin, Lukin, Fókin, Onúschkin, Kusmin. Die polnischen Namen haben meist den Ausgang ski oder auch witsch: Majéwski, Wetkówski, Kremnitzki, Radécki, Kurnatowski; Matzkiéwitsch, Bortkéwitsch, Taraszkéwicz, Woronówicz.

Manchen deutschen Namen, darf noch hervorgehoben werden, hat man mit einer lateinischen Endung gewissermaßen ein gelehrteres Ansehen zu geben gesucht, so Lenzius, Lezius, Wulffius, Schulinus, Mylius, Baranius, Lossius, Hunnius, Totius, Musselius, Clavenius. Vor mehreren Jahrhunderten fand man in Deutschland Vergnügen daran, Namen geradezu ganz ins Lateinische zu übersetzen. Goethes mütterlicher Großvater hieß bekanntlich Textor, dessen Urgroßvater aber hatte noch den deutschen Namen Weber.

Noch ließe sich fragen, ob nicht etwa die Namen des Adels aus der Masse der Uebrigen deutlich gekennzeichnet sich herausheben, aber auch da kann man nur antworten „durchaus nicht", abgesehen natürlich von dem zugefügten Wörtchen von. Aber auch das wird nicht mal ganz consequent gebraucht, es giebt zum Beispiel im Hannöverschen einige besonders alte adliche Familien, die es regelmäßig fortzulassen pflegen, wie die Schulte und Grote, und dann ist zu bemerken, daß in älterer Zeit, im 13., 14., 15. Jahrhundert, als in Deutschland die Familiennamen in weiterem Umfang sich ausbildeten, jenes von den Adel gar nicht unterschied; Hans von Lindau konnte ebensowohl ein Bürgerlicher als einer vom Adel heißen. Erst später wurde üblich, daß die Bürgerlichen das von fortließen. Wenn hier in Dorpat sämmtliche Namensformen auf hausen

adliche ſind, wie Tiefenhauſen, Lüdinghauſen, Bellinghauſen, und die auf kampff wie Menſenkampff, Rennenkampff, Rehekampff und die übrigen faſt ſämmtlich, ſo iſt das Zufall; beiderlei Namenbildungen ſind in Deutſchland auch ganz gewöhnlich bürgerlich. Dem deutſchen von entſpricht bekanntlich das franzöſiſche de, wie wir es hier haben in de la Croix und de l'Arbre, man muß ſich aber wohl hüten das de vor allen Namen für daſſelbe zu halten. Es giebt im Hannöverſchen eine Familie de Pottere, die Manche auch zum Adel gezählt haben, aber der Name iſt holländiſch und bedeutet „der Töpfer"; ganz ähnlich iſt der Name der bekannten Schauſpielerfamilie Devrient trotz des franzöſiſchen Klanges, den man ihm gegeben, ſeinem Urſprung nach holländiſch und bedeutet „der Freund".

Ich habe geſagt, daß die Familiennamen in Deutſchland erſt vor mehreren Jahrhunderten üblich geworden ſind, ihre Entwicklungsgeſchichte bei den verſchiedenen europäiſchen Völkern iſt eine ſehr verſchiedene, manche haben gar keine, bei den Eſten und Letten ſind ſie, wie Sie wiſſen, erſt ſeit wenigen Jahrzehnten durchgängig eingeführt, wenn auch einzelne unter ihnen älter ſein ſollen. Im Allgemeinen, darf man ſagen, weiſt der Gebrauch von Familiennamen auf einen höheren Grad von Cultur; es deutet entſchieden auf einen geiſtigen Fortſchritt hin, wenn man nicht mehr bloß den Einzelnen benennt, ſondern über das einzelne Individuum hinausblickend ganze Geſchlechter mit derſelben Benennung zuſammenzufaſſen beginnt. Einfach benannt aber ſind alle Menſchen, ſo weit wir von ihnen über die Erde hin wiſſen, ſo weit wir von ihnen in der Geſchichte zurückgehend hören. Das Bedürfniß, den Einzelnen benennend zu unterſcheiden, beſteht immer, wir haben dazu unſre Vornamen, ja bisweilen hat einer ihrer ein halbes Dutzend oder verſchwenderiſch wohl noch mehr. Was wir heute Vornamen nennen, die reichten urſprünglich als einfache Namen aus. Sie ſind die ältere Maſſe in dem großen Schatz der Perſonennamen, die wirklich deutſchen Vornamen ſind faſt alle ſehr alt. Bis zum Ende des elften Jahrhunderts herunter ſind die nachweisbaren ſchon ziemlich vollſtändig geſammelt, ſie zählen nach Tauſenden. In den folgenden Jahrhunderten, weil auch die literariſchen Hülfsmittel viel reicher fließen nimmt ihre Anzahl noch bedeutend zu. Viele ſind aber auch in Deutſchland aus anderen Gebieten eingedrungen und wer zum Beiſpiel Johann, Julius, Georg, Emil, Philipp, Chriſtian, Paul, Theodor, Peter heißt, hat gar keinen deutſchen Namen.

Als die Familiennamen aufkamen, war ein ſehr einfaches Mittel ſie zu bilden das, daß man den Vornamen oder genauer kann man nur ſagen den alten einfachen Namen gleichſam zum Range eines Familiennamens erhob. Wenn Jemand zum Beiſpiel einfach Dietrich hieß, konnte ſein Sohn ſich etwa Karl Dietrich, deſſen Sohn etwa Wilhelm Dietrich und ſo weiter nennen; mit dem gleichmäßigen Hinweis auf den Stammvater war der Familienname gebildet. Sehr viele Familiennamen ſind ſo aus Vornamen, aus alten einfachen Namen hervorgegangen. Mehr als ein halbes Tauſend finden ſich ſolcher auch in Dorpat. Mit Vorliebe hat man ſeit älterer Zeit ſchon Namen der Bibel entnommen, ſo finden ſich ſolche als Familiennamen hier Adam, Joſeph, ruſſiſch Oſſip und Oſſipow, Simſon und Samſon, ruſſiſch Ssamſſónow, David. Andere ſind weniger deutſch als Namen von Eſten, ſo Joſua, Aron, Jonas, Iſrael, Abram, ruſſiſch Abrámow, Tobias, Moſes, Iſak, ruſſiſch Iſſákow, ferner Jakob, woraus auch das eſtniſche Jaak, das dann auch in der Genetivform Jago als Name auftritt, ſich bildete, während als ruſſiſche Formen ſich anſchließen Jákubow und Jákowlew; Zacharias oder eigentlich eſtniſch Sahkar, ruſſiſch Sachárow und Sachárjew, Michail, woraus der Eſte ſich die Form Mik nebſt dem genetiviſchen Mikko, und auch Mikkit bildete, ruſſiſch Micháilow, Samuel, ruſſiſch Ssamuilow, Tanni und Tanno, letzteres eſtniſche Verkleinerungsform aus Daniel, ruſſiſch Danilow, eſtniſch Juhkam, aus Joachim; ruſſiſch ſind noch Naúmow und Gawrilow, aus Gabriel, und andere, die alſo in die altteſtamentliche, die iſraelitiſche Welt zurückreichen.

Noch beliebter ſind neuteſtamentliche Namensformen, die aber zum Theil nur in verſtümmelten Formen auftreten, wie das ſchon erwähnte Mewes und die eſtniſchen Pärtel und genetiviſch Pärtli, die auf Bartholomäus zurückführen, Matz und eſtniſch Maddis, die aus Matthias hervorgingen, Tom neben Thomas, Andreas nebſt dem daraus verkürzten Anders, eſtniſch Ander, ruſſiſch Andréjew, Paul nebſt Paulus, eſtniſch Pawel nebſt Genetivform Paawli, ruſſiſch Páwlow und Pawlówsky, Mercklin, die Verkleinerungsform zu Markus, das die Eſten zu Margus umbildeten oder auch zu Mark verkürzten, ruſſiſch Márkow, Lucas, und daneben die eſtniſche dialektiſche Genetivform Luka, ruſſiſch Lukin, Philipp, eſtniſch Willipus, Willeps, Willep, Simon, eſtniſch Sim oder auch Siim, Stephan, eſtniſch

Teppan und in Verkleinerungsform Teppo, ruſſiſch Stepánow. Aus Johannes entſprangen Henſel, die eſtniſchen Jaan, Janus, Juhhan, Janns, die Verkleinerungsform Jucko, ferner Janits, auch Ants, und Han, das ruſſiſche Iwánow, der häufigſte unter den hier vorkommenden ruſſiſchen Namen. Sonſt ſind noch ruſſiſch Matwéjew, aus Matthäus, Fadéjew, aus Thaddäus, Timoféjew, aus Timotheus.

Außer mehreren der angeführten bibliſchen ſind auch noch mehrere andere aus Vornamen gebildete Familiennamen griechiſchen Urſprungs, ſo Nikolaus, der allerdings auch ſchon in der Apoſtelgeſchichte (6, 5) genannt wird, und aus dem hervorgingen die eſtniſchen Nicolas, Niglas, Niggul, Niggol und andererſeits auch Klaos, Klaus und Laus, das ruſſiſche Nikolájew; ferner Georg, eſtniſch Jürri, Jurri, Jurre und Jürgen, ruſſiſch Júrgew und Júrjew und auch Jegórow, Chriſtof in den eſtniſchen Formen Kriſtup und Tohwer, genetiviſch Tohwri; Erasmus, der hier nur in der Abkürzung Asmus auftritt. Auch Sander iſt hier noch zu nennen, der aus Alexander, ruſſiſch Alexándrow, abgekürzt wurde, Zilchert, der aus Cyriacus hervorging, und das eſtniſche Tents, das ſeinen Urſprung in Dionyſius hat.

Beſonders viele aus dem Griechiſchen entſprungene Namen finden ſich unter den ruſſiſchen; ſie weiſen wohl größtentheils, vielleicht ſämmtlich, auf Heilige zurück, über die etwas genauer mich zu unterrichten ich noch nicht die Zeit gefunden habe. Ich nenne hier nur Nikiforow, Alexéjew, Mikitin oder Nikitin, Fedulájew, das aus Theodulos hervorging, Feódorow, Theodor, zu deſſen Verkleinerungsform Fédja der Name Fédin gehört, Grigórjew mit der auch einer Verkleinerungsform, Griſchka, entnommenen gehörigen Form Griſchkin; ferner Afanáſſjew, Athanaſius, Makárow, Onúſſimow, Prokópjew, Panteléjew, Geráſſimow, Nikanórow, Antipow. Auffallend wenig echt ſlaviſche Namen treten unter den ruſſiſchen entgegen, wie Bogdánow, von Bogdán „gottgegeben", Boriſſow, Firſſów, Taráſſow, Kárpow und vereinzelte andere.

Lateiniſchen Urſprungs ſind Namen wie Valentin, Severin, Urban, Cornelius, Magnus, Carus, Antonius, woraus die Eſten ſich die Namen Andt, Aint, Haindt und auch Tönnis und Töns bildeten, ruſſiſch Antónow; Lorenz, eſtniſch Laur, Laurits und Larits, ruſſiſch Lawréntjew; ferner Clemens, Clemenz, eſtniſch Klement, ruſſiſch Kleméntjew, Martin, daß die Eſten zu Marten,

Märten, auch zu Mart und Märt verkürzten, ruſſiſch Martinow; Chriſtian, woraus Kerſten ſich bildete und bei den Eſten auch Kriſtan; Juſt, aus Juſtus, Bendix, aus Benedictus. Von ruſſiſchen Namen gehören hierher noch Makſimow, Konſtantinow, Románow, Ssilwéſtrow und andere.

Außerordentlich viele deutſche Vornamen, mehrfach ſolche die als Vornamen jetzt nicht mehr gebräuchlich ſind, ſind zu Familiennamen geworden; hie und da auch in andre Sprachgebiete übergegangen. Ich gebe nur eine Auswahl: Walther, Werner, Dieterich, in Verkleinerungsform Thilo und auch Tietz, eſtniſch Tidrik und Tirik oder Tirek, Engelhardt, Erich, Otto, eſtniſch Ott, Heinrich, aus dem auch Heinze, Heintzel, Hinze, Heine gemacht wurden und die eſtniſchen Indrik, Hinno und Enno, Ernſt, eſtniſch Ernits, Albert und Albrecht, Karl, eſtniſch Karell, Ewald, Gebhardt und in Verkleinerungsform Göbel, wie ganz ähnlich Sieckell wahrſcheinlich aus Sieghard hervorging, Franz, eſtniſch Prants, Friedrich, aus dem auch Fritſche und das eſtniſche Prits ſich bildeten, Hildebrand, Sigismund, Günther, Kurth und Kordt, die aus Konrad verkürzt wurden, eſtniſch Kondrad, ruſſiſch Kondrátjew, Eberhard, verkürzt Ebert, Bernhard, aus dem Bendt und auch Brandt entſtellt wurden und von den Eſten Päreu, Päro, Perant; Siegfried nebſt den Verkürzungen Seifert, Siebert und Siewert; Reinhard nebſt Reinert und der Verkleinerungsform Reineke; Arnhold und Arnold nebſt dem verkürzten Arndt; Hermann, eſtniſch Ermann, ruſſiſch Germánow. Aus Gottfried wurde gebildet Götz, aus Gerhard Görtz und Gartz, von den Eſten Keert mit der daneben beſtehenden Genetivform Keerdo, aus Ludwig Lotze, aus Wilhelm Wilcken, Wilken und eſtniſch Willem.

Weiter gehören in das Gebiet der Vornamen noch Eckardt und gekürzt Eckert, Dittmar, Reichardt, Deinhardt und verkürzt Dennert, Vollmer, Volck, das ſchon im Althochdeutſchen als Folko vorkömmt und aus Volkward oder ſonſt einem mit Volk zuſammengeſetzten Namen abgekürzt wurde, Wiegert, verkürzt aus Wighard, Weyrich, das althochdeutſch Wîgrîh lautete, Winnecke, eine Verkleinerungsform aus Winfrid oder ſonſt einer Zuſammenſetzung mit dem alten win „Freund", Lambert, Hubert, Meinhart nebſt der daraus verkürzten Form Meinert, Emmerich nebſt der Verkleinerungsform Ehmcke, Dettloff, Helwich, Rudloff, eine Umbildung von Rudolf, Liphart

nebſt Lippart und dem daraus gekürzten Liebert, Gerich, Burchharten, eine Nebenform von Burghard, Petzholdt und viele andere.

Einzelne Vornamen haben die Eſten für ſich, ſo Peet, das aber wohl auf Peter zurückführt, Peep nebſt dem genetiviſchen Pebo, Paap nebſt dem genetiviſchen Pabo, Toots nebſt dem Genetiv Tootſi, Semmel, das vielleicht auf Simeon zurückführt, ferner Parbu, Pent, das auch ein finniſcher Vorname iſt, Popp, Ats und andere. Das Rein der Eſten iſt aus dem deutſchen Reinhold oder Reinwald abgekürzt.

Bisweilen ſind Vornamen mit beſtimmten Zuſätzen zu Familiennamen geworden, ſo Kleinmichel, deſſen Schlußtheil aus Michael hervorging, Laufhan, worin ein verſtümmelter Johann ſteckt, und die eſtniſchen Oſſimats, worin Matthias vielleicht durch einen Ortsnamen näher beſtimmt wurde, Romert, das als Schlußtheil offenbar Martin, außerdem aber vielleicht roo, den Genetiv zu roog „Schilf" enthält, und Annmartin.

Neben all den eben genannten Namen, die von Verſtümmlungen abgeſehen faſt alle ohne weitere Veränderungen aus ſogenannten Vornamen hervorgingen, iſt nicht ſelten die Beziehung auf den Stammvater, zunächſt den Vater, auch ausdrücklich bezeichnet. Im Ruſſiſchen, wie ich vorhin ſchon andeutete, iſt es in der Regel geſchehen: die Endung ow oder ew bedeutet nicht, wie man wohl geſagt hat, geradezu „Sohn", ſondern ſie bezeichnet nur jene Beziehung; Iwánow z. B. heißt nicht eigentlich „Sohn des Iwán", ſondern unbeſtimmter „auf Iwán bezüglich" oder „von Iwán ausgehend", ſo daß alſo jeder einzelne auch noch ſo ſpäte Nachkomme eines Iwán immer als wirklicher Iwánow bezeichnet werden kann. Die nächſtentſprechende deutſche Bildung iſt die, die eben nur das deutſche Abſtammungsverhältniß bezeichnet, das Wörtchen Sohn ſelbſt zuſetzt, das dann aber ganz gewöhnlich zu ſon oder auch ſen verkürzt wird. In Deutſchland ſind dieſe Bildungen gerade nicht übermäßig häufig, von einzelnen Provinzen abgeſehen wie namentlich Schleswig und Holſtein, von wo z. B. die Namen Mattieſen, Clauſen, Jeſſen hieher gebracht ſind, ſonſt ſind ſie, wo ſie nicht nach Dänemark oder auch Schweden hinweiſen, im Ganzen jüngeren Urſprungs. Damit hängt deutlich zuſammen, daß ſie gerade hier ſo beſonders häufig ſind, es begegnen ihrer, wenn man die mancherlei verſchiedenen Umbildungen mitzählt, gegen drittehalb hundert. Unter ihren Trägern ſind beſonders viele nicht deutſchen Urſprungs. Den Eſten, die ihren Familiennamen ſo unvorbereitet, ſo ohne alle allmähliche Entwicklung feſtzuſtellen hatten, mußte es viel natürlicher erſcheinen, wo

ſie eben einen deutſchen Namen, wie ja ſo ſehr oft, annahmen, ſich nach dem Vater mit „Sohn“ zu nennen, als etwa des Vaters einfachen Namen plötzlich in ganz neuem Werthe zu gebrauchen. Vorbereitet wurde ihnen der Gebrauch auch dadurch, daß ſie ihre einfachen Namen überhaupt ſchon häufig mit dem Genetivnamen des Vaters gebrauchten, wie Tootſi Rein „Rein der Sohn des Toots“ und andere. Unter den Namen auf ſohn, ſon, ſen ſind die, die überhaupt am häufigſten in Dorpat vorkommen. Voran unter ihnen ſteht Johannſon in ſeinen verſchiedenen Formen, zu denen weiterhin auch Hanſon, Hanſen, Antſſon, Anſon, Janſon, Janſen, das däniſche Jenſen und andere gehören. Nicht viel weniger häufig als Johannſon aber ſind Michelſon, Mihkelſohn; Peterſon der in engliſchem Gewande als Pierſon auftritt; Jürgenſon nebſt den zugehörigen Georgenſon, Gürgenſon, Jürriſohn und andern, ferner Jakobſon nebſt eſtniſchem Jaakſon, und Martinſon, Märtenſohn, Mertenſon. Weiter würden hier noch zu nennen ſein Adamſon, Thomaſſon, verkürzt Tomſon, Lorenzſon und Laurſon, Mattiſon, nebſt Mattieſen, Maddiſſon, Matzon und anders verkürzt Thieſſen, Anderſon nebſt Andreſen und noch andern Formen, die aus Andreasſohn hervorgingen, Heinrichſon, Wilhelmſon, Karlſon, Paulſon und Paulſen, Claſſen nebſt dem mehr eſtniſchen Lauſſon, die auf Nikolaus zurückführen. Manche ſo gebildete Namen enthalten auch einen eſtniſchen Kern, ſo Teddersſon, vom eſtniſchen tedder „Birkhahn“, Pöddersſon von pödder „Ebene“, Otſaſon von ots „Ende“ mit dem Genetiv otsa, Nobeſon von nobbe „raſch“.

In umgekehrter Ordnung giebts die entſprechende Bildung mit einem zugeſetzten „Sohn“ im Schottiſchen; die vielen Namen mit Mac als erſtem Theile, haben darin eine Bezeichnung für Sohn: Macáulay wäre darnach „Aulays Sohn“, und ähnlich Macphérſon, Macdúff, Macbéth, Macdónald, der „Sohn Pherſons“ und ſo fort. Ganz ähnlich iſt das beginnende O' in iriſchen Namen, es bezeichnet aber nicht beſtimmt „Sohn“, ſondern deutet wie das ruſſiſche ow nur im Allgemeinen auf Abſtammung und ſo erklärt ſich der hier vorkommende Name O'Rourke.

In den meiſten echtdeutſchen Namen der in Frage ſtehenden Entſtehungsart hat man mit einer früh geläufigen Verkürzung die Bezeichnung „Sohn“ oder was man etwa ſonſt an ſeiner Stelle dachte ganz weggelaſſen und die bloße Genetivform übrig behalten, ſo in Friedrichs, Jakobs, Abels, Adams, Peters, Cords, von Konrad, Ludwigs nebſt dem

zugehörigen Lütkens, das zunächst auf die Verkleinerungsform Lütken zurückweist, Bartels und Bärtels, die ihren Ursprung in Bartholomäus haben, Diedrichs mit der Nebenform Dercks, Karstens, das aus Christian hervorging, Jürgens, von Georg, Wilms, von Wilhelm, Berends und Berens, von Bernhard, Märtens, von Martin, Arends, aus Arnhold, Ewerts und Ewers, aus Eberhard, Sivers, aus Siegfried oder auch Siegwart, Emmers aus dem alten Vornamen Emmerich, Eggers, aus Eckhard.

Die schon erwähnte alte Neigung, deutsche Namen in lateinische Form umzugießen, ist auch in den genetivischen Namen vielfach zum Ausdruck gekommen: Friederici, Sohn eines Fridericus, Friedrich; ferner Adolphi, Christiani, Gregori, Jacobi, Josephi, Georgi, Gaspari, von Kaspar, Nicolai, das aber als Eſtenname, wie es auch vorkömmt, auch die ruſſiſche Form ſein kann; dann gehört auch noch Luce als Genetiv von Lucas hierher.

Rechnen wir die letztgenannten einfach genetiviſchen und dann die mit ſon zuſammengeſetzten, die doch beide faſt auch nur aus Vornamen hervorgingen, mit den zahlreichen zuerſt betrachteten aus Vornamen hervorgegangenen Namen zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß reichlich der ſechste Theil aller hier vorkommenden Familiennamen in Vornamen oder urſprünglich einfach gebrauchten Namen ſeinen Urſprung hat.

Ein weiterer großer Theil der Familiennamen, der hier auch nach mehreren Hunderten zählt, benennt die Menſchen nach ihrem Stande, ihrem Beruf, ihrer Stellung, nach Gewerbe, nach Beſchäftigung und dergleichen. Einen Heinrich etwa — denn benannt, mit einfachem Namen verſehen, war wie ich ſchon oben hervorhob ja immer jeder Menſch, auch lange vorher ehe man irgend an Familiennamen dachte — deſſen Gewerbe war Mehl zu ſchaffen, der alſo ein Müller war, nannte man ſehr einfach „Heinrich den Müller" oder früh, mit Fortlaſſung des Artikels, bloß „Heinrich Müller". Sehr einfach, ſage ich, nannte man ſo: man pflegts noch ganz gewöhnlich ſo zu machen, bezeichnet einfach Leute als „den Paſtor, den Doctor, den Bürgermeiſter, den Schneider, den Schornſteinfeger", ohne, auch wo von ganz beſtimmten Perſönlichkeiten die Rede iſt, ſie nach ihrem nun doch einmal feſt zugehörigen Familiennamen zu benennen.

Auffällig ſcheinen dabei zunächſt vornehme Benennungen wie Keiſer, König, Graff „Graf", Marggraff „Markgraf" und ähnliche, bei

denen wir nicht wohl daran denken können, die directe Abſtammung von derartigen Perſönlichkeiten für etwa durch den Namen erwieſen zu halten. Vielmehr müſſen wir uns erinnern, daß Familiennamen ſehr häufig auch das ſind, was wir Spitznamen, Spottnamen u. dgl. nennen. Und gegen dieſe die Grenze ganz ſicher zu ziehen, iſt überhaupt kaum irgendwo möglich, wo nicht der Grund der Benennung zuverläſſig überliefert iſt.

Sonſt mögen noch genannt ſein Kämmerer „Schatzmeiſter", Ritter, Vogt, Schulz und Schulze, was in voller Form Schultheiß, eigentlich „Schuldeinforderer" war, Richter und Hofrichter, Meiſter, niederdeutſch Meſter, nebſt den zuſammengeſetzten Jungmeiſter, Hoffmeiſter und Hagemeiſter „Aufſeher eines Geheges, Waldwärter", Junker, Probſt, Pfaffe und Pfaff, niederdeutſch Pape, ruſſiſch Popów, von pop „Prieſter", ferner Münnich „Mönch", eſtniſch Muga, Genetivform des dialektiſchen muuk „Mönch", Kaplan, Kirchner „Küſter", Schreiber, Sprecher, Schüler, niederdeutſch Schöler.

Sehr groß iſt die Anzahl der Namen, die ſich auf Handwerk und Gewerbe beziehen, für deren Entwicklungsgeſchichte und Verbreitung man natürlich auch wieder aus jenen Namen, wo man ſie weiter verfolgt, vieles lernen kann. Ich gebe nur einige als Beiſpiele: Schmidt nebſt den Zuſammenſetzungen Hammerſchmidt, Hackenſchmidt und Eiſenſchmidt, Töpffer, Weber, Schuſter und Schumacher, Wagner oder in andrer Form Wegener, Schneider, Walcker, Becker, Ziegler, Maurer, Böttcher oder, was daſſelbe iſt, Büttner, Glaſer oder Gläſer, Köhler, Drechsler, Brettſchneider, Riemſchneider, Schmelzer; ferner Müller, niederdeutſch Möller, Krüger „der einen Krug, eine Schenkwirthſchaft hat," Kellner, Bauer nebſt Neugebauer „Anbauer" oder „Anſiedler", Meyer „Wirthſchaftsvorſteher eines Landgutes" oder auch „Pächter", das in Deutſchland auch in hunderten von Zuſammenſetzungen wie Lahmeyer, Lohmeyer, Brinkmeyer, Wedemeyer und ähnlichen lebendig iſt, von denen aber hier keine einzige begegnet. Weiter ſchließen ſich an: Gärtner, Roſenpländer, Plöger, niederdeutſche Form für „Pflüger", Hirt, Jäger, Schütz oder Schütze, Fiſcher, Schiffer, Brenner, in der Volksſprache für „Branntweinbrenner", Metzger, Fleiſcher, Fleiſchhauer, Bader, eſtniſch Welsker, das aus dem deutſchen „Feldſcheerer" entſtellt wurde.

Andere hiehergehörige Bildungen ſind heute zu Tage nicht mehr ſo allgemein gebräuchlich oder verſtändlich, wie Körber „Korbmacher", Keßler,

niederdeutſch Kettler „Keſſelmacher", Schubart oder Schubert, das aus einem älteren deutſchen Worte schuohwürhte für „Schuſter" entſtellt wurde, während unſer Schuſter nur in ſeinem erſten Theile „Schuh" echt deutſch iſt und als Schlußtheil das lateiniſche sutor „Schuſter", aus dem der aus Würtemberg nach hier verſetzte Name Sautter hervorging, enthält. Weiter ſind hier zu nennen das niederdeutſche Schröder, das „Schneider" bedeutet, während unſer Schneider in älterer Zeit noch den „Tuchverkäufer" bezeichnet, Spörer „Sporenmacher", Hefftler „Verfertiger von Hefteln, Hefthaken, Hakenſpangen", Löffler „Löffelmacher", Brunner „Brunnenmacher, Brunnengräber", Brücker oder Brückner „Straßenpflaſterer", Grempler „Kleinhändler", Winkler „Krämer der einen Winkel, einen öffentlichen Laden hat", Reuter „der reutet, Land urbar macht", Breuer und auch Brauell „Brauer", Geißler oder Geisler „Schlächter der nur kleines Vieh ſchlachten und einen Tag in der Woche feil haben darf", wie deren in Breslau früher eine eigene Zunft bildeten, Höppener, niederdeutſche Form für Höpfner „Hopfengärtner, Hopfenbauer", Haffner „Hafenmacher, Töpfer".

Eine Reihe von Namen bezieht ſich auf Muſik: Pfeiffer, Fiedler, Geiger, Lautenſchläger, Tamboürer, Paucker, auch Singer; von den ruſſiſchen ſtellt ſich dazu Barabánſchtſchikow „Trommelſchläger".

Mancherlei andere Namen, die noch menſchliche Verhältniſſe benennen, mögen ohne ſtrengere Ordnung hier noch angereiht ſein, ſo die auf Verwandtſchaft weiſenden Oheim, Trautvetter, Altſchwager, die eſtniſchen Lell „Vatersbruder" und Peik „Bräutigam"; ferner Freund, eſtniſch Söbber „Freund", Erbe, Mann, Kind; dann Engel und im Gegenſatz dazu Teufel, das aber hier nur in der Zuſammenſetzung Manteuffel vorkömmt, ferner Held und Langheld und Wiegand, letzteres ein älterer Name für „Krieger, Held".

In großer Zahl finden ſich Namen, die auf Beruf und Stellung und Beſchäftigung der Menſchen hinweiſen, auch in den außerdeutſchen Gebieten, ſo bei den Eſten das ſehr gewöhnlich Sepp „Schmidt", das dann aber auch in der allgemeineren Bedeutung „Arbeiter, Verfertiger" in vielen Zuſammenſetzungen vorkömmt, wie Müürſep „Maurer", Raudſep „Eiſenſchmied", Lukſep „Schloſſer", Rattaſep „Rademacher", Laudſep „Brettermacher", Puſep „Zimmermann", Kängſepp und Kingiſep „Schuſter", Klaasſep „Glaſer", Rätſep „Schneider", von rät „Tuch" und anderen. Sonſt gehören von eſtniſchen Namen hierher Treier oder

Treijal oder dialektiſch auch Reial „Drechsler", Mölder „Müller", Kangur oder auch im Genetiv Kangro „Weber", Nahkur und genetiviſch Nahkru „Gerber", Umblia „der Näher", von umblema „nähen"; ferner Kallamees „Fiſcher", Kok „Koch", Kütt „Schütz, Jäger", Wardja „Speiſemeiſter, Schaffer auf Hochzeiten". Weiter mögen noch genannt ſein Uderwitz „Unteroffizier", Waht und in Genetivform Wahhi „Wache, Wächter", Mötſa waht „Waldwächter", Warras „Dieb", Tolmats „Tölpel", Sant und Sand „Bettler".

Aus dem Ruſſiſchen gehören hierher Botſcharów „Böttcher", Kusnezów „Schmied", Schápotſchnikow „Mützenmacher", Mélnikow „Müller", Plótnikow „Zimmermann", Sſapóſhnikow „Schuſter", Partnów „Schneider", Grebenſchtſchików „Kammmacher", Petſchników „Ofenſetzer", Kámenſchtſchikow „Maurer", Stalerów „Tiſchler", und manche andere. Ein paar Bildungen mögen auch noch aus den hier in Frage kommenden Sprachgebieten angeführt ſein; an lettiſchen Kalleis „Schmied", Muzzineeks „Böttcher" und Zepernick, der im lettiſchen zeppurneeks „Hutmacher, Mützenmacher" ſeine Erklärung findet; das franzöſiſche Foreſtier iſt „Förſter"; das böhmiſche Hladik bedeutet „Polirer"; im jüdiſchen Namen Kahn iſt das hebräiſche kôhên „Prieſter" nicht zu verkennen; aus dem Schwediſchen darf des Namens Carlblom hier noch Erwähnung geſchehen, der in dieſer Form nichts anderes bedeuten wird als „die Blüthe der Männer", da im Schwediſchen karl „Mann" iſt und blomma „Blume, Blüthe", wie z. B. in ungdomsblomma „Blüthe der Jugend".

Mancherlei Thätigkeit wird im Deutſchen durch eigenthümliche Zuſammenſetzungen ausgedrückt, wie ſie ſonſt in der deutſchen Sprache nicht ſo ſehr häufig, aber gerade in Familiennamen ſehr gebräuchlich geworden ſind; ich meine Namen wie den bekannten Haſſenpflug, deſſen Bedeutung iſt „haß-den-Pflug, jemand der den Pflug haßt" oder in gewöhnlicherer Wortordnung „Pflughaſſer", oder wie Schlagenteuſſel „ſchlag-den-Teufel" oder wie z. B. Kieſewetter „der das Wetter kieſt, prüft" und ähnliche. Einige ſolche begegnen auch hier, wie Scheinpflug „der den Pflug ſcheut", Heinſchildt, ohne Zweifel entſtellt aus Haunſchild „hau-den-Schild", einem Namen, der in Deutſchland mehrfach vorkömmt; vielleicht gehören auch Fankhänel „Hähnchen fangend" und Kählbrandt, wohl niederdeutſch für „kühl-den-Brand", noch dazu, außerdem aber unzweifelhaft der Name Früchtenicht, der nichts mit „Früchten" zu thun hat, ſondern ein

„Fürchtenicht" iſt, wie z. B. auch Fritz Reuter „früchten" für „fürchten" ſagt. Die gewöhnliche Wortordnung in derartigen Zuſammenſetzungen mit ſo zu ſagen wirkendem verbalem Theile bieten ruſſiſche Namen wie Bordanóſſow „Bartträger", von borodá „Bart" und nossitj „tragen", und Mákuſchew „Mohneſſer", von mák „Mohn" und kúschatj „eſſen".

Sehr viele Benennungen nach Beruf, Stellung, Gewerbe, Thätigkeit u. dgl. ſind im Deutſchen mit dem verdeutlichenden Zuſatz mann gebildet, wie Ackermann „der hauptſächlich auf dem Acker zu thun hat", Bergmann „der in den Bergen zu thun hat, das Erz aus den Bergen holt", ferner Zimmermann, Landmann und Feldmann, Baumann „Ackerbauer", Schulmann, Teichmann „Teichaufſeher", Winkelmann „der einen Kauf- und Schenkladen hat", Hausmann „Miethsmann, Hausbewohner", Hoffmann Schaffner auf einem Meierhofe, Gärtner" oder auch in noch anderer Bedeutung gebraucht, und andere mehr, von denen die genannten ſämmtlich auch als Familiennamen hier vorkommen. Grade unter den Familiennamen, darf hervorgehoben werden, iſt die Bildung auf mann eine beſonders beliebte geworden, etwa drittehalb Hundert im Ganzen kommen hier vor, darunter allerdings reichlich die Hälfte nur als Namen von Eſten, die nicht ſelten auch mit eſtniſchen Wörtern zuſammenſetzten, wie in Kingmann von king „Schuh", Lanemann „Mann der Wüſte", Läskmann von läsk „Wittwer, Wittwe", Lillemann „Blumenmann", Partmann von part „Eule", Pumann von pu „Holz, Baum", Saarmann von saar „Inſel", Woimann von woi „Butter". Innerhalb des Deutſchen ſind die Namensformen auf mann an ſich ſchon ſo mannigfaltig, daß ſie eingehender zu behandeln allein ſchon viele Zeit in Anſpruch nehmen würde. Ich führe hier nur an, daß einzelne unter ihnen ſchon alte Vornamen ſind, wie Hermann, Hartmann, Erdmann, andere mit Vornamen zuſammengeſetzt ſind, wie Paulmann, Petermann, Diezmann, Thielemann, in welchen beiden letzteren Zuſammenſetzungen der erſte Theil eine Verkleinerungsform zu „Dietrich" iſt; noch andre enthalten Ortsnamen, wie z. B. Hörſchelmann, das ohne Zweifel auf das thüringiſche Hörſchel, ein Dorf im Weimarſchen, hinweiſt. Beſonders häufig ſind Zuſammenſetzungen mit Subſtantiven, wie deren oben ſchon mehrere angeführt wurden und noch genannt ſein mögen: Adelmann, Aſchmann, Eichelmann, Engelmann, Fiſchmann, Holzmann, Haarmann, Königsmann, Perlmann,

Sternmann, Stahlmann, ſehr viele aber enthalten auch Adjectivformen an erſter Stelle, wie Biedermann, Freimann, Weißmann, niederdeutſch Wittmann, Großmann, Neumann, Treumann oder in ungewöhnlicherer Bildung Langermann.

Einfacher noch als in der letztberührten Art, wo Adjective mit dem Worte mann zuſammengeſetzt ſind, verfährt die Sprache, wo ſie Menſchen direct adjectiviſch benennt und z. B. einen Heinrich der durch Körperlänge ſich auszeichnet als „Heinrich der Lange“ oder, da bei den deutſchen Eigennamen der Artikel ein für alle Mal ausgelaſſen zu werden pflegt, kürzer als „Heinrich Lange“ bezeichnet. Eben dies Lange kömmt als Familienname auch hier vor und andere ähnliche ſind Wilde, Weiſſe, niederdeutſch Witte, Rothe, niederdeutſch Rohde, Krauſe, niederdeutſch Kruſe, Lohſe, Kluge, Groſſe. Minder häufig tritt die ſogenannte ſtarkflectirte Adjectivform, wie ſie namentlich beim unbeſtimmten Artikel zu ſtehen pflegt auf, wie in Treuer, Werther, Grüner, Lieber, Stiller und ſonſt. Am Gewöhnlichſten aber werden im Deutſchen die Adjective in ganz kurzer Form zu Namen verwandt, wie Lang, Kurtz, niederdeutſch Kortlang „kurzlang“, Klein, Groß, niederdeutſch Grot, Kühl, Schwarz, Weiß, niederdeutſch Witt, Blank, Rein, Seuberlich, Roth, Fahl, Braun, Gelb, Blau, Grün, die letzten drei nur als Eſtennamen; ferner Alt, Neu, niederdeutſch Frohriep „frühreif“, Reich, Wohlfeil, Kahl, Kühn, Deutſch, Frey, Ehrlich, Redlich, Treu, Luſtig, Grimm, Wunderlich, Selig, Sorgenfrey.

Adjectiviſche Namen finden ſich auch im Eſtniſchen in großer Zahl, wie Körge „hoch“, Pik oder genetiviſch Pikka „lang“, Paks „dick“, Weike „klein“, Walge „weiß“, Muſt „ſchwarz“, Kollak „gelblich“, Külm „kalt“, Kahre „rauh, grob“, Rikkas oder in Genetivform Rikka „reich“, Kenna „ſchön“, Tupli „tüchtig“, Wiks und genetiviſch Wikſi „fix, hurtig“, Terwe „geſund, heil“, Aus „vornehm“, Kahhar „kraus“, Wagga „fromm“, Uſklik „gläubig“. Aus dem Ruſſiſchen gehören hieher Bolſchów „groß“, Korótkin „kurz“, Dólgow „lang“, Tolſtói „dick“, Krúglow „rund“, Belów „weiß“, Tſchernów „ſchwarz, ſchmutzig“ und Andere. Von den franzöſiſchen Namen würde hier zu nennen ſein Saget, eine Verkleinerungsform zu sage „weiſe, vernünftig“, von den engliſchen Green „grün“, von den holländiſchen Grootten, das ohne Zweifel zu groot „groß“ gehört.

Zu den adjectiviſchen Bildungen gehört auch eine Anzahl von Zuſammenſetzungen, die, weil ihre Schlußtheile in einfachem Zuſtande ſubſtantiviſcher Natur ſind, ſehr häufig nicht ganz richtig aufgefaßt werden, namentlich wo ſie, wie eben als Familiennamen, wieder in die Reihe der Subſtantive hinüber gezogen werden. Ein Beiſpiel wird hier wieder am Beſten erläutern. Der Name Gradhand, der als Name natürlich ein ſubſtantiviſch ſelbſtſtändiges Wort iſt, iſt zunächſt doch rein adjectiviſch zu denken und bedeutet, wie wirs in der gewöhnlichen Sprache in entſprechenden Fällen ſo gut wie immer mit zugefügter Adjectivendung ig deutlicher zu machen pflegen, nicht etwa „gerade Hand", ſondern „gradhändig, jemand der eine „gerade Hand hat". Ganz entſprechend bedeutet der Name Blauhut nicht „blauer Hut", ſondern „der einen blauen Hut hat, blauhütig", Schönrock „der einen ſchönen Rock hat", Haſenfuß „haſenfüßig", das oben ſchon genannte niederdeutſche Truhart „der ein treues Herz hat, treuherzig" oder wie man es bei Fritz Reuter mehrfach lieſt niederdeutſch „truhartig"; ferner Friſchmuth „der friſchen Muth hat", Freymuth „der freien Muth hat", Herrmuth „der den Muth, den Sinn eines Herren hat", daß es alſo den Gegenſatz zu „demüthig" bildet, deſſen urſprüngliche Bedeutung iſt „den Sinn eines Dieners habend", und dann noch Wachtsmuth, das wohl nur entſtellt aus Wachsmuth, „der ſcharfen Muth hat", von dem älteren deutſchen wahs „ſcharf", und Wohlgemuth, das noch als Adjectiv lebendig geblieben iſt.

Auf die einfache Beſchreibung nun aber, wie ſie eben den Adjectiven in der Sprache obliegt, und auf jene oben beſprochene einfache Weiſe, wornach die Menſchen eben als Menſchen, nach ihrer menſchlichen Stellung, ihrem menſchlichen Beruf u. ſ. w., benannt werden, beſchränkt ſich die Namengebung und namentlich die Gebung der Familiennamen nicht. Frei und ungezwungen ſind ſie in der Regel gebildet oder, kann man noch beſſer ſagen, ſind ſie im Leben entſtanden, ſind ſie dem Leben entſprungen. Die lebensvolle Sprache des gewöhnlichen Lebens aber bewegt ſich nicht immer in dem ruhigen Maße trockner Proſa, ſie iſt reich mit Bildern und Gleichniſſen durchſchlungen wie die Sprache der Poeſie. „Treu wie Gold, ſtark oder feſt wie Eiſen, ſteif wie ein Stock, ſchlau wie ein Fuchs, ſtumm wie ein Fiſch" und tauſend ähnliche Wendungen ſind grade in der freien leichten Sprache des gemeinen Lebens beſonders geläufig und eben ſo geläufig dann auch die kühnere Art der Sprache nun jemanden geradezu einen Stock, einen Fuchs, einen Fiſch, einen Eſel und dergleichen zu nennen.

In der Schaffung der Namen hat ſich die Sprache ganz beſonders gern ſolcher Gleichnißwörter bedient, ſie hat ſie aus allen möglichen Gebieten hergeholt. Zunächſt aber der menſchlichen ſteht doch die Thierwelt, rein Menſchliches auf die Thiere übertragend hat ſchon in uralter Zeit die Fabeldichtung ſich ausgebildet, bei den Deutſchen ſogar ein ganzes Thierepos, das in den neueren Bearbeitungen als Reineke Fuchs noch immer bekannt geblieben iſt. Thiernamen ſind unter den Familiennamen ſehr gewöhnlich, hier kommen vor: Fuchs, niederdeutſch Voß, franzöſiſch Rennard, Wolf, niederdeutſch Wulff, latiniſirt Wulffius, Bär, auch in den Formen Behr, Beer und Behre, Hirſch, Haaſe, March und Hempel, Ausdrücke für „Pferd", Bock, Scheps, „Schaaf" in der Entſtellung Schaffée, Meuſel „kleine Maus" und andere.

Beſonders häufig finden ſich Thiernamen bei den Eſten, am Gewöhnlichſten ſind Rebbane „Fuchs", Karro „Bär", Pödder „Elenn" und Unt „Wolf". Außerdem ſind zu nennen Ilwes „Luchs", Kähr „Dachs", Tuhkur „Iltis", Orrik „Eber", Jännes „Haſe", Kits „Ziege", Sik oder im Genetiv Sikka und Sok oder im Genetiv Sokka „Ziegenbock", Kaß „Katze", Hurt „Windſpiel", Lammas „Schaaf", Orraw „Eichhörnchen" und andere. Aus dem Ruſſiſchen bieten ſich Medwédew „Bär", Wólkow „Wolf", Barſſúkow „Dachs", Baránow „Widder", Koslów „Bock", Ssérna „Gemſe", Bobrów „Bieber" und andere; lettiſch ſind Breeds „Elenn", Luhs „Luchs", Sakkis „Haſe", Kakkis „Katze"; franzöſiſch Poulain „Füllen"; finniſch Sonny „Stier".

Das waren lauter Vierfüßler, aber auch das Gevögel iſt reich vertreten: Vogel ſelbſt begegnet; ferner Adler, Specht, Hahn nebſt Althaan, Huhn nebſt Weißhuhn, Falck, Stiglitz, Finck, Rabe, Scheller „Waldrabe", Taube nebſt Wildentaube, Pfau und was daſſelbe iſt Pfab, Reyher, Schwan. Bei den Eſten ſind die Vögel noch gewöhnlicher als die Vierfüßler, ich nenne nur Zirk „Vogel", Lind „Vogel", Tedder „Birkhahn", Metſis und Möttus „Auerhahn", Part, dörptſch Parts „Ente", Warblane „Sperling", Kuk „Hahn". Kull „Habicht", Talwik „Goldammer", Luik und dialektiſch auch Kuik „Schwan", Kotkas „Adler", Anni „Gans", Kak „Eule", Hännilinne oder Hännilanne „Bachſtelze". Lettiſche Formen ſind Putning „kleiner Vogel", Ballod „Taube", Krauklis „Rabe", Strasding „kleine Droſſel", Dſehrwe „Kranich", Gailiht „kleiner Hahn", zeplihts „Zaunkönig", das zu Zipplitt entſtellt vorkommt. Aus dem

Ruſſiſchen würden anzuführen ſein Orlów „Adler", Ssokolów „Falke", Petuchów „Hahn", Ssolowéi und Ssolowjéw „Nachtigall", Lébedew „Schwan", Utkin „Ente", Wóronow „Rabe".

Das Uebrige Gethier findet auch noch mannigfache Vertretung: Fiſch, Bahrs, Hering, Lachs, Rehling, ein landſchaftlicher Ausdruck für Barſch, Kaulbahrs, Zander. Eſtniſch ſind Kalla „Fiſch", Aug oder im Genetiv Awwi „Hecht", Kogger „Karrauſche", Linnask „Schleie" und andere; ruſſiſch Ssudák „Zander", Ssnittków „Stint", Kitow „Wallfiſch". Weiter gehören noch hieher Auſter, das niederdeutſche Ihle „Blutegel", Drohne, Krebes; die eſtniſchen Liblik „Schmetterling", Meſſilanne „Biene", Wäbk „Krebs", Kirp „Floh", Kilk nebſt dem Genetiv Kilgi „Grille", Pörnik „Käfer, und andere; die ruſſiſchen Shúkow und Shukówsky von shúk „Käfer", Múchin von mucha „Fliege", Pauków „Spinne", Blochin von blochá „Floh", Tſcherepáſchkin von tserepácha „Schildkröte".

Außer in der Thierwelt hat weiter aber auch die menſchliche Fantaſie in der ſtummen freier Bewegung beraubten Welt der Pflanzen Aehnlichkeiten und Vergleichungspunkte in reicher Fülle zu finden gewußt, um aus ihr den Schatz der Namen zu bereichern. So kann voran genannt ſein Baum, niederdeutſch Bohm, nebſt den mancherlei damit gebildeten Zuſammenſetzungen Eichenbaum, Birkenbaum, Weidenbaum, Nußbaum, darunter mehrere die nur als Eſtennamen vorkommen, wie Appelbaum, Kirſchbaum, Feigenbaum, Roſenbaum und andere. Weiter reihen ſich an Eiche, Linde, Weide, Tanne, Birk, als Eſtennamen noch Pappel, Eller, Espe. Eſtniſche Formen ſind Puu „Baum", Peddajas oder dialektiſch auch Pettai „Fichte", Toom oder auch Tomikas und Tomingas „Faulbaum", Kaddakas oder dialektiſch Kadajas oder auch Kaddai „Wacholder", Tamm „Eiche" nebſt Tambu „Eichbaum", Pärn „Linde", Löhmus „junge Linde", Uibo oder Uibopu „Apfelbaum", Pajo „Weide", Wahher „Ahorn", Pihlak oder auch Pihl „Ebereſche" und noch manche andere.

An ruſſiſchen Namen würden hier zu nennen ſein Búkow von buk „Buche", Starodúbsky von dub „Eiche" in Zuſammenſetzung mit stáry, „alt", Wiſchnjakòw, von wischnja „Kirſchbaum". Bei den Letten ſind die Baumnamen auch nicht ungewöhnlich, wie Ohſſis „Eſche", das recht häufige Behrſing „kleine Birke", Leeping „kleine Linde", Ohſuls „Eiche" und die Verkleinerung dazu Ohſoling, Apſſiht „kleine Eſche".

Aus dem Franzöſiſchen ſtellt ſich de l'Arbre „vom Baume“ hieher, aus dem Schwediſchen Granbom „Tannenbaum, Fichtenbaum“; dann gehört hieher auch das portugieſiſche Pereira, das „Birnbaum“ bedeutet, wie im Portugieſiſchen überhaupt manche Baumnamen auf eira ausgehen, wie maceira „Apfelbaum“, oliveira „Oelbaum“, roseira „Roſenſtock.

Allerhand kleineres und ſchwächeres Gewächs hat auch zu Familiennamen Stoff geboten, ſo Haberl „Hafer“, Flachs, Klever „Klee“, Hoppe niederdeutſch für „Hopfen“, Lawendell, Dohrandt „Hundskopf, Löwenmaul“, Hanf, Graß; bei den Eſten Kaer „Hafer“, Tatrik „Buchweizen“, Lugga „Schilf“, Robbi „Gras“, Ummal „Hopfen“, Sibbul „Zwiebel“, Kalits „Schnittkohl“, Kapſt „Kohl“, Oblik „Sauerampfer“, Look und genetiviſch Loga „Lauch“ und andere. Unter den ruſſiſchen Namen führt Tſcheſſnoków auf tschessnók „Knoblauch“, Beleninow wohl auf belená „Bilſenkraut“, Arbúſow auf arbús „Waſſermelone“; unter den lettiſchen weiſt Sippul auf ssihpols „Zwiebel“, Smilge iſt „Schmehlgras, ein Unkraut im Roggen“. Unter den ſchwediſchen Namen, mag hier auch noch angefügt ſein, haben mehrere als Schlußtheil das Wort gren, das „Aſt, Zweig“ bedeutet, ſo Lindgrén „Lindenzweig“, Tallgrén „Fichtenzweig“ und Cedergrén „Cederzweig“.

Unter den bisher betrachteten Gruppen von Familiennamen iſt die umfangreichſte die der aus alten Vornamen hervorgegangenen, ſie bilden, wie ich ſchon früher angab, ungefähr den ſechſten Theil aller hier vorkommenden Familiennamen. Nicht ſehr viel kleiner aber iſt die Zahl derjenigen, die als Benennungen nach Beruf, Stellung, Beſchäftigung und dergleichen ſich bildeten; adjectiviſche Namen bieten ſich ungefähr viertelhalbhundert, nicht ganz ſo viele Thiernamen treten auf, ſie machen nur etwa den zwanzigſten Theil der Geſammtmaſſe aus, während die zuletzt erwähnten Namen aus dem Pflanzenreich kaum ein Dreißigſtel der Geſammtzahl bilden. Mit alle dem iſt nun aber noch nicht mal die volle Hälfte aller hier vorkommenden Familiennamen erſchöpft, für die noch übrigen aber kann ich mich kürzer faſſen. Von den ziemlich vielen vor der Hand noch ganz unverſtändlichen abgeſehen faſſe ich alles Uebrige am bequemſten noch in zwei Hauptgruppen zuſammen. Die nächſte noch zu nennende iſt an Umfang der der aus alten Vornamen hervorgegangenen Familiennamen faſt gleich, ſie umfaßt die Namen, die nach Oertlichkeiten und örtlichen Verhältniſſen gegeben ſind.

Voran mögen hier die Namen geſtellt ſein, die aus Volksnamen oder Namen von Ländern und Landſchaften hervorgingen: Preuß, Heſſe, Schwabe, Rheinländer, Frank und in Verkleinerungsform Fränkel, Beyer und verkleinert Beierle, Pelzer „Pfälzer", Deringer und Döring „Thüringer", Meißner, Holſt „Holſteiner", Böhm, Pohl, Wendt „Wende", Dehn „Däne" und andere. Eſtniſche Formen ſind Saks „Deutſcher", Rootslane oder auch kurz Roots „Schwede", Lätt oder in Genetivform, die aber auch das Adjectiv erſetzt, Lätti und in verächtlicher Deminutivform Letto „Lette", und andere; ruſſiſche ſind Litwinow „Litauer", Poljaków „Pole", Ssérbow „Serbe", Liſljánez „Livländer" und noch vereinzelte andere.

Noch ſich anſchließende Bildungen ſind Römer, Friedlander „aus Friedland", Berner „aus Bern", Brehm und Brehme „Bremer", Berger „aus Berg", Hugenberger, Unterberger, Heimberger und ähnliche von Oertern, in deren Namen „berg" den Schluß bildet, Daffertshofer „aus einem Orte Daffertshofen", Luchſinger „aus dem Schweizerdorf Luchſingen", Höflinger „aus einem Orte Höfling oder Höflingen" und die ruſſiſchen Kalúgin „aus der Stadt Kalúga" und Túlsky „aus der Stadt Túla". In der Regel aber ſind die Ortsnamen und namentlich die deutſchen, nach denen Menſchen benannt wurden, nicht, wie die eben aufgeführten, mit bezüglichen Suffixen verſehen, ſondern unverändert zu Familiennamen geworden. Das heißt der zu Benennende wurde nach ſeinem Heimats- oder Wohnort bezeichnet mit dem Zuſatz von: Karl von Braunſchweig, Heinrich von Hannover und ſo fort. Die Nichtadlichen machten ſich's ſpäter bequem und ließen das von fort, während der Adel das Wörtchen feſt hielt. Das von des Adels hat ſich eben nur auf die genannte Weiſe entwickelt und kann daher in wirklich alter Verbindung auch nur einen Ortsnamen zur Seite haben. Es findet ſich ſo noch in ziemlich vielen Beiſpielen, wie in von Vegeſack, von Beiningen, von Oettingen, von Helmerſen, von Anrep und ſonſt. Weitere Ortsnamen die hier als Familiennamen vorkommen ſind Kiel, Lindau, Kaſſel, Speyer, Münder, Hagen, Haag, Wittmund, Segnitz, Sandau, Trebus, Zeitz, Elmpt und andere mehr.

Weitaus die meiſten Ortsnamen aber, die hier noch angeführt werden können, ſind zuſammengeſetzte Wörter und durch ihre Schlußtheile als Ortsnamen ganz deutlich gekennzeichnet. Dahin gehören die Namen auf

heim, wie Adelheim, Buchheim, Wagenheim und andere; auf haus und hauſen, wie Neuhaus, Oppenhaus, Campenhauſen, Lüdinghauſen. In dem Ausgang hauſen der letzteren ſteckt der alte Pluraldativ unſeres „Haus", ſo daß alſo z. B. von Lüdinghauſen eigentlich ſagt „von Lüdinghäuſern", wo in dem Lüding ohne Zweifel ein alter Perſonenname enthalten iſt: Ortsnamen wurden früher viel lebendiger ſyntaktiſch beweglich gebraucht als heute und enthalten deßhalb z. B. auch oft an erſter Stelle flectirte Adjective wie Heiligenſtadt, Weißenſtein, Rothenburg, Schwarzenberg, Altenau: man ſagte ja „ich komme aus der heiligen Stadt", „ich war auf der rothen Burg", „er iſt Herr zum (das iſt „auf dem") ſchwarzen Berg", „er will nach der alten Au" und dergleichen.

Weitere Ortsnamensbildungen, die hier als Familiennamen auftreten, ſind die auf dorf, wie Frieſendorff, Middendorff, Dragendorff, Gersdorff; auf ſtädt oder ſtedt, wie Eiſtädt, Hohenſtädt, Müllverſtedt; auf burg, wie Schnakenburg, Jürgensburg; auf hof, wie Dieckhoff, Vietinghoff, Sprockhoff und wohl auch Rapshoph; auf garten wie Blumgarten; auf kampff wie Klekampff, Lindenkampff, Menſenkampff und andere. Das kampff in dieſen Formen iſt nicht unſer gewöhnliches „Kampf", ſondern das hochdeutſch gemachte eigentlich niederdeutſche Kamp „ein mit Graben oder Zaun eingefriedigtes Feldſtück", ſo daß alſo Klekampf nicht etwa „Kampf mit Klee", ſondern einfach „Kleefeld" bedeutet. Mit feld als Schlußtheil giebt es auch viele hiehergehörige Bildungen, ſo Bloßfeldt, Dammfeldt, Hirſchfeldt, Lilienfeld, Schönfeldt und andere. Dabei iſt zu bemerken, daß man ſie ſo wie überhaupt alle die jetzt in Frage ſtehenden durch ihre Bildung ganz deutlich als Ortsnamen gekennzeichneten Formen auf Karten oder in neuern geographiſchen Werken ſchwerlich vollſtändig auffinden wird. Sehr viele alte Ortſchaften in Deutſchland und mehr, als die Meiſten glauben, ſind in früheren Jahrhunderten durch den Krieg wie weggefegt. In meiner Heimat, der ferneren Umgegend von Göttingen, giebt es noch einzelne Kirchenruinen mitten im Walde, an denen im Volke noch der Name eines verſchollenen Dorfes haftet: die Namen andrer ſind beſtimmten Ackergebieten oder Waldſtücken wie zum Andenken geblieben, viele gerade in Familiennamen erhalten. An einer Stelle laſſen ſich im Walde noch ganz deutlich die Trümmer der Mauer einer zerſtörten Stadt verfolgen: ihr Name iſt noch bekannt und begegnet auch als Familienname.

Manche auf Oerter weisende Familiennamen sind aber ohne Zweifel auch ganz willkürlich gebildet, so namentlich unter den hier begegnenden Estennamen, wie unter denen auf feld deren sich bieten in Kiesfeld, Mickfeldt, das wohl aus Mick „Michael" gebildet wurde, Lillefeldt oder noch mehr estnisch gemacht Lilleweldt, das offenbar den estnischen Genetiv lille „der Blume" enthält, Tennisfeldt, von Tönnis „Antonius" und sonst.

Noch weitere als Ortsnamen gekennzeichnete Formen sind die auf land, wie Frohland, Reyland; auf mark, das ein bestimmt abgegrenztes Gebiet, ursprünglich nur „Grenze" bezeichnet: Stillmark; auf rode, das sich wie das reuth in vielen süddeutschen Namen, auf „ausreuten", niederdeutsch „ausroden, urbar machen" bezieht: Willigerode; auf heide: Hirschheid; auf au: Lutzau, Rosau; auf strand: Wetterstrand; auf wald: Birkenwald, Lüderwald, Stolzenwald; auf holz: Buchholtz und Eschscholtz, das doch gewiß nur aus Esch-holz entstellt wurde; auf hagen, das mit dem daraus verengten „Hain" gleichgebraucht wird: Stavenhagen; auf horst „Forst, Gebüsch": Wichhorst; auf busch: Knebusch, Sengbusch.

Manche hiehergehörige Formen enthalten als Schlußtheil das Wort „Thal", so Blumenthal, Friedenthal, Kreuzthal, Lindenthal, Mühlenthal oder mit niederdeutscher Form seines Schlußtheils Mühlendahl, und andere. Außerordentlich viele aber, und zwar fast ebenso viele als alle übrigen zusammengesetzten Ortsnamen zusammengenommen, sind mit dem Schlußtheil berg gebildet, wie Falckenberg, Hertzberg, Lipsberg, Löwenberg, Lindenberg, Landenberg, Rautenberg, Schönberg, Schmiedeberg. Stackelberg, Sternberg und andere. Etwa die Hälfte darunter sind nur Estennamen, also wohl großen Theils willkürlich gebildete, daß es fast scheint, als habe man die fehlende Wirklichkeit sich hier in den Namen gewissermaßen ersetzen wollen. Von den schwedischen Namen gehört Oeberg „Inselberg" hieher. Neben den Zusammensetzungen mit berg sind dann auch noch anzuführen die mit fels, wie Drachenfels und Lindenfels, und die mit stein, wie Bielenstein, Espenstein, Lichtenstein und Wechterstein. Noch einige Namen, die in ihren Schlußtheilen auch deutlich auf Oertliches hinweisen, sind die auf bach, niederdeutsch beck, wie Fischbach, Maibach, Marbach, Neubach, Seebach, Hohlbeck, auf see: Rabensee, und auf brück: Wendelbrück.

Auch der Este hat mancherlei Zuſammenſetzungen, die ſich mit den aufgeführten unmittelbar vergleichen laſſen, d. h. in ihren Schlußtheilen deutlich auf Oertliches hinweiſen; ſo die zahlreichen Zuſammenſetzungen mit saar „Inſel", wie Körgeſaar „Hochinſel", Kiwwiſaar „Steininſel", Mennikſaar „Tannenwaldinſel", Arrakſaar „Elſterinſel", Tamſaar „Eicheninſel"; ferner die auf mäggi „berg", wie Saremäggi „Inſelberg", Kiwwimäggi „Steinberg", Linnamäggi oder dörptſch Liinamäggi „Stadtberg, Schloßberg"; die auf mois „Landgut, Hof": Wannamois „Altenhof" und Ronnimois, etwa „Kriechhof" von ronnima „kriechen"; auf mets „Wald": Lindmets „Vogelwald" und Allamets „Unterwald"; auf pöld „Feld": Rebbepöld „Riegenfeld, Feld bei einer Riege"; auf külla „Dorf": Keskülla „Mitte des Dorfs, Mittendorff"; auf lin „Stadt": Jakolin, worin Jako Liebkoſungsdeminutiv zu Jakob iſt; auf perre „Geſinde, Familie": Sareperre „Inſelgeſinde"; auf ma „Land": Kallama „Fiſchland"; auf järw „See": Perrajärw „Hinterſee"; auf ots „Ende": Jerweots „Ende des Sees", Sillaots „Brückenende", und noch andere mehr. Auch noch manche andere Ortsnamen des eſtniſchen Gebiets ſind unter den hieſigen Familiennamen der Eſten vertreten, von denen ich nur anführe Aarna, Aſtowere, Haidak, Jaaska, Jakſi, Kohhal, Kalliper, Lais, Lemmats, Meos oder Meus, Mütta, Ollesk, Purts, Pukkats, Roio, Tarrask, Tilp, Walgeriſt „weißes Kreuz". Wären, was leider noch nicht der Fall iſt, alle eſtniſchen Ortsnamen und in ihnen auch die Geſindenamen ſchon irgendwo vollſtändig geſammelt, ſo würde das Verzeichniß dahin weiſender Familiennamen ſich unzweifelhaft noch reich vermehren laſſen.

Die letzte größere, d. h. der im Nächſtvorausgehenden behandelten der aus Ortsnamen hervorgegangenen Familiennamen an Umfang ungefähr gleiche Gruppe von Namen, die ich zuſammenfaſſe, iſt nur dadurch eine etwas größere, daß ſie viele andere in ſich ſchließt, die bei ſchärferer Eintheilung noch als viele kleinere oder ganz kleine Gruppen würden aufzuſtellen ſein. Ich bezeichne ihren bunten Inhalt einfach als „Allerlei Namen": es iſt zu bemerken, daß von allen im Vorausgehenden betrachteten gewöhnlicheren Arten der Benennung abgeſehen unter den Familiennamen, wenn auch verhältnißmäßig ſeltener, noch alles mögliche Andere auftritt. Nicht mal auf Subſtantive und Adjective beſchränken ſich die Namensformen, wie ich weiterhin noch an einigen Beiſpielen zeigen werde. Viel häufiger indeß als bei den Deutſchen zeigt ſich dieſe buntere Benennungsweiſe bei

den Eſten: dreimal ſo viel ungefähr derartiger „allerlei Namen“ finden ſich bei ihnen, was unverkennbar vor allen Dingen darin ſeinen Grund hat, daß die Eſten bei der ſo ſpäten und zugleich ſo plötzlich in umfangreichſter Weiſe von ihnen vorzunehmenden Benennung der Familien vielfach in einer gewiſſen Verlegenheit ganz willkürlich nach Namensformen umhertappten. Ja in ſehr vielen Fällen, iſt bekannt, wurden ihnen die Familiennamen auch von Schreibern oder Geiſtlichen oder Gutsherren und Anderen in völlig ſinnloſer Weiſe angeheftet. Bei der Prüfung ihrer Namen kann man daher auch, wo nicht die beſtimmte Quelle, der beſtimmte Grund der Benennung wirklich bekannt iſt, noch viel weniger zu einer irgend größeren Wahrſcheinlichkeit im einzelnen Falle gelangen.

Aber bei den „allerlei Namen“, wie ich ſie kurz zuſammenfaſſend nenne, iſt auch überhaupt die Ermittlung des Grundes der Benennung unendlich viel ſchwieriger, weil die Mannigfaltigkeit der Beziehung der einzelnen zu Namen verwandten Begriffe zu außerordentlich groß iſt. Wenn jemand etwa Stiefel oder Schuh oder Strumpf heißt, es ſind das Namen die in Deutſchland ſämmtlich vorkommen, wer will von vornherein zu entſcheiden wagen, warum dieſe Wörter als Namen gegeben ſind? Zunächſt wird man vielleicht an irgend eine auffällige Beſonderheit der Tracht dabei denken, die die Veranlaſſung zur Benennung wurde, oder jemand handelte etwa mit Stiefeln oder verfertigte welche und ſo nannte man ihn im Scherz ſelbſt ſo, oder was ſonſt noch alles hier zu denken ſein mag. Ein römiſcher Kaiſer hieß „Stiefelchen“ oder „Soldatenſchuh“, Caligula; da iſt uns der beſtimmte Grund der Benennung überliefert: er pflegte als Knabe in ſolcher Tracht im Lager herumzulaufen und erhielt den Namen zum Scherz von den Soldaten.

Es kann hier genügen, die noch zu nennenden Namen einfach nach ihrer Bedeutung zu gruppiren, ohne weiter nachzuforſchen, aus welchem jedesmaligen Grunde die einzelnen zu Familiennamen geworden ſein mögen. Auf Kleidung und Kleidungsſtoffe weiſen Mantel, Pelz, Kappe, Seide, Drell, Knieriem; noch mehr eſtniſche Formen: Kübbar „Hut“, Suk oder im Genetiv Sukka „Strumpf“, Käng oder King „Schuh“, Särk „Rock“ (dörptſch), „Hemd“ (revalſch), Püks „Hoſe“, Pude „kleiner Gürtel“ und andere; von ruſſiſchen Namen Baſchmákow, von baschmák „Schuh, Damenſtiefel“, Júbkin von júbka „Frauenrock“ und andere.

Eſſen und Trinken bietet ſich auch in den Namen: Wurſt, Waſſer, Reinwein; eſtniſch Karrask „Bauerkuchen“, Wiin „Wein“, Leib „Brot“,

Sool „Salz", Kalja, Genetiv zu Kali „Dünnbier" und Anderes, ruſſiſch Blinów von blin „Pfannkuchen", Medów von miód „Honig, Meth" und andere. Aus dem Lettiſchen iſt der Name Deſſa „Wurſt" hier anzuführen.

Auf Wohnung, Haus und Zubehör beziehen ſich die Namen Keller, Mauer, Dach, Nagel, Rauch, von eſtniſchen: Ahhi „Ofen", Kattus „Dach", Link „Thürklinke", Sein „Wand", Laut „Stall", Hirs „Balken", Kuur „Schauer, Regendach", Suits „Rauch", aus dem Gebiet des Ruſſiſchen unter andern Tſchulánow von tschulán „Dachſtübchen". Auch das eſtniſche Weski, dialektiſch Weske „Mühle" gehört hieher; der daneben oder in ihr Wohnende wird wohl danach benannt ſein, wie es der deutſche Name zur Mühlen „in der Mühle" ganz deutlich beſagt.

Ziemlich viele Namen weiſen auf Oertlichkeiten aller Art und ſchließen ſich inſofern den aus eigentlichen Ortsnamen entſprungenen Familiennamen eng an, ſo die eſtniſchen Koddo „Heimat, Heimweſen", Külla „Dorf", Liin „Stadt, Schloß", Nurm „Feld", Luht oder im Genetiv Luhha „Bachheuſchlag, Wieſe am Bach", Loos „grasreiche Niederung", Laan oder im Genetiv Lane „Haide", Liwak „Sandfläche", Mäggi „Berg", Org „Thal", Mets „Wald", Perw „Ufer", Järw „See", Soo „Moraſt", Sild „Brücke". Von ruſſiſchen Namen ſtellen ſich hieher Gorúſchkin von gorúschka „kleiner Berg", Opúſchkin von opúschka „Rand, Waldſaum", Sabalótni „hinter dem Sumpfe (bolóto) wohnend"; von lettiſchen: Pláwing „kleine Wieſe", Purring „kleiner Sumpf", Krasting „kleines Ufer" und andere.

Viele Menſchen ſind nach Körpertheilen genannt, wie Haupt, Horn, Barth, Zoepfell „kleiner Zopf", Bauch, Fuß, Zee; unter den Eſten Körw „Ohr", Kont „Knochen", Maks „Leber" mit der Verkleinerungsform Maſſakene „Leberchen", Seer „Schienbein", Käpp „Pfote", Aju „Gehirn", Soon „Ader", Karw „Haar", Silm „Auge" und andere. Einzelne ruſſiſche Namen ſtellen ſich auch wieder hinzu, wie Wlásſow von wlass „Haar", Gúbsky, das wohl zu gubá „Lippe" gehört. Lettiſch ſind Auſting „kleines Ohr" und Shults „Galle".

Manche Namen beziehen ſich auf Ackerbau und Viehzucht, Schifffahrt und Fiſcherei und anderes Gewerbe, wie Pflug, Haken „be-

ſtimmte Ackerfläche", Floß, Schiff, Bark und andere; von eſtniſchen Adder „Pflug", Rugga „kleiner Heuhaufen", Karri und genetiviſch Karja „Viehheerde", Köddar „Radſpeiche", Wanker „Bauerwagen, Fuhrwagen," Look „Krummholz", ferner Laiu „Schiff", Kimm „Setznetz"; von ruſſiſchen Boroná „Egge", Karabliów, das von korábljj „Schiff" ausging.

Werkzeug und Geräth aller Art iſt unter den Namen vertreten, wie Zirkel, Meißel, Hammer, Schlegel „Schlagwerkzeug", Steinbeil, Keil, Striegel, Pfeil, Kolbe, Siegel, Lyra „Leier", Harff, Bunge „Trommel" und anderes. Aus dem eſtniſchen Gebiet würden zu nennen ſein Saag „Säge", Waſar „Hammer", Serp „Sichel", Püs und im Genetiv Püſſi „Flinte", Wille „Pfeife" (zum Blaſen), Nap „Napf" und ſehr viele andere.

Nach Metallen und verſchiedenen anderen Stoffen ſind auch Manche benannt: Stahl, Kupffer, Bernſtein, Silber, Eiſen, Blei, Erz, die Träger der vier letzteren Namen ſind Eſten. Sonſt ſind eſtniſche: Terras „Stahl", Oebbe „Silber", Raud „Eiſen", Pottas „Pottaſche", Wask „Kupfer", Lubbi „Kalk" und andere. Von ruſſiſchen Namen iſt hier anzuführen Sólotow „Gold", lettiſch iſt Sihter „Bernſtein".

Noch andere Namen beziehen ſich auf Himmel und Himmelskörper, auf Wetter und Wind oder ſich Anreihendes, wie Sonn, Stern, Morgenſtern, Strahl, Hagel, Schnee, Sturm, Wind, Froſt; eſtniſch Taiw „Himmel", Koit „Morgenröthe", Pikker „Blitz", Wihm und im Genetiv Wihma „Regen", Udſu „Nebel", Lummi „Schnee", und andere; lettiſch Swaigſne „Stern", Ssauliht „kleine Sonne", Außeklis „Morgenſtern". Hieher würde auch das ſchwediſche Himmelſtierna „Himmelsſtern" zu ſtellen ſein". - Wieder andere Namen beziehen ſich auf Zeit und Zeitliches, wie Lenz oder lateiniſch geſtaltet Lenzius, Frühling, Sommer, Herbſt, Winter, May, April, die eſtniſchen Redi „Freitag", Päiw „Tag", aber auch „Sonne", Jul, das wohl joul „Weihnachten" ſein ſoll, das ruſſiſche Uspénsky, das von uspénie „Mariä Himmelfahrt" ausging.

Zahlreiche Namen ſind auch abſtracte Wörter, ſo Maaß, Pein, Adel, Kraft, Wandel, Demuth, Glück, Furcht, Wahl und andere.

Man erzählt mir, daß ein früherer Paſtor im Kirchſpiel Kannapä ſich den Scherz gemacht habe, ſeinen Bauern lauter abſtracte Namen zu geben, wie Tarkus „Weisheit", das auch hier vorkommt, Heldus „Güte" und andere. Hier begegnen an eſtniſchen ſonſt noch Kangus „Stärke, Strenge", Karskus „Keuſchheit", Wiljus „Fruchtbarkeit", Tru-us „Treue", Argus „Schüchternheit, Blödigkeit", Lotus „Hoffnung", Odus „das Warten", Wain „Feindſchaft", Tenno „Dank" und andere mehr. Von lettiſchen Namen würde Brihwib „Freiheit" hier anzuführen ſein, von ruſſiſchen Schórochow von schóroch „das Rauſchen, Geräuſch", Mirinow, das von mir „Frieden" ausging, und vereinzelte andere.

Allerlei andere kleine Gruppen von Namen würden ſich leicht noch anreihen laſſen, die gegebenen werden aber ſchon genügend verdeutlichen, bis zu welch wunderlicher Mannigfaltigkeit die Familiennamengebung ausgebildet worden iſt. Nur das will ich zum Schluß noch hinzufügen, daß man ſogar aus dem Gebiete der Adverbia Namen gehabt hat, wie die eſtniſchen All „darunter, unter", Körwi „neben", Seks „dazu", Siſſes „darin" und andere, und manche aus dem Gebiete der Verbalflexion. Wie wunderlich ſolche Namen aber zum Theil entſprungen ſind, davon mag eine mir mitgetheilte kleine Geſchichte Zeugniß geben. Ein eſtniſcher Bauer, der von ſeinem Paſtor gefragt wurde, was er für einen Namen haben wolle, erwiederte dieſem ei moista mis nimmes panda „ich verſtehe nicht, was zum Namen zu legen", „ich weiß nicht was ich für einen Namen beilegen ſoll"; da meinte der Paſtor, er könne ſich ja Moiſto nennen und ſo that ers. Hier als Familiennamen vorkommende eſtniſche Verbalformen ſind Woip „er kann", von woima „können", Puret „du beißeſt", von purema „beißen", Kerrin „ich wickle auf", von kerrima „aufwickeln", Oska „verſtehe", Imperativ von oskama „verſtehen", Jome „wir trinken", von joma „trinken", Künnap „er pflügt" von kündma „pflügen", Nähke „ſeht", Imperativ von näggema „ſehen", Tikkas „er zapfte ab", von tikkama „abzapfen", Läts „er ging", zu minnema „gehen", Serman „ich ſchlürfe", von serbama „ſchlürfen", Karjo „ſchreie", Imperativ zu karjuma „ſchreien" und andere. Auch im Ruſſiſchen, ſagt man mir, kommen imperativiſche Zuſammenſetzungen mehrfach vor: von hier läßt ſich anführen Potjani „zieh, ſpanne", von potjanútj „ziehen, ſpannen".

Damit darf ich wohl meine Mittheilungen abbrechen. Knüpften ſie auch an die uns nächſtliegende Welt, an die Stadt Dorpat, an, ſo werden ſie Ihnen doch auch einen Einblick in das weite große Gebiet der Familiennamen überhaupt und des wunderbaren Getreibes darin gegeben haben, und hoffentlich iſt es mir gelungen, es wirklich zu etwas lebendigerer Anſchauung zu bringen, daß die Familiennamen nicht ſo gedankenlos gegeben worden ſind, wie man ſie gewöhnlich gebraucht, ſondern, daß ſie ein eindringenderer Forſchung ſehr werthes Gebiet der Sprachwiſſenſchaft bilden.

Leo Meyer.

Die neue Gemeindeordnung in Kurland nach dem ersten Jahre ihres Bestehens.

Bereits ein Jahr und drüber besteht die neue Gemeindeordnung bei uns, dürfte aber nicht, gleich so manchem andern Neuen, bei denen wenigstens an Interesse bereits verloren haben, die überhaupt an eine bessere Zukunft glauben und selbst etwas zur Anbahnung derselben beizutragen sich für berufen halten. Dieser letztern aber giebt es viel mehr, sollte es wenigstens viel mehr geben, als in den officiellen Verzeichnissen speciell angeführt sind, vielleicht gerade unter denjenigen, die der Buchstabe des Gesetzes als ganz seitwärts stehend betrachtet, vielleicht gar gewissermaßen abwehrt. Es scheint ja jeglicher Aristokratie, sei's der der Geburt, sei's der des Geldes, sei's sogar derjenigen der größern geistigen Ausbildung zu dieser unsrer Zeit der Tod geschworen zu sein; und der Eifer, mit welchem gegenwärtig jedes einzelne Glied in der Kette der Gesellschaft gegen die andern aufprotzet, und der Harnisch, den wie die einzelnen Nationalitäten, so die einzelnen Stände, Bekenntnisse, Institutionen gegen einander anlegen, könnte uns einen Krieg Aller gegen Alle erwarten lassen, wenn uns nicht die Hoffnung belebte, daß diesmal der Thurmbau der Humanität vielleicht besser gelingen wird als jener alte Bau aus Backsteinen und Erdharz, der bis in den Himmel reichen sollte, da jetzt damit begonnen wird, womit jener endete, — mit Sprachverwirrung. Gewiß, es scheint uns oft, als sei uns einstweilen abhanden gekommen, worauf es eigentlich ankommt, wenn es wirklich besser werden soll. Das Gesetz allein macht es nicht.

Doch zur Sache. Was hat nun die neue Gemeindeordnung bereits Gutes gebracht? — Wir unsrerseits würden uns wundern, wenn man jetzt schon viel Gutes und nicht vielmehr manches Schlechte zu melden hätte.

Jeder junge Baum, der aus der Schule in den freien Garten geſetzt wurde, mag man noch ſo berechtigt ſein, durch ihn einen leeren Platz benutzt und ihn einſt reiche Früchte tragen zu ſehn, geht im erſten, zweiten Jahre zurück, und zwar um ſo mehr zurück, als der Boden, in den man ihn pflanzte, noch nicht gehörig vorbereitet war und die Zweige bei ſeiner Pflanzung nicht genug zurückgeſchnitten wurden. Wenn nun nachweislich wohl nur in verhältnißmäßig ſehr wenigen Gemeinden zum Amte eines Gemeindeälteſten ſich qualificirende Perſonen aufzufinden ſind, die einigermaßen in fließender Weiſe ihre Gedanken ſchriftlich auszudrücken, die Abrechnungen über die hier und da ſchon auf viele Tauſende angewachſene Gemeindecapitalien u. ſ. w. zu prüfen verſtehn, — und oft Leute gewählt werden mußten, die nicht einmal Geſchriebenes leſen, nicht einmal ihren Namen ſchreiben können, ja oft nicht einmal Gedrucktes mit Verſtändniß zu leſen vermögen, — wenn dieſe Uebelſtände noch viel mehr von den andern zahlreichen Gemeindebeamten gelten, wenn endlich, wo irgend das Verhältniß zwiſchen Gutsherrn und Bauerſchaft kein ungetrübtes war, die Mehrzahl der Wähler noch die tüchtiger Gebildeten ganz naturgemäß als die den Herrn näher Stehenden, daher Verdächtigen zu meiden geneigt war, ſo darf man doch wohl behaupten, ſo ſehr man auch aus andern Gründen vielleicht zugeben wird, es ſei mit der Einführung einer neuen Gemeindeordnung nicht länger zu zögern geweſen, dieſe neue, noch dazu wohl ſehr complicirte, die geſetzliche Betheiligung jedes nichtbäuerlichen Elementes bei der Verwaltung der Gemeinde ſo ziemlich ausſchließende Ordnung ſei in ganz unvorbereiteten Boden gepflanzt worden und das Land habe einſtweilen durch dieſelbe mindeſtens noch nichts gewonnen.

Suchen wir dieſe allgemeine Anklage näher zu zergliedern und zu begründen. Der Schein, als entfernten wir uns hier und da zu weit von unſerm Thema, wird ſchwinden, wenn man bedenkt, daß ja doch jegliche Belaſtung und Zuhülfenahme fremder Arbeitskraft mit in die Betrachtung deſſen zu ziehen iſt, was die neue Gemeindeordnung geleiſtet hat, leiſtet und leiſten ſoll; und wer uns etwa Hang zur Schwarzmalerei vorwerfen wollte, dem möchten wir bemerken, daß ja doch keinem Menſchenwerk, auch dem beſten nicht, etwas Schlimmeres begegnen kann, als wenn allgemeines Schweigen oder gar nur zuſtimmendes Aufjubeln die Schöpfer deſſelben die Blößen ihres Werkes zu überſehn veranlaßt. Auf dem rothen Tiſche läßt ſich Vieles ſehr hübſch zurecht legen, was auf dem grünen Felde ſich

ganz anders ausnimmt und hier durchaus nicht so leicht sich einbürgern kann, als es dort entworfen wurde.

Wir wenden uns zuerst der Geldfrage zu. Die jüngstverflossenen Jahre hatten durch das Zusammentreffen vieler glücklichen Zufälligkeiten in dem Besitzstande unsres Bauern einen unglaublich raschen Aufschwung gebracht, namentlich auf den Kronsgütern, wo die Gesinde nicht allein gleich anfangs auf eine längere Reihe von Jahren in Pacht gegeben wurden, sondern auch diese Pacht auf Grund der vor etwa zwanzig Jahren stattfindenden, rasch auf das Doppelte und Dreifache sich steigernden Preise für die Erzeugnisse des Bodens, sowie für die Arbeit berechnet war. Der durch die Frohne bisher gelähmte Unternehmungsgeist der Bewirthschafter größerer Güter, schaffte rasch für jede überschüssige Kraft Erwerb, was die Leute sehr bald durch stete Steigerung ihrer Forderungen auszubeuten lernten. Schreiber dieses hat mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Leuten, die er für halbe Bettler hielt, beim Umtausch eines von Ratten oder Mäusen zerfressenen Päckchens Papiergeld in unversehrte Scheine behülflich zu sein. Dazu kam die allgemeine Entwerthung des Geldes überhaupt. Da mußten sich wohl, wie die Wohlhabenheit der einzelnen Bauern überhaupt wuchs, auch hier und da bedeutende Gemeindecapitalien ansammeln. Nun aber wächst im Menschen wohl keine andre Liebe so schnell als die Liebe zum Gelde. Da wird niemand sich wundern, daß die erste Thätigkeit der jungen Gemeindeverwaltung sich fast ausschließlich den Geldverhältnissen der Gemeinde und zwar meist in einem kleinlichen den nothwendigsten Ausgaben sich verschließenden Sinn zuwandte. Es hatte dieses gewiß auch seine guten Folgen. Hier und da mochte dadurch vielleicht manches in einiges mysteriöse Dunkel gehüllte Gemeindecapital noch rechtzeitig ans Licht gezogen und dem Verschwinden entzogen worden sein, obgleich diese wohl sehr vereinzelten Fälle an Zahl jenen andern weit nachstehen dürften, wo das von der wohlwollenden Gutsverwaltung berathene Gemeindegericht mit einer Umsicht und Gewissenhaftigkeit das Gemeindevermögen zu verwalten beflissen gewesen, wie dieselbe schwerlich überall von der neuen, in Geldgeschäften völlig unbewanderten Gemeindeverwaltung zu erwarten steht.

Aber an schlimmen Folgen hat es bei diesem Knausern auch nicht gefehlt. Die Löhne der Gemeindebeamten, des Gemeindeältesten, der Vorsteher, des Gemeindeschreibers, dieses wichtigsten Beamten, der mehr als irgend sonst ein Secretair den Titel eines Secretairs zu führen berechtigt sein sollte, weil er gewiß recht eigentlich das ganze Geheimniß der Ver-

waltung, namentlich der Gemeindecapitalien in ſich birgt, ſind wohl durchſchnittlich ſo gering ausgefallen, daß nur aufgeſtachelte Eitelkeit oder Unterſchätzung der zu übernehmenden Verpflichtungen das Unzureichende der Löhnung überſehen laſſen konnte. Es ſind bereits Fälle vorgekommen, wo ein gagirter Gemeindebeamteter abſichtlich ſich Pflichtverſäumniſſe zu Schulden kommen ließ, um abgeſetzt zu werden, weil die ihm zugetheilte Gage durchaus kein Aequivalent für die Verluſte bietet, die ihm aus der Beſchäftigung mit ſeinem Amte für ſeinen Haushalt erwachſen. Den Wunſch, bald von dem überkommenen Amte loszukommen, kann man überall hören, zumal ſeitdem, was häufig ſehr bald eintrat, die Leute ſich überzeugt hatten, daß ja unter der frühern Verwaltung, d. h. auf Kronsgütern unter dem factiſch von etwa gefürchteten Gutsherren ganz unabhängigen, von der Gemeinde ſelbſt erwählten, jedenfalls aber viel billigern Gemeindegerichte durchaus garnicht ſolche Ungerechtigkeit, Unordnung und Verſchwendung geherrſcht habe, als ſie ſich vorgeſtellt hatten. Am ſchlimmſten ſind aber die Ausſchußmänner dran, die gar keine Gage erhalten, billig aber doch von der Gemeinde eine kleine Entſchädigung erhalten ſollten, wenn etwa der Dienſtherr eines ſolchen ihm für die vielen Arbeitstage, die er durch den Beſuch der Gemeindeverſammlungen — einmal monatlich doch wenigſtens, in großen Gemeinden vielleicht wöchentlich einmal — verſäumte, einen doch zweifelsohne berechtigten Abzug von dem bedungenen Jahreslohne macht. Klagen darüber dürften wohl auch ſchon vor den Gerichten vorgekommen ſein. Am liebſten hätten die Gemeinden, ſcheint es, wenn man ihr Feilſchen um die Löhne kennt, die neuen Aemter, deren Beſoldung in Zukunft ausſchließlich der Gemeinde zufällt, an den Mindeſtfordernden vergeben, wenn ſich die von ihnen ſelbſt zu treffenden Wahlen nur mit einem ſolchen vorhergegangenen Ausbieten an den Mindeſtverlangenden hätten vereinigen laſſen. Mehr oder weniger hätte bei einer Wahl der Vorſchlag eines Candidaten: „Wählt mich, — ich diene auch umſonſt“ — den Ausſchlag gegeben. Ob nicht bei der Wahl der Aerzte und Volkslehrer, deren Wirkſamkeit die Gemeinde vollends noch nicht zu beurtheilen verſteht und für jetzt noch für durchaus unerheblicher hält, als die Wahrung etwa der Gemeindecapitalien, Magazine und der wirklichen oder vermeintlichen Gemeinderechte, nach Kräften auch der Mindeſtfordernde berückſichtigt werden wird, muß die Zukunft lehren. An Verſuchen dazu hat es wenigſtens bei den Lehrern nicht gefehlt. Daß ſolch ein Knauſern aber ſchon als ein das Gedeihen der neuen Gemeindeordnung gefährdendes, die Zunahme der

allgemeinen Ordnung in Frage ſtellendes Moment angeſehn werden muß, darüber dürften Alle einig ſein. Zum Glück ließe ſich dieſem Uebelſtande leicht abhelfen, wenn höhern Orts die Freiheit und das ununge-fochtene Recht der Gemeinde, über ihre Capitalien zu disponiren, einſtweilen dadurch beſchränkt würde, daß für alle von der Gemeinde zu Gagirende und von ihr abhängende Beamtete ein nach der Seelenzahl und nach den räumlichen Verhältniſſen zu bemeſſendes Minimum der Gagirung gelten ſollte, — wir ſagten einſtweilen, nämlich bis bei unſern Landgemeinden das Verſtändniß vorauszuſetzen ſein wird, das Geld ſei nicht bloß dazu da, um mit Hülfe deſſelben noch mehr Geld zu verdienen, — ein erhöhtes Culturleben, wie des einzelnen Individuums ſo der ganzen Gemeinde, ziehe nothwendig auch größere Ausgaben nach ſich und der Reichthum der Gemeinde beſtehe nicht ſowohl in der Größe des bereits Zurückgelegten, als vielmehr in erhöhter Erwerbsfähigkeit. Neben dieſer übergroßen Sparſamkeit mag allerdings ſich hier und da eine vielleicht übergroße, aus dem Glauben an Unerſchöpflichkeit der geſammelten Tauſende oder aus dem Streben nach Popularität entſpringende Freigebigkeit gezeigt haben; doch ſind gewiß dieſe Fälle weit ſeltener vorgekommen als jene.

Der Eifer, Geld zu ſammeln, zeigte ſich gleich in dieſem erſten Jahre der neuen Gemeindeordnung auch bei einer andern Gelegenheit, wir meinen bei der Verwaltung der Bauervorrathsmagazine. Es mochte, wenn überhaupt, ſo nur wenige Magazine in Kurland geben, in denen nicht bereits ungleich mehr Getreide vorhanden war, als die „Regeln, betreffend die Einrichtung der allgemeinen Wohlfahrt", § 2, feſtſetzen, nämlich ein Tſchetw. Winter- und ein halbes Tſchetw. Sommergetreide auf jede männliche Seele. Was darüber vorhanden, darf zufolge Beſchluſſes des Gemeindeausſchuſſes verkauft werden. Die bereits im Frühjahr vorigen Jahres hohen Preiſe lockten. Es wurde verkauft, hier und da vielleicht ſo viel, daß nicht mehr ganz das vorſchriftmäßige Quantum effectiv im Magazine zurückblieb, doch in der Zuverſicht, daß wenigſtens ſo viel von dem auf die Ernte 1867 ausgeliehenen Getreide wieder einkommen würde, daß auf jede männliche Seele 1 Tſchetw. Winter- und ½ Tſchetw. Sommergetreide ſich fände. Dieſe Ausſicht ſchlug vielleicht hier und da fehl, und jetzt reicht das gelöſte Geld lange nicht hin, um ein eben ſolches Quantum, als verkauft wurde, wieder anzuſchaffen. Wir wollen aus dieſer verfehlten Speculation weder den betreffenden Gemeindeverwaltungen und noch weniger den Aufſichtsbehörden einen Vorwurf machen. Die Mißſ-

ernte konnte in manchen Gegenden noch um Johannis herum nicht geahnt werden. Gewiß aber iſt es, daß ein aufmerkſameres Hinſchauen auf Feld und Witterung, ein genaueres Beachten der großen dem Magazine entnommenen Vorſchüſſe, deren Rückerſtattung nach den Erfahrungen früherer Jahre nur bei einer guten Ernte ermöglicht werden konnte, der großen Verkaufsluſt einigen Abbruch gethan hätte.

Wir erlauben uns hieran noch ein paar Bemerkungen zu knüpfen. Der frühere Satz, zwei Tſchetw. Winter- und ein Tſchetw. Sommergetreide für jede männliche Seele nicht allein, ſondern auch für die weibliche, wie er wenigſtens in manchen Gegenden angenommen wurde, war zweifelsohne zu hoch gegriffen. Die Getreidemaſſen häuften ſich zu ſehr an. Sie ließen ſich nicht ſo leicht umſchütten und durch friſches Getreide erſetzen. Manches verdarb durch Wurmfraß und dergleichen und mußte dann unter dem Preiſe verkauft werden; manches auch wurde als von den Schuldnern unexigibel geſtrichen, weil man, namentlich um im Herbſte ſtatt des alten friſches Getreide zu erhalten, mit dem Ausleihen nicht vorſichtig genug war. Aber der Satz von nur einem Tſchetw. Winter- und einem halben Tſchetw. Sommergetreide für eine, und zwar nur die männliche Seele, ſcheint uns doch zu klein — nicht für diejenigen Gegenden, wo auf fruchtbarem Boden die Bevölkerung dünn ausgeſtreut lebt und faſt ausſchließlich aus dem Landbau ihre Subſiſtenzmittel reichlich zieht, — wohl aber für diejenigen, wo verhältnißmäßig geringer, niedriger und ſchlechter Boden iſt, gleichwohl aber eine dichte Bevölkerung ſich concentrirt hat, weil der noch rohe Bauer diejenige Gegend, wo ſich die zur Befriedigung ſeiner erſten Bedürfniſſe dienenden Dinge, Land, wenn auch in geringer Quantität und Qualität, und daneben Wald, Heuſchlag, Weide, Waſſer, alle beiſammen finden, immer jener andern vorziehn wird, wo er erſt durch den Umtauſch des einen, ihm über ſein nothwendiges Bedürfniß hinaus zufließenden Bodenerzeugniſſes ſich die andern Bedürfniſſe vielleicht aus verhältnißmäßig weiter Entfernung beſchaffen muß. Hier lebt er mehr von einem Tage zum andern, und kann bei eingetretener Mißernte nicht auf die eignen Erſparniſſe früherer Jahre verwieſen werden, es ſei denn auf die ihm abgedrungenen im Gemeindemagazin.

Intereſſant wäre ferner die Auskunft darüber, wie es ſeit Einführung der neuen Gemeindeordnung mit den Communicationsmitteln ſteht. Weſentlich die allgemeine Ordnung, alſo auch den Wohlſtand der Gemeinde

fördernd ſind gute Wege. Eine beſondere Sorgfalt für dieſelben dürfte ſich aber nicht eben häufig gezeigt haben, eher eine Vernachläſſigung. Freilich kann für die Beurtheilung dieſer Branche der neuen gemeindepolizeilichen Thätigkeit das vergangene Jahr nicht gut als Maßſtab angenommen werden. Die ewigen Ueberſchwemmungen beſchädigten hier und da nicht bloß die Brücken, ſondern riſſen auch bisweilen ganze Stücke Weges mit fort; und kam trocknere Witterung, ſo war an Feld und Wieſe Arbeit genug. Gleichwohl brauchten bei einiger Aufmerkſamkeit und Energie der Gemeindeverwaltung einzelne kleine durchgefahrene Stellen auf Knütteldämmen nicht ſo lange den Wagenachſen Gefahr zu drohen, noch auch die hohen Schichten des auf die Wege geſchwemmten Eiſes ſo einzig der Wegräumung durch Thauwetter und Sonnenwärme überlaſſen zu werden, als dieſes, wenn auch nicht auf den Poſtſtraßen, ſo doch auf Kirchen- und andern ſtark befahrenen Wegen geſchah. Wie weit die Gemeinde die Wege zu machen habe, ob auch unmittelbar an den Höfen vorbei, ob durch die Hofesfelder, — darüber entſtanden an manchen Orten Zweifel auch in Betreff ſolcher Stücke, die die Bauerſchaft bisher unweigerlich reparirt hatte. Prediger und Arzt, heißt es wohl einmal, müſſen fahren, der Weg ſei wie er wolle; wem ſonſt der Weg, der uns gut genug iſt, nicht genügt, der möge ihn ſelbſt beſſern. Hoffen wir, daß ſolche Zweifel gelöſt werden und die Aufſichtsbehörden ſolchem Unweſen bald ein Ende machen, einem Unweſen, an welchem zudem wohl ſeltener die eigentliche Gemeindeverwaltung Schuld iſt als vielmehr die geringe Autorität, der geringe Gehorſam, die die Gemeinde für jetzt noch den Männern ihrer eignen Wahl ſchuldig zu ſein glaubt.

Schlimmer aber ſteht es mit etwas Anderm, für welches wir das Intereſſe aller irgend maßgebenden Autoritäten hiermit durchaus in Anſpruch zu nehmen wünſchten, — wir meinen die Volksſchule, die ſo oft beſprochene, oft in Angriff genommene, immer wieder ad calendas graecas verſchobene Schulſache! Es mag Optimiſten geben, die da ausrufen: Gebt dem Volke nur die Freiheit, — laßt es nur wohlhabend werden, ſo werdet Ihr ſehn, wie es ſelbſt für Schulen ſorgen wird. Seht nur auf Nordamerika. Nichts von Schulzwang; und welch ein blühender Stand der Volksſchule u. ſ. w. Wir erinnern uns ſelbſt aus dem Munde ſehr wohlwollender und maßgebender Perſönlichkeiten ähnliche Aeußerungen gehört, Aehnliches auch kürzlich geleſen zu haben. Wir erinnern auch, um naheliegende Beiſpiele anzuführen, an die Schulberichte, die kaum ein

Jahr nach Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland über das faſt wunderbare Aufblühen der Schulen daſelbſt — in Podolien allein, wenn wir nicht irren, über 1000 neue Schulen in ¾ Jahren — zu leſen waren. Wir aber bekennen uns in dieſer Angelegenheit leider zu den Peſſimiſten und hören in jenem Ausrufe nur ungefähr daſſelbe, als wenn jemand uns riefe: Werft doch nur das Kind getroſt ins Waſſer, Ihr werdet ſchon ſehn, wie es ſchwimmen lernen wird. Das Beiſpiel oder Vorbild Amerikas aber glauben wir durch die Bemerkung zurückweiſen zu können, daß doch Amerika, dies Land wo es nichts Ererbtes giebt, dies Land der freien Hetze gleichſam, in keinerlei Weiſe uns als Beiſpiel dienen kann, wenigſtens nicht eher dienen kann, als bis Europa etwa eben ſolch eine tabula rasa geworden iſt, wohin die Amerikamüden wandern, als Amerika es war, da die Europamüden dorthin zogen. Wenn aber, wie wir hoffen, die Ausſichten der erwähnten Optimiſten in unſern Oſtſeeprovinzen nicht eben ſo ſchnell getäuſcht werden, als im übrigen Rußland der Triumph über den Aufſchwung des geiſtigen Lebens des Volkes, namentlich der Volksſchulen gleich nach dem 19. Februar ſich raſch in die bitterſten Klagen über die ſittliche Verſtumpfung, Demoraliſation und Verarmung des Volkes umgewandelt hat, ſo dürfen wir unter mancherlei andern mitwirkenden Urſachen doch wohl vornehmlich auch den Umſtand anführen, daß bei uns lange vorher, ehe noch die ſchon ſeit vierzig Jahren aufgehobene, ſchon vorher mehr nur nominell exiſtirt habende Leibeigenſchaft durch Aufhebung der Frohne, durch Einführung der Pacht, ja des eigenthümlichen Grundbeſitzes in das Bewußtſein voller Freiheit übergegangen war, ſchon ein guter Anfang mit guten, nicht bloß auf dem Papier exiſtirenden Schulen gemacht war, — ohne uns aber verhehlen zu dürfen, daß auf dem ſchon gelegten Grunde gerade jetzt mit verdoppelter Anſtrengung weiter gebaut werden muß, wenn der gelegte Grund immer ſiegreich dem Andrange immer größerer Ungebundenheit Widerſtand leiſten und nicht fortgeſchwemmt werden ſoll. Hat ſich nun etwa unſer Bauernſtand als bereits ſo weit intellectuell vorgeſchritten bewährt, daß der neuen Gemeindeverwaltung getroſt der Weiterbau der Schulen überlaſſen werden kann? Was hat ſie in dieſer Beziehung in dem erſten Jahre ihres Beſtehens geleiſtet? — Wir fürchten, ein paar durchaus vereinzelt daſtehende Ausnahmen etwa abgerechnet, auf dieſe Frage antworten zu müſſen: nichts, oder vielmehr noch weniger als nichts! Von neuen, bloß auf Betrieb der neuen Gemeindeverwaltung errichteten Schulen wiſſen wir

nichts. Wohl aber wiſſen wir, daß an vielen Orten der Schullehrer zugleich zum Gemeindeſchreiber gewählt worden iſt, weil bei dieſem Schlagen zweier Fliegen mit einer Klappe die Gemeinde billiger abkommt, — obgleich doch leicht vorauszuſehen war, was bald die Erfahrung beſtätigt haben dürfte, daß dieſe beiden Aemter durchaus unvereinbar ſind, und zwar nicht bloß deßwegen, weil jedes derſelben, und namentlich das des Lehrers, ſchon allein für ſich die ganze Zeit und Kraft des Mannes in Anſpruch nimmt, ſondern auch um vieler andern Inconvenienzen halber. An andern Orten wieder ſind Verſuche gemacht worden, geradezu den alten Lehrer zu entlaſſen, weil ein neuer für geringere Gage in wirklicher oder vermeintlicher Ausſicht ſtand. Noch an andern wurde zwar dem Lehrer eine größere Gage, auf die ſchon lange vorher hingearbeitet war, zugeſtanden, jedoch erſt nach unerquicklichen Kündigungen oder nach Abwehrung ſonſtiger von der Gemeindeverwaltung verſuchten Uebergriffe und Anmaßungen gegenüber dem von ihr doch durchaus unabhängigen Küſter.

Hier und da endlich ſind von der Gemeindeverwaltung auch dem Lehrer An- und Zurechtweiſungen ertheilt worden, die eben nur von den puerilſten Begriffen davon, was die Schule leiſten kann und ſoll, zeugen. Es ſind dieſe und ähnliche Uebergriffe allerdings bisher größten Theils noch leicht zu beſeitigen geweſen, wo es dem Lehrer nicht an Gewandheit und Geduld fehlte, oder der Prediger, für jetzt ſo ziemlich der Einzige, der ſich um die Schule kümmert, ſich mit der Gemeinde gut ſtand oder zu lawiren wußte. — Aber lange darf doch ein ſolcher Zuſtand der Herrenloſigkeit der Schule nicht fortdauern. Dem tüchtigern Lehrer iſt ein ſolches Sichmeiſternlaſſen doch auf die Dauer nicht zuzumuthen, ſo wie es dem Prediger doch am Ende nicht zu verdenken iſt, wenn er ſich zuletzt von der Schule, deren Aufbau und Förderung ohnehin erſt nach und nach bei der Gemeinde Anerkennung findet, ganz zurückzieht und ſie, der ewigen Plackereien müde, am Ende ihren Gang gehn läßt.

Es ruht ein eigenthümliches Mißgeſchick auf unſrer Schule. Wir wiſſen noch immer nicht, was denn eigentlich in ihr geleiſtet werden ſoll und wo wir einen Halt für dieſelbe zu ſuchen haben. So viel uns bekannt, ſind ſchon von den verſchiedenſten Autoritäten Schulpläne ausgearbeitet, mannigfach geprüft und zur Beſtätigung vorgelegt worden; immer aber vergeblich. Daß wirklich der Umſtand, daß in dem zuletzt vorgeſtellten Schulplane nicht auch der ruſſiſchen Sprache Erwähnung geſchehn, der Grund ſeiner Nichtannahme geweſen, wie erzählt wird, können wir uns

nicht denken. Das Erlernen einer fremden Sprache in den untern Volksſchulen ſcheint uns überhaupt ein Unding. Das Bauernkind, welches für jetzt gewöhnlich nur einen Winter in der Gemeindeſchule zubringt, auch bei künftigem beſſern Stande der Schule wohl nicht über drei Winter durchſchnittlich in derſelben zubringen wird und damit in der Regel ſeine Bildung für's Leben abſchließt, kann doch von ſeiner Zeit nichts für die Erlernung einer fremden Sprache abmiſſen, wenn es ſich auch nur die erſten Elemente im Leſen und Schreiben ſeiner Mutterſprache, im Rechnen, im Katechismus, in der bibliſchen Geſchichte, im Singen und allenfalls noch in der Erdkunde, im weiteſten Sinne des Wortes, aneignen ſoll. Die verhältnißmäßig Wenigen, welche noch in der Parochialſchule eine weitere Ausbildung ſuchen, denen mag es doch frei ſtehn, das Deutſche oder, wo die Lehrmittel es möglich machen, das Ruſſiſche oder endlich Beides zu erlernen, je nachdem ſie in den Oſtſeeländern oder im Innern Rußlands einſt ihr Fortkommen zu ſuchen oder ihre ſtaatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen beabſichtigen. Wir geſtehn, wenn wir Gleichheit der Sprache als ſo wünſchenswerth anpreiſen, ja als für die ſtaatliche Wohlfahrt abſolut nothwendig fordern hören, uns durchaus dabei nicht einen den geforderten Opfern entſprechenden Gewinn vorſtellen oder ſonſt erdenken zu können, gegen welchen Feind des Staates, gegen welches Miasma etwa die Einheit der Sprache ſchützen ſoll. Es kann wohl der gleiche Anſtrich der Grenz- und Werſtpfähle uns belehren, weß Herrn Land wir betreten haben, keineswegs aber die gleiche Sprache uns ſagen, weß Geiſtes Kind die Redenden ſind. Turgenjew und Akſakow ſprechen beide ruſſiſch, und doch — wie verſchieden iſt ihre innere Welt! Das innere Geiſtesleben, wie des einzelnen Individuums ſo ganzer Nationen, läßt ſich durch keinerlei Sprache in der Befolgung ſeiner eignen, von denjenigen alles Meß-, Wäg- und Zählbaren durchaus abweichenden Gravitationsgeſetze irre machen, höchſtens einigermaßen aufhalten, ſofern die Sprache der bereits erreichten geiſtigen Entwickelung nicht mehr freien Ausdruck geſtattet, in welchem Falle ſie freiwillig mit einer andern vollendetern vertauſcht wird. Das gilt ſelbſt von der Mutterſprache, noch mehr aber von der aufgedrungenen, in Bezug auf welche allein wir den Ausſpruch jenes Staatsmannes allenfalls können gelten laſſen, die Sprache ſei dazu beſtimmt, die Gedanken zu verhüllen, nicht ſie zu zeigen. Den ſogenannten verdeutſchten Ruſſen oder verrußten Deutſchen verachten wir, wie wir denjenigen verachten, der irgend einem Zwange von außen nachgebend, höher hinauf oder tiefer

hinab geſtiegen, von ſeinem Vaterhauſe und dem darin Zurückgebliebenen nichts mehr wiſſen will, — ſowie wir dagegen denjenigen hoch ſtellen, der frei die neue Sprache wählte, nicht bloß um ſich zu nützen, ſondern um ſeinen alten Sprachgenoſſen das Geiſtesgut zuzuführen, das ihm die neuen bieten, und umgekehrt.

Das erwähnte Hinderniß der Beſtätigung alſo ließe ſich, wenn es wirklich ſtattfand, leicht beſeitigen, wenn feſtgeſetzt würde: In der eigentlichen Gemeindeſchule ſoll nur lettiſch unterrichtet werden; in der Parochialſchule aber möge auch die deutſche und ruſſiſche Sprache, ſo weit die Lehrmittel reichen, gelehrt werden, jedoch weder die eine noch die andere obligatoriſch. Daß an der Localſchulbehörde auch die Gemeindeverwaltung weſentlich Theil zu nehmen hätte, verſteht ſich von ſelbſt. Wer ſonſt in den Schulvorſtand gewählt werden ſoll, kann gleichgültig ſein. Entbehrt oder umgangen können für jetzt aber die Prediger nicht gut werden, zumal nicht bei den Parochialſchulen, die ihre Subſiſtenzmittel zunächſt aus dem Kirchengute beziehen. Thut auch nichts — die evangeliſche Kirche hat ja bekanntlich keinen Papſt und kein Concordat.

Wir kommen ſchließlich noch in Kürze auf die Gemeinderollen, ob ſie gleich in dieſen Blättern ſchon ein paar Mal beſprochen ſind. Sie ſollten, wenn wir nicht irren, ſchon zum 1. November 1866 mit genauer Altersangabe jedes einzelnen Individuums auf Grund der Kirchenbücher fertig ſein. Sie ſind es aber wohl nur erſt verhältnißmäßig in wenigen und kleinen Gemeinden, in großen aber noch heute nicht und werden es auch in Jahr und Tag nicht überall ſein, ungeachtet mehrfacher vom Conſiſtorio auf Requiſition andrer Autoritäten ergangener Befehle, mit namentlicher Nennung eines ſich geweigert habenden Predigers (der Schreiber dieſes war es nicht) und Hinweiſung auf andere, die für ſolche Altersangaben eine Entſchädigung verlangt hätten (auch zu dieſen gehört Schreiber dieſes nicht). Ehe wir uns nun unſer unmaßgebliches Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Einrichtung dieſer Gemeinderollen u. ſ. w. erlauben, erſt eine kleine Illuſtration zu der Unmöglichkeit, dieſelben in weniger als zwei, drei Jahren vollſtändig mit den nöthigen Altersangaben zu verſehn. „Du kamſt nach deinem Alter?“ — „„Ja, für mich, meine Wirthin und meine ſieben Kinder.““ — „Gut. Setze Dich und ſage an. Wie heißeſt Du?“ „„Ich dächte, lieber Paſtor, Ihr ſolltet mich doch kennen. Ich bin ja Fiſcher.““ „Ja, Lieber, ich weiß wohl, Du biſt Wirth im Fiſcher-Geſinde und heißeſt Peter; aber wie iſt Dein Familienname?“ „„Ich

habe keinen. Ihr wißt, mein Vater war Knecht und zog von einem Wirth zum andern.“ „Nun, das geht doch nicht; Du mußt doch Deinen besondern Familiennamen haben. Zeige mir einmal Deinen Zettel vom Gemeindeschreiber. Nun sieh', Du heißt Pferdchen.“ Er schweigt. „Wie alt bist Du? ungefähr?“ „„Im fünften Jahrzehnt etwa.““ „Und wo bist Du geboren?“ „„Das werde ich Euch nicht ganz sicher angeben können; ich glaube im N. N. Gesinde oder im N. N. Häuschen.“ Nun beginnt das Suchen, bis er endlich nach vielen Kreuz- und Querfragen als Sohn des „Füllen-Jahn“ geboren, nicht im N. N. Gesinde oder Häuschen, sondern in der P. P. Buschwächterei, unter den Täuflingen des Jahres 1817 gefunden wird. Niemand, der unsern Bauern kennt, wird diesen Mann deßwegen schon für unzurechnungsfähig halten; keineswegs, er kann darum immer ein sehr verständiger und tüchtiger Mensch sein. Aber wenn schon in ganz andern Kreisen z. B. die Bezeichnung „N. N.sche Frau“ unter Umständen gefälliger klingt als bloß „Frau von X.“, so wollen wir uns nicht wundern, wenn unser Bauer sich lieber mit dem Namen des von ihm besessenen Gesindes bezeichnen hört als mit dem ihm, vielleicht noch aus mancherlei Gründen unliebsamen, erst in den dreißiger Jahren neu creirten, seiner Umgebung nicht einmal bekannten Familiennamen. Genau seine Jahre zählen und auf seinen bloßen Namen halten, gehört schon einer Stufe von Selbstbewußtsein an, die unser Bauer, bei aller Befähigung und Berechtigung dazu, für jetzt noch nicht erstiegen hat. In kleinen Gutsgemeinden, wo die einzelnen Individuen mit der Gutsverwaltung in tägliche Berührung kommen und der oft gehörte Name, als Feldmann, Waldmann, Jägermann, Dick, Lang u. s. w. häufig deutsch und in seiner Bedeutung unverstanden, an den Taufnamen unflektirt sich anreihet, imprimirt sich dieser Familienname leichter; nicht so in großen compacten Bauerschaften, die nur durch wenige im Hofe dienende Knechte mit demselben in mittelbarem Connexe stehn und nur selten ihren Familiennamen hören; wo endlich die nicht vom Hofe gegebenen, sondern aus dem Munde des Volkes selbst genommenen Familiennamen, wie Sirgelis, Kummelsch, und noch mehr Adjective, wie Beesais, Gaŗŗais, den Taufnamen, namentlich den weiblichen, nicht leicht angefügt werden können, ohne dem lettischen Idiom einige Gewalt anzuthun.

Wenn nun auch unter zehn Personen vielleicht nur eine so schwer zu ermitteln ist als jener Fischer-Wirth, die jüngere Generation aber leichter zum Ziele führende Angaben zu machen weiß und leichter aufgefunden wird,

namentlich nachdem der Prediger vielleicht ein halbes Jahr und länger daran gearbeitet hat, um aus den etwa ſieben Foliobände füllenden, etwa 25,000 Kinder enthaltenden Taufregiſtern der letzten 60 Jahre einen leicht überſehbaren Auszug anzufertigen, in welchem die einzelnen Taufnamen zuſammengeſtellt ſind u. ſ. w., auch dann ſind immer wohl 5 Minuten durchſchnittlich auf jede Altersermittelung anzunehmen, was bei einer Gemeinde von 8000 Seelen nicht weniger als 666 Stunden einer ſehr langweiligen Arbeit ergiebt und leicht einen ſetzenartigen Zuſtand der Kirchenbücher zur Folge hat.

In eben dieſen Blättern war einmal bemerkt, daß dort, wo Perſonalbücher in den Predigerarchiven vorhanden ſind, die Ausfüllung der Altersnotizen in der Gemeinderolle ein Leichtes ſei. Das geben wir gern zu. Aber dieſelben Gründe, die oben als für die Altersangaben erſchwerend angeführt wurden, walten bei Anfertigung und Fortführung der Perſonalbücher doppelt vor. Schreiber dieſes hat mehr als einmal mit der Anfertigung eines ſolchen Buches den Anfang gemacht, hat es aber eben um jener Namensverwirrung halber nie weit bringen können. In den für Livland ſo verhängnißvollen vierziger Jahren wurde uns Predigern Kurlands von maßgebender Seite der weiſe Rath ertheilt: Quält Eure Gemeinden nicht durch Schreibereien! Eine ſolche Quälerei aber wäre es unſtreitig, wollte der Prediger ſeine noch zwei Meilen weit hinter der eben ſo weit ſchon vom Paſtorate gelegenen Kirche wohnenden Gemeindeglieder nöthigen, zu ihm ins Haus zu kommen, um ſo die Identität der in der Kirche angeſchriebenen Communicanten z. B. mit den im Perſonalbuche verzeichneten Perſonen zu conſtatiren. Der Gewinn dagegen wäre zu gering.

Wenn wir uns ſo vielleicht des zu Weiten über die Ausfüllung der Altersrubrik in den Gemeinderollen ausgelaſſen haben, ſo geſchah es einerſeits um unſere Leſer auf die rudis indigestaque moles aufmerkſam zu machen, die wir noch in unſerm Landvolke vor uns haben, und wie dringend daher für ihre Bildung zu ſorgen wäre, wenn wirklich eine neue Ordnung in ihr Platz greifen ſoll; andrerſeits aber und vornehmlich um darzuthun, daß den Predigern in der That eine für die Kürze der Zeit unausführbare Arbeit aufgelegt wurde, die vielleicht hier und da zu dem Ungeſtüme des jungen Gemeindebeamteneifers in unerquicklichem Contraſte ſtand, und das ferner die gerügte Forderung einzelner Prediger, ihre Mühe remunerirt zu ſehn, (Schreiber dieſes hat ein für allemal nie eine Zahlung für Extracte aus Kirchenbüchern von ſeinen Bauergemeindegliedern angenommen), durchaus

keine ſo unbillige war, zumal da eventuell durch die Gemeinderollen eine Menge Extracte aus den Kirchenbüchern in Zukunft wegfallen dürften, für welche ſie gewohnheitlich und geſetzlich eine Remuneration zu beanſpruchen berechtigt waren. Aber freilich — was macht das bei einer Einnahme von 3, 6 bis 10 Tauſend Rubeln aus, die ſogar der „Invalid" den kurländiſchen Paſtoren zuertheilt!

Wir wenden uns nun den Rollen ſelbſt zu. Ob ſie irgend wo, auch dort, wo ſie bereits nicht bloß mit den Altersangaben für die männlichen Gemeindeglieder vom 15. bis zum 70. Jahre, wie ſolches hin und wieder ſelbſt in großen Gemeinden bis zum 1. November 1866 ermöglicht wurde, ſondern ſelbſt für ſämmtliche Gemeindeglieder männlichen wie weiblichen Geſchlechtes verſehn waren, gebraucht worden ſind, wiſſen wir nicht; bekannt ſind uns aber tüchtige Gemeindeſchreiber, die ohne ſie nicht bloß durchkamen, ſondern offen behaupten, ſie ſeien zum Gebrauch bei Rekrutirungen, bei Steuerrepartitionen u. dgl. weit ſchwerer zu handhaben als die alten Reviſionsliſten. Das Alter der zunächſt Betheiligten ſei ihnen ja namentlich aus den Altersbeſcheinigungen, welche die neu in die Liſten der Zahlungspflichtigen Einzutragenden vom Paſtor beizubringen hätten, genau bekannt. Um das Alter des weiblichen Geſchlechtes ſich zu kümmern, hätten ſie ſo leicht keine Gelegenheit u. dgl. Weit nun davon entfernt, die Vortheile einer ſolchen vollſtändigen Gemeinderolle in Abrede ſtellen zu wollen, vielmehr überzeugt, daß eine vollendetere Beſteuerung, genauere Statiſtik u. ſ. w. eben nur durch ſolche überſichtliche Zuſammenſtellung des Alters und andrer Verhältniſſe ermöglicht werden kann — auch andre Vortheile nicht verkennend, daß nämlich nunmehr die Gemeindeglieder genauer mit ihren Familiennamen bekannt werden und den Predigern zugleich die Möglichkeit geboten wird, die Grundlage zu Perſonalbüchern zu erhalten, — glauben wir doch den Gebrauch dieſer Rollen als durch ihre jetzige Einrichtung ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich gemacht bezeichnen zu müſſen. Wäre etwa nicht eine fortlaufende Verzeichnung der ganzen Gemeinde nach den einzelnen alphabetiſch geordneten Familien mit fortlaufender Nummer und Altersbezeichnung der einzelnen Individuen und daneben ein zweites Buch, in welchem bei den gleichen Nummern bemerkt würde, ob anſäſſig, unanſäſſig u. ſ. w. — zweckentſprechender als die jetzige Einrichtung, bei welcher z. B. die Glieder einer und derſelben Familie leicht möglich über alle fünf Rollen ſich vertheilt finden können? Wäre überhaupt z. B. die Scheidung der unanſäſſigen Gemeindeglieder in ſelbſtändige, Hofesknechte,

Geſindesknechte beizubehalten, da ja heute oder morgen der Hofes- oder Geſindesknecht in die Stadt als Arbeiter gehn und ſelbſtändig werden kann u. ſ. w., da ferner die Intereſſen dieſer ſchwer aus einander zu haltenden Klaſſen bei den Wahlen ihrer Vertreter und durch dieſelben ihrer übrigen Gemeindebeamten doch nur wenig oder garnicht aus einander gehen können, und da auch z. B. der in den Ausſchuß gewählte Hofesknecht dadurch keinen neuen Inſtructionen unterliegt, daß er den Hofesdienſt verläßt, und Geſindesknecht oder unanſäſſig wird? — Wir geben gern die Incompetenz unſres Urtheils über dergleichen Dinge zu; möchten aber doch um dieſer Complicirtheit willen dieſe Rollen zu denjenigen Zweigen rechnen, die bei der Verpflanzung der neuen Ordnung in unſre Gemeinden viel mehr hätten zurückgeſchnitten werden müſſen. Wie ſie jetzt ſind, wäre auch um der vielen in Jahresfriſt eintretenden Veränderungen willen ihre jährliche gänzliche Umſchreibung unvermeidlich, während bei unſerm Vorſchlage höchſtens nur das Nebenbuch, und auch dieſes nur etwa alle drei, vier Jahre einmal umzuſchreiben wäre.

Daß mit den Altersangaben in den Gemeinderollen auch leicht Unfug getrieben werden kann, da die Daten nur mit Ziffern und nicht mit Buchſtaben geſchrieben werden, liegt zu Tage. Wie leicht z. B. iſt aus dem 6. Februar der 16. gemacht, und bei 6 loſt der Junge noch mit, bei 16 nicht mehr. Doch in ſolchen Fällen bliebe ja der Rekurs an die fides pastoralis, wie denn auch die Liſte der zur Vorſtellung kommenden zur Beſtätigung der beigefügten Altersangaben den Predigern vorgelegt wird.

Schließlich noch eine kurze Bemerkung. Es iſt den Predigern aufgetragen, bei Annahme der Kinder zur Confirmation auch Nachfragen darüber anzuſtellen, ob ſie revaccinirt ſind, oder nicht, und von dem Ermittelten die Gemeindeverwaltung in Kenntniß zu ſetzen. So gering dieſe Mühe iſt, ſo freuen wir uns doch annehmen zu dürfen, daß dieſer Auftrag, wenigſtens von dem Augenblicke an, wo die Gemeinderollen vollſtändig mit den nöthigen Altersangaben verſehn ſein werden, den Predigern wieder abgenommen werden wird. Unſere Leſer werden ohne Ausnahme zugeben, daß jegliche, ſelbſt die unſcheinbarſte Art von polizeilicher Ueberwachung, von dem officiellen Zählen der in den einzelnen Häuſern vorhandenen Bibeln, den Nachfragen nach den in denſelben gebrauchten Andachtsbüchern u. ſ. w. an, bis zu den ſanitätspolizeilichen Nachforſchungen nach Vaccination oder Revaccination bei Gelegenheit der Confirmation herab, in das Thun und Treiben des Predigers ein fremdes Element bringt, welches dem

durchaus frei geboten ſein wollenden Vertrauen und Zutrauen der Gemeinde zu ihrem Geiſtlichen nicht förderlich ſein kann, während Jedermann es ganz in der Ordnung finden wird, wenn die Gemeindeverwaltung, mit den Gemeinderollen und Vaccinations- und Revaccinationsregiſtern in der Hand, dafür Sorge trägt, daß bis zu einem gewiſſen Alter die Revaccination vorgenommen ſein muß.

Mögen dieſe unmaßgeblichen Bemerkungen eines inmitten des grünen Feldes und gern in demſelben lebenden und wirkenden Augenzeugen etwas dazu beitragen, die Herren des rothen Tiſches leichter gewahren zu laſſen, wo der jüngſt verpflanzte, gewiß lebenskräftige und ſeiner Zeit reiche Früchte verheißende Baum der neuen Gemeindeordnung des Beſchneidens, wo er der Stütze bedarf.

G. Braſche.

Anmerk. d. Red. Wir haben in Vorſtehendem den Bericht unſeres verehrten Mitarbeiters über die bisherige Wirkſamkeit der Landgemeindeordnung in Kurland, obgleich wir mit der etwas dunkeln Färbung deſſelben nicht übereinzuſtimmen vermögen, unſeren Leſern um ſo weniger vorenthalten wollen, als ſich erſt durch die Vergleichung möglichſt vieler, wenn auch im einzelnen Falle mehr oder minder local und ſubjectiv bedingter Erfahrungen ein wahrhaft objectives Urtheil wird bilden können. Indem wir aber ſchon hier dem vorliegenden Aufſatz gegenüber unſere abweichende Auffaſſung dahin ausſprechen zu können glauben, daß in demſelben die meiſten gerügten Mißſtände auf die Geſetzgebung zurückgeführt werden, während ſie uns vielmehr auf einer nicht immer correcten Handhabung des Geſetzes durch die Aufſichtsbehörden zu beruhen ſcheinen, behalten wir uns eine eingehende Beſprechung dieſes Gegenſtandes für eins unſerer nächſten Hefte vor.

Polniſche Gegenreformation in Livland.

Vortrag, gehalten zum Beſten der nothleidenden Eſten.

Die Reformation hatte das politiſche Gebäude des mittelalterlichen Livlands in ſeinen Grundveſten erſchüttert, denn die Landesherren waren Geiſtliche der katholiſchen Kirche. Was dem Lande wieder Feſtigkeit hätte geben können, wäre die Umwandelung der Conföderation in ein erbliches Fürſtenthum geweſen. Die Einſicht in dieſe Nothwendigkeit hat nicht gefehlt, unüberwindliche Schwierigkeiten aber ſtanden der Ausführung im Wege. Daß der alte Streit zwiſchen Orden und Erzbiſchof um die Hegemonie in der livländiſchen Conföderation nicht zum Austrag gebracht war, wurde eben zum unſeligſten Verhängniß. Keiner von beiden konnte den Schritt zum Proteſtantismus, die Säculariſation wagen, denn dann ſchaarte ſich um den Anderen Alles im Lande, was der katholiſchen Kirche noch anhing; dann mengte ſich das auf Beute lauernde Ausland hinein: zum offenen Anlauf zu ſchwach, ſuchte daher jeder des Gegners Stellung durch andere Mittel zu untergraben, unter denen nicht die letzte Rolle auswärtige Verbindungen ſpielten. Neben die Landesherren waren aber ſchon längſt gewichtig die Stände in Land und Stadt getreten und unter ihnen ſiegte bald die Reformation vollſtändig. Während ſich aber ſo im Lande der politiſche Zerſetzungsprozeß vollzog, nahm zugleich die Weltlage eine veränderte, für Livland äußerſt gefahrdrohende Geſtalt an. Rußland und Schweden kamen neben Polen empor; alle drei ſtrebten energiſch nach dem Beſitze unſerer Küſte, denn er bedingte die dominirende Stellung im baltiſchen Meere. So lockend die Beute, ſo leicht zu gewinnen. Nicht groß war das Land, nicht eben dicht die Bevölkerung; die Mehrheit derſelben, die Bauerſchaft, nicht intereſſirt an der Erhaltung des Staates, die herrſchende Minderheit meiſt in ihre eigenſten, in den engſten Kreiſen ſich bewegenden

Intereſſen verſunken, durch Parteihader zerklüftet, zum Anſchluß ans Ausland bereit, ſoweit ſie über die engeren Kreiſe hinausſah. Nicht des Ganzen Wohl war dabei maßgebend, ſondern Jeder ſuchte nur ſich mit möglichſt geringem Nachtheil oder möglichſt großem Vortheil aus dem Sturme zu retten. Von Deutſchland war keine Hülfe zu erwarten. Ein furchtbarer, mehr als 20jähriger Krieg erfolgte; dann war die Beute getheilt, das heutige Livland fiel Polen zu, der größere ſüdliche Theil früher, der nördliche (Dörptſche) ſpäter.

Ohne Zweifel ſtand der polniſchen Regierung das Recht und die Pflicht zu, Maßregeln zu treffen nicht nur zur Wiederaufrichtung des tief geſunkenen materiellen Wohlſtandes und der zerrütteten bürgerlichen Ordnung der neuen Provinz, ſondern auch vieles Neue einzuführen, wie es durch die veränderten Verhältniſſe nothwendig geworden war. Ebenſo unzweifelhaft aber waren die Corporationen dieſes Landes moraliſch und juriſtiſch berechtigt und verpflichtet zu fordern, daß dabei nicht der deutſche und proteſtantiſche Grundcharakter, den nun einmal die geſchichtliche Entwickelung dieſem Lande aufgeprägt und der trotz aller Schädigung die furchtbaren Kriegsſtürme überdauert hatte, verletzt werde und daß neue Einrichtungen nicht ins Leben gerufen würden ohne Zuſtimmung der Stände. Denn nicht durch Eroberung war Livland an Polen gekommen, ſondern durch Unterwerfungsverträge ſeiner Stände und wohl hatten die livländiſchen Paciſcenten dabei Bedacht genommen, durch die unzweideutigſten Beſtimmungen im Privilegium Sigismundi Auguſti, der berühmten Grundlage des öffentlichen Rechts dieſes Landes, ſich zu ſichern: Herrſchaft der Augsburger Confeſſion, deutſche Sprache in den Behörden, Bekleidung der Aemter nur durch Landeseingeborene, einheimiſches und deutſches Recht.

König Sigismund Auguſt hat auch wenigſtens nicht offen das von ihm ſelbſt ertheilte Privilegium verletzt, wenngleich er ſtets eine enge Vereinigung der neuen Provinz mit Littauen und Polen im Auge gehabt hat und ſehr bald — mit kluger Benutzung unſeligen Parteihaders zwiſchen Erzſtiftiſchen und Ordeniſchen — ſchon 1566, einen littauiſchen Adminiſtrator, den Joh. Chodkiewicz, ſtatt des einheimiſchen Kettler herzuſenden gewußt hat, ſcheinbar auf den Wunſch von ganz Livland. Dann kam bald genug die Union Livlands mit Littauen zu Stande, und wenn die Urkunde darüber auch die Beſtimmungen des Privilegiums aufgenommen hatte, ſo fehlte es doch nicht an einſchränkenden Zuſätzen bedenklicher Art: z. B. die Privilegien, Rechte, Geſetze ꝛc. der Livländer ſollen gelten, ſoweit ſie der neuen Ordnung

nicht widersprechen, soweit sie vernunftgemäß sind ꝛc. Indessen, mochte König Sigismund auch Livland immer enger an Littauen und Polen zu ketten suchen, mochte er selbst eine allmähliche Polonisirung des Landes durch Hereinziehen von Polen anbahnen, die schon unter ihm vorzugsweise mit Gütern belehnt wurden; directe Eingriffe in die Landesrechte hat er sich nicht erlaubt, und auf dem Gebiete der Religion verfolgte er in Betreff Livlands so wenig speciell katholische Pläne als in Polen. Nun starb aber mit ihm das Haus der Jagellonen aus, zu einer Zeit, in der in ganz Europa die katholische Reaction, offen oder geheim, die energischeste Thätigkeit entfaltete. So war es denn auch eines ihrer wichtigsten, mit deutlichstem Bewußtsein verfolgten Ziele, in Polen einen König auf den Thron zu bringen, von dem Unterstützung dieser Bestrebungen zu erwarten war, damit nicht bei fortschreitender Ausbreitung des Protestantismus unter dem polnischen und littauischen Adel, von dem schon ein nicht geringer Theil protestantisch war, Polen allmählich ein protestantisches Land werde. Diese Bemühungen waren von Erfolg gekrönt durch die Wahlen erst Heinrichs von Anjou, des Helden der Bartholomäusnacht, dann Stephans Bathory von Siebenbürgen, eines sehr eifrigen Katholiken. Nun fehlte zwar viel, daß dem neuen Könige in Polen und Littauen zur Verfolgung solcher Zwecke freie Hand gelassen gewesen wäre — davor schützte die Wahlcapitulation — allein es war doch schon viel gewonnen, wenn nur der ernste Wille auf dem Throne vorhanden war, jede Gelegenheit katholischen Zwecken zu dienen, redlich auszunützen, denn für die Herbeiführung solcher Gelegenheiten wußten die Jesuiten zu sorgen, auch war ja bekanntlich nicht jeder Eid in ihren Augen absolut bindend. Wo aber hätte sich eine bessere Gelegenheit gefunden als in dem tief erschöpften Livland, das, nach des Königs Worte zum Jesuiten Possevino, dem päpstlichen Legaten, tabula rasa für die Einführung des Katholicismus bot. So mochte es sich denn gewärtig halten eines doppelten Angriffs: auf seine Nationalät und seine Confession. Und was, fragen wir, konnte Livland dem entgegensetzen. Durch zahlreiche über alle Maßen verheerende Einbrüche, namentlich russisch-tatarische Schaaren unter dem grausamen Joann, auf das Aeußerste entkräftet; die Bevölkerung des flachen Landes vielleicht auf ein Viertel reducirt; von den Deutschen nicht Wenige verzweifelnd an ihrer Heimat, nach Deutschland zurückgewandert; die Städte, mit Ausnahme etwa Riga's und Pernau's, fast in Trümmern — Dorpat mußte geradezu nach Abzug des scythischen Pöbels (Ausdruck eines damaligen

Schriftſtellers) neu gegründet werden —; ein großer Theil des Adels von Haus und Hof getrieben und zu Allem noch ein tiefwurzelndes gegenſeitiges Mißtrauen, denn nicht Wenige hatten in dieſer trüben Zeit ihrer Mitbürger heiligſte Intereſſen den Feinden verkauft, wie die Elenden Taube und Kruſe. Das war die Lage des Landes! Nie war Livland innerlich und äußerlich ſchwächer, nie ſchlechter gerüſtet, ſo planvoll durchdachte und geſchickt ausgeführte Angriffe eines an äußerlicher Macht ſo überlegenen, an Cultur kaum nachſtehenden großen Volkes auszuhalten. Und dennoch hat es ſie ausgehalten, hat ſeinen deutſchen und proteſtantiſchen Charakter bewahrt! Wenn irgend etwas, ſo legt dieſes Zeugniß ab von der Kraft die dieſen Principien innewohnt.

Angeſetzt wurde der Hebel zunächſt an zwei Stellen, in Riga und im ehemaligen Stift Dorpat. Riga hatte ſeiner Zeit den König Sigismund Auguſt nur als perſönlichen Oberherrn anerkannt und nicht Theil genommen an der livländiſch-littauiſchen Union. Erſt nach längeren Verhandlungen in den Jahren 1579—1581 erfolgte auch durch Vertrag die Unterwerfung Riga's unter Littauen und Polen. Die Stadt, eifrig evangeliſch ſeit dem Eindringen der Reformation in Livland, hatte ihre Geſandten beauftragt, vor Allem Aufrechterhaltung der Augsburgiſchen Confeſſion, ohne jeglichen Eindrang einer anderen Confeſſion zu verlangen. Schlecht hatte dieſe ihrer Aufgabe genügt: bei der allgemeinen Beſtätigung der hergebrachten Freiheiten Riga's in weltlichen und kirchlichen Dingen war die Augsburger Confeſſion nicht ſpeciell angeführt. Die Auslaſſung war nicht zufällig geſchehen, ſondern darauf berechnet, für alle Fälle freie Hand zu ſchaffen. Auch die Kirchengüter, von denen die Kirchen wenigſtens ſeit 30 Jahren im unbeſtrittenen Beſitze der Stadt waren, vom Erzbiſchof gegen baares Geld urkundlich definitiv abgetreten, faßte der König als ſtreitiges Gut, als Theil des erzbiſchöflichen Erbes auf und behielt ſich die Entſcheidung darüber vor. Wir wiſſen nicht, ob die Rigaſchen Geſandten die Bedeutung der erwähnten Momente nicht erkannten oder nicht erkennen wollten, jedenfalls täuſchte ſich die Bürgerſchaft oder ließ ſich täuſchen, als ſie auf dieſe Bedingungen hin huldigte, da nun der evangeliſche Glaube geſichert ſei; was komme es dann auf den zeitlichen Beſitz an?

Sie wurde freilich raſch genug enttäuſcht. Denn kaum hatte der König, vom Orte des Friedensſchluſſes kommend, kurze Zeit in Riga zugebracht, ſo forderte er eine Kirche für den katholiſchen Cultus. Die Beſtürzung darüber war groß im Rathe, noch größer in der Bürgerſchaft. Dennoch

erreichte der König ſeinen Zweck. Die Urkunde über den vertragsmäßigen Beſitz der Kirchen, die man ſeiner Forderung hätte entgegenſetzen können, war ſpurlos aus dem Rathsarchiv verſchwunden. Ob wirklich Glieder des Rigaſchen Raths, wie die Anſchuldigung erhoben wurde gegen Taſtius und Welling, ſie entwandt haben, muß dahin geſtellt bleiben; ſicher ſcheint, daß mindeſtens zweideutige Schwäche im Schooße des Raths dem polniſchen Begehren erwünſchten Vorſchub geleiſtet hat. Während die Bürgerſchaft ſich anſchickte, beim Könige zur Abwendung ſeiner Forderung einen Fußfall zu thun, ſchloß der Syndicus Welling die Jacobi-Kirche katholiſchen Prieſtern auf: als ſie aus der Kirche kamen, begegnete ihr Zug, Weihrauchfäſſer ſchwenkend, den Bürgern, die zum Könige wollten. Es war zu ſpät; in der Jacobi-Kirche und noch einer andern, der Marien-Magdalenen-, einer ehemaligen Kloſterkirche, fand wieder katholiſcher Gottesdienſt ſtatt.

Einſtweilen begnügte ſich der König mit dieſem Reſultat; er bezeugte urkundlich, daß ihm die Jacobi-Kirche durch freien Beſchluß des Rathes und der Bürgerſchaft für den katholiſchen Cultus übergeben ſei, und zeigte ſich im Uebrigen gegen die Stadt gnädig: er beſtätigte die übrigen Kirchen der Stadt, er ſchenkte ihr die übrigen Kirchengüter, und erlaubte ihr ein Stück des Walles zu behalten, das auf Schloßgrund erbaut war ꝛc. Ehe er aber Riga verließ, ſetzte er über Livland einen polniſch-katholiſchen Statthalter, den Cardinal Georg Radziwill, Biſchof von Wilna, und gab dieſem eine geheime Inſtruction, in der es unter Anderem hieß: „Vor Allem ſoll der Statthalter Mühe daran wenden und darüber wachen, daß die von Uns in der Stadt Riga gelegten Fundamente der heiligen katholiſchen Religion von Tage zu Tage an Wachsthum zunehmen, und zwar ſo, daß ſie in Kurzem über ganz Livland ſich ausbreiten können. ... Des Statthalters Autorität ſoll denen nicht fehlen, wo ſie ihrer bedurften, denen von Uns die Sorge für die Kirchen und kirchlichen Sachen anvertraut iſt. Ferner ſoll der Statthalter dafür ſorgen, daß die Prieſter, welche man herſchicken wird, ſo ſchnell als möglich und ohne Verzug in die Orte befördert werden, wo man ihrer bedarf, namentlich aber nach Wenden, Pernau, Wolmar und an andere Orte von ſolcher Bedeutung. ... In Allem aber, was zur Förderung der katholiſchen Angelegenheit geſchieht, ſoll er mit Mäßigung und Vorſicht verfahren, damit nicht die Gegner oder wenigſtens ihre Prediger einen willkommenen Vorwand erhaſchen zu tumultuiren und Unruhen im Volke zu erregen.“

Rückſichtsloſer ging der König im Dörptſchen Stift vor. Hier glaubte er nicht durch das Privilegium Sigismunds gebunden zu ſein, da es erobertes Gebiet ſei, nach 24jähriger Herrſchaft aus den Händen der Ruſſen in die ſeinen gekommen. Die Annahme war freilich ungerechtfertigt, denn Sigismund hatte ausdrücklich das übrige Livland zurückzuerobern verſprochen. Hier war es denn auch, wo er zuerſt eine ausgeſprochene Stellung zur Herrſchaft der Augsburger Confeſſion in Livland nahm. Noch am Tage nach dem Friedensſchluſſe verbot er in drohender Weiſe dem Dörptſchen Rath Katholiken von Aemtern auszuſchließen oder irgendwie zurückzuſetzen: er ſei nicht gewillt, wenn er die Augsburger Confeſſion in Livland geſtatte, die freie Ausübung des katholiſchen Bekenntniſſes beeinträchtigen zu laſſen. Was nun eifrige Katholiken unter ſolcher Freiheit verſtehen, iſt ſich ziemlich zu allen Zeiten gleichgeblieben: Ausſchluß jedes anderen Bekenntniſſes. Selbſtverſtändlich räumte man daher in Zeiten eifriger und erfolgreicher Aggreſſive der katholiſchen Kirche, wie jene Zeiten der flammenden Scheiterhaufen doch entſchieden waren, durch jede Duldung dem erklärten Feinde einen Vortheil über ſich ein. Am meiſten aber gedachte die Regierung in ihren poloniſirenden und katholiſirenden Beſtrebungen gefördert zu werden, indem ſie möglichſt viele Landgüter in die Hände von Polen zu ſpielen bemüht war. Selbſtverſtändlich war die Verwaltung der Krongüter, das Commando in den königlichen Schlöſſern von ganz Livland ausſchließlich Polen anvertraut, das Stift Dorpat aber ſollte Gelegenheit bieten, auch den Privatbeſitz ihnen zuzuwenden. Während im Rigaſchen den Meiſten, die im Kriege ihrer Güter verluſtig gegangen waren, dieſe zurückgeſtellt wurden, war das im Dörptſchen nur mit den Wenigſten der Fall. Deſto zahlreicher wurden Polen damit belehnt. Doch ſcheint es, daß den Vertriebenen gegen Bekehrung zum Katholicismus ihre Güter reſtituirt werden ſollten. Der päpſtliche Legat, der Jeſuit Poſſevino, berichtet nämlich dem Papſt: „Der König erlaubte mir mit dem livländiſchen Adel über die Reſtitution der von ihnen begehrten Dinge zu unterhandeln, damit ſie einſähen, welcher Gunſt ſie vom apoſtoliſchen Stuhl theilhaftig würden, deſſen Autorität ſie vor vielen Jahren verworfen haben. Dieſes bot verſchiedene Gelegenheiten zur Offenbarung der Wahrheit: wie ſie durch die That ſelbſt die Sorgfalt der Ketzer zum Umſturz der Staaten erfahren hätten, ſo möchten ſie eine andere Sorgfalt am apoſtoliſchen Stuhl erkennen, unter deſſen Leitung ſie einſt feſt geſtanden und geblüht hätten, und keine Mühe wurde geſpart, ſie zur Rückkehr zum

früheren Stande (in der Religion) zu bewegen." Die livländiſche Ritterſchaft ſchlug indeß andere Wege ein: ſie nahm ſich ihrer beeinträchtigten Glieder nachdrücklichſt an: ſie bäten nicht um eine Gunſt, ſie bäten um ihr Recht; ſie proteſtirten endlich gegen die etwa vom Könige beabſichtigte Caſſation einiger von ihm beſchworener Privilegien — das Gerücht darüber war nur zu begründet — vor Gott im Himmel und aller Welt. Jedoch vergebens. Nachdem er die Antwort abſichtlich längere Zeit hingezögert hatte, gab der König endlich den Beſcheid: „Der Zuſtand Livlands habe ſich geändert ſeit der Ertheilung des Privilegiums Sigismundi Auguſti, jetzt müſſe die allgemeine Wohlfahrt maßgebend ſein; die einzelnen ertheilten Privilegien (bezieht ſich auf die Güterbelehnungen) werde er nur den allzeit Treugebliebenen beſtätigen; von den Aemtern ſollten die Deutſchen nicht ausgeſchloſſen ſein, aber ebenſo wenig die Polen und Littauer, die mit ihrem Blute das Land geſchützt hätten; in Betreff der Religion endlich werde er augsburgiſche und katholiſche gleicherweiſe ſchützen." Das ließ denn freilich an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig: vom Throne herab war unverhüllter Rechtsbruch verkündet.

Den Deutſchen ihre politiſche Bedeutung nehmen, die Polen in allen ſolchen Beziehungen allmählich an ihre Stelle ſetzen, das war das eigentliche, wenn auch einſtweilen noch unter dem Vorwande der Billigkeit gegen die Polen verhüllte Ziel. Zugleich ſchien dieſes das ſicherſte Mittel zur Erreichung der kirchlichen Zwecke. Ueberſchauen wir daher kurz die Maßregeln auf dieſem Gebiet. Noch das Jahr 1582 brachte vom Könige eine bürgerliche Ordnung, die ſogenannten „Constitutiones Livoniae". Unſtreitig wurde damit einem dringenden Bedürfniſſe abgeholfen, auch war der Inhalt im Ganzen zu rühmen, namentlich ſollte ein Provinzialrecht aus den einheimiſchen Rechtsbeſtimmungen zuſammengeſtellt werden und dann Gültigkeit haben; aber daran wurde auch nicht einmal gedacht, die Constitutiones verfaſſungsmäßig mit den livländiſchen Ständen zu berathen. Dem Landtage des folgenden Jahres eröffnete ſodann der königliche Commiſſar, daß eine allgemeine Reviſion der Güter ſtattfinden ſolle, wobei jeder Beſitzer ſein Recht zu erweiſen habe: Belehnungen, die vom letzten Erzbiſchof oder vom Adminiſtrator Chodkiewicz ausgegangen ſeien, würden nicht gelten; und doch war der Letztere königlich polniſcher Statthalter geweſen, von Sigismund Auguſt eigens mit der Vollmacht, Güter zu verlehnen, betraut. Eine eigene Reviſionsbehörde wurde eingeſetzt und begann alsbald ihre Thätigkeit, die die ganze polniſche Zeit über dauerte. Sie erreichte nicht

nur, daß der Güterbesitz gleichsam eine offene Frage blieb — welche Schädigung den ökonomischen Interessen dadurch zugefügt werden mußte, liegt auf der Hand — sondern auch, daß wirklich die Zahl der polnischen Gutsbesitzer immer mehr wuchs. Im Jahre 1613 gab es in vielen Kirchspielen ausschließlich solche. Freilich waren die Polen nicht eben wählerisch in den Mitteln, um in den Besitz von Gütern zu kommen. Ein gewisser Wysocki z. B. ließ sich vom Könige mit dem Gute Rosen belehnen, da der Besitzer desselben, Georg v. Rosen, gestorben sei. Nur das persönliche Erscheinen des letzteren in Warschau vermochte des Wysocki Plan zu vereiteln. Dabei erlaubten sich die polnischen Beamten, namentlich die militärischen in den königlichen Schlössern, die ärgsten Gewaltthaten und machten sich allgemein verhaßt, selbst bei den Bauern. Die Schritte der Regierung fanden indessen Beifall in Polen und Littauen: bei seinem Einzuge in Wilna forderte der 10jährige Sohn des Großschatzmeisters in seiner Begrüßungsrede den König auf, die Ueberseeischen (natürlich die Deutschen) in Livland auszurotten, da die Provinz wegen des auf sie verwandten Gutes und Blutes billig den Littauern gehören müsse. So äußerte sich damals die öffentliche Meinung. Der König aber gab eben in Wilna einer livländischen Gesandtschaft, die ihn um Zurücknahme seiner Befehle in der Güterſache bat, abschläglichen Bescheid.

Nach König Stephans Tode benutzten nun die Livländer den Wahlreichstag um ihre Beschwerden auf weltlichem und geistlichem Gebiet nachdrücklich vorzubringen, allein der Reichstag verschob die Behandlung auf den nächsten und der schwedische Sigismund bestätigte alle Privilegien ꝛc. bis er sich sicher fühlte. Dann erließ der Reichstag vom Jahre 1589 eine neue Landesordnung für Livland, die Ordinationes Livoniae, die freilich den Beschwerden nicht abhalf. Vielmehr octroyirte sie den Livländern ein neues Recht (magdeburgisches oder sächsisches), als ob kein einheimisches vorhanden gewesen wäre, und sanctionirte das Verfahren der früheren Regierung in der Güterſache, sowie die Ertheilung von Aemtern an Littauer und Polen. Der König war auch damit einverstanden. Und als die Livländer auf dem Reichstage von 1598 die Aufhebung dieser Ordinationes verlangten, da hatte das keine weitere Folge, als daß der Reichstag ausdrücklich livländische Deutsche, Polen, Littauer für drei gleichberechtigte Nationen in Livland erklärte, die je zwei Abgeordnete auf den Reichstag zu senden hätten, d. h. zwei Deutsche und vier Polen sollten fortan Livlands Vertreter sein; in ähnlichem Verhältniß sollten die Deutschen an

den Aemtern Theil nehmen; auch blieben die Aemter überwiegend in polniſchen Händen. Selbſt dieſe halbe Gleichberechtigung mit den Polen hatten die Livländer damals Urſache als eine Wendung zum Beſſeren anzuſehen. Eine ſolche trat übrigens auf politiſchem Gebiet mit dem Eintritt des 17. Jahrhunderts deutlicher ein: der Krieg mit Schweden veranlaßte die Schonung der Livländer auf dieſem Gebiet.

Nicht auch auf religiöſem. Wir kehren zum Jahre 1582 zurück. Wir ſahen, wie die Regierung ausging von der Forderung der Gleichberechtigung beider Confeſſionen, wie ſie die Abtretung zweier Kirchen in Riga an den katholiſchen Cultus erzwang. Dem entſprach denn auch die noch in demſelben Jahre erfolgende Stiftung eines Bisthums Wenden, das ganz Livland umfaſſen ſollte und reich mit Gütern dotirt wurde. Zum erſten Biſchof wurde der Domherr Solikowsky ernannt, der ganz beſonders bei jenen Unterhandlungen mit Riga thätig geweſen war, da er aber zur Belohnung für ſeinen katholiſchen Eifer ſehr bald auf einen höheren Poſten, als Erzbiſchof von Lemberg, verſetzt wurde, wo er unter den Ruthenen den Katholicismus einbürgern ſollte, ſo erſcheint für Livland, bei der kurzen Amtsdauer des zweiten und dritten, beſonders bedeutend der vierte Biſchof, Otto v. Schenking, ein livländiſcher Edelmann, der zum Katholicismus übergetreten war. Das Bisthum war unter ihm wirklich der leitende Mittelpunkt einer eifrigen propagandiſtiſchen Thätigkeit. Doch war die Wichtigkeit Riga's nicht überſehen worden. Auf Betrieb des päpſtlichen Legaten Poſſevino, der ein Jeſuit war, langten ſchon 1583 zwölf Brüder Jeſu unter einem Provinzial hier an, rühmten vor dem Rathe ihre Verdienſte, eröffneten ihre Abſicht eine Jeſuitenakademie in Riga zu ſtiften, was auch des Königs Wunſch ſei und ſehr zum Flor des gemeinen Weſens beitragen werde, und begehrten nichts weiter, als in ihren guten Dienſten nicht gehindert zu werden. Umſonſt lehnten Rath und Gemeinde dieſe ab: ſie konnten die Jeſuiten nicht hindern, ſich in dem von der Krone abgetretenen Marien-Magdalenenkloſter feſtzuſetzen und gegen Ende des Jahres 1584 ein Collegium zu eröffnen. Sehr bald darauf, jedenfalls noch unter dem Könige Stephan, muß auch noch das zweite Jeſuitencollegium in Livland, zu Dorpat, eröffnet worden ſein, auch hier zum Aergerniſſe der Bürger. Ueber die Tragweite aller dieſer Maßregeln belehrt uns am Beſten der ſchon öfter erwähnte Poſſevino in einem Briefe, den er an den Papſt, nach ſeiner Wegreiſe von Riga, aus Ungarn, über den Zuſtand Livlands gerichtet hat, etwa im April 1583, indem er alle erwähnten

Schritte als ſyſtematiſch zur Katholiſirung geſchehen bezeichnet und um deßwillen den Religionseifer des Königs ſehr rühmt. Doch beklagt er dabei, daß leider auf Andringen der Livländer ihnen die Augsburger Confeſſion geſtattet worden ſei, auch ſie ſpäter nicht verhindert worden ſeien, dieſe Conceſſion von den Buchdruckern in Krakau unter den übrigen Conſtitutionen Livlands drucken zu laſſen. Ferner erfüllte ihn mit lebhaftem Schmerz, daß die vom Könige verſuchte Gründung einer katholiſchen Colonie im Dörptſchen nicht gelungen ſei, da keine Maſovier zur Ueberſiedelung ſich hätten bereit finden laſſen. So habe beklagenswerther Weiſe der König die Anſiedlung von Ketzern geſtattet, um nicht die verwüſtete Gegend völlig verödet zu laſſen, und jetzt drohe Ueberflutung mit holländiſchen Calviniſten und Anabaptiſten. Doch giebt der Jeſuit die Hoffnung nicht auf, katholiſche Coloniſten etwa aus den oberitalieniſchen Alpenthälern nach Livland zu ſchaffen: ziehe der Söldner, der Kaufmann willig übers Meer in die Fremde, wie viel mehr würden ſich fromme Männer bereit finden laſſen im Dienſte Gottes in dies entlegene Land zu wandern. Uebrigens hegt Poſſevino die beſten Hoffnungen für die Katholiſirung dieſes Gebietes, wenn er die großen Erfolge des letzten Jahres betrachte, nur gelte es die Hände nicht in den Schooß zu legen, ſondern ſich zu rühren, denn Englands Beiſpiel diene zur Warnung. Hätte man da noch unter der katholiſchen Maria möglichſt viel Prieſter hingeſandt, möglichſt zahlreiche engliſche Bücher zur Widerlegung der Ketzerei verbreitet, hätte man endlich einige Hundert vornehme und andere engliſche Jünglinge ſofort herausgenommen und ſtreng katholiſch erzogen, ſo würden dieſe entweder ſelbſt ſpäter in geiſtlichen Orden der Ketzerei entgegengewirkt haben oder mindeſtens in anderen Stellungen der Verführung kräftig widerſtanden haben zum beſten Beiſpiele für Andere. Nimmer würde dann die Ketzerei unter der uſurpatoriſchen Königin alſo haben Wurzel faſſen können. Nachdem das geſchehen, ſei es freilich ein wenig ſpät mit Heeren und Flotten helfen zu wollen. Umſomehr müſſe man mit Anſpannung aller Kräfte an der Fortführung des in Livland ſo ausſichtsreich begonnen Werkes arbeiten, denn es ſei ungewiß, wie lange dieſe günſtigen Bedingungen vorhanden ſein würden. Der König könne ſterben, der Friede mit den Ruſſen vorzeitig gebrochen werden ꝛc. Niemand aber könne ſich verhehlen, von welcher Wichtigkeit für den ganzen Norden der Sieg des Katholicismus in Livland ſei, und vor Allem in Riga, dem edlen Emporium des Nordens."

So weit der Jeſuit. Von Riga aus begann dann auch die Propaganda. Die ſchon erwähnte Jeſuitenakademie ſollte jedenfalls, wie überall, ſo auch hier ein Hauptfactor dabei werden. Sie ſcheint indeſſen nicht in beſonderen Flor gekommen zu ſein, wenngleich es nicht ganz (nach einer Warnungsſchrift des Dr. Mylius aus Jena vom Jahre 1596) an Eltern gefehlt zu haben ſcheint, die ihre Kinder in dieſe Schule ſchickten, weil der Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde und weil man bei den Jeſuiten unſtreitig Vieles lernte, was Einem zum Fortkommen im praktiſchen Leben ſehr half. Im Ganzen aber hielt die Rigaſche Bürgerſchaft mit großer Energie und Zähigkeit am evangeliſchen Glauben feſt, gleichwie an den Freiheiten der Stadt, und bildete ſo eine der Hauptſchranken, wenn nicht die ſtärkſte, gegen das Vordringen der katholiſchen Reaction in Livland. Daß der Rath das nicht in gleichem Maße that, daß er ſich häufig einer ſchwächlichen Connivenz gegen die Polen ſchuldig machte, wurde mit eine der Hauptveranlaſſungen zum tiefen Groll der Bürgerſchaft gegen denſelben, der freilich auch noch ganz andere Motive, politiſcher und perſönlicher Natur hatte und endlich ſich Luft machte in dem blutigen Kalenderſtreit. Wir gehen darauf ſo wenig ein wie auf die etwas ſpäteren Kämpfe zwiſchen Bürgerſchaft und Rath in Dorpat; eben weil Motive nicht religiöſer Natur und in den inneren Verhältniſſen der Städte liegend eine ſo weſentliche Rolle dabei ſpielen, daß ohne eingehende Erörterung derſelben die betreffenden Streitigkeiten nicht klar dargeſtellt werden können, was uns hier zu ſehr von unſerem Thema abbringen müßte. Es genügt uns daher anzuführen, daß der proteſtantiſche Charakter Riga's unverſehrt aus dem Kalender- wie aus dem ſpätern Hilchen-Eckeſchen Streit hervorging. Die Jeſuiten haßten daher Riga bald tödlich: mit ca. 400 Proceſſen in 40 Jahren ſuchten ſie die Stadt zur Verzweiflung zu bringen. Im Jahre 1618 wagten ſie in Gegenwart des polniſchen Feldherrn Radziwill und anderer vornehmer Männer die Aeußerung zu thun, Livland werde nicht eher in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren, als bis Riga den verwüſteten Orten Wenden und Wolmar gleichgemacht ſei. Die evangeliſchen Prediger, als Nährer des Glaubenseifers, wurden natürlich auch von einem beſonders intenſiven Haſſe der Jeſuiten getroffen: in jeder Weiſe ſuchten ſie ihre Amtsthätigkeit zu hindern — der Statthalter-Cardinal that der Reaction den Gefallen, mehreren die Kanzel zu verbieten — ſie zu verleumden, kurz ihnen alles Mögliche zum Verbrechen zu machen, wie jenem Paſtor Johannes v. Dalen, der zum Text aus dem Galaterbrief:

„o ihr unverſtändigen Galater" ꝛc. von der Kanzel herab gerufen hatte: „o ihr unverſtändigen Rigenſer, wer hat euch bezaubert, daß Ihr die Jeſuiten aufgenommen habt." Vor der ihm vom Cardinal zugedachten Strafe wurde Dalen indeſſen durch die drohende Haltung der Bürgerſchaft zu ſeinen Gunſten geſchützt. Auch in Dorpat fanden Streitigkeiten zwiſchen den dortigen Jeſuiten und lutheriſchen Predigern ſtatt, und mit den Bürgern, die für ihren Prediger Partei nahmen, während die Jeſuiten ſich hinter den polniſchen Staroſten ſteckten. Doch ſcheint nicht viel herausgekommen zu ſein. Um 1590 verübten die Jeſuitenſchüler in der Nacht einen Unfug vor der Johanniskirche. Der Rector verſprach indeß Genugthuung. Noch anderer Mittel bediente ſich die Propaganda; wie man Proteſtanten aus ihrem Beſitze zu drängen ſuchte, iſt ſchon erwähnt, es ſind aber auch Fälle vorgekommen, in denen Verbrecher ſich Strafloſigkeit durch Uebertritt zum Katholicismus geſichert haben.

Ein ergiebigeres Feld als unter dem Adel und dem Bürgerſtande hoffte die Propaganda unter dem Bauernſtande zu finden, der verwundbarſten Stelle des damaligen Livlands. Der oben erwähnte Schenking, als er noch Dompropſt war, als Livländer der lettiſchen Sprache kundig, begab ſich in die Umgegend von Riga und drang in die Bauern, ſie möchten ſich bekehren. Die lutheriſchen Prediger ſeien Leute geringer Herkunft, die um des Geldes willen ihr Amt verſähen; wie anders in der katholiſchen Kirche: der Cardinal-Statthalter z. B. ſei aus fürſtlichem Geblüt, er ſelber, Schenking, wie ſie wohl wüßten, aus altadeligem Geſchlecht, und doch dienten beide der Kirche, während ſie des zeitlichen Gewinnes gar nicht bedürften. Daraus erhelle deutlich genug, welche von beiden die wahre Kirche ſei. Die Bauern aber erwiderten ihm durch den Mund eines 80jährigen Bettlers: „Wir ſind im lutheriſchen Glauben auferzogen, unſere Herrſchaften bekennen ihn gleichfalls, und die wollen doch gewiß nicht zum Teufel fahren: bekehret zuerſt ſie, dann kommt wieder zu uns!" Den Strandbauern ſpiegelten die Jeſuiten vor, ſeit dem Abfall von der alten Kirche habe der Fiſchfang ſo abgenommen u. ſ. w. An einigen Stellen jedoch, wie z. B. um Fellin herum, rühmen die katholiſchen Geiſtlichen das freudige Entgegenkommen der Leute. Den Hauptſchlag aber führten ſie erſt ſpäter im 17. Jahrhundert. 1611 nämlich erging ein königlicher Befehl — Sigismund war den Jeſuiten unbedingt ergeben — der den lutheriſchen Predigern verbot, unter den lettiſchen und eſtniſchen Bauern zu predigen oder Amtshandlungen vorzunehmen, dieſe ſeien von

Alters katholiſch und müßten es bleiben. Schon 23 Jahre früher hatte der Biſchof ein ſolches Verbot in Dorpat erlaſſen; damals ſcheiterte es hauptſächlich an der Standhaftigkeit des Paſtors Chriſtoph Berg, der trotz Gefängniß das verlangte Gelöbniß, nicht den Bauern zu predigen, verweigerte. Seine Freiheit erlangte er auf die Fürbitte des Adels und aus Furcht vor einem Aufſtande wieder.

Im Jahre 1611 aber erſchien der Zeitpunkt nicht ungünſtig gewählt zur allgemeinen Durchführung einer ſolchen Maßregel, ſowohl im Hinblick auf die Stellung Polens nach außen als auf die innere Lage Livlands. Durch den in dieſem Jahre erfolgten Tod des Königs Karl IX. von Schweden war nach 10jährigem Kriege factiſch eine Waffenpauſe eingetreten, die bis 1617 währte, da der neue König Guſtav Adolph erſt durch den däniſchen, dann durch den ruſſiſchen Krieg bis dahin beſchäftigt wurde, und ſo konnten die Polen gegründete Hoffnung hegen ſich im Beſitze Livlands zu behaupten. Und wie ſehr war gerade in dieſem Kriege das polniſch-katholiſche Element im Lande erſtarkt, wie tief die Widerſtandskraft geſunken unter den entſetzlichen Verheerungen, die nicht bloß von ſchwediſcher, ſondern auch von polniſcher Seite — obwohl dieſe die Beſchützerin ſein ſollte — dem unglücklichen Lande zugefügt worden waren! Und dazu am Anfange eine 3jährige Hungersnoth, eine Peſt ꝛc. Stärker als ſelbſt nach den Kämpfen, die den Untergang livländiſcher Selbſtändigkeit begleitet hatten, muß nach authentiſchen Zeugniſſen*) die Entvölkerung geweſen ſein, wenn wir z. B. hören, daß in Carolen von 200 Bauern nicht der dritte Theil übrig war, in Cambi von 200 nur 40, in Sagnitz von 900 nur 50, in Kawelecht von 200 nur 30, in Schloß Fellin von 600 nur über 50, in der katholiſchen Propſtei Fellin von 4 bloß 3 ꝛc.; im ſüdlichen Livland z. B. in Schloß Ritau von 150 nur 40, in Segewold von 80 nur 40 ꝛc. Und gerade der Umſtand, daß die Schweden in den erſten Kriegsjahren ſo glücklich geweſen waren, daß ſie faſt ganz Livland, bis auf den Umkreis von Riga, erobert hatten, war den polniſchen Beſtrebungen zu Gute gekommen. Denn, da damals der größte Theil des livländiſchen Adels, erbittert durch die polniſchen Bedrückungen, zu den Schweden übergegangen war, mit Ausnahme des Rigaſchen Kreiſes, ſo hatte dies den

*) Protocoll der katholiſchen Kirchenviſitation vom Jahre 1613, in Bunge's Archiv für die Geſchichte Liv-, Eſt- und Kurlands im 1. Bande, lateiniſch, deutſch ein Auszug, die wichtigſten Details enthaltend, im Feuilleton der „Zeitung für Stadt und Land", Jahrg. 1868, Nr. 29—31.

Polen, als ſie in den folgenden Jahren Livland wieder zurückeroberten, die erwünſchte Veranlaſſung zu zahlreichen Güterеinziehungen gegeben und die eingezogenen Güter waren dann theils der katholiſchen Kirche und ihren Körperſchaften, theils auch an polniſche oder mindeſtens katholiſche Beſitzer gegeben worden. Sicher war jetzt die Mehrzahl der Güter in den Händen katholiſcher Beſitzer und dieſe legten ſich in Bezug auf ihre Bauern das Reformationsrecht (d. h. das der Gegenreformation) bei. In dieſem Kriege hatten ferner die Polen viele lutheriſche Kirchen zerſtört, die Prediger verjagt: auf dem geſammten flachen Lande hat es damals, wie man nach dem obenerwähnten Zeugniß mit annähernder Gewißheit behaupten kann, nicht mehr als drei lutheriſche Prediger gegeben und zwei pflegten von Kurland aus die angrenzenden livländiſchen Kirchſpiele zu beſuchen, was übrigens auch mit der ländlichen Umgebung die lutheriſchen Prediger in den Städten thaten. Solcher aber waren, Riga ausgenommen, in Dorpat 2, in Wenden 1, in Pernau 1, das war Alles! Erfährt man dabei zugleich, daß außerhalb Rigas im Jahre 1613 12 katholiſche Pfarren beſtanden und damals zwei neue gegründet werden ſollten, ſo wird man finden, daß trotz des überaus großen Umkreiſes ſolcher Pfarren — ein Pfarrer hatte z. B. zu ſeiner Gemeinde Karkus, Tarwaſt, Paiſtel, Rujen und ſollte außerdem noch Helmet, Fellin und Oberpahlen interimiſtiſch verſehen, wobei noch der Umſtand auffällt, daß unter lauter eſtniſchen Kirchſpielen auch das lettiſche Rujen erſcheint, obwohl der Pfarrer ſchwerlich beide Landesſprachen verſtanden haben wird, wahrſcheinlich keine von beiden — alſo ungeachtet deſſen wird man finden, daß Livland in der That nicht mehr weit davon war, das zu ſein, was es einſt nach dem Ausſpruch des Königs Stephan hatte ſein ſollen, nämlich tabula rasa für die Einführung des Katholicismus. Da die Gutsbeſitzer überwiegend katholiſch waren, getraute man ſich wohl die Reſte der lutheriſchen Gemeinden auf dem Lande auszutilgen; wenn man dann noch den Wirkungskreis der ſtädtiſchen Prediger ausſchließlich auf die deutſchen Bürger beſchränken konnte, dann war eben das flache Land katholiſch. Dies nun war, neben dem Beſtreben überall den Grund zu legen zur Einrichtung neuer katholiſcher Pfarren und zur Stärkung der beſtehenden, der ausgeſprochene Hauptzweck einer katholiſchen Kirchenviſitation, die im Jahre 1613 vom Wendenſchen Archidiaconus Dr. Tecnon — bekannt zugleich als polemiſcher Schriftſteller in kirchlichen Sachen — und dem Jeſuitenpater Erdmann Tolgsdorf, Prieſter an der Jacobi-Kirche in Riga, unternommen

wurde und sich über ganz Livland erstreckte. Wo sich die wenigen lutherischen Prediger auf dem Lande fanden, da drangen die Visitatoren in die Gutsbesitzer oder bei deren Abwesenheit in die Amtleute unter Drohungen, die Prediger zu entlassen, und riefen zu diesem Zweck zugleich den Beistand der polnischen Beamten an, der ihnen fast überall zugesagt wurde. In den Städten verlangten sie die Urkunden, welche die Augsburgische Confession gestatteten, selbst zu sehen — nicht ohne Arglist, denn manche Diplome hatten im letzten Kriege ihren Untergang gefunden — und da sie wenigstens den Bürgern die Uebung derselben nicht verwehren konnten, so bestanden sie desto energischer auf der Forderung, nach dem königlichen Edicte von 1611, daß keine Letten und Esten, auch nicht die Dienstboten der Bürger, weder zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes noch zum Genuß der „ketzerischen blasphemischen Sacramente" zugelassen würden, und erhielten meist auch von den polnischen Beamten die Zusage ihrerseits gegen solche Letten und Esten, die das thun würden oder die auch nur sich von der Messe und katholischen Beichte fernhalten würden, mit Geld- und anderen Strafen einzuschreiten. In Dorpat, wo man seit einiger Zeit wegen der Entvölkerung estnische Bürger in den Verband aufgenommen hatte, wollten sie namentlich auch diesen, da sie Esten seien, das evangelische Bekenntniß verbieten. Die Bürgerschaft protestirte indessen gegen diese Zumuthungen. Mit geringem Erfolge anfangs. Die polnische Regierung, die sich damals gegen die Stadt Dorpat auf anderen Gebieten billig finden ließ, erließ denselben Befehl geschärft im folgenden Jahr und die Stadt wurde vor Gericht geladen. Sie sandte einen Deputirten, Heinrich Kahl, an den König und obwohl die estnischen Bürger durch ihren Aeltermann erklärt hatten, „sie würden ihren Prediger nicht von sich lassen, Gott möge über sie verhängen, was er wolle," so erhielt Kahl in Warschau doch nur den königlichen Bescheid, die Esten, die von jeher katholisch gewesen seien, dürften nicht zu einem anderen Glauben genöthigt werden. So schien die Sache verloren, als vier Tage später ein königlicher Befehl dem polnischen Starosten, der die Stadt beständig wegen Erfüllung des früheren Befehls drängte, verbot den estnischen Stadtprediger in der Ausübung seines Amtes zu stören. Politische Gründe, auf dem Verhältniß zu Schweden beruhend, hatten diese unerwartete Rücksichtnahme veranlaßt. Dennoch forderte der Bischof Schenking nochmals die Entlassung des estnischen Predigers und zwei Jahre später (1616) kam ein neuer königlicher Befehl, der nun wieder dasselbe forderte.

So mußte denn der estnische Prediger wirklich weichen. Im Jahre 1617 durfte in Dorpat das Jubelfest der Reformation nicht öffentlich gefeiert werden. Nunmehr verfolgten der katholische Propst und die Jesuiten den deutschen Prediger Kaspar Pegius, weil er einige Esten getraut hatte. Da verbanden sich Rath und Bürgerschaft feierlich, zu ihrem Prediger und Alle für einen Mann zu stehen. Aber auch die Bürger suchte man durch falsche Anklagen heim: da sollten Einige von ihnen katholische Geistliche durchgehechelt haben, Andere gar sich verbunden haben, sie zu überfallen, während der Rath mit besserem Rechte sich über die Gewaltthaten der Katholiken gegen estnische Bürger beklagte, die ihre Kinder lutherisch taufen ließen oder das Abendmahl lutherisch nehmen wollten. Im Jahre 1619 fingen die Jesuiten gar an die Esten durch Heidukken aus der deutschen evangelischen Kirche mit Prügeln treiben zu lassen. Nach mehreren vergeblichen Klagen erreichte die Stadt endlich doch, daß auch der Starost mindestens den Bürgern die freie Religionsübung zugestehen mußte. Da — mittlerer Weile hatte der Krieg mit Schweden längst wieder angefangen — begannen die Katholischen die Protestanten mit falschen Angebereien zu ängstigen, indem sie einzelne derselben ohne allen Beweis hochverrätherischer Umtriebe anklagten. Die Jesuiten selbst aber und ihre katholischen Untergebenen erlaubten sich nicht nur die Bürger in ihrem Erwerbe zu beeinträchtigen, ohne an den städtischen Lasten theilnehmen zu wollen, sondern erfüllten auch in den Zeiten der Gefahr ihre Bürgerpflicht bei den zur Stadtvertheidigung nothwendigen Arbeiten nicht. Doch blieben sie die erklärten Schützlinge der Regierung. Durch alle diese Bedrängungen wurde wirklich die Bürgerschaft schließlich, 1624, zum Beschluß veranlaßt, keine estnischen Bürger mehr in ihren Verband aufzunehmen, doch wohl um die Veranlassung zu den ewigen Quälereien abzuschneiden. Im folgenden Jahre wurde aber Dorpat durch die schwedische Eroberung erlöst. — In Riga war in der der Eroberung (1621) vorhergehenden Zeit der berühmte Prediger Samson der Hauptgegenstand der Angriffe der Jesuiten gewesen. Eine Nachricht, die übrigens zu vereinzelt ist, um auf ihr weiter bauen zu können, berichtet sogar, ein livländischer Landtag des Jahres 1614, zu Riga, habe die evangelischen Prediger für die Eingeborenen abzuschaffen beschlossen. Ist das wirklich geschehen, so wäre auch der Adel mürbe gemacht worden; oder hätten auch katholische Elemente im Schooße des Landtages sich geltend gemacht? Jedenfalls brachte für Livland erst die schwedische Eroberung ein Ende der katholischen Reaction: ohne irgend

eine tiefere Spur zu hinterlassen, verschwand dann auch die aufgedrungene Kirche aus dem Lande. —

Das Drama schließt und es ist keine Lösung von innen heraus. Der Kampf endet, die Gefahr wird abgewandt: eines Sieges kann man sich doch nicht freuen. Wer kann behaupten, ein fortgesetzter Angriff hätte sein Resultat nie erreicht? Was wäre dann aus Livland geworden? Ein anderes Littauen? Die Vorsehung hat es nicht gewollt. Livland ist ein Damm, gegründet einst gegen den Andrang der Wogen der Barbarei. Hinter ihm liegt blühendes Land. Wenn die Wasser steigen, wenn die Fluten den Damm zu untergraben drohen, dann sieht man die Männer auf ihm mit wachsamer Sorgfalt sich mühen um die Festigung des Dammes. Kein spannendes Schauspiel ist es, das den Fremden oder müßige Neugier befriedigen könnte. Die aber auf dem Damme stehen, die sollen wissen, was sie schützen, und sie haben nicht umsonst gelebt!

A. Büttner.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 29. Mai 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Zur Lösung der ruſſiſchen Valutafrage.

1) Die Aufgabe und ihr Umfang.

Das Ergebniß unſerer früheren Unterſuchung über die ruſſiſche Papierwährung hatte dahin gelautet, daß die richtige Methode der als nothwendig erwieſenen Herſtellung der Valuta bei der in Rußland bisher noch vorliegenden mäßigen Entwerthung des Papiergelds und bei den ſpecifiſchen Eigenthümlichkeiten grade der ruſſiſchen Volkswirthſchaft die Wiederemporhebung des entwertheten Papiergelds auf ſeinen Nenn- oder Gleichwerth mit der Münze und alsdann die Erhaltung des Pariſtands des Papiergelds ſei.

Hiermit iſt der Vorſchlag der Devalvation oder der Herabſetzung des entwertheten Papiergelds auf ſeinen zu einem beſtimmten Zeitpunkte, insbeſondere zur Zeit der Valutaregulirung beſtehenden Curswerth zurückgewieſen, aus Gründen, welche früher eingehend erörtert worden ſind. Indeſſen iſt es von Wichtigkeit, ſich darüber klar zu ſein, daß zumal bei dem gegenwärtigen Curſtande der ruſſiſchen Valuta (Mai 1868)*) die Wiederherſtellung des Geldweſens auch nach dem Grundſatz der Devalvation nicht eben erheblich geringere Mittel als nach dem von uns befürworteten Principe erheiſchen, daß ferner die Modalitäten der erforderlichen Finanzoperationen im Ganzen in beiden Fällen gleichartig würden ausfallen müſſen und endlich in Betreff des zweiten Theils der Aufgabe, nämlich das Geldweſen für die Zukunft geordnet zu erhalten,

*) Unſere Betrachtungen gehen von der Lage der Dinge im Frühjahr 1868 aus, was im Folgenden zu beachten iſt; die ſtatiſtiſchen Zeitdaten, z. B. über Banken, beziehen ſich öfters auf den Mai 1868.

insbeſondere den Pariſtand des wohl vorläufig wenigſtens unter allen Umſtänden verbleibenden wiederhergeſtellten oder neuen Papiergelds zu ſichern, kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem einen und dem anderen Plane exiſtiren würde.

Die gegenwärtige Menge der Creditbillete beträgt in Folge der früher beſprochenen neuen Emiſſion für die Unterbringung der Prämienanleihen an die Succurſalen und für die Goldankäufe in runder Ziffer wieder ungefähr 700 Mill. Rbl. Der Curs hält ſich mit unbedeutenden Schwankungen unter dem Einfluß der Metallankäufe der Reichsbank und der Exportverhältniſſe ſeit Mitte 1867 ziemlich auf gleicher Höhe, etwa 33 Pence per Rbl. S. für London. In Berlin werden ruſſiſche Creditbillete in dieſer ganzen Zeit faſt immer zu ca. 84 Thlr. (für 90 Rbl.) notirt. Die Reichsbank hat nämlich ihre Ankäufe, wie es ſcheint bis in die jüngſte Zeit, fortgeſetzt, und zwar für Gold zu dem am 30. Juli 1867 angekündigten (598 Kop. per Halbimperial), für Silber ſeit dem 18. Febr. 1868 zu einem etwas niedrigeren Curſe (früher 117½, jetzt 116¼ Kop. per Silberrubel). Der Baarvorrath im Verwechlungsfonds iſt in Folge deſſen vom Juli 1867 von 58,5 Mill. Rbl. bis zum 1. Mai 1868 auf 99,41 Mill. Rbl. (wovon 94,55 Mill. Rbl. Gold, 4,86 Mill. Rbl. Silber) geſtiegen, nachdem Ende März der größte Theil des bisher in der Bilanz unter der Rubrik „Kaſſe" ſtehenden „Goldes und Silbers in Münze und Barren" (am 1. März noch 44,11 Mill. Rbl.) auf das Conto des Verwechslungsfonds übertragen worden iſt. Unter „Kaſſe" ſind am 1. Mai noch weiter 13,95 Mill. Rbl. Metall gebucht. Im Ganzen hat ſich daher durch die Metallankäufe der Bank der Baarvorrath von ca. 60 Mill. am 1. Juli 1867 auf 88,65 Mill. am 1. Januar 1868 und auf 113,36 Mill. Rbl. am 1. Mai 1868 gehoben (im März war eine kleine Verminderung um ⅓ Mill. Rbl. eingetreten). Das Agio kann ſeit Mitte v. J. etwa auf 17—17½ % angenommen werden, 100 Rbl. Papiergeld ſind daher etwa 85,3 Rbl. Silber oder die Entwerthung beträgt knapp 15 %. Dies wäre unter gegenwärtigen Verhältniſſen doch das Maximum einer Devalvation. Selbſt bei der Annahme dieſes Satzes würde noch für die Regulirung einer reſtirenden Papiergeldmenge von ca. 600 Mill. Rbl. zu ſorgen ſein. Es ſprechen aber Gründe genug auch bei der Wahl des Devalvationsprincips dafür, grade in Rußland mit der Herabſetzung des Papiergelds nicht ganz bis auf den momentanen Curswerth herabzugehen. Bei einer Devalvation z. B. um 10 % blieben noch 630 Mill. Rbl.

Papiergeld übrig. Vielleicht kann bei der Wahl der neuen feſten Währung und des Münzfußes eine kleine Veränderung des bisherigen Rubelfußes mit in Frage kommen und dann etwa eine geringe Devalvation nicht allzu bedenklich erſcheinen (ſ. u. Nr. 4). Z. B. wenn Rußland, was allerdings wohl kaum wahrſcheinlich und durchführbar iſt, bei der Silberwährung verharren ſollte, ſo würde eine Gleichſtellung des Rubels und des deutſchen Thalers, der weitaus wichtigſten Silberwährungsmünze in Europa, nicht unpaſſend erſcheinen. Dabei würde der Rubel um ca. 7 % herabgeſetzt, alſo eine Papiergeldmaſſe von ca. 650 Mill. Rbl. übrig bleiben, eine freilich noch ſehr anſehnliche Reduction, die wir keineswegs billigen möchten. In dem wahrſcheinlicheren Falle, daß Rußland ſich entſchließt, zur einfachen Goldwährung überzugehen, deren Einführung ja auch in Deutſchland neuerdings lebhaft befürwortet wird, würde dagegen die Wahl eines neuen Münzfußes um ſo weniger zu einem Rechtfertigungsgrund der Devalvation werden können, als grade der jetzige Rubel- und der vermuthlich dann zu wählende Frankenfuß bis auf eine ſehr unbedeutende Differenz im Verhältniß von 1: 4 bereits übereinſtimmen. Wie dem jedoch ſei, gegenwärtig kann von einer irgend ſtärkeren Devalvation ohne völlige Preisgebung des Rechtsſtandpunkts nicht die Rede ſein. Wenn ſelbſt neue politiſche oder finanzielle Kriſen den ruſſiſchen Curs wie im Sommer 1866 wieder ſtark herabdrücken ſollten, ſo darf man auch beim Feſthalten am Princip der Devalvation doch nicht ohne die größten Rechtsverletzungen und Störungen der Volkswirthſchaft einen ſolchen vorübergehend niedrigeren Curswerth des Papiergelds der Devalvation zu Grund legen. Dieſer Einwand wäre noch ganz ſpeciell gegen den Devalvationsvorſchlag Goldmann's zu erheben geweſen, wonach in Gemäßheit der Kriegscurſe im Sommer 1866 die Creditbillete bis auf zwei Drittel ihres Nennwerths hatten herabgewürdigt werden ſollen.*) Es verbleibt ſomit das Reſultat, daß der finanzielle Gewinn bei einer Devalvation in der gegenwärtigen Lage der ruſſiſchen Papiergeldwirthſchaft im Verhältniß zu den geſammten Opfern, welche die Herſtellung der Valuta unvermeidlich erheiſcht, doch nur untergeordnet ſein würde. Dieſer Umſtand ſpricht aber nur um ſo mehr dafür, um eines ſolchen kleinen Gewinns halber nicht die ſchlimmen Conſequenzen der Devalvation oder wenigſtens jeder etwa ein paar Ausgleichungsprocente überſteigenden Devalvation in den Kauf zu nehmen.

*) S. d. ruſſ. Papiergeld. S. 130 ff., 138.

Die finanzielle Seite der Valutafrage gestaltet sich jedoch nach dem Gesagten bei der Adoption des einen oder des anderen der erwähnten Pläne nicht sehr verschieden. Das Folgende modificirt sich daher auch nur wenig, wenn man den anderen Weg vorziehen sollte.

Bei der Untersuchung der Modalitäten und Bedingungen der Herstellung der Valuta wird man in der Valutafrage in erster Linie eine finanzielle oder, bestimmter bezeichnet, eine Frage der Finanz- und Geld- und Credittechnik erblicken müssen. Das uneinlösbare Papiergeld mit Zwangscurs ist in Rußland wie in der Regel eine Staatsschuld, und zwar eine Staatsschuld in einer besonders bedenklichen Form, hervorgegangen aus einem starken „acuten" Deficit. Diese Auffassung giebt schon Fingerzeige für die zur Herstellung der Valuta zu ergreifenden Finanzmaßregeln an die Hand. Das Uebel ist aus einer falschen und schädlichen Form der Deficitbedeckung hervorgegangen. Diese Form muß also vor Allem geändert werden. Mit Recht hat man zwar neuerdings principiell für bestimmte Fälle die Bedeckung des Staatsbedarfs auch durch Staatsschulden vom Standpunkte der finanzwissenschaftlichen Theorie und der rationellen Finanzpraxis vertheidigt. Unter gewissen Umständen darf auch im Falle eines acuten, durch einen Krieg bewirkten Deficits sehr wohl eine Staatsschuld aufgenommen werden anstatt neuer oder erhöheter Steuern. Aber wenn auch die Staatsschuld gerechtfertigt sein sollte, die mittelst des uneinlösbaren Papiergelds „auf die Umlaufsmittel des Landes gelegte Staatsschuld" kann nicht gebilligt werden. Daraus folgt nun zwar nicht, daß diese Papiergeldschuld vollständig und gar sehr schnell getilgt werden müsse, getilgt durch reelle Steuerüberschüsse in normalen Zeiten, die einzige rationelle Art der Schuldentilgung. Wohl aber folgt daraus, daß die Papiergeldschuld convertirt, in eine andre, zweckmäßigere Form der Staatsschulden umgewandelt werden muß. Als Finanzfrage ist die Frage der Beseitigung der Papiergeldwirthschaft also eine Frage der Staatsschuldenconversion, nicht der neuen Staatsschuldenaufnahme. Diese Thatsache muß man sich deutlich vergegenwärtigen, um nicht vor den Schwierigkeiten der Herstellung der Valuta zurückzuschrecken.

Freilich handelt es sich unter allen Umständen darum, sogenannte Anlehen, fundirte verzinsliche Schulden, in bedeutender Höhe noch aufzunehmen, aus deren Ertrage das Papiergeld eingezogen oder gedeckt wird. Aber diese Anlehen erhöhen an sich nicht den Capitalbetrag der Schuld, und ihre Zinsen großentheils nur scheinbar den Betrag der laufenden

Koſten der Staatsſchuld, des Zinserforderniſſes, denn die vielen Ausgaben, welche die Papiergeldwirthſchaft auch den Finanzen des Staats verurſacht (erhöhete Preiſe, Agio für Metallzahlungen u. ſ. w., — anderſeits verminderte Steuererträge z. B. der in Folge der Vertheuerung weniger ergiebigen Verbrauchsſteuern, Zölle) fallen dafür fort. Man mag die Aufnahme ſolcher Anleihen beklagenswerth finden, aber man darf nicht der Herſtellung der Valuta, ſondern nur der einſtigen Urſache der maſſenhaften Papiergeldausgabe die Schuld daran beimeſſen. Das ſind keines Beweiſes bedürftige Wahrheiten, welche man ſich faſt ſcheut, noch beſonders auszuſprechen. Aber der allgemeinſten Erfahrung nach verſtößt man doch im Publicum und ſelbſt in den Kreiſen der Finanzpolitiker gegen dieſe Sätze ſtets wieder, wenn ſchwierige Operationen zum Zweck der Herſtellung der Valuta in Ausſicht genommen werden. Es heißt denn, die Opfer ſind zu groß, die Anleihen nicht zu beſchaffen, die Summen zu hoch, während man daran denken ſollte, daß die Größe der Opfer, die Höhe der Summen — innerhalb gewiſſer Grenzen — gar nicht mehr in Frage kommen, weil man es in dieſer Beziehung mit vollendeten Thatſachen zu thun hat: der Umfang der nothwendigen Finanzoperationen hängt in der Hauptſache von früheren politiſchen Ereigniſſen ab, an denen nichts mehr zu ändern iſt. Nicht das „Ob?“ und das „Wie viel?“, ſondern nur das „Wie?“ und das „Wann“ iſt noch zu erörtern, wenn man ernſtliche Heilung des Uebels beabſichtigt. In Rußland wird der Umfang der für die Herſtellung der Valuta erforderlichen Operationen in erſter Linie von den Koſten des Krimkriegs beſtimmt, welche größtentheils mit Papiergeld beſtritten worden ſind und heute noch faſt ganz unliquidirt in der Papiergeldmaſſe ſtecken.

Ja, beſondere Verhältniſſe, wiederum ſchon vollendete Thatſachen, erhöhen grade in Rußland den Umfang der nötbigen Finanzoperationen noch erheblich. Aeltere und neuere Fehler der Finanzverwaltung haben eine Finanzlage und insbeſondere einen Zuſtand des Staatsſchuldenweſens geſchaffen, deren Regelung ein integrirender Beſtandtheil der Maßregeln zur Herſtellung der Valuta ſein muß, wenn nicht die Ordnung des Geldweſens wiederum ſcheitern ſoll. Deßhalb muß man von vorneherein auf die Regelung dieſer anderweiten Mißſtände mit Bedacht nehmen und manches Detail der für die Herſtellung der Valuta unternommenen Finanzoperationen demgemäß einrichten.

Die Aufgabe der Herſtellung der Valuta erweitert ſich nämlich in Rußland nothwendig zu derjenigen einer allgemeinen Regelung der ſchwebenden Schuld. Die Creditbillete bilden nur einen, freilich den wichtigſten Poſten dieſer ſchwebenden Schuld, daneben ſtehen andre, die Depoſiten der Reichsbank und die Serien, von diverſen kleineren Poſten abgeſehen. Die Ordnung des Depoſitenweſens der früheren Banken war allerdings der Hauptzweck der Bankreform der Jahre 1859 und 1860. Vieles iſt beſſer geworden, aber befriedigend iſt der Zuſtand des Depoſitenweſens auch gegenwärtig noch nicht. In den Serien oder Reichsſchatzſcheinen iſt ferner in Folge der übermäßigen Vermehrung derſelben in den letzten zehn Jahren ein neuer ſehr bedenklicher Poſten der ſchwebenden Schuld hinzugewachſen, der grade neuerdings, wie wir früher ſahen, öfters Verlegenheiten bereitet hat. Faßt man die ſchwebende Schuld als ein Ganzes auf, als welches ſie in einiger Hinſicht erſcheint, ſo ſind durch die Vermehrung der Serien bis zu einem gewiſſen Grade die Verminderung und Conſolidation der Depoſiten und die kleine Einziehung der Creditbillete wieder wett gemacht: was die eine Hand einzog, gab die andere wieder aus. Um die Rückzahlung der Depoſiten leiſten zu können, erfolgte gelegentlich eine neue Vermehrung der Creditbillete. Die Aufnahme der Prämienanleihen, durch welche zum Theil die Lage der Reichsbank conſolidirt werden ſollte, wurde ebenfalls durch neue Emiſſionen von Papiergeld unterſtützt, ermöglicht. Theils für die laufenden Bedürfniſſe der Finanzverwaltung, theils für unvorhergeſehene Anforderungen an den Reichsſchatz wurden die Serien immer ſtärker vermehrt und als ſie in größerer Maſſe in die öffentlichen Kaſſen zurückſtrömten, die Reichsbank größeren Rückforderungen der Depoſiten unterlag und gleichzeitig den vermehrten Bedürfniſſen des Handels durch ſtärkere Vorſchüſſe unterſtützend entgegenkommen ſollte, wußte man, wie wir früher gezeigt haben, wieder keinen anderen Ausweg als abermalige Vermehrung der Creditbillete „gegen Hinterlegung von Schatzſcheinen“: die eine Kategorie ſchwebender Schulden diente der anderen zur „Garantie“! Es iſt als wenn eine Zettelbank Banknoten gegen Deckung mit den von ihr ſelbſt ausgeſtellten Wechſeln ausgäbe! (Vgl. die früheren und noch den jüngſten Bericht des Finanzminiſters über die Creditanſtalten vom 29. Februar 1868, Journal de St. Pétersbourg vom 3. (15.) März 1868.)

Das Weſen der letztjährigen Operationen mit der ſchwebenden Schuld läßt ſich alſo einfach dahin bezeichnen, daß man die drei Hauptformen

dieſer Schuld in Rußland principlos die eine in die andere convertirte, Depoſiten in Creditbillete, Serien in Creditbillete, mitunter auch einmal umgekehrt. Aber die ſchlechteſte dieſer drei Formen, die Creditbillete, und nach ihr die nächſtſchlechteſte, die Serien, gewannen die Ueberhand. Allerdings verminderte ſich die geſammte ſchwebende Schuld durch die Conſolidation eines beträchtlichen Theils der Depoſiten vermittelſt der 5 und 4 % Reichsbankbillete u. ſ. w. und durch reelle Rückzahlung von Depoſiten etwas, aber zum großen Theil traten an Stelle desjenigen Betrags der ſchwebenden Schuld, welcher ehemals aus Depoſiten beſtanden hatte, größere Maſſen Serien und Creditbillete. So hat ſich die ſchwebende Schuld qualitativ noch mehr verſchlechtert, als ſie ſich quantitativ — ohnehin wenig genug — gebeſſert hat. Es iſt klar, daß man auf dieſe Weiſe nicht zu einer Ordnung des Staatsſchuldenweſens und der Valuta kommt. Nicht ſowohl oder doch unbedingt nicht allein in dem Vorhandenſein einer bedeutenden Staatsſchuld, als vielmehr oder doch ebenſoſehr in dem verhältnißmäßigen Uebergewicht der ſchwebenden über die fundirte Schuld und in der außerordentlich bedenklichen Beſchaffenheit dieſer ſchwebenden Schuld liegt in Rußland, wie manchfach in anderen Ländern (Oeſterreich, Nordamerika, auch Frankreich) das Uebel. Entweder muß man durch Steuerüberſchüſſe, alſo durch eine zu dieſem Zweck durchgeführte Steuerregulirung, oder durch Veräußerung von Staatseigenthum die Schuld reell tilgen, oder aber unbedingt, wenn dies nicht durchführbar erſcheint, wie es oft auch gar nicht durchaus nothwendig iſt, die ſchwebende Schuld conſolidiren, ſie in eine fundirte Schuld verwandeln. Keines von beiden hat man mit gehöriger Energie in Rußland unternommen, ſondern ſtatt deſſen innerhalb der ſchwebenden Schuld ſelbſt Converſionen bewerkſtelligt! In mancher Hinſicht iſt dies das Schlechteſte, was man thun konnte, ſchlechter, als wenn man gar nichts gethan hätte, denn dieſes Experimentiren hat Geld genug gekoſtet und doch nur den ſchlimmeren Formen der ſchwebenden Schuld, wie geſagt, das Uebergewicht verſchafft. Wollte man jetzt wiederum nur die Verhältniſſe der Creditbillete ordnen, ohne Rückſicht auf das Depoſitenweſen und insbeſondere auf das „verkappte Papiergeld", die Serien, ſo darf man darauf gefaßt ſein, daß die Rückwirkung dieſer übrigen Theile der ſchwebenden Schuld auf das Papiergeldweſen die dauernde Ordnung dieſes letzteren beſtändig ſtören, vermuthlich ernſtlich gefährden wird. Freilich

wird die Aufgabe der Herſtellung der Valuta auf dieſe Weiſe noch größer und deßhalb ſchwieriger. Schreckt man aus dieſem Grunde vor ihr zurück, ſo muß man ſich wiederum daran erinnern, daß es auch in Betreff der übrigen ſchwebenden Schulden nur gilt, einmal vorhandene Uebel zu verbeſſern. Erweiſt ſich dagegen wirklich die Aufgabe wegen des nothwendigen Umfangs der zu bewerkſtelligenden Finanzoperationen zu ſchwierig, ſo ſollte man dann auch alle kleinen Experimente von der Art derjenigen von 1862 und 1863 unterlaſſen, weil damit doch nur erfolglos Geld weggeworfen wird. Man muß alsdann lieber offen die Dinge gehen laſſen, wie ſie wollen, wenn daraus auch eine immer größere Verſchlimmerung des Uebels hervorgehen wird. Aber immer beſſer gar nichts, als etwas Halbes thun wie bisher. Etwas Ordentliches oder — nichts, ein drittes ſollte gar nicht in Frage kommen.

2) Ueber die Zeitgemäßheit von Maßregeln zur Herſtellung der Valuta gegenüber der politiſchen, finanziellen und wirthſchaftlichen Lage Rußlands.

Wenn wir nach unſeren eingehenden früheren Erörterungen hier jetzt die Frage, ob die Valuta in Rußland überhaupt und baldmöglichſt hergeſtellt werden ſoll, als bejaht annehmen dürfen, ſo erheben ſich doch einige andere ſehr praktiſche Fragen, ob man gegenwärtig mit Ausſicht auf Erfolg die Regelung der Valuta in Angriff nehmen kann oder der Umſtände halber die nunmehr wieder ſeit fünf Jahren befolgte Politik des Stillſtands und des Gehenlaſſens nothgedrungen in dieſer wichtigen Angelegenheit noch länger befolgen ſoll. Zweifel über die Thunlichkeit einer baldigen praktiſchen Beſchäftigung mit der Valutafrage könnten nach drei Seiten hin entſtehen. Einmal erſcheint vielleicht die politiſche Lage derartig, daß jeder Verſuch zur Ordnung des zerrütteten Geldweſens gegenwärtig als unzeitgemäß bezeichnet werden muß. Sodann könnte der Zuſtand der Finanzen, das zwar noch mäßige aber permanente Deficit und die innere wirthſchaftliche Kriſis gegenwärtig die unvermeidlichen größeren Finanzoperationen für den genannten Zweck unräthlich erſcheinen laſſen, und endlich kommt die Lage der Geldmärkte und die Möglichkeit in Betracht, größere Summen baaren Metallgelds aus dem Auslande in die ruſſiſche Volkswirthſchaft zur Ausfüllung der entleerten Canäle des Verkehrs herein zu ziehen. Einige orientirende Bemerkungen über die erſte dieſer drei Vorfragen müſſen hier genügen.

Fachwiſſenſchaftlich wichtiger ſind die beiden anderen, welche daher etwas näher betrachtet werden ſollen, insbeſondere die letzte.

Die innere politiſche Lage Rußlands, ſo manche Schwierigkeiten ſie in Folge der durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft entſtandenen Gährung und angeſichts der noch nicht befriedigt erledigten polniſchen Frage bieten mag, ruft doch einſtweilen nicht die Befürchtung irgend erheblicher Störungen der öffentlichen Ruhe hervor. Deßhalb ſteht auch wohl keine beſondere Beanſpruchung der Finanzen für die Bewältigung innerer Unruhen für die nächſte Zeit in Ausſicht. Der letzte polniſche Aufſtand vom Jahre 1863 hat allerdings gezeigt, welche finanziellen Verlegenheiten aus ſolchen inneren Bewegungen entſtehen können. Der damalige Verſuch zur Ordnung des Geldweſens iſt, wie wir geſehen haben, durch jenen Aufſtand ſehr unliebſam gekreuzt worden, wenn auch daran durchaus nicht allein geſcheitert. Gefahr drohend kann eine ſolche Bewegung alſo freilich für die Durchführung größerer Finanzoperationen werden. Indeſſen ſind die polniſchen Provinzen Rußlands durch den letzten Aufſtand und ſeine Nachwehen noch viel zu ſehr geſchwächt, um von Neuem Befürchtungen zu erregen. Ohne einen Anſtoß von außen iſt daher ſchwerlich ſobald etwas von dieſer Seite für die innere Ruhe Rußlands zu befürchten und je mehr Zeit verſtreicht, deſto mehr gelingt doch vielleicht eine gewiſſe Beruhigung der Gemüther. Ein Anſtoß von außen gehört freilich in der gegenwärtigen Lage Europa's nicht zu den Unmöglichkeiten. Gleichwohl hat Rußland Hand in Hand mit Preußen dem geſchwächten Oeſterreich gegenüber, von welchem allein ein ſolcher Anſtoß mit Erfolg ausgehen könnte — denn Frankreich allein könnte ihn ohne Oeſterreichs active Betheiligung an einem Kriege wider Rußland und Preußen ſchwerlich geben — wegen Polens kaum etwas Ernſtliches zu befürchten. Allem Anſchein nach gehen aber Preußen und Rußland in manchen großen politiſchen Fragen Europa's gegenwärtig zuſammen und vollends würde dies wenigſtens jetzt in der polniſchen Frage der Fall ſein, wenn dieſe von irgend einer Seite her zu Verwicklungen ausgebeutet werden ſollte.

Viel fraglicher kann es erſcheinen, ob die allgemeine politiſche Lage Europa's und demgemäß die äußere politiſche Lage Rußlands, ſoweit dieſe letztere von jener mitbedingt wird und dieſelbe bei einem etwaigen activen Vorgehen Rußlands ſelbſt mitbedingt, nicht viel zu kritiſch ſind, um gegenwärtig ernſtlich an die Löſung einer ſo ſchwierigen Aufgabe wie die Herſtellung der ruſſiſchen Valuta zu denken. Dies mag zum Theil

zugegeben werden, wenn Rußland beabſichtigt, in der orientaliſchen Frage bald auf eigene Hand aggreſſiv vorzugehen. Ein ſolcher Offenſivkrieg würde ſo bedeutende Mittel erheiſchen und vermuthlich ſolche Dimenſionen annehmen, daß gewiß jede etwa eingeleitete Verbeſſerung des Geldweſens nicht nur wieder zerſtört, ſondern die Valuta überhaupt durch die wohl ſicher von Neuem vorgenommene Papiergeldvermehrung für den Krieg noch viel tiefer zerrüttet werden würde. Denn darüber kann man ſich keiner Täuſchung hingeben, daß Rußland für Kriegszwecke keine auswärtigen Anleihen zu Stande bekäme, innere freiwillige Anleihen in größerem Betrage, zumal nachdem man durch die beiden Prämienanleihen den Capitalmarkt ſchon erſchöpft hat, ebenfalls nicht oder doch nicht raſch genug gelängen und große Steuererhöhungen und neue Steuern oder wie ſolche repartirte Zwangsanlehen bei der großen Unvollkommenheit des Syſtems der directen Steuern und den Eigenthümlichkeiten der ruſſiſchen indirecten Steuern die ungeheuren, ſofort nothwendigen Geldmittel für einen großen Krieg nicht zu liefern vermöchten. Wie im Krimkriege würde die Papiergeldpreſſe in Bewegung geſetzt werden — eine ſo bedauerliche Ausſicht, daß auch ihretwegen die ruſſiſche Regierung gewiß nicht leichtſinnig ihrerſeits im Oriente interveniren wird, wie ſie ja auch wiederholt ihre friedlichen Abſichten ausgeſprochen und documentirt hat. Ruſſiſche Löſung der orientaliſchen Frage und gleichzeitig der Valutafrage ſind allerdings unvereinbare Dinge. Von andrer Seite wird aber ein baldiger Ausbruch einer orientaliſchen Kriſis doch nicht ſo leicht hervorgerufen werden. Jedenfalls ſtellt ſich auch in finanzieller Hinſicht die Sachlage für Rußland anders und zwar günſtiger, wenn es ſolchen Ausbruch abwartet und dann viel eher für eine Löſung dieſer ſchwierigſten politiſchen Frage Europas Bundesgenoſſen auf ſeiner Seite haben wird. Denn es kann dann bis dahin etwas zur Beſſerung ſeiner Finanzen thun und auswärtige Geldmärkte werden ihm eher offen ſtehen.

Neben der orientaliſchen möchte für Rußland die öſterreichiſch-ungariſche Frage am leichteſten zu größeren politiſchen Verwicklungen und damit zu ſtarken Anforderungen an die Finanzen führen. Indeſſen ſetzte dies doch wohl voraus, daß ein franzöſiſch-deutſcher Conflict Weſteuropa in Flammen ſetzte und Oeſterreich, vollends Ungarn den Wahnwitz beginge, bei dieſer Gelegenheit „Revanche für Königgrätz“ nehmen zu wollen, und ſich mit Frankreich gegen Deutſchland alliirte. Bei der Gefahr eines Sieges dieſer Alliirten für Rußland ſchon wegen der unausbleiblichen Rückwirkung auf Polen und

den Orient würde die active Parteinahme für Preußen gegen Oeſterreich, von allen anderen Gründen, welche das Zuſammengehen von Deutſchland und Rußland gegenwärtig im beiderſeitigen Intereſſe rechtfertigen, wohl unausbleiblich ſein und dann wäre natürlich wiederum die Valutafrage nicht mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Indeſſen ſind hier zwei Bedingungen aufgeſtellt, von denen trotz mancher entgegengeſetzter Anzeichen ſich mit Sicherheit nicht einmal die erſte, der baldige Ausbruch eines Kriegs zwiſchen dem neugeſtalteten Deutſchland und Frankreich, und vollends nur ſehr unwahrſcheinlich die zweite, die Offenſivallianz Oeſterreich-Ungarns mit Frankreich erfüllen wird, eine Allianz, welche namentlich für Ungarn wohl ein Attentat auf ſeine Zukunft wäre. Bleibt Oeſterreich neutral, wenn auch vielleicht nicht günſtig geſtimmt für Preußen, ſo fällt doch für letzteres der Grund weg, eine Betheiligung Rußands am Kriege ſelbſt zu wünſchen und für dieſes wieder, eine ſolche in ſeinem eigenſten Intereſſe zu finden. So ſcheint uns doch auch die auswärtige Politik nur mit geringer Wahrſcheinlichkeit Rußland demnächſt in Kriege und damit in neue Finanznoth verwickeln zu müſſen, ſobald man nicht ſelbſt im Orient den Brand entzünden will.

Immerhin iſt die Lage Europa's ja ſo geſpannt, daß um ihretwillen ein weiterer Aufſchub etwaiger Maßregeln für die Ordnung des Geldweſens ſehr wohl gerathen erſcheinen könnte, wenn nicht zwei wichtige Gründe dennoch gegen eine längere Verzögerung ſprächen. Einmal iſt gar nicht abzuſehen, daß bald eine erhebliche Beſſerung in dieſer Lage eintritt, ſodann ſteigern ſich mit jedem weiteren Jahre des Aufſchubs die nachtheiligen Wirkungen der Papiergeldwirthſchaft, wird die Heilung ſchwieriger und leidet der öffentliche Credit Rußlands und der Privatcredit ſeiner Staatsangehörigen immer mehr. Deßhalb ſcheint es uns geboten zu ſein, ſich durch die allerdings vergrößerten Schwierigkeiten, welche die gegenwärtige politiſche Lage Europa's der Löſung der Valutafrage entgegenſtellt, dennoch nicht zurückſchrecken zu laſſen, zumal grade dieſe Lage nach andrer Seite, nämlich wegen ihres Einfluſſes auf die *Geldmärkte* für größere ruſſiſche Finanzoperationen, welche für ein *productives Friedenswerk* unternommen worden, nicht ſo ungünſtig iſt (ſ. u. Nr. 3).

In den Debatten über die Valutafrage in Oeſterreich ſpielte namentlich zur Zeit des Erlaſſes der Plenerſchen Bankacte von 1862 ein Punkt eine hervorragende Rolle, nämlich die Beziehung zwiſchen dem *Deficit im Staatshaushalte* und der Valuta. Es erhoben ſich einige Stimmen,

welche die Behauptung verfochten, daß „die Valutafrage ſich von der allgemeinen Frage der Finanzen und des Staatscredits nicht trennen und insbeſondre jene Frage ſich nicht löſen laſſe, bevor das Deficit im Staatshaushalte definitiv beſeitigt ſei.“ Mancherlei plauſible Gründe wurden für dieſe Anſicht angeführt. Die letzte Urſache der Papiergeldwirthſchaft ſei das geſtörte Gleichgewicht zwiſchen Staatseinnahmen und -Ausgaben, nur durch Beſeitigung der Urſache könne die Wirkung beſeitigt werden. Bevor das Deficit verſchwunden, ſei keine Bürgſchaft gegeben, daß die für Valutaoperationen flüſſig gemachten Mittel wirklich ihrem Zwecke gemäß verwendet, noch daß nicht immer von Neuem die Hülfe der Papiergeldpreſſe in Anſpruch genommen würde, u. dgl. m. Sicherlich liegt in ſolchem Räſonnement ein beachtenswerthes Bedenken, zumal in einem Staate wie Oeſterreich, deſſen Deficit ſeit Jahren ſo außerordentlich hoch war und iſt. Indeſſen ſelbſt in Oeſterreich konnten dieſe Argumente nicht den Ausſchlag geben, noch weniger dürfen ſie es in Rußland.

Allerdings entſprang in beiden Ländern, wie auch anderswo, die Papiergeldnoth einem Mißverhältniß zwiſchen Staatseinnahmen und Ausgaben, aber einem ſolchen Mißverhältniß, welches man acutes Deficit nennen kann: als plötzlich große Extraausgaben nothwendig wurden, gab man zu deren Deckung Papiergeld in Maſſe aus. Für chroniſche Deficite, d. h. für ein Jahre lang andauerndes Mißverhältniß zwiſchen den gewöhnlichen Staatseinnahmen und Ausgaben, trifft das Argument nicht zu. Zwiſchen dieſem Deficit und der Papiergeldnoth beſteht allerdings auch eine Wechſelwirkung. Das vollſtändige Gleichgewicht im Staatshaushalte wird ohne Zweifel den Staatscredit heben und dadurch die für die Herſtellung der Valuta erforderlichen Finanzoperationen erleichtern wie auch ſchon vorher den Curs des Papiergelds beſſern. Aber umgekehrt „bietet auch die Beſeitigung der Papiergeldentwerthung eines der allerbeſten Mittel, das chroniſche Deficit loszuwerden.“ Denn mancherlei Staatsausgaben, namentlich diejenigen, welche vom Stande des Metallagio's unmittelbarer abhängen, alſo alle auswärtigen und andere Metallzahlungen, die Ausgaben für alle im Preiſe unter dem Einfluß des Agio's raſcher ſteigenden Artikel u. ſ. w., verringern ſich alsdann ſofort, wogegen die von der Papiergeldwirthſchaft benachtheiligten Einnahmen (z. B. Zölle) ſteigen. Ferner wird der Staats- und Privatcredit wohl durch keine andere ungünſtige Thatſache ſo ſchlimm beeinflußt als eben durch die Papiergeld-

wirthſchaft. Letztere ſteigert die Aſſecuranzprämie im Zins ſo über die Maßen und vertheuert hierdurch alle Creditoperationen außerordentlich. Die Permanenz des Valutaübels vollends wirkt in progreſſiver Steigerung krebsartig zum Ruin der Finanzen und der Volkswirthſchaft. Jahrelange bedeutende chroniſche und oftmalige acute Deficite, wenn ſie nur gehörig durch die normale Benutzung des Staatscredits in der Form fundirter Anlehen gedeckt werden, haben nicht dieſen nachtheiligen Einfluß wie die entwerthete ſchwankende Valuta. Man kann, wie das Beiſpiel Frankreichs lehrt, „immer noch weit beſſer und leichter mit großen Deficits, als unter Valutaverhältniſſen, wie die öſterreichiſchen, ruſſiſchen u. ſ. w., fortwirthſchaften.“

Für die praktiſche Seite der Frage iſt es endlich auch wichtig, daß einem größeren chroniſchen Deficit meiſtens tiefere, ſchwerer alsbald zu beſeitigende Urſachen zu Grunde liegen als der Papiergeldwirthſchaft. Dort handelt es ſich in der Regel um die gar nicht immer raſch mögliche Durchführung eines großen Umgeſtaltungsproceſſes im Staats- und Volksleben, wodurch die Ausgaben für länger erheblich geſteigert werden, und um eine tiefgreifende Reform des geſammten Beſteuerungsweſens. Hier, bei der Herſtellung der Valuta dagegen, kommt doch nur die endgültige Regulirung eines früheren, in ſeinem Umfange abgeſchloſſenen und bekannten (acuten) Deficits in Betracht: eben nicht die Deckung einer neuen, noch im Fortgang begriffenen Ausgabe, ſondern, wie ſchon geſagt, nur die Umwandlung einer mangelhaften Deckungsform für frühere Ausgaben in eine andere.

In Rußland iſt das laufende Deficit zudem bisher noch nicht ſo erheblich. Allerdings liegen nicht alle Ausweiſe über die Finanzabſchlüſſe vor, welche letzteren von den ſeit 1862 regelmäßig veröffentlichten Voranſchlägen öfters bedeutend abweichen können, und in Rußland in den letzten Jahren wohl eher zu Ungunſten als zu Gunſten des Gleichgewichts im Staatshaushalte. Im Jahre 1866, über welches zuletzt die Schlußrechnungen publicirt worden ſind, war der Abſchluß ſehr viel ſchlechter als der Voranſchlag, indem das veranſchlagte „Deficit“ faſt dreimal ſo hoch ausfiel, $60_{,60}$ gegen $21_{,58}$ Mill. Rbl., zum kleineren Theil wegen eines Ausfalls bei den Einnahmen ($9_{,86}$ Mill. Rbl.), großentheils wegen bedeutend geſteigerter Ausgaben (ſ. den amtlichen Ausweis im Journal de St. Pétersbourg v. 20. u. 21. März 1868). Doch iſt dieſes Jahr 1866 wegen der politiſchen Ereigniſſe und des niedrigen Stands der Valuta wohl als anomal in Betreff des Verhältniſſes des Budgets zur Schluß-

rechnung anzuſehen. Davon aber ſelbſt abgeſehen, ſo iſt der Begriff „Deficit“ im ruſſiſchen wie in andren Staatshaushalten (und wie bisher auch in der Finanzwiſſenſchaft) ein ſo vager, daß aus dem „ſogenannten“ Deficit der Betrag des „wirklichen“ Deficits keineswegs entnommen werden kann. Es iſt hier nicht der Ort, auf dieſen verwickelten, nur einer ausführlicheren Auseinanderſetzung zugänglichen Punkt näher einzugehen. Deßhalb möge die Bemerkung genügen, daß natürlich im privatwirthſchaftlichen Sinne productive Ausgaben, wie insbeſondere diejenigen für Eiſenbahnbauten, welche in Rußland neuerdings im Budget der außerordentlichen Ausgaben ſtehen, und ſelbſt eine Reihe weiterer Ausgaben für ſtehende ſtaatswirthſchaftliche Capitalanlagen (z. B. Wegbau, erſte Einrichtungskoſten neuer Organiſationen im Bereich der Staatsthätigkeit) gar nicht zu denjenigen Ausgaben gerechnet werden können, aus deren Jahresbetrag gegenüber den Einnahmen das „Deficit“ reſultirt. Umgekehrt müſſen auch die Einnahmen Poſten für Poſten erſt einer genauen Reviſion unterzogen werden, um namentlich alle eine Capitalwerthverminderung des Staatsvermögens in ſich ſchließenden auszuſcheiden, bevor man den für die Berechnung des wirklichen Deficits maßgebenden Betrag der Einnahmen findet. Das geſchieht in den Finanzrechnungen nicht ſcharf und conſequent genug, weßhalb denn die üblichen Angaben über das Deficit, auch die ruſſiſchen im Budget und im Abſchluß, viele Fehler enthalten und nur von untergeordnetem Werth ſind. Eine beſondre Berechnung, für welche uns auch das Material nicht vollſtändig genug vorliegt, gehört nicht zu unſrer gegenwärtigen Aufgabe.

Soviel ſteht jedenfalls feſt, daß das laufende, chroniſche, rationell berechnete Deficit des ruſſiſchen Staatshaushaltes nicht ſo bedeutend iſt, um nicht durch nur etwas größere Sparſamkeit, namentlich im Militair- und Marineetat, und durch eine energiſcher in Angriff zu nehmende Reform insbeſondere auch der directen Steuern, wobei mit den Befreiungen und Privilegien der eximirten Stände aufzuräumen wäre, leicht beſeitigt werden zu können. Dieſe Behauptung bleibt aufrecht, auch wenn noch fernerhin die im Gang befindlichen vielfachen Reformen auf allen Gebieten der Staatsthätigkeit dauernd die laufenden und vorübergehend die einmaligen Ausgaben erhöhen ſollten, was ja ſehr wahrſcheinlich und auch wünſchenswerth iſt; ferner, wenn vorläufig durch die Zinſen für die Capitalien der noch im Bau befindlichen oder noch nicht hinlänglich rentirenden Staatseiſenbahnen oder durch die Zuſchüſſe für Zinsgarantien an die Privatbahnen

und durch die Koſten der Conſolidation des Papiergelds und der übrigen ſchwebenden Schulden das Jahreserforderniß der Staatsſchuld noch raſcher und ſtärker wachſen ſollte, als dies in den letzten Jahren der Fall geweſen iſt (1862 $54_{,3}$ Mill. Rbl., 1868 $76_{,6}$ Mill. Rbl.). Wenn die ruſſiſche Finanzverwaltung wiederholt kleine laufende Deficits durch Emiſſion von Reichsſchatzſcheinen (Serien) oder gar die normalen Bedürfniſſe für auswärtige Zahlungen, d. h. vornehmlich für die Verzinſung und Tilgung der auswärtigen Anleihen, durch die Aufnahme neuer Anleihen (wie z. B. ausgeſprochener Maßen in dem Falle der zweiten engliſch-holländ. Anleihe von 6 Mill. Pfd. St. vom 4. November 1866) gedeckt hat, ſo iſt das freilich eine ganz unverantwortliche Benutzung des Staatscredits. Hier müßten durchaus neue ordentliche, insbeſondre Steuereinnahmen eröffnet werden. Eine Gefährdung des Gelingens der für die Herſtellung der Valuta einzuleitenden Finanzoperationen geht aus der gegenwärtigen Lage und dem geſtörten Gleichgewicht des ruſſiſchen Staatshaushalts nur dann hervor, wenn man dieſes Gleichgewicht nicht ernſtlicher herbeizuführen ſucht und auf der bedenklichen Bahn weiterſchreitet, chroniſche Deficits im wirklichen ordentlichen Etat durch Schuldenmachen zu decken, d. h. für definitiv conſumirte Staatsleiſtungen die den Vortheil davon ziehenden Staatsangehörigen nicht mit dem ganzen Betrag der Koſten im Wege der Beſteuerung zu belaſten. Dieſer ominöſe Fehler iſt aber ohne große Schwierigkeit zu vermeiden. Da die Herſtellung der Valuta, auch wenn um ihretwillen eine allgemeine Regelung und Fundirung der ſchwebenden Schuld vorgenommen wird, ſelbſt unter Vorausſetzung ſehr koſtſpieliger Finanzoperationen, d. h. alſo vor Allem eines hohen Zinsfußes für die Anleihen, die Geſammtausgaben des Staats nicht eben erheblich ſteigern, die Einnahmen eher erhöhen wird, ſo wird man wiederum aus dem Zuſtande der Finanzen keinen Grund für die Unterlaſſung oder längere Verſchiebung der fraglichen Maßregeln entnehmen können. Freilich iſt anderſeits auch Alles zu thun, daß dieſe Maßregeln möglichſt ökonomiſch und zweckmäßig eingerichtet werden.*)

*) Ueber die Beziehung zwiſchen Deficit und Valuta und die oben erwähnte Frage wurde Näheres entwickelt in meiner Schrift „Die öſterreichiſche Valuta“ Th. 1, Abſchn. I, S. 1—9 (Wien 1862); über die Ordnung des Staatshaushalts und die Frage vom Deficit in der Schrift „Ordnung des öſterreichiſchen Staatshaushalts“ Abſchn. I, S. 1—64 (Wien 1863) und im Artikel „Staatsſchulden“ im Staatswörterbuch Bd. 10.

Symptome einer inneren wirthſchaftlichen Kriſis Rußlands ſind in den letzten Jahren in der Landwirthſchaft mehrfach hervorgetreten. Wir konnten früher zeigen, daß die Erſcheinungen im auswärtigen Handel, namentlich in der Waarenausfuhr ebenfalls auf eine ſolche Kriſis hindeuten. Mancherlei Wahrnehmungen laſſen den in verſchiedenen Theilen des Reichs bemerkbaren Stillſtand oder ſelbſt Rückgang der ruſſiſchen Agrarproduction in Verbindung mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft ſetzen. Die ſchlechte Ernte des Jahres 1867 hat wie den größten Theil des übrigen Europa's, ſo auch denjenigen Rußlands dann zeitweilig in beſondre Noth verſetzt, Finnland und andere Theile des nördlichen Rußlands um ſo mehr, weil mehrjährige ſchlechte Ernten ſich gefolgt ſind. Dieſe Verhältniſſe erſchweren nach der einen Seite größere Finanzoperationen zur Herſtellung der Valuta freilich erheblich, weil bei dem Mangel an Capital die unmittelbare Betheiligung des Inlands am Zuſtandekommen ſolcher Operationen noch ſchwächer und die als Uebergangszuſtand von der entwertheten Papier- zur feſten Metallwährung ſicherlich ganz unvermeidliche, aus jenen Operationen hervorgehende neue Kriſis des geſammten wirthſchaftlichen Lebens Rußlands vollends erſt empfindlich zu ſpüren ſein wird. Denn wie man auch immer verfahre, unter allen Umſtänden iſt die feſte Metallwährung nur wieder vermittelſt einer ſtarken zeitweiligen Verminderung des Papiergeldumlaufs und des disponiblen Geldcapitals zu erreichen. Nothwendig um des Erfolgs Willen muß daraus eine kürzere oder längere Erhöhung des Leihzinſes und ein ſtarker Druck auf die öffentlichen Fonds und die Waarenpreiſe hervorgehen. Darunter leidet auch die Induſtrie und der Handel neben der Landwirthſchaft, ſo daß man im Voraus auf große Nothſchreie aus den verſchiedenſten Kreiſen der Bevölkerung gefaßt ſein muß. Dies hat ſich in England nach dem Jahre 1849, neuerdings wieder in Oeſterreich, beſonders 1864—66, bis zum Ausbruch des Krieges, gezeigt. In Oeſterreich näherte man ſich damals mit raſchen Schritten in Folge der endlich einmal conſequenten Durchführung der Bankacte von 1862 der Herſtellung der Valuta. In demſelben Maße aber ſteigerte ſich der Druck auf den Geldmarkt und auf das geſammte Geſchäftsleben. Das war unvermeidlich und mußte noch andauern und zunehmen, bis mit dem Pariſtand und der definitiven Wiedereinlösbarkeit der Noten die Vorbedingungen für das Einſtrömen von Münze in den Verkehr und damit auch für den Zuſchuß und das

Verbleiben von disponiblem Metallgeld-Capital in dem Lande der bisherigen Papiergeldwirthſchaft erfüllt waren, bis die Waarenpreiſe und Fondscurſe ſich mit den internationalen auf der Baſis der Metallwährung auch im Inlande wieder in's Gleichgewicht geſetzt hatten und die Waarenhandelsbilanz durch Zunahme der Ausfuhr bei niedrigeren inländiſchen Preiſen und aus derſelben Urſache durch Abnahme der Einfuhr günſtiger geworden war. Freilich ein höchſt ſchmerzhafter Proceß für zahlreiche Einzelintereſſen, aber ein ganz unvermeidliches Durchgangsſtadium in dieſem wie in ſpäteren Fällen, in Oeſterreich wie anderswo. Nur die vollendete Frivolität, welche Oeſterreich auch in dieſen Dingen charakteriſirt, oder die vollſtändigſte Unkenntniß des Mechanismus im Geld- und Creditweſen erklären es, wenn nach der Beſeitigung dieſes ſchweren Druckes auf dem Geldmarkt und den Geſchäften in Folge der neuen vom 1866er Kriege herbeigeführten Papiergeldüberſchwemmung öſterreichiſche Stimmen ſogar in der Augsb. Allgem. Zeitung mit frechem Cynismuß die Aeußerung wagten, die neue Papiergeldmiſère ſei freilich ein Unglück, aber die fortdauernde Geltung der Bankacte von 1862 würde ein gleiches Unglück geweſen ſein! Nein, wappne man ſich in Rußland im Voraus wider ſolche Klagen. Zum Vorſchein werden ſie ſicherlich gerade ſo kommen wie in Oeſterreich und England, berechtigt ſind ſie wie die Schmerzensſchreie des durch eine ſchmerzhafte Operation allein zu heilenden Kranken, aber nimmermehr dürfen ſie zum Motiv und oder zum Vorwand dienen, die Maßregeln zu unterlaſſen.

Das Zuſammentreffen zweier aus verſchiedenen Urſachen entſpringenden wirthſchaftlichen Kriſen in Rußland hat nun allerdings ſein Bedenkliches, aber gleichzeitig gehen daraus doch auch Vortheile hervor, indem die aus der Herſtellung der Valuta entſtehende Geldklemme auf die agrariſche Kriſis in einiger Hinſicht günſtig einwirken kann. Dieſe Geldklemme muß die Preiſe nothwendig drücken und die im Agio liegende Exportprämie vermindern. Daher wird der träge Bauer einen kräftigeren Antrieb zu angeſtrengterer wirthſchaftlicher Thätigkeit empfangen: die Noth wird vielleicht die danieder liegende Agrarproduction wieder in Schwung bringen, nachdem die in den hohen Preiſen einiger ruſſiſcher Stapelproducte liegende „Prämie für angeſtrengteren Fleiß" ſich nicht wirkſam genug gezeigt hat. Wenn die Stagnation in der Landwirthſchaft durch dieſen Druck von einer andern Seite her eher gehoben würde, ſo kann dies der Herſtellung der Valuta nur wieder zu Gute kommen.

Die unvermeidlichen Schwierigkeiten des Dürchgangsſtadiums, welche die Reduction der Umlaufsmittel für viele Gewerbzweige mit ſich führen wird, werden ſchon vor der Erreichung des feſten Pariſtands des Papiergeldes und vor dem Einſtrömen von Metallgeld in den Verkehr durch größere auswärtige Credite gemildert werden. Steht bei einer energiſchen Inangriffnahme der Valutafrage eine allmäliche ſtetige Beſſerung des Curſes in Ausſicht, ſo wird das auswärtige Capital einwandern, weil grade am Curſe noch zu gewinnen iſt. Denjenigen, welche um der Durchgangsſchwierigkeiten willen die Regelung der Valuta zu hintertreiben wünſchen, muß man endlich doch die großen Nachtheile des jetzigen unſicheren Zuſtands des Geldweſens und die großen Vortheile einer feſten Währung für die wichtigſten ruſſiſchen Gewerbzweige wieder entgegen halten. Unter der Unſicherheit der Währung leidet der Credit eines Jeden ſowohl ſeinen Landsleuten, welche dieſelbe Währung brauchen müſſen, als vollends den Ausländern gegenüber. Das gilt beſonders auch vom hypothekariſchen Credite, weil er lange Termine braucht. Eine durchgreifende Beſſerung hängt in Rußland von vielen anderen Reformen, beſonders rechtlicher und ethiſcher Natur, mit ab, aber die Herſtellung der Valuta bleibt doch wohl ein Hauptpunkt ja eine conditio sine qua non. Erſt durch ſie kann der Creditnoth des Grundbeſitzes und dem übermäßig hohen Zinsfuße, welchen letztrer zahlen muß, etwas abgeholfen werden. Auch die geringe Sparſamkeit und die Unwirthſchaftlichkeit der Bevölkerung ſteht mit dem ſchlechten Zuſtande des Geldweſens in Zuſammenhang. Man darf ſagen, daß ein großer Theil der wirthſchaftlichen Nothſtände Rußlands auf der Baſis einer feſten Währung leichter zu heilen iſt. Inſofern verhält es ſich mit der Beziehung zwiſchen der Vatula und dieſen inneren Nöthen der Volkswirthſchaft wieder ebenſo wie mit derjenigen zwiſchen der Valuta und dem Deficit: eine Wechſelwirkung findet ſtatt, das tiefer liegende und ſchwerer zu beſeitigende Uebel iſt die agrariſche und die mit ihr in Zuſammenhang ſtehende ſociale Kriſis, welche in den letzten Jahren die Cursverhältniſſe wohl ungünſtig beeinflußt hat, aber die Herſtellung der Valuta, obwohl in mancher Hinſicht durch dieſe Lage der Volkswirthſchaft erſchwert und dieſelbe zeitweilig noch verſchlimmernd, wird doch auch einige der miteinwirkenden Urſachen dieſer ungünſtigen Lage beſeitigen und inſofern ſelbſt mit als Heilmittel wirken. Es ſcheint uns, daß daher auch dieſer Zuſtand der Volkswirthſchaft keinen längeren Aufſchub der Operationen für die Herſtellung der Valuta entſchuldigt, geſchweige ihn verlangt und begründet.

3) Die gegenwärtige Lage der Geldmärkte in ihrer Bedeutung für ruſſiſche Creditoperationen zur Herſtellung der Valuta.

Die Lage der Geldmärkte charakteriſirt ſich bekanntlich ſeit dem großen Kriege von 1866 und der ſchweren Creditkriſis auf dem engliſchen Markte im Mai 1866 durch eine in dieſem Umfange noch nicht gekannte Anhäufung disponiblen Capitals in der Form enormer Baarvorräthe der Banken. Die größte Flauheit der Geſchäfte, welche aus der geſpannten politiſchen Lage entſpringt, wirkt weſentlich auf die Andauer dieſes Zuſtands hin. Regelmäßig ſehen wir auf große politiſche Störungen oder auf Handelskriſen eine ſolche Flauheit und eine ſolche Anhäufung von Edelmetall in den Banken, woraus denn wieder ein ſehr niedriger Disconto reſultirt, folgen. So nach der Kriſis von 1847 im Jahre 1848 und den folgenden, 1851—52 nach den politiſchen Bewegungen, von Neuem 1858 nach der Welthandelskriſis von 1857. Seitdem die großen Geldmaſſen aus Californien und Auſtralien, neuerdings auch das nordamerikaniſche Silber aus Nevada u. ſ. w., auf den europäiſchen Geldmarkt ſtrömen, wird dieſe Plethora von Baargeld in ſolchen Zeiten der geſchäftlichen Stagnation nur noch größer, weil dieſe neuen Edelmetallmaſſen nun auch einſtweilen in die Keller der Banken zu den aus dem Verkehr ſich anſammelnden disponiblen Geldſummen hinzukommen. So war es namentlich ſchon 1851—52, wo die Baarfonds der engliſchen und franzöſiſchen Bank ein früher nicht gekanntes Maximum erreichten, ſo wiederum 1858. Die gegenwärtige Lage der Geldmärkte zeichnet ſich wegen der anhaltenden politiſchen Spannung und wegen eines beſonderen Umſtands, nämlich des bedeutend ſchwächeren Metallabfluſſes nach Oſtaſien, nur noch durch eine ganz ungewöhnlich große Flauheit und Geldüberfülle vor den frühern Fällen aus. Ein bedeutender Theil des neu gewonnenen Edelmetalls geht regelmäßig aus Amerika direct, größern Theils aber indirect über Europa nach Aſien, früher ganz überwiegend Silber, welches, ſoweit die Ausbeute aus den mexikaniſchen und ſüdamerikaniſchen Bergwerken nicht ausreicht, gegen Austauſch mit Gold aus der europäiſchen, namentlich der Geldcirculation Frankreichs und der Länder ſeines Münzſyſtems in Folge der Doppelwährung gewonnen wird, in den Jahren 1860—66 aber auch bedeutende Beträge Gold. Zeitweilig iſt dieſer aſiatiſche Metallabfluß durch beſondre Umſtände ſehr verſtärkt worden, ſo 1855—57 in Folge der europäiſchen

Seidenmißernte, dann der Zahlungen des engliſchen Staats für die Bewältigung des indiſchen Aufſtands, ferner wiederum 1859—60 und mehr noch 1862—65, als zu hohen Preiſen Baumwolle in möglichſt großen Maſſen aus Aſien bezogen wurde zum Erſatz des Ausfalls, den der amerikaniſche Bürgerkrieg veranlaßte, und als gleichzeitig ſtarke Capitalanlagen in Indien erfolgten. Schon 1865 aber und mehr noch 1866 vermindert ſich der Metallabfluß nach Aſien bei dem Wiederaufblühen des nordamerikaniſchen Baumwollgeſchäfts ſehr und 1867 iſt dieſer Abfluß kleiner als in einem Jahre ſeit 1853: 2,016,000 Pfd. St. Silber und 1,448,000 Pfd. St. Gold gegen 16,856,000 und 6,939,000 Pfd. St. im Jahre 1864 gingen mit den Dampfern aus Southampton und Marſeille nach dem Oſten. Ein wichtiges und einflußreiches Factum, das von einem Staate wie Rußland, welcher auf den Bezug größerer Edelmetallmaſſen für ſeine Valutaoperationen angewieſen iſt, recht beachtet werden muß. Denn in Folge dieſes Umſtandes haben die europäiſchen Geldmärkte gegenwärtig auch einen Theil desjenigen Baargeldes im Beſitze, der ſonſt gewöhnlich von Aſien beanſprucht wird. Endlich mag hier auch noch darauf hingewieſen werden, daß Nordamerika wegen der inzwiſchen eingetretenen Papiergeldwirthſchaft in der Union geringere Beträge Baargeld zurückbehält als ſonſt, ſo daß auch hierdurch wieder ein neuer oder ſtärkerer Zufluß nach Europa eröffnet wird.

Alle dieſe Umſtände erklären die in der That ganz außerordentlich großen Baarvorräthe der leitenden europäiſchen Banken. So lagen in der:

	Anfang Mai 1868.	Ende 1866.	Ende 1865 (Mill.)
Bank von England Mill. Pfd. St. .	20,633	19,248	13,403
„ „ Frankreich Fr.	1140,20	714,5	443,9
„ „ Preußen Thlr.	88,72	69,76	59,82
3 Banken Summa Rbl. S. . . .	497,1	363,5	250,1
Bank von Oeſterreich fl.	111,32	104,01	121,52
„ „ Rußland Rbl. S.	113,36	ca. 60	ca. 60,9
5 Banken Summa Rbl. S.	679,2	487,7	386

Die Baarfonds der beiden letzten Banken kommen natürlich nicht unmittelbar in Betracht, weil beide Banken ihre Baarzahlungen eingeſtellt haben. Bemerkenswerth iſt, daß der Baarfonds der engliſchen Bank ſein Maximum bereits hinter ſich hat (2448 Mill. Pfd. St. am 2. Octbr. 1867) was auf einen kleinen Geſchäftsaufſchwung, mehr wohl noch auf ſtarke Baarrimeſſen für Getreideimporte bei hohen Preiſen hinweiſt. Ebenſo

war der Baarvorrath der preußiſchen Bank am 4. Auguſt 1867 ſchon $92_{,86}$ Mill. Thlr., iſt dann geſunken, aber ſeit einer Reihe von Monaten in neuer langſamer Zunahme begriffen. Der Baarvorrath der franzöſiſchen Bank iſt dagegen bisher faſt ununterbrochen gewachſen — ein ſehr ungünſtiges geſchäftliches und politiſches Symptom, Mitte Mai 1868 betrug er ſchon $1159_{,3}$ Mill. Fr. Im Vergleich zu Ende 1866 hat ſich alſo der Baarvorrath der drei ſolventen Banken um $133_{,6}$ Mill. Rbl. S. oder $36_{,8}$ %, aller fünf Banken um $191_{,5}$ Mill. Rbl. S. oder $39_{,3}$ %, gegen Ende 1865 ſogar um 247 und $293_{,2}$ Mill. Rbl. S. oder um $98_{,8}$ und $75_{,9}$ % vermehrt!

Die Bedeutung dieſer Geldmaſſen ergiebt ſich auch durch einen Rückblick auf frühere Maxima. Das bisherige Maximum des Baarfonds der engliſchen Bank war $22_{,23}$ Mill. Pfd. St. im Jahre 1852 (Juli), das damalige des Baarvorraths der franzöſiſchen Bank 625 Mill. Fr. im Jahre 1861 (October) geweſen. Im Jahre 1858 war das Maximum dort $19_{,53}$ Mill. Pfd. St (October), hier 593 Mill. Fr. (September). Die preußiſche Bank läßt ſich erſt ſeit dem Jahre 1856 in Vergleich ziehen, aus welchem ihre jetzige Stellung datirt. Ihr Baarfonds erreichte Ende 1851 $88_{,9}$ Mill. Thlr.

Man erſieht aus dieſen Daten, daß man es wirklich mit einem ungewöhnlich hohen Stande der Baarvorräthe der Banken zu thun hat. Die bedeutenden Summen, welche ſich aufgeſammelt haben, beſtehen zum Theil aus Depoſiteneinlagen, aus Geldcapitalien, für welche die Eigenthümer gegenwärtig keine entſprechende Verwendung haben, zum Theil ſind die von den Banken im Disconto- und Lombardgeſchäft gewährten Darlehne nicht länger beanſprucht und ſtatt in Banknoten in Münze zurückgezahlt worden, insbeſondere in Frankreich und Deutſchland, wo die Noten als das bequemere Umlaufsmittel lieber im Verkehr zurückbehalten wurden. Daher denn auch in dieſen beiden Ländern die ſtarke Ausdehnung und das Hochbleiben des Notenumlaufs, bei der preußiſchen Bank bis auf $137_{,7}$ Mill. Thlr., (Ende 1865 $125_{,2}$ Mill. Thlr.), bei der franzöſiſchen bis auf $1258_{,1}$ Mill. Fr. (Ende 1865 $879_{,7}$ Mill. Fr.) ſo daß hier alſo nicht viel mehr Noten in Umlauf ſind, als Baargeld in der Bank liegt. Die Noten ſind beinahe ganz durch Metall gedeckt — ein ſeltenes Phänomen. (Am 14. Mai 1868 ſogar $1159_{,3}$ Mill. Fr. baar bei $1208_{,1}$ Mill. Fr. Noten.) Daneben ſind aber auch bei der franzöſiſchen Bank die Guthaben der Privaten ſehr angewachſen (Ende 1865

171,8, Mai 1868 431,1 Mill. Fr.) In England ſpielt die Note im Verkehr nicht mehr die hervorragende Rolle, wie auf dem Continent, das Depoſiten-, Contocorrent- und Checkbankweſen waltet vor, eben deßwegen zeigt ſich trotz des großen Baarvorraths nur eine geringe Erhöhung des Notenumlaufs gegen ſonſt. Man läßt ſich hier nicht wie auf dem Feſtlande Noten für das Metall geben, ſondern meiſtens nur ein Guthaben bei der Bank eröffnen. Die Privatdepoſiten der Bank von England ſind denn auch ſehr ſtark angewachſen. (Ende 1865 13,24, Ende 1867 18,77 Mill. Pfd. St.)

Die Discontoſätze ſind in Folge dieſer Umſtände ſeit geraumer Zeit ſo niedrig, wie nur in einzelnen früheren Perioden der Geſchäftsſtille, dabei der Discont am offenen Markt, wie öfters in ſolchen Fällen, noch niedriger als der Bankſatz. So fanden ſich z. B. Ende März 1868 folgende, meiſtens längere Zeit ſchon ungefähr in demſelben Betrage geltende und gegenwärtig noch andauernde Discontoſätze an verſchiedenen europäiſchen Plätzen. Bank von England 2% (ſchon ſeit Juli 1867) Londoner Geldmarkt 1⅞% für Papier von 30—60 Tagen, 1⅞—2% für 3 Monat-Papier, 2—3% für Bankwechſel von 4—6 Monate, 2½—3½% für ebenſolange laufende Handelswechſel. Die Joint-Stocks-Banken und Discontohäuſer geben für Depoſiten on call (auf ſofortige Kündigung) nur 1, für ſolche mit 7 und 14tägiger Kündigung nur 1¼%, — welcher niedrige Satz denn auch zur Verminderung der Saldi verzinslicher Depoſiten bei dieſen Banken beigetragen hat. In Paris war der Bankſatz 2½, der Satz auf offenem Markte 1⅞—2, in Berlin reſp. 4 (Lombard 4½) und 2½—3, in Frankfurt 2½ (im Mai 3) und 1¾—2, in Amſterdam 3 und 2½, in Brüſſel 2½—3½ und 2½—3, in Hamburg der Discont an der Börſe 2% (im Mai 2½%). Höhere Sätze fanden ſich in den Papiergeldländern, in Wien Bank- und Marktſatz 4, in Turin jener 5, in St. Petersburg erſterer 7, letzterer 7½%. Berückſichtigt man den ungewöhnlich hohen Stand der Getreidepreiſe und das dadurch bedingte größere Baarcapitalbedürfniß des internationalen Getreidehandels, ſo erſcheint der „flüſſige Geldmarkt" doppelt auffallend und die ſonſtige Geſchäftsſtockung in um ſo bedenklicherem Licht. Der engliſche Weizenpreis war z. B. im März 1868 73 sh. 1 d. pr. Quarter gegen 59 sh. 4 d. zu derſelben Zeit 1867, 45 sh. 6 d. 1866, 38 sh. 3 d. 1865, und der Werth der Weizeneinfuhr des britiſchen Reichs 24,99 Mill. Pfd. St. im Jahre 1867 gegen 12,98 Mill. im Jahre 1866.

Alle dieſe Verhältniſſe zuſammen berechtigen zu der Behauptung, daß die gegenwärtige Lage der Geldmärkte an ſich wie geſchaffen iſt, um die Durchführung großer Operationen zur Herſtellung der Valuta in einem großen Reiche zu unterſtützen. Für dieſen Zweck bedarf ein Land nicht ſowohl concreter unmittelbar zur Production dienender Gütercapitalien, als ganz vorzugsweiſe der Baargeldcapitalien, welche in den Verkehr der heimiſchen Volkswirthſchaft hineingezogen werden müſſen. Dieſe ſind jedenfalls gegenwärtig vorhanden und warten nur auf eine lohnende, Vertrauen bietende Verwendung. Aber — ſie dafür gewinnen, darin liegt die Schwierigkeit. Sie haben ſich grade in ſo ungeheuren Beträgen angeſammelt, weil ſie jede Verwendung in der jetzigen Lage der Politik und deßhalb der Geſchäfte ſcheuen.

Wie wird man vorzugehen haben, um dieſe Scheu des Capitals vor einem feſten Placement zu überwinden? Die unbedingte Vorausſetzung iſt eine aufrichtige Friedenspolitik Rußlands. Es muß die Ueberzeugung erweckt werden, daß von Rußland nicht ſelbſt eine Störung des Friedens ausgehen, Rußland möglichſt beruhigend auf die kriegeriſchen Abſichten anderer Regierungen einwirken, ſich, wenn es irgend zu vermeiden iſt, nicht in einen Krieg hinein ziehen laſſen; ferner daß Rußland ernſtlich ein großes Friedenswerk wie die Herſtellung der Valuta in Angriff nehmen und die Verwendung der dafür beſtimmten Summen auch wirklich für dieſen Zweck ſicherſtellen wird. Sicherlich iſt es nicht leicht, eine ſolche feſte Ueberzeugung in der gegenwärtigen Lage Europa's hervorzurufen und zu erhalten. Aber das Meiſte hängt doch auch hier von der redlichen Abſicht Rußlands ſelbſt ab. Manche Umſtände begünſtigen zudem den Erfolg einer ſolchen Politik. Die Geſchäftsſtockung und der Geldüberfluß dauern nun ſchon geraume Zeit, das Vertrauen will nicht zurückkehren, aber doch wollen ſich die gehegten Befürchtungen auch immer noch nicht erfüllen. So treten in England, in Deutſchland doch einige Anzeichen eines kleinen Aufflebens der Geſchäftsneigung hervor. Der niedrige Disconto lockt die Capitaliſten an, doch etwas mehr mit ihrem Gelde zu verdienen, und die Geſchäftsleute, doch wieder etwas mehr Geſchäfte zu machen. Dieſe Situation gilt es auszunutzen. Wird jene obige Vorausſetzung Seitens Rußlands erfüllt, ſo möchte das Creditfinden an ſich vielleicht weniger Schwierigkeiten begegnen, wenn man ſich an den Bedingungen nicht allzuſehr ſtößt. Denn trotz des niedrigen Discents, d. h.

des Leihzinſes für kurzterminliche Anlagen, wird für eine größere Anleihe eben wegen der geſpannten politiſchen Lage nur zu einem höheren Zinſe Capital zu erhalten ſein: man muß eine höhere Riſicoprämie zahlen. Die daraus etwa hervorgehende Vertheuerung der erforderlichen Finanzoperationen, welche ſich zudem durch eine richtig gewählte Form der Anleihe auf einen kleineren Zeitraum beſchränken läßt, kann aber nicht von der jetzigen Vornahme ſolcher Operationen abſchrecken. Denn einmal wird ja damit das Ziel zum großen Vortheil der Finanzen früher erreicht, und ſodann ſteht dem Nachtheil der höheren Riſicoprämie gegenwärtig der Vortheil eines flüſſigen Geldmarkts und niedrigen eigentlichen Zinſes gegenüber. In anderer Zeitlage mag jene Prämie geringer, dafür aber dieſer Zins höher ſein.

Für einen möglichſt baldigen Beginn der genannten Creditoperationen ſpricht ferner auch noch ein anderer ſehr weſentlicher Umſtand, nämlich die politiſche und finanzielle Lage derjenigen Staaten, welche thatſächlich auf den europäiſchen Geldmärkten mit Rußland am meiſten um Credit concurriren, Oeſterreichs, der vereinigten Staaten von Nordamerika, Italiens, von minder wichtigen abgeſehen. Dieſe drei Staaten bedürfen ebenfalls für die Wiederherſtellung ihres Geldweſens, für ihre laufenden Finanzbedürfniſſe, ihre Eiſenbahnen und andere öffentliche Unternehmungen des auswärtigen Credits. Rußland kommt aber hier Verſchiedenes vor ihnen zu Gute. Seine politiſche und finanzielle Lage iſt ungleich beſſer als diejenige Oeſterreichs und Italiens, die erſtere auch wohl als die Amerika's. Rußland hat doch vorzüglich nur für vergangene, nicht für gegenwärtige Deficite Credit zu ſuchen. Oeſterreich ſcheint im Augenblicke an die Herſtellung ſeiner Valuta gar nicht zu denken, man läßt dieſe heikle Frage, nach ſo vielen ſelbſtverſchuldeten Mißerfolgen, dort jetzt unberührt. Italien iſt zwar erſt durch den Krieg von 1866 in die Papiergeldwirthſchaft hineingerathen, und bedürfte gar nicht ſo umfaſſender Mittel, um wieder zur feſten Valuta zu gelangen, aber das enorme laufende Deficit verſchlingt dort Alles, was der ſehr geſunkene Credit des jungen Staats noch aufbringen kann. Die amerikaniſche Union wäre am leichteſten im Stande, die Mittel für die Herſtellung des Geldweſens zu beſchaffen, aber die Corruption des Parteiweſens, mächtige Claſſenintereſſen, craſſe volkswirthſchaftliche Irrthümer und nationale Vorurtheile ſcheinen auch dort nicht bald eine thatkräftige Finanzpolitik zur Ordnung dieſer Angelegenheit

aufkommen zu laſſen. Hieraus entſpringt für Rußland der große Vortheil, daß es gegenwärtig der Concurrenz dieſer drei Länder um die Herbeiziehung von Capital in Edelmetallform nicht ſo unmittelbar ausgeſetzt wäre als vermuthlich ſpäter einmal.

An und für ſich iſt der ruſſiſche Staatscredit beſſer als der Credit eines dieſer drei Concurrenzſtaaten. Ruſſiſche fünfprocentige Papiere ſtehen im Mai 1868 verſchieden nach den einzelnen Anleihen, in Berlin zwiſchen 78 und 88, nordamerikaniſche ſechsprocentige 77, öſterreichiſche 48—59, italieniſche 49, wobei allerdings den ruſſiſchen, den nordamerikaniſchen (1882 rückzahlbar) und den beſſer ſtehenden öſterreichiſchen (1864er Silberanleihe) eine jedoch nur als kleine Zinserhöhung ins Gewicht fallende Tilgung zu Gute kommt. Für einen ſo eminent productiven Zweck, wie die Herſtellung des Geldweſens, iſt es ferner viel leichter Credit zu finden als für die Deckung chroniſcher Deficits wie der öſterreichiſchen und italieniſchen. Die precäre Finanzlage, die unſichere politiſche Zukunft Oeſterreichs und zum Theil Italiens haben die Curſe der Staatsſchuldverſchreibungen dieſer Staaten immer mehr herabgedrückt. Die Beſitzer wagen nicht mehr, neue Erſpanniſſe in dieſen Papieren trotz des immenſen Zinſes, welchen dieſe jetzt geben, anzulegen, ja ſie ſuchen trotz des geſunkenen Curſes ſich ihres älteren Beſitzes zu entledigen, da ſie immer mehr Gewaltmaßregeln fürchten müſſen und wenigſtens noch rechtzeitig Etwas retten wollen. In Italien war ſchon öfters davon die Rede, die in Münze ſtipulirten Renten in Papiergeld auszuzahlen, das im Frühjahr 1868 10—12 % unter Pari ſtand. Der Kunſtgriff, das Einkommen aus Fonds und Effecten, welches man durch eine gewöhnliche Einkommenſteuer ſchwer treffen kann, durch die „Couponſteuer" unweigerlich zu belegen, hat auch dort Eingang gefunden, nur war man ſo billig und ſo vernünftig, das im Beſitz von Ausländern befindliche Papier, wie in England, von dieſer Steuer zu befreien. In Oeſterreich hat man dagegen die Couponſteuer grade mit Vorliebe dazu benutzt, die Vermögensanlagen des Auslands in öſterreichiſchen Effecten zu beſteuern, wodurch dieſer Steuer der Charakter der einſeitigen Zinsreduction nur zu ſehr aufgeprägt iſt. Dieſe Couponſteuer, anfangs 5, ſpäter 7 %, ſoll nach den Vorſchlägen des Finanzminiſters Breſtl auf 17 % für Staatspapiere und unter dem Namen einer „Vermögensſteuer" drei Jahre lang auf ebenſo viel für andere Werthpapiere erhöht werden. Selbſt die ausdrücklich von der Einkommenſteuer be-

freiten Papiere ſollen dem neuen Steuerzuſchlage von 10 % verfallen und möglicher Weiſe wird dieſer Abzug von 10 % auch den contractlich ſteuerfreien Prioritätsobligationen (z. B. Galiciſche Carl-Ludwig-Bahn) als „Vermögensſteuer" aufgelegt, da die Befreiung ſich nur auf die „Einkommenſteuer" bezieht! Dieſe Couponſteuer verletzt vollends alle Gleichheit unter den directen Steuern, da ſich ihren hohen Sätzen gar kein Einkommen, wie mehr oder weniger allen andren Steuern, entziehen kann und wird in den Händen rückſichtsloſer Finanzmänner zu einer wahren Daumenſchraube. Schon ſpricht man in Oeſterreich davon, die Couponſteuer ſtatt auf 17 gleich auf 20, ja auf 25 % oder 30 % zu erhöhen — die Finanzcommiſſion des Abgeordnetenhauſes ſoll 25 % beantragen wollen — für das Ausland eben nichts anderes als eine Zinsreduction von 5 auf 4 oder $3^3/_4$ % oder noch weniger. Trotzdem behauptet man, vor jedem Gedanken an Staatsbankerott zurückzuſcheuen. Als ob ſich dieſe Procedur davon irgend reell unterſchiede! Nur etwa darin, daß jene Steuer „zeitweilig", die eigentliche Zinsreduction bleibend ſein ſoll. Aber nicht nur ſteht es ganz dahin, wenn einmal die Steuer ermäßigt oder gar wieder aufgehoben werden kann, — die Ermäßigung und Aufhebung iſt in ſpäterer Zeit nicht einmal allgemein räthlich, noch gerecht, denn ſie wendet unverdient den neuen Käufern, welche eben ihren Preis auf der Baſis von 4 und nicht von 5 % gemacht haben, einen Gewinn zu und belaſtet inſofern zwecklos von Neuem Staat und Volk. Die Ausdehnung der Couponſteuer auf andere öffentliche Werthpapiere, namentlich Prioritätsobligationen, macht den Beſitz dieſer letzteren für das Ausland ebenſo riscant wie denjenigen von öſterreichiſchen Staatspapieren. Der finanzielle Ausgleich mit Ungarn, welcher einen der Vorwände für die maßloſe Erhöhung der öſterreichiſchen Couponſteuer bildet, hat ohnedem deutlich gezeigt, welche precäre Sache es um die große öſterreichiſche Staatsſchuld iſt. Wenn es dem einen Theil eines „Staates" — und ein Staat will Oeſterreich doch noch ſein — möglich iſt, ſich dem auf ihn treffenden Koſtenantheil der öffentlichen Schuld bis zu einem gewiſſen Grade zu entziehen und daraus für den anderen (Haupt-) Theil nun auch ſeinerſeits das Recht oder doch die Entſchuldigung erwachſen ſoll, ebenſo viel weniger zu zahlen, als der erſtere Staatstheil zu wenig beiträgt, ſo ſieht man in der That gar nicht mehr ein, wo das hinaus ſoll und welche Sicherheit noch dem betrogenen Gläubiger bleibt. Man könnte ja förmlich die Verabredung treffen, daß nun etwa Ungarn von Neuem einen Theil ſeiner Laſt abwälzt und

„Cisleithanien“ abermals entſprechend die Couponſteuer erhebt. Warum dann nicht lieber gleich offen und „ehrlich“ eine Couponſteuer von 90 %, wie Berliner Blätter Oeſterreich ſchon vor Jahren ſpottend riethen?! Wenn auch vielleicht im Augenblick noch einige der projectirten Zinsabzüge nicht Geſetzeskraft erlangen, ſo zeigen doch ſchon dieſe Projecte, weſſen man ſich mit öſterreichiſchen Effecten zu verſehen hat.

So ſteht es mit Oeſterreichs Werthpapierconcurrenz gegenüber Rußland. Aber ſelbſt die nordamerikaniſchen Papiere unterliegen ähnlichen Gefahren. Nicht nur hat man auch dort die Zwickmühle der Couponſteuer eingeführt, ſondern bis jetzt iſt auch immer noch nicht, trotz wiederholt ausgeſprochener Abſicht einflußreicher Staatsmänner, der Grundſatz geſetzlich feſtgeſtellt worden, daß die in Gold verzinslichen Bundespapiere auch in Gold zurückgezahlt werden. Mächtige Parteien eifern dagegen. Eine Repudiation eines Theils der Schuld droht ſomit immer noch, und auch ſonſt iſt man bei der Gewaltſamkeit, Rechtswillkür und der Beſtechlichkeit des Yankeethums und der Gerichte drüben vor anderen Einbußen durchaus nicht genügend ſicher geſtellt.

Man muß ſich dieſe hier abſichtlich etwas ſpecieller dargeſtellten Verhältniſſe vergegenwärtigen, um die außerordentlich günſtigen Chancen zu begreifen, welche eine im großen Styl angelegte, am ſtrengſten Recht feſthaltende ruſſiſche Finanz- und Creditpolitik in gegenwärtiger Zeit böte. In Deutſchland, Holland, der Schweiz, England, Frankreich iſt grade das durch ſeine Maſſe wichtigſte Privatpublicum ſeit lange gewohnt, in öſterreichiſchen und neuerdings auch in italieniſchen Staats- und Induſtriepapieren einen erheblichen Theil ſeiner Erſparniſſe anzulegen. Die immer traurigere Finanzwirthſchaft beider Staaten hat aber ſchon längere Zeit dieſe Gewohnheit geſtört, die jetzt drohenden öſterreichiſchen Gewaltmaßregeln werden die Abneigung zur bisherigen Capitalanlage noch erhöhen. Allerdings ſind ſchon vor dem unerwartet raſchen Schluß des amerikaniſchen Bürgerkriegs große europäiſche, beſonders engliſche und deutſche Capitalien in nordamerikaniſchen Bundesobligationen, wie zum Theil ſchon in früherer Zeit in dortigen Eiſenbahnpapieren angelegt worden. Noch immer lockt der hohe dortige Zins, obgleich trübe Erfahrungen genug gezeigt haben, daß derſelbe, namentlich bei Eiſenbahnpapieren, nur eine hohe Riſicoprämie enthält. Bei der Unberechenbarkeit der amerikaniſchen Verhältniſſe würde es für ein gut accreditirtes neues Papier mit leidlicher Rente gar nicht ſchwer ſein, auf den mittel- und weſteuropäiſchen Märkten

auch die Concurrenz der amerikaniſchen Papiere zu überwinden. Ohnehin ſcheint ſich auch für letztere die Neigung neuerdings bereits vermindert zu haben.

Daß ruſſiſche Werthpapiere, trotz mancher berechtigten Bedenken und unberechtigten Vorwände gegen Capitalanlagen in denſelben, ſich in neuerer Zeit, begünſtigt von dem immer ſtärkeren Mißtrauen gegen die bisherigen Anlagen in andren Effecten, immer mehr Boden im Auslande erobert haben, iſt eine ſichere Thatſache. Namentlich gilt dies von ruſſiſchen Eiſenbahnprioritäten in Metallvaluta, deren jetzt im Berliner Curszettel ſchon 8—10 figuriren. Wiederholt iſt, z. B. in der Nationalzeitung, in Berliner Börſenberichten bemerkt worden, daß die Neigung zu ruſſiſchen Papieren mit den wachſenden Befürchtungen vor öſterreichiſchen Beſteuerungsgewaltthätigkeiten auch ſogar wider ſteuerfreie Prioritätsobligationen in Zuſammenhang ſtehn. Solche Symptome gilt es zu beachten. Sie behalten ihre Bedeutung, auch wenn eingeſtandener Maßen ſehr geſchickte Manövers der betheiligten Banquiers der Einbürgerung dieſer ruſſiſchen Papiere in Deutſchland u. ſ. w. vorgearbeitet haben, — auch vielleicht die politiſchen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Rußland im Gegenſatz zu denen zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich etwas mitſpielen. Letzterer Umſtand käme auch Staatsanleihen zu Gute und der erſte Punkt muß eben von der ruſſiſchen Finanzverwaltung ebenſo richtig behandelt werden als von den Eiſenbahngeſellſchaften.

Neben den allgemeinen Vorausſetzungen, einer aufrichtigen *Friedenspolitik*, der Verwendung der im Wege des Credits aufgenommenen Summen für das bezeichnete *Friedenswerk*, der *ſtrengen Innehaltung* aller übernommenen Anlehensbedingungen würde dann namentlich die *Sicherſtellung gegen jene beiden widerrechtlichen Nachtheile* ins Auge zu faſſen ſein, welche bei den Papieren jener anderen drei Länder Thatſache geworden oder zu befürchten ſind, alſo *gegen die Auszahlung von Metallgeldzinſen und Capitaltilgungsquoten in entwerthetem Papiergelde und gegen Couponſteuerabzüge*. In dieſer Hinſicht müſſen vor Allem den *auswärtigen* Capitaliſten die *bündigſten* und *unzweideutigſten Zuſicherungen* gegeben werden, ſo daß auch für die Zukunft, bei der etwaigen Einführung *neuer* Steuern, nicht die leiſeſte Ungewißheit darüber bleibt, was Rechtens iſt. Grade darin liegt in Oeſterreich und Nordamerika ein Hauptübelſtand, daß man dort abſichtlich oder unabſichtlich eine Zweideutigkeit im Ausdrucke übrig

gelaſſen hat, um dieſe oder jene Uebervortheilung der Gläubiger wenigſtens nicht von vorneherein als baare Rechtsverletzung erſcheinen zu laſſen. Ein offener Bruch eines ganz unzweideutig gegebenen Verſprechens iſt von einem nicht in voller Anarchie befindlichen Staate niemals ſo leicht zu befürchten. Will man nicht überhaupt alle Staatsgläubiger, auch die inländiſchen, in dieſer Weiſe ſichern, was ſich gewiß ebenfalls empföhle, und nicht allgemein die Form der Couponſteuer verurtheilen, was um der Gleichheit der Beſteuerungsgrundlagen halber auch Manches für ſich hätte, ſo müſſen doch wenigſtens die fremden Capitaliſten davor geſchützt werden, daß man zur Belohnung ihrer der inländiſchen Volkswirthſchaft direct und indirect zu Gute kommenden Creditgewährung die Staatslaſten auf ſie abwälzt, wie es der offen ausgeſprochene Grundſatz der neueren öſterreichiſchen Finanzpolitik iſt.

Wenn Rußland in dieſer Weiſe vorgeht, ſo möchte die Aufnahme bedeutender auswärtiger Anleihen für den beſagten Zweck auch unter den gegenwärtigen Verhältniſſen wohl günſtige Ausſichten bieten. Zweierlei wird man dabei noch weiter im Auge zu behalten haben: einmal, daß man wirklich in erſter Linie durchaus auf die fremden Geldmärkte, inbeſondere Mittel- und Weſteuropa, zunächſt auf die Börſen von London, Berlin, Amſterdam für die großartigen, zur Herſtellung der Valuta nothwendigen Creditoperationen angewieſen iſt; ſodann, daß man in eine offene Concurrenz mit den mehr oder weniger discreditirten Werthpapieren der erwähnten Länder mit klarer Abſicht eintreten und daher auch die ſchlechten Finanzpraktiken dieſer Staaten offen verdammen muß. In erſterer Hinſicht iſt vor Allem gegen jenen beſchränkten Nativismus Front zu machen, der mit der Parole, Rußland müſſe von den fremden Geldmärkten unabhängig ſein, auch auf finanziellem Gebiete gelegentlich ſchon hervorgetreten iſt, — ein faſt noch größerer Irrthum als derjenige von der Emancipation der ruſſiſchen Wiſſenſchaft und Cultur von deutſchen und anderen weſteuropäiſchen Einflüſſen. Ein ſo ſpärlich bevölkertes, capitalarmes, in materieller und geiſtiger Entwicklung noch ſo weit zurückgebliebenes Land wie Rußland kann ſelbſt für größere, nur der Gegenwart angehörende Aufgaben, welche bedeutendes Capital verlangen, nicht der Unterſtützung durch fremdes Capital entbehren, vollends nicht für die koſtſpielige Wiedergutmachung früherer Schäden, wie ſie in unſerem Fall vorliegt. Die „große culturhiſtoriſche Miſſion des öffentlichen Credits“ hat grade hier ihre Bedeutung wo es ſich um eine Hülfe handelt, welche

von der vorgeſchritteneren und ſtärkeren der zurückgebliebenen und ſchwächeren Volkswirthſchaft, und zwar gleichzeitig im Intereſſe der *geſammten* abendländiſchen Volkswirthſchaft, zu leiſten iſt.

4) Die Form der erforderlichen Creditoperationen und die Wahl der Währung und des Münzfußes für Rußlands neu zu begründendes Geldweſen.

Die einzelnen Punkte, welche bei der Aufnahme der Anleihen zu berückſichtigen ſein werden, ſind dieſelben, welche die neuere Theorie und rationelle Praxis überhaupt als die richtigen bezeichnet. Es muß genügen, ſie hier nur einfach hervorzuheben, ohne ſie näher zu motiviren. Die Form der *Rentenſchuld* im Gegenſatz zu der ſogenannten *zurückzuzahlenden* Schuld würden wir auch für die ruſſiſchen Creditoperationen vorziehen. Bei der erſteren übernimmt der Schuldner keine beſtimmte Verpflichtung, nach einem im Voraus feſtgeſtellten Plan zu tilgen, kann ſich dagegen — und ſoll ſich unſrer Anſicht nach — das Recht vorbehalten, außer durch Rückkauf an der Börſe auch zu einem *beſtimmten Nominalcapital* die Schuldtitel tilgen, reſp. einberufen zu können. Dies geſchieht z. B. indem die conſtituirte Rente gleichzeitig als ein *Procentſatz* für ein Nominalcapital angeſehen wird, welches als das eventuell zurückzuzahlende Schuldcapital erſcheint, — bei der ſogenannten „*ewigen* Rente" iſt es ſtreng genommen anders. Dieſe Form der Rentenſchuld enthebt den Staat der Nothwendigkeit, in einer ungünſtigen Zeit zu tilgen und, wie in Oeſterreich ſeit langen Jahren, große Anleihen nur zu dem Zweck der contractlichen Tilgung alter Schulden neu aufnehmen zu müſſen. Uebrigens iſt es fraglich, ob Rußland bereits große Summen durch Rentenſchulden wird aufbringen können. Dieſe Schuldform ſetzt ſchon einen geſeſteten Credit voraus und eignet ſich mehr für *inländiſche* als für auswärtige Schulden. Immerhin wären Verſuche anzuſtellen und die daneben im Inland aufgenommen Schulden womöglich in dieſer Form zu contrahiren. Die Befreiung von der Laſt, einen feſten Tilgungsplan innehalten zu müſſen, wird durch eine kleine Zinserhöhung nicht zu theuer erkauft, zumal wenn ein richtiger Nominalzinsfuß gewählt wird, welcher unter ſpäteren günſtigen Verhältniſſen eine freiwillige Zinsreduction ermöglicht. Iſt man, wie wir als wahrſcheinlich annehmen, genöthigt, den größeren Theil der erforderlichen Geldmittel durch zurückzuzahlende Anleihen aufzubringen, ſo ſollte man für letztere jedenfalls die heilloſen, auch für den Staat durch die

Ungleichheit der Rückzahlungsquoten leicht ſehr läſtig werdenden Lotterie- oder Prämienanleihen vermeiden und die Rückzahlung al pari durch Verloſung und Einberufung, bedingungsweiſe auch den Rückkauf nach dem Börſencurſe ſtipuliren. Es wäre ferner bei der zurückzuzahlenden wie bei der Rentenſchuld mit Kündigungsrecht ein Nominalzinsfuß zu wählen, welcher dem reellen Zinsfuße des Anlehens möglichſt angenähert iſt, m. a. W. die Anlehen lieber al pari oder nur etwas unter Pari und zu einem hohen Nominalzinsfuß als bedeutend unter Pari und zu einem niedrigen Nominalzinsfuß zu contrahiren: alſo Bevorzugung des Syſtems der nominell hochverzinslichen vor demjenigen der nominell niedrig verzinslichen Schulden, insbeſondere weil das erſtere allein eine freiwillige Zinsreduction und dadurch eine reelle Abſchüttelung eines Theils der in ungünſtiger Zeit bei hohem Realzinsfuße aufgenommenen Zinſenlaſt zu ermöglichen die Ausſicht hat. Dabei kann man allerdings nicht wohl den Nominalzinsfuß ganz genau dem Realzinsfuß anpaſſen, woraus ein ſehr unbequemer Procentſatz hervorgehen könnte. Auch wird eine kleine Abweichung vom Pari im Intereſſe der Speculation zugelaſſen werden müſſen, zumal bei den auswärtigen Anleihen. Aber beide Rückſichten kann man beobachten, ohne deßhalb erhebliche Abweichungen zwiſchen Nominal- und Realzinsfuß zuzugeſtehen. Jedenfalls ſind ſo unſinnige Vorgänge wie z. B. in Frankreich zu vermeiden, wo der Staat mit einem Realzinsfuß von über 4½ % 3procentige, die Actiengeſellſchaften, wie viele Eiſenbahnen, bei einem Realzinsfuß von 5—7—8 % (z. B. öſterr. Südbahn, eine franzöſiſche Geſellſchaft) ebenfalls 3procentige Schulden aufnehmen, die ſie ſicherlich für lange Zeit nicht herabſetzen können, da der Realzinsfuß nicht leicht ſo niedrig werden kann.

In Betreff des Domicils der Anleihen hat Rußland ſchon bisher richtige Grundſätze befolgt. Es muß nur noch mehr dafür geſorgt werden, daß der Staatsgläubiger koſtenfrei, mühelos und nach ſeiner Wahl die Auszahlung der Zinſen und die Rückzahlung des Capitals an verſchiedenen Plätzen erhalten kann, außer in Petersburg ſelbſt jedenfalls in Berlin, London, Paris, Amſterdam, Frankfurt, Hamburg, vielleicht auch an einem ſüddeutſchen und ſchweizeriſchen Platze. Auch die beliebige Erhebung des einzelnen Coupons an einem dieſer Plätze iſt freizuſtellen, wenn dann auch die Zahlung größerentheils da verlangt werden wird, wohin es ſich im Augenblick am vortheilhafteſten ſtellt die Coupons zu ſenden, — was für den Staat eine kleine Koſtenerhöhung mit ſich führen mag. Zu dieſem

Zwecke müßten für die auf verſchiedene Valuten lautenden Anlehen entweder feſte Pariſätze, wie ſchon bisher bei vielen ruſſiſchen Anleihen z. B. zwiſchen dem Silberrubel, dem holländiſchen Gulden und dem engliſchen Pfund, im Voraus beſtimmt werden oder beſſer noch der Gläubiger das Recht erhalten, an jedem Zahlungsorte nach dieſem Pariſatz oder nach dem Wechſelcurſe in einer andren Währung die Zahlung zu fordern. Dies Alles ſetzt eine geſchickte Leitung des ganzen Staatscreditweſens nach Art eines Bankgeſchäfts und umfaſſende Verbindungen mit fremden Banquiers voraus und erhöht die laufenden Koſten der Staatsſchuld natürlich um die zu gewährenden Proviſionen und Cursdifferenzen etwas. Aber dieſe Einrichtungen erleichtern auch die Einbürgerung der Papiere im Auslande ſehr und machen ſich durch ihren günſtigen Einfluß auf den Credit reichlich bezahlt. Auch für eine bequeme, den Bedürfniſſen der verſchiedenen Länder angepaßte Stückelung der Obligationen iſt Sorge zu tragen, — ein Punkt, welcher mit der Wahl der Valuta zuſammenhängt. Die Art der Begebung der Anleihen wird für die inländiſchen Anleihen wohl die der öffentlichen Subſcription, für die auswärtigen, da es ſich um die Schaffung eines großen Abſatzmarkts erſt noch handelt, wohl überwiegend die Verhandlung mit und die Ueberlaſſung an Banquiers ſein müſſen, wobei jedoch das Syſtem der Submiſſionen, allenfalls ſelbſt wie in England mit Zulaſſung der Subſcription auf Theilbeträge der Anleihe und bevorzugter Berückſichtigung der günſtigſten Anbote, wohl ſchon mit in Betracht kommen darf.*)

Von großer Bedeutung iſt endlich noch die Frage nach der Wahl der Währung und des Münzfußes für Rußlands neues Geldweſen und für die zur Ordnung des letzteren vorgenommenen Creditoperationen. In der Hauptſache werden für die Anleihen die Währungen und Münzfüße derjenigen Börſen, auf deren Unterſtützung gerechnet wird, zu wählen ſein, alſo die Goldwährung der Pfund Sterling und Franken und die Silberwährung der Thaler und holländiſchen Gulden. Wie ſich neuerdings bei ruſſiſchen Eiſenbahnprioritäten, welche man in Berlin domicilirte, gezeigt hat, ſind fremde auf die heimiſche Währung und Münze lautende Papiere

*) Für die nähere Begründung der oben ausgeſprochenen Anſichten in Betreff dieſer praktiſch überaus wichtigen Formpunkte muß ich auf meine anderswo gegebene eingehende Darlegung verweiſen, ſ. Ordnung des öſterr. Staatshaushalts a. a. O. S. 125—225 und 262—292 und Art. Staatsſchulden im Staatswörterbuch Bd. X, S. 21—44, wo auch die Controverſen und die Literatur berückſichtigt ſind.

im Ganzen beliebter. Stellt man die Obligation auf runde Beträge in Silberrubeln, ſo erhält man faſt immer unbequeme Beträge in der Pfund-, Thaler- und Guldenrechnung, z. B. 100 Rbl. S. ſind al pari gleich $107,_{976}$ .... Thaler oder $194,_{347}$ .... Fl. holl. oder (bei einem Werthverhältniß des Goldes zum Silber wie $1:15\frac{1}{3}$) $16,_{0283}$ Pfund Sterling. Rundet man der Einfachheit halber, wie in neueren ruſſiſchen Anleihecontracten, z. B. in dem vom 14. April 1862, dieſe Beträge ab, indem 100 Rbl. S. mit $15,_{625}$ Pfd. St. gleichgeſetzt werden (Zinszahlung $37\frac{1}{2}$ d. per Rbl. S.), oder wie in neueren Contracten ruſſiſcher Eiſenbahnen und Corporationen, z. B. 125 Rbl. gleich 134 Thlr., alſo 100 Rbl. gleich $107,_2$ Thlr., ſo hat man eben nur willkürliche Anſätze gemacht, welche praktiſch ohne viel Bedeutung ſind, ſobald dem Gläubiger die Wahl der Währung überlaſſen wird, denn er wird dann immer die Zahlung in der unter ihrem wirklichen Werth angeſetzten, ihm alſo vortheilhafteren Währung, im letzten Beiſpiel in wirklichen Silberrubeln ſtatt in Thalern verlangen, vorausgeſetzt, daß nicht der Stand des Wechſelcurſes etwas Anderes bedingt. Jedenfalls aber ſind dieſe Beträge immer noch unbequem für das in fremder Valuta rechnende Publicum, was bei dem Zinſe noch mehr hervortritt. Deßhalb wähle man lieber ſtets runde Ziffern der fremden Währungen, z. B. 100 Thl., 1000 Fr., 100 Fl., 10 oder 100 Pfd. St. und bequeme Multipla (eventuell auch Theilbeträge) davon — was auch bei mehreren ruſſiſchen Anleihen, z. B. der obengenannten vom 14. April 1862, der engliſch-holländiſchen vom 3. April 1864 ſchon geſchehen iſt — wobei dann das Silberrubel-Aequivalent und das in der dritten Währung, z. B. bei Thalern in Gulden, genau nach dem Metallgehalt feſtgeſetzt oder die oben vorgeſchlagene Zahlung nach dem Wechſelcurſe zugelaſſen wird (letzteres namentlich bei dem Umſatze von Gold- in Silberwährung und umgekehrt, weil hier kein feſtes Pari angegeben werden kann).

Die Einzahlung auf die Anleihen wird der Regel nach in der betreffenden Valuta, auf welche die Obligation lautet, erfolgen, doch können daneben nach einem hierfür feſtzuſetzenden Werthverhältniß auch andre Metallvaluten angenommen werden. In unſerem beſonderen Fall der Herſtellung der Valuta, wo grade je nach der Wahl der neuen feſten Währung und des Münzfußes derſelben für einen großen Theil der Anleihen ganz beſtimmte Geldſorten am erwünſchteſten ſind, wird man in dieſer Hinſicht durch die etwas günſtigere Anrechnung des erforderlichen Metalls und der daraus geprägten Münzen die Einzahlungen beeinflußen

können. Dies ſchließt einen kleinen Verluſt für den Staat ein, welcher jedoch auch bei der Umwechslung der erhaltenen in die erforderlichen Geldſorten, nur in andrer Form, zum Vorſchein kommen würde. Man darf ja nicht vergeſſen, daß im Unterſchied von ſonſtigen Fällen, wo durch das Anlehen nur die Verfügung über einen gewiſſen Betrag „Kaufkraft" und hierdurch über irgend welche anderweite Güter verſchiedener Art gewonnen werden ſoll, grade für die Herſtellung des Geldweſens das Metall das nothwendige concrete Capital iſt, deſſen man bedarf.

Aber auf welche feſte Währung, auf welchen Münzfuß ſoll man denn in Rußland losſteuern? Unſerer Anſicht nach empfiehlt ſich aus praktiſchen Gründen der Uebergang zur einfachen Goldwährung und unter dieſer Vorausſetzung zum Frankenmünzfuß, im Anſchluß an die Münzconvention vom 23. Decbr. 1865 zwiſchen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz und an die Beſchlüſſe der Pariſer Münzconferenz von 1867. Es iſt hier nicht der Ort, näher auf die viel behandelte Münzfrage nach ihrer allgemeinen Seite und ſpeciell nach ihrer Bedeutung in Rußland einzugehen. Die manchfachen Gründe für und wieder Gold- oder Silberwährung, dieſen oder jenen Münzfuß kommen für Rußland gegenwärtig auch wenig in Betracht. Man kann die früheren Befürchtungen in Betreff einer immer größeren Entwerthung des Golds gegen Waaren und gegen Silber, wie anderſeits diejenigen in Betreff des aſiatiſchen Silberſtroms, welcher alles Silber uns entführen ſollte, nach den jetzigen längeren, freilich noch durchaus nicht für ein Endurtheil abgeſchloſſenen Erfahrungen für übertrieben halten. Man kann denen, welche die enorme Zunahme des Golds als ungünſtig für deſſen Werthſtabilität und Währungseigenſchaft anſehen, die notoriſche Abnahme der Goldproduction in den länger ausgebeuteten Ländern, wie namentlich in Californien, und anderſeits den großen Aufſchwung der Silberproduction in Nevada und ſeinen Nachbargebieten ſeit 1861 entgegenhalten, wogegen aber wieder auf die Auffindung immer neuer reicher Goldlager, z. B. in den letzten Jahren in Neuſeeland, auch wie es ſcheint in Südafrika, hingewieſen werden darf. Mit allen dieſen Beweisgründen gelangt man weder im Allgemeinen, noch für ein concretes Land zu einer feſten Entſcheidung. Für ein Land in Deutſchlands Lage mit bedeutenden Silbervorräthen ſeiner Banken und immer noch ſtarker Silbermünzcirculation ſcheint uns die Behauptung der Unhaltbarkeit der Silberwährung mit den üblichen Argumenten noch nicht bewieſen zu ſein. Aber die Zunahme des Volksreichthums, eine gewiſſe

nicht zu leugnende Begünſtigung der Ausdehnung des Notenumlaufs, beſonders auch der kleinen Stücke, durch das in jeder größeren Summe unbequeme Silber, ein Moment, auf welches u. A. mit Recht O. Michaelis öfters hingewieſen, laſſen ſelbſt in Deutſchland den Uebergang zur Goldwährung nicht unrathſam erſcheinen. Noch viel mehr ſpricht dafür aber der Umſtand, daß einige der wichtigſten Länder der occidentaliſchen Weltwirthſchaft, vor Allem Großbritannien, Frankreich und ſeine Münzverwandten, Nordamerika — wenn auch hier zeitweilig Papierwährung herrſcht — die Goldwährung beſitzen und wohl ſicherlich nur auf der Baſis dieſer letzteren eine occidentaliſche Währungs- und Münzeinheit zu erreichen iſt.

In Rußland kommen aber ähnlich und nur noch in höherem Maße wie in Oeſterreich und Italien noch beſondre Gründe für den Uebergang zur Goldwährung in Betracht, welche z. B. für Deutſchland fehlen, nämlich die Nothwendigkeit, eine große Maſſe Edelmetall für den inneren Verkehr auf einmal neu zu beſchaffen und der Umſtand, daß Rußland in ſeinem Gebiete ſelbſt eine ziemlich bedeutende Goldproduction und nur eine ſehr unbedeutende Silberproduction beſitzt. Auch nach der Auffindung der reichen nordamerikaniſchen Silberminen, eines Compſtockgangs bei Virginia-City u. a. m. und trotz der mit Hülfe des billigeren californiſchen Queckſilbers auch in anderen Ländern wieder vermehrten Silberproduction überwiegt doch auch gegenwärtig noch die Goldproduction diejenige des Silbers dem Werthe nach in bedeutendem Maße, wenn auch nicht mehr ſo ſtark als in den 50er Jahren. Nach meinen eigenen, auf Grund des amtlichen Materials angeſtellten Schätzungen, welche mitunter von denen A. Sötbeer's etwas abweichen, betrug die im Abendlande gewonnene Goldmenge in den 19 Jahren 1848—66 jährlich ca. 359,300 Zollpfund (à 500 Gramm) im Werth von 165,3 Mill. Thlr., die Silbermenge 2,205,000 Pfund im Werth von 66,15 Mill. Thlr., alſo das Gold nach dem Gewicht 14, nach dem Werth (zu dem 15⅓fachen des Silbers gerechnet) 71,4% der Geſammtmenge von 2,564,300 Pfd. Edelmetall im Werth von 231,45 Mill. Thlr. Um 1865 waren die Quoten wegen der nordamerikaniſchen Production von Silber für dieſes Metall etwas günſtiger geworden, nämlich ca. 372,000 Pfd. Gold gegen 2,942,000 Pfd. Silber, oder Gold nur 11,2 %, nach dem Werthe reſp. 171,12 und 88,26 Mill. Thl., oder Gold 65,9 % der Geſammtmaſſe von 3,314,000 Pfd. Edelmetall im Werth von 253,38 Mill. Thlr. Große Veränderungen in dieſen Verhältniſſen ſind zunächſt kaum wahrſcheinlich,

denn ſtatt der alten arm gewordenen werden immer neue Goldlager gefunden, aber andrerſeits ſteigt auch die Silberproduction, vielleicht bald auch wieder die ſtagnirende des alten Silberlandes Mexiko. Wenn nun auch gegenwärtig der Silberabfluß nach Aſien ziemlich ſchwach geworden iſt, ſo iſt nach langen Erfahrungen eine Andauer dieſes Zuſtands nicht leicht zu erwarten. Für unſere Frage müſſen wir davon Act nehmen, daß eine Silbermenge, welche der geſammten gleichzeitigen neuen, allerdings erſt in den letzten Jahren dieſer Periode ſo ſtark gewachſenen Production gleichkommen möchte, in den 19 Jahren von 1848—66 nach Aſien abgefloſſen und hierdurch der Wirthſchaft der occidentaliſchen Völker entzogen worden iſt. Detaillirte Berechnungen und Schätzungen ergaben mir für die Production $41_{,88}$, für den Abfluß nach Aſien $41_{,12}$ Mill. Zollpfund Silber in dem genannten Zeitraum. Dauern dieſe Verhältniſſe nur annähernd in ähnlicher Weiſe fort, ſo ergiebt ſich die Schwierigkeit deutlich, zumal in der kurzen Zeit einiger Jahre große Summen Silber, vielleicht ein paar hundert Millionen Rubel, für einen beſonderen Zweck heranzuziehen. Denn wenn auch die gegenwärtige, noch wachſende Silbergewinnung den Durchſchnitt der Periode 1848—66 übertrifft, und wenn ſelbſt längere Zeit der Silberabfluß nach dem Orient ſchwächer bleiben ſollte, ſo iſt doch allmählich eine wichtige Bezugsquelle für Silber zur induſtriellen Verarbeitung und zur Prägung in Deutſchland und den anderen Ländern der reinen Silberwährung, nämlich der einſtmals große Silbervorrath in Frankreich und den andern Ländern ſeines Münzſyſtems, ziemlich erſchöpft. Deßhalb muß ſich dieſe alte Nachfrage aus neu gewonnenem Silber oder, was auf daſſelbe hinausläuft, das neue Silber allein muß in Bälde den Bedarf Aſiens und des Occidents befriedigen, welcher bisher zum erheblichen Theil aus den alten Silbervorräthen gedeckt wurde.

Die großen überſchüſſigen Metallmaſſen in den Banken, welche für die ruſſiſchen Creditoperationen in Betracht kommen, beſtehen denn auch überwiegend aus Gold. Dies gilt namentlich vom Baarvorrath der franzöſiſchen und der engliſchen Bank, von welchen der erſtere ſeit dem denkwürdigen Umſatz des Silbers in Gold im Jahre 1860/61 wohl jetzt faſt ganz, der zweite vielleicht bis auf 100,000 Pfd. St. oder noch weniger aus Gold beſtehen wird. Auch die wichtigen Vorräthe der amerikaniſchen, beſonders der Newyorker City-Banken und des Waſhingtoner Schatzamts enthalten faſt nur Gold. Aehnliches gilt von der ruſſiſchen Reichsbank ſelbſt, deren Baarvorrath im Einlöſungsfonds am 1. Mai 1868 nur

4,86 Mill. Rbl. Silber, aber 94,55 Mill. Rbl. Gold enthielt, woneben unter der „Kaſſe“ von 13,95 Mill. Rbl. auch noch der größere Theil aus Gold beſtehen möchte. Größere Silbermaſſen, welche aber doch mit den jetzigen Summen der Goldbanken den Vergleich nicht aushalten, befinden ſich nur in der wegen ihrer Zahlungseinſtellung hier nicht unmittelbar in Betracht kommenden öſterreichiſchen Nationalbank, deren Baarvorrath zum weitaus größten Theil aus Silber beſtehen wird, — allerdings würde derſelbe bei Oeſterreichs beabſichtigtem und ſchon durch einen internationalen Vergleich mit Frankreich feſtgeſtelltem Uebergang zur Goldwährung wohl gegen Gold umgeſetzt werden, eine Maßregel, welche ſchon vor dem Beginn von Operationen zur Herſtellung der Valuta vorgenommen werden kann, aber bei dem gegenwärtigen ziemlich niedrigen Curſe des Silbers nicht rentabel erſcheint. Ferner beſteht der Vorrath der preußiſchen Bank auch großentheils, derjenige der Amſterdamer, Hamburger (Mai 1868 18,22 Mill. M. B. wovon 0,99 Gold) und Frankfurter Bank (April 1868 18,87 Mill. Fl. rh.) faſt ganz aus Silber, um nur die wichtigeren dieſer Banken zu nennen. Die für Rußland reell verfügbaren Maſſen aus ihnen allen zuſammen ſind aber dem Metallgeldbedarf Rußlands gegenüber nicht eben beträchtlich.

Alle dieſe Umſtände, nicht zum Wenigſten der Goldvorrath der ruſſiſchen Bank ſelbſt, laſſen es im hohen Maße räthlich ja nothwendig erſcheinen, die neue Ordnung des ruſſiſchen Geldweſens auf Goldwährung zu gründen. Dazu kommt noch als neuer Grund die uraliſch-ſibiriſche Goldproduction. Die abſolute und relative Bedeutung derſelben ergiebt ſich aus folgender ſtatiſtiſchen Ueberſicht über die geſammte Gold- und Silbergewinnung des Occidents in der 19jährigen Periode 1848—1866.*)

*) Es iſt bekannt, daß die Edelmetallſtatiſtik und zwar ſelbſt diejenige der Gegenwart und die noch verhältnißmäßig einfachſte der Production, faſt allgemein auf Schätzungen von approximativem Werth beruht, ein Werth, welcher auch für die einzelnen Länder ungleich iſt. Obige Zuſammenſtellung iſt aus eigenen ſpeciellen Unterſuchungen hervorgegangen, welche theils ganz unabhängig von Sötbeer's bekannten Arbeiten, theils an letztere anknüpfend und ſie controlirend angeſtellt worden ſind. Die Abweichungen von dieſem verdienſtvollſten deutſchen Specialiſten auf dieſem Gebiete wage ich daher zu vertreten, was hier mit Rückſicht auf eine Bemerkung Sötbeer's in einer ſeiner neueren Arbeiten ausdrücklich geſagt ſei (vgl. ſeinen Aufſ. „Production edler Metalle“, Berl. Vierteljahrſchr. f. Volkswirthſch. 1865 Bd. 3 (XI) S. 1—3 u. d. Tab. S. 50, 51). Speciellere Ausführungen behalte ich mir vor. In Betreff der ruſſiſch-ſibiriſchen Goldproduction iſt Sötbeer im Irrthum (a. a. O. S. 8), wenn er, allerdings unſicher, die amtlichen

	Goldproduction.		Silberproduction.	
	Jährlich.	Summa.	Jährlich.	Summa.
	Zollpfund von 500 Grammes.			
Deutſchland . . .	50	950	117,000	2,223,000
Oeſterreich	3,600	68,400	75,000	1,425,000
Uebr. auß. ruſſ. Europa	350	6,650	172,000	3,270,000
Rußland und Sibirien	45,500	864,500	30,000	570,000
Nordamerika . . .	144,700	2,750,000	235,000	4,470,000
Mexiko	8,000	152,000	1,100,000	20,900,000
Südamerika . . .	11,500	218,500	476,000	9,024,000
Auſtralien u. Neuſeel.	145,600	2,766,000	Wenig.	Wenig.
Summa	359,300	6,827,000	2,205,000	41,880,000

Das Pfund feines Silber wird bekanntlich zu 30 Thlr. ausgeprägt. Das Pfund Gold hat dann bei dem für dieſe Periode geltenden Werthverhältniß von $1:15\frac{1}{3}$ einen Geldwerth von 460 Thlr., oder nach ruſſiſchem Gelde iſt das Pfund Silber $27_{,7838}$, das Pfund Gold $424_{,25}$ Rubel Silber (Metall) werth. Hiernach beträgt der Werth der geſammten Silberproduction im Occidente in dieſen 19 Jahren $1256_{,4}$, derjenige der Goldproduction $3140_{,42}$ Mill. Thlr., wovon auf Rußland und Sibirien reſp. $17_{,1}$ und $397_{,67}$ Mill. Thlr. oder $15_{,8}$ und $363_{,2}$ Mill. Rbl. S. kommen. Natürlich iſt unter dem Einfluß der Papiergeldwirthſchaft der größte Theil dieſer bedeutenden Summe Gold ins Ausland geſtrömt. Die freilich nur lückenhafte, bei zeitweiligen Ausfuhrverboten vollends illuſoriſche Statiſtik des Edelmetallverkehrs zwiſchen Rußland und dem Auslande zeigt im europäiſchen Verkehr während der 13 Jahre der Papiergeldwirthſchaft ſeit dem Beginn des Krimkriegs 1854—66 eine Goldausfuhr von 248, eine Goldeinfuhr von $28_{,9}$; im aſiatiſchen Verkehr in den 12 Jahren 1854—65 eine Goldausfuhr von $34_{,2}$, eine Goldeinfuhr von $1_{,5}$ Mill. Rbl. S. der Ueberſchuß der Goldausfuhr beträgt alſo nach beiden Richtungen zuſammen $253_{,8}$ Mill. Rbl. oder jährlich ca. $19_{,9}$ Mill. Rbl., d. h. ziemlich genau ſoviel als die gleichzeitige Goldproduction nach den amtlichen Angaben. Hierbei iſt allerdings der ſtarke Goldexport aus der Bank 1862—63 (91 Mill. Rbl. gegen ca. 40 Mill. in den 2 folgenden Jahren) inbegriffen, dafür fehlen wohl Beträge während

Daten als auf reines Gold bezüglich anſieht. Es iſt durchweg Gold der 88er Probe ($^{11}/_{12}$ fein) gemeint, Sötbeer's Angabe alſo zu hoch. Vgl. auch Erman's Archiv, Bd. XXIV, S. 337 und 397, wo übrigens eine unerklärte Differenz von 411 Pud Gold für die Zeit von 1814—60 in zwei verſchiedenen Angaben vorliegt.

des Goldausfuhrverbots 1854—57. Silber hat nach den Handelsausweiſen Rußland dagegen beſtändig im europäiſchen Verkehr bezogen, 1854—66 48,3 Mill. gegen 9,5 Mill. Ausfuhr, theils für den inneren Bedarf, theils für den aſiatiſchen Handel, in welchem 1854—65 32,1 Mill. Rbl. mehr Silber abgefloſſen als eingeführt ſind. Das Alles beweiſt die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der reinen Goldwährung für Rußland. Für die Wiederherſtellung des Papiergeldes und die Erhaltung der Einlösbarkeit des letzteren wird die ruſſiſch-ſibiriſche Goldproduction manche Hülfe bieten können, indem der Baarfonds und die active Münzcirculation ſich daraus leichter ergänzen laſſen. Die Unternehmer der auswärtigen Creditoperationen können denjenigen Theil jenes Goldes, welcher bisher regelmäßig ins Ausland ging, gleich an den Reichsſchatz und die Reichsbank überweiſen. Die eigene Silberproduction Rußlands, welche übrigens mitunter um ein Drittel höher geſchätzt wird, wird kaum den induſtriellen Bedarf decken, genügt bei Weitem nicht zur Befriedigung des auch im ruſſiſch-aſiatiſchen Handel bemerkbaren Silberabfluſſes nach Aſien und liefert daher vollends keine Ueberſchüſſe für die Circulation.

Gegenüber dieſen Momenten kann man vielleicht den Umſtand anführen, daß von der Bevölkerung vorzugsweiſe Silbermünze aufgeſpeichert oder vergraben ſein möchte. Die Landleute und die unteren Klaſſen haben dieſe Münze vermuthlich bevorzugt und auch mehr Gelegenheit gehabt, ſie anzuſammeln. Indeſſen frägt ſich doch überhaupt, ob alle dieſe Summen wirklich ſo bedeutend ſind, als man öfters angenommen hat, ſchwerlich fallen ſie gegenüber dem Baarvorrath der Reichsbank ſtark ins Gewicht. Ebenſo frägt es ſich ob dieſe Summen von ihren Eigenthümern bald wieder in den Verkehr gebracht werden würden. Wohl ſicher nicht, ſolange die Valuta nicht völlig hergeſtellt, das Papiergeld einlösbar, die Münze wieder im Verkehr zu ſehen iſt. Auch hinterher wird das Vertrauen kaum ſo ſchnell gekräftigt ſein, daß ſich alle dieſe „Schätze" ſofort öffnen. Auch bei Goldwährung und bei bloß ſupplementärer Silbermünze, welche als Scheidemünze geprägt wird, kann aber das alte vollwichtige Rubelgeld als Waare ſeinen lohnenden Abſatz finden. Strömt es dann auch ins Ausland ab, ſo wird es eben, wie in den letzten Jahren in Frankreich, durch Gold erſetzt. Für die Volkswirthſchaft iſt das im Ganzen einerlei.

So möchten doch in Rußland überwiegende Gründe für den Uebergang zur Goldwährung ſprechen. Dann aber ſollte ſich Rußland in der

That dem Frankenmünzfuß anſchließen, welcher doch die meiſten Chancen hat, der Weltmünzfuß zu werden, und durch die Einführung in Rußland wieder einen großen Vorſchub erhält.

Nach dem urſprünglichen franzöſiſchen Münzgeſetz vom 28. März 1803 (7. Germ. an XI) war bekanntlich die Baſis des franzöſiſchen Münzſyſtems der Silberfrank, d. h. die Gewichtsmenge von 5 Gramm $^9/_{10}$ feinen oder $4^1/_2$ Gr. ganz feinen Silbers. Dieſer Frank iſt faſt genau $^1/_4$ ruſſiſchem Silberrubel gleich oder 4 Fr. = 1 Rbl. S. Das wirkliche Pari iſt 1 Rbl. S. = $3_{,99132}$.... Fr. Würde man bei der Silberwährung bleiben, ſo ſchlöſſe die Gleichſetzung des Rubels mit 4 Frank alſo eine Verbeſſerung des Münzfußes um eine freilich ſehr unbedeutende Größe in ſich (um $0_{,2124}$.... %). Zu einer ſolchen Verbeſſerung, dem Gegentheil der Devalvation, iſt aber kein Grund vorhanden. Indeſſen kommt jetzt auch nicht mehr der franzöſiſche Silberfrank, ſondern der Goldfrank in Betracht, welcher ſich ſeit dem Sinken des Goldwerths unter das legale Verhältniß von $1:15^1/_2$ an Stelle des Silberfranks einbürgern mußte und durch die Münzconvention Frankreichs mit den drei anderen Staaten des Frankenſyſtems im Ganzen auch zur Hauptwährung geworden iſt, — unrichtiger Weiſe in Folge des Beibehaltens des vollwichtigen ſilbernen Fünffrankenſtücks immer noch nicht zur alleinigen Währung. Vergleicht man mit dieſem Goldfranken (3100 Fr. oder 155 Zwanzigfrankenſtücke aus dem Kilogramm $^9/_{10}$ feinen, oder $86_{,1111}$.... Zwanzigfrankenſtücke aus dem Zollpfund ganz feinen Goldes) den dem Silberrubel zur Seite ſtehenden Goldrubel, wie ſich letzterer aus dem geſetzlichen Werthverhältniß von 5 Rbl. 15 Kop. S. für den Halbimperial ($83_{,3513}$ Halbimper. auf das Zollpfund oder $429_{,2591}$.... Rbl. S.) ergiebt, ſo iſt der Werth dieſes Goldrubels $4_{,01208}$ Goldfranken. Die Abrundung letztrer Summe auf genau 4 Fr. würde alſo dieſen Rubel um bloß $0_{,30109}$.. % herabſetzen. Das hat rechtlich kaum ein Bedenken nach allen Werthſchwankungen der Papiergeldwirthſchaft. Eine nur wenig geringere Herabſetzung hat man in Deutſchland beim Uebergang vom 14Thaler- zum 30Thalerfuß nicht einmal geſcheut (um $0_{,2235}$ %). In Rußland lauten nun allerdings alle noch gültigen Metallcontracte und die älteren, welche nach dem Princip des Zwangscurſes in Silberrubel Papier erfüllt werden können, auf Silbermünze. Aber ſchon vor dem Krimkrieg und ſolange noch das Creditbillet eingelöſt wurde und al pari ſtand, war thatſächlich der Halbimperial im Verkehr ſtark verbreitet, die

Einwechslung des Papiergelds erfolgte auch ſchon großentheils gegen Goldmünze zu dem legalen Curſe; es beſtand aber, obgleich die Silberwährung die Baſis des Münzſyſtems war, im Grunde auch in Rußland Doppelwährung. Das geſetzliche Werthverhältniß von Gold zu Silber, nach welchem der Curs des Halbimperials auf 5 Rbl. 15 Kop. normirt iſt, iſt 1:15,45. Hiernach war Gold ſchon im Anfang der 1850er Jahre gegen ſeinen Weltwerth zu hoch tarifirt, es mußte ſich alſo Goldmünze ſtatt Silbermünze verbreiten, wie man dies auch wahrgenommen haben ſoll. Auch ohne hinzukommende Papiergeldwirthſchaft würde daher in Rußland wie in Frankreich die Silbermünze vertrieben worden ſein und die Zahlungen wären zum Nachtheil des Gläubigers in Gold geleiſtet worden. Wenn man von dem factiſchen Werthverhältniß des Golds zum Silber von ca. 1:15,75 vor 1848 zu demjenigen von ca. 1:15,33 (zeitweilig noch weniger) gelangte, ſo war damit eine Reduction der urſprünglich in Silber ſtipulirten Contracte um 2,74 % herbeigeführt, welche ohne Papiergeldwirthſchaft die Gläubiger getroffen hätte. Die durch den Uebergang zum Goldfrankenfuß bewirkte Veränderung des Münzfußes kann alſo wohl vollends keinen Bedenken unterliegen.

Eine weitere Umgeſtaltung des ruſſiſchen Münzweſens wäre durch die Annahme dieſes Vorſchlags nicht einmal unbedingt geboten. Im Intereſſe der internationalen Münzeinheit genügte ſie auch. Der neue ruſſiſche Halbimperial würde eben genau dem Zwanzigfrankenſtück entſprechen, das iſt der Hauptpunkt. Seine Rechnungsart nach Rubeln oder „Viertelfrankſtücken“ und die Ausprägung letztrer Münzen könnte Rußland beibehalten, wenn anders man darauf beſondern Werth legt. Nur ſollten daneben etwa auch Viertel- und Achtelimperials (10- und 5 Fr.) vollwichtig aus Gold und die Rubelſtücke nach dem Princip des Subſidiärmetalls, alſo als Scheidemünze, aus Silber über dem wirklichen Werth des letzteren Metalls ausgeprägt werden. Hier müßte der genaue Anſchluß an die Münzconvention der Frankenſtaaten empfohlen werden, alſo eine Ausprägung der Rubel-, Halben- und Viertelrubelſtücke (4 Fr.-, 2 Fr.- und 1 Fr.-Stücke) zu 835 ſtatt zu 900 Tauſendtheilen Feinheit. Dabei wird das Silber 7,78 ... % über ſeinem reellen Werth ausgebracht und ſo ein für Rußland wichtiger Beitrag zu den Koſten der Geld- und Münzreform gewonnen. Nach dem gleichen noch ſehr hohen Satze, wie in jener Münzconvention feſtgeſetzt iſt, auch die kleineren Münzen bis herab zu dem Fünftelfrank oder Fünfkopekenſtück auszubringen, möchte in Rußland kaum räthlich

ſein, obwohl dies hier bekanntlich früher nach dem Münzgeſetz von 1815 ſo geſchah, — eine unnöthige Koſtſpieligkeit des Münzweſens. Natürlich wäre vorauszuſetzen, daß die den Gehalt an edlem Metall weiter nicht berührenden Legirungsſätze für die Goldmünzen die gleichen wie im franzöſiſchen Syſtem, alſo $^1/_{10}$ ſtatt $^1/_{12}$ vom Gewicht der Münze, und die Form (Dicke, Volumen u. ſ. w.) aller Münzen, diejenige der Münzen des Frankenfußes würden. Geſetzliches Zahlungsmittel müßte die geringhaltig ausgeprägte Silbermünze in Rußland wie in England, Frankreich u. ſ. w. ebenfalls nur bis zu einem nicht zu hohen Maximum werden, bis zu 12½ Rubel, wie in dieſen Ländern (40 sh., 50 Fr.) oder doch nur wenig mehr. Alles Uebrige betrifft Beſtimmungen von nebenſächlicher Bedeutung.

Die Annahme der Goldfrankenwährung würde vermuthlich auch den auswärtigen Creditoperationen zu Gute kommen, weil zumal Franzoſen und Engländer — die Deutſchen ſtehen auch hierin durch ihre höhere Bildung voran — ſich ungemein ſchwer an fremde Währungen, Münzen u. ſ. w. gewöhnen, ſelbſt da, wo es ſich nur um Capitalanlagen handelt. Rußland kann dieſe Münzreform in ſeinem eigenen Intereſſe auch ſpontan für ſich vornehmen und bewegt ſich dann in Nebenpunkten freier. Aber der Eintritt in eine internationale Münzconvention wird doch auf den Credit oder die Beliebtheit der ruſſiſchen Münzen noch günſtiger wirken. Und hier wenigſtens wird der Einwand der ruſſiſchen Schutzzöllner gegen den Zutritt Rußlands zu dem Syſtem der weſteuropäiſchen Handelsverträge keine Bedeutung haben, denn die „freie Hand“ etwa gar zur Münzverſchlechterung wird doch wohl keinen Befürworter finden.

Sollte man jedoch, was freilich kaum anzunehmen iſt, die neue Ordnung des Geldweſens auf Silberwährung begründen wollen, ſo empföhle ſich alsdann wenigſtens eine Vereinbarung mit Preußen und Deutſchland über eine Silbermünzeinheit. Dieſe Frage ſteht uns aber zu fern, um darauf näher einzugehen. Geht Deutſchland ſelbſt zur Goldwährung über, ſo liegt für Rußland nur noch ein ſtärkerer Grund für denſelben Schritt vor, wie auch umgekehrt Rußlands Vorangehen für Deutſchland von Einfluß werden kann.

(Schluß im nächſten Hefte.)

Adolph Wagner.

Zur Geſchichte der Regierung Katharina II.

Mordowzew, Prätendenten und Räuber. Hiſtoriſche Monographien. 2 Bände, 285 und 233 S. (ruſſiſch). St. Petersburg und Moskau, 1867. (Самозванцы и понизовая вольница. Историческія монографіи Мордовцева.)

Nicht nur in Rußland, ſondern auch im weſtlichem Europa iſt in der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts ein ſeltſamer Gegenſatz im Staats- und Geſellſchaftsleben wahrzunehmen. Die Regierungen ſtreben danach ihre Macht nach außen hin zu erweitern, während der „aufgeklärte Deſpotismus" nur äußerſt ſelten eine dauernde Macht nach innen hat ſchaffen können. Dem Glanz und Erfolg in den wichtigſten Fragen der auswärtigen Politik entſpricht nicht eine ebenſo bedeutende Förderung der ſocialen Rechte und Intereſſen innerhalb der Staaten. Man konnte große Provinzen mit dem Schwerte und der Feder erobern. Aber lange nicht in demſelben Maße vermochte man ein dauerndes Glück durch Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege herzuſtellen, ſo große Anſtrengungen hier und da in dieſer Richtung auch gemacht wurden. Die Regierungen und Höfe ſpreizen ſich in ihren Beziehungen zu einander und zu den höchſten Geſellſchaftsklaſſen. Theilungsprojecte, Kriegspläne, diplomatiſche Künſte nehmen die Staaten mehr in Anſpruch als aufrichtig gemeinte, energiſch gewollte und mit Genialität und Conſequenz durchgeführte Reformen. Man hat die treffende Bemerkung gemacht, daß ſolche Zeiten, ſtatt „goldene" nur „vergoldete" heißen ſollten. Die Außenſeite glänzt, die Kehrſeite ſieht ſehr wenig bewunderungswürdig aus. Es ſchien leichter, große Staaten zu ſchaffen, ausgedehnte Territorien in ein Ganzes zu vereinigen, ſich zu der Rolle von Großmächten emporzuſchwingen als zu regieren und zu verwalten,

zu pflegen und zu fördern, dem Kriege der Geſellſchaftsklaſſen unter einander ein Ende zu machen, einen langſamen aber ſichern, ſtetigen Fortſchritt im Geſchick der Maſſen anzubahnen.

Dieſe Bemerkung gilt auch von Rußland zur Zeit Katharinens II. Eine Regierung, welche eine lange Reihe glänzender Erfolge in der auswärtigen Politik darſtellt, aber zugleich eine Regierung, zu deren Zeit immer Kriſen von furchtbarer Gewalt die Geſellſchaft erſchütterten und auf die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen hinwieſen. Alle Aufklärung und abſolute Staatsmacht vermochte ſehr wenig gegenüber der ungeheuern Schwierigkeit aus ſehr formloſen, naturwüchſigen Elementen eine geſittete, nach europäiſchem Vorbilde organiſirte Geſellſchaft aufzubauen. Die Löſung der größten ſocialen Fragen, die Befreiung der Arbeit, die Herſtellung von Rechtsgleichheit und Rechtsſchutz, Verbreitung von wahrer Bildung und Geſittigung bleibt ſpäteren Zeit vorbehalten. Beim beſten Willen der Regierung, bei hoher Bildung und Aufklärung ihrerſeits, bei aller europäiſchen Tünche der höheren Stände dauern chaotiſche, aſiatiſche Zuſtände in den unterſten Schichten fort.

Die Geſchichtſchreibung verweilt gern bei der Darſtellung jener glänzenden Außenſeite. Es iſt bisher leichter und anziehender erſchienen, das Spiel der Kabinette, den Glanz der Höfe zu beobachten als das Wogen und Gähren in den Maſſen. Erſt neuerdings wendet ſich die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsſchreiber mehr dem Volke zu. Die Geſchichte der Geſellſchaft kommt zur Geltung. Man beſinnt ſich allmählich auf die Bedeutung ſocial-pſyſiologiſcher Studien auf dem Gebiete der Geſchichte.

So kommt es, daß alte, wohlbekannte Fragen der Geſchichtsforſchung in ganz neuem Gewande auftreten und eine glücklichere, vollſtändigere Beantwortung finden als bisher. Neben den Biographien, Portraits, einzelnen Thatſachen, erſcheinen große Bilder mit Fernſichten, maſſenhafte Gruppen, lange Reihen von Erſcheinungen. Die früheren Portraits gewinnen die Bedeutung von Typen, welche gewiſſe Zuſtänden, eine ganze Entwicklungsreihe bezeichnen, die einzelnen Thatſachen, die früher um ihrer ſelbſt willen als würdige Objecte der Geſchichtsforſchung galten, behalten nur die Bedeutung von Symptomen, welche ganz allgemeine und tiefgreifende Erſcheinungen in der Entwickelung der Menſchheit charakteriſiren. Was früher die Geſchichte ganz ausfüllen zu können ſchien, ſinkt zur Exemplification herab; Vorgänge, die als abgeſchloſſenes Ganzes, als vollendete Dramen betrachtet wurden, verwandeln ſich in bloße Epiſoden.

Nicht im Mindeſten wird dadurch der Werth der Einzelforſchung, der Detailarbeit verringert. Durch ſolche Vertiefung, durch ſolche Ausdehnung der Aufgaben des Hiſtorikers gewinnt ſie größeren Reiz, ſchwereres Gewicht. Je bedeutender Sinn und Gehalt des Ganzen, deſto nothwendiger und wichtiger jeder Theil.

Für die innere Geſchichte Rußlands fehlt es nicht an Material. Bei den großen Anſtrengungen, welche die Regierung auf dem Gebiete der Verwaltung und Polizei machte, um ihre Autorität geltend zu machen und eine leidliche Ordnung aufrechtzuerhalten, iſt es natürlich, daß die urkundlichen Materialien in den Archiven viel Aufſchluß geben über das Leben und Treiben der Maſſen. Proceßacten, amtliche Correſpondenzen, Regierungsverordnungen ohne Zahl zeigen uns wie ſchwer es war dieſe Maſſen zuſammenzuhalten, welche furchtbaren Kämpfe im Innern des gewaltigen Reiches zu der Zeit ausgefochten werden mußten, als die Regierung in der auswärtigen Politik mit der polniſchen, orientaliſchen, baltiſchen Frage vollauf zu thun hatte. Es waren ſehr tiefgehende Schäden, an denen der ſociale Organismus in Rußland krankte. Viel Zeit ſollte noch vergehen bis endlich die Periode einer allmählichen Geneſung anbrach. Bei aller Vielſchreiberei iſt die Regierungsmaſchine oft unwirkſam. Es gelingt nicht immer den Willen und die Entwürfe der Centralgewalt gegenüber der rohen Kraft vieler Millionen von Halbbarbaren durchzuſetzen. Man experimentirt hin und her, um eine beſſere Ordnung herzuſtellen, aber mit ſehr geringem Erfolge. Dem Streben nach Centraliſation von Seiten der Regierung, die Alles können zu müſſen meint, ſtellt ſich eine Centrifugalkraft in den niedern Schichten der Geſellſchaft entgegen. Die Regierung will ordnen, leiten, organiſiren; das „gemeine Volk" macht einen unorganiſchen, flugſandartigen Eindruck. Das Staatsgebäude will lange Zeit nicht in allen ſeinen Theilen eine gehörige Conſiſtenz gewinnen.

Dieſen Eindruck gewinnt man beſonders bei Betrachtung des Aufſtandes, welcher den Namen Pugatſchew's trägt und ähnlicher in dieſer Zeit häufiger Erſcheinungen in der Geſchichte Südoſtrußlands. Manche haben in dem Aufſtande Pugatſchew's nur einen Koſakenaufſtand ſehen wollen; Andere erblickten darin ſogar eine Hofintrigue; noch andere wollten in dieſer furchtbaren Epiſode die Wirkung des Sectenweſens wahrnehmen; endlich hat man gemeint, es wäre eine weſentlich von Polen angezettelte Verſchwörung. Jetzt iſt man auf Grund ſpecieller Forſchung dahin gelangt, in dieſen revolutionären Erſcheinungen ein viel allgemeineres Motiv zu

erkennen. Es iſt der Gegenſatz zwiſchen dem modernen Staat und dem in naturwüchſigem Zuſtande vorharrenden Volk; es iſt der Gegenſatz zwiſchen dem Proletariat und den höheren Ständen, der ſich in einem furchtbaren Haſſe des Pöbels gegen Adel und Büreaukratie darſtellt; es iſt die wirthſchaftlich elende, ſittlich und geiſtig nur Rohheit und Stumpfheit aufweiſende Lage einer großen Mehrzahl der Bevölkerung Rußlands; es iſt — das will vor Allem betont ſein — das Unheil der Leibeigenſchaft, der Rechtsungleichheit.

Die Literatur über Pugatſchew iſt in der letzten Zeit durch ein Werk bereichert worden, welches die ganze Frage dadurch um Vieles klärt, daß der Aufſtand dieſes Prätendenten im Zuſammenhange mit einer Reihe von Unterſuchungen über ähnliche Prätendenten- und Räubergeſchichten dargeſtellt wird. Die Familienähnlichkeit einer großen Zahl ſolcher Auflehnungen gegen die beſtehende oder angeſtrebte Ordnung in Staat und Geſellſchaft läßt unmittelbar auf allgemeine Urſachen ſchließen. Dieſes Räuber- und Prätendentenunweſen war eine Epidemie. Das Miasma war allgemein und dauernd anſteckend. Die einzelnen Heroen dieſer Aufſtände erſcheinen eher getragen von der allgemeinen Stimmung als ſie beherrſchend oder geſtaltend.

Mordowzew's zweibändige Darſtellung über die Ereigniſſe im ſüdöſtlichen Rußland in den ſiebenziger und am Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts iſt ein weſentlicher Beitrag zur Kenntniß der ruſſiſchen Zuſtände zu jener Zeit, als Diderot Rußlands Glück pries und Derſhawin's pathetiſche Muſe in breitſpurigen, hochklingenden Verſen von dem paradieſiſchen Daſein und von den Freudenthränen des ruſſiſchen Volkes ſang. Mit der einſchlagenden Literatur über Pugatſchew iſt der Autor gründlich vertraut. Er hat außerdem ein paar ſeltenere Bücher über dieſen Gegenſtand, welche von Zeitgenoſſen herrühren, benutzt. Von allergrößtem Vortheil aber war für ihn die Ausbeutung von Archivalien aus den Wolgagegenden. Der bekannte ruſſiſche Geſchichtsſchreiber Koſtomarow, welcher ſich in den fünfziger Jahren längere Zeit in Zarizyn, Petrowsk und andern Städten an der Wolga aufhielt, hat die dortigen Geſchäftspapiere, welche Pugatſchew und andere derartige Rebellen betreffen, excerpirt und Herrn Mordowzew zur Verfügung geſtellt. Bei aller Trockenheit des Kanzleiſtils enthalten dieſe Protocolle von Proceßverhandlungen, dieſe Briefwechſel zwiſchen verſchiedenen Behörden, dieſe unzähligen Polizeiverordnungen eine farbenreiche Schilderung jener Zeiten und

Ereigniſſe. Die Acten über Pugatſchew, welche namentlich im Archiv zu Zarizyn überaus reichhaltig ſind, beſtehen aus tauſenden von Blättern. Es befinden ſich darunter die aufrühreriſchen Manifeſte des Uſurpators, Briefe der bedeutendſten Generale, welche den Aufſtand niederwarfen, Michelſon's, Suworow's u. A. — Weil der Commandant von Zarizyn, Zypletow, in der allgemeinen Aufregung und Verwirrung die größte Umſicht und Beſonnenheit an den Tag legte, über den Charakter der allgemeinen Gährung die genaueſte Kenntniß hatte und für die gegen Pugatſchew und ſeine Genoſſen ergriffenen Maßregeln den Mittelpunkt abgab, mußte er nach allen Seiten hin Auskunft geben, Anordnungen treffen, Anfragen beantworten. Erſt aus den Acten iſt erſichtlich, welche Verdienſte ſowohl Zypletow als Michelſon hatten, indem der erſtere Zarizyn vertheidigt, ſo daß ſich dieſer Ort nicht wie viele andere den Banden Pugatſchew's zu ergeben brauchte, und indem letzterer bei Tſchernyj Jar über Pugatſchew ſiegte. Aus dieſen Acten ergiebt ſich, daß ſelbſt Suworow langſam und erfolglos handelte und erſt da der Rebellion ein Ende machte, als das Meiſte ſchon ohne ihn geſchehen war.

Aber nicht bloß über den Aufſtand Pugatſchew's gaben die Archive der Wolgagegenden neuen Aufſchluß, ſondern auch über andere verwandte Erſcheinungen. Verhaftungsſcenen, Verhöre mit und ohne Folter, Hinrichtungen, Biographien zahlreicher kühner Abenteurer mit allen Details ihrer Raubzüge finden ſich dort in reichlicher Menge dargeſtellt. Die Nachrichten, welche uns daraus von andern Prätendenten und Räubern wie Bogomolow, Sematajew u. A. mitgetheilt werden, ſind kaum minder anziehend und lehrreich als die Acten über Pugatſchew.

Der Verfaſſer wendet an verſchiedenen Stellen ſeines Buches ſeine Aufmerkſamkeit den allgemeinen Fragen über die damaligen Zuſtände zu. Er erörtert die kläglichen Verhältniſſe des Bauernſtandes, die Laſt der Militairorganiſation, welche beſonders den tiefſten Schichten beſchwerlich fiel, den Gegenſatz zwiſchen dem Sectenweſen und der Staatsgewalt, die eigenthümlichen Beziehungen der aſiatiſchen Stämme zum ruſſiſchen Reiche, welche oft genug mit der Regierung und deren Organen in Conflict geriethen, die Wurzel der Rechtspflege und des Gefängnißweſens, die Willkür der Beamten, die Unzulänglichkeit der Polizei, die Schwerfälligkeit des büreaukratiſchen Mechanismus. Alle dieſe Mißſtände zuſammen reichen hin den ungeheuren Anfang, die Ausdehnung und Tiefe der Kriſen zu erklären, welche das Land damals erſchütterten.

Schon auf dem Titel des Buches kündigen ſich dieſe Unterſuchungen als eine Reihe von Monographien an. Sie ſind auch bereits einzeln in den letzten Jahren in verſchiedenen ruſſiſchen Zeitſchriften veröffentlicht und jetzt nur ſehr locker und faſt nur äußerlich verbunden zuſammen gedruckt werden. Der Verfaſſer hätte alle dieſe Einzeldarſtellungen von mehreren Abenteurern, die ſich für den Kaiſer Peter III. ausgaben und von etwa einem Dutzend Anführern von Räuberbanden leicht in ein Ganzes verarbeiten können. Die große Aehnlichkeit vieler einzelnen Fälle unter einander läßt natürlich ſehr häufig ermüdende und nutzloſe Wiederholungen in dem Buche vorkommen, die leicht zu vermeiden waren, wenn der Verfaſſer ſich die Mühe gegeben hätte ſein ganzes Material zu ordnen, neu zu gruppiren und ſtatt vieler einzelnen kleinen Bilder, die manches Unweſentliche und ſogar mitunter nicht einmal zur Sache Gehörende aufweiſen, ein großes Gemälde zu geben. Es iſt bei dem Verfaſſer, wie dieſes uns oft in der ruſſiſchen Geſchichtsſchreibung der letzten Zeit begegnet, nicht bis zu einer gründlichen und tactvollen Verarbeitung der Archivalien gekommen. Der Kanzleiſtil der Acten unterbricht häufig den Ton und die Stimmung der Erörterung. Der Verfaſſer hätte mancherlei unter den Tiſch werfen können. Die behagliche Breite der büreaukratiſchen Redewendungen ſtört den Genuß des Leſens. Was der Verfaſſer verſäumte und was eine lohnende und anziehende Aufgabe für ihn geweſen wäre, wollen wir in dem Folgenden unternehmen. Wir beabſichtigen die Summe zu ziehen, aus den ſo reich, faſt übermäßig reich mitgetheilten Details; auf die allgemeinen Grundzüge der Ereigniſſe hinzuweiſen, noch mehr als Herr Mordowzew es that, auf die Bedeutung des Hintergrunds aufmerkſam zu machen, an welchem die einzelnen Figuren der Helden dieſer Aufſtände ſich abheben. *)

---

*) Den erſten und geiſtvollſten, hiſtoriſch vielleicht bedeutendſten der Uſurpatoren, welche den Namen Peter's III. ſich angeeignet hatten, den Stepan Malyj, deſſen Geſchichte Herr Mordowzew im erſten Bande S. 1—71 mittheilt, laſſen wir in unſrer Darſtellung bei Seite. Er ſtellt ein Moment der ſlawiſchen und orientaliſchen Frage dar, war ein Ausländer und wirkte im Auslande (Montenegro). Er gehört nicht in die Reihe der andern Abenteurer, die den Gegenſtand dieſer Unterſuchungen bilden. Er iſt ein politiſcher Agitator mit hochfliegenden Entwürfen und nicht mit den Miſſethätern in Südoſtrußland zu vergleichen. Die Bedingungen ſeines Auftretens und ſeiner Erfolge waren völlig andere als die der Pugatſchew, Chanin, Schagala u. A. — Wir beſprechen die Geſchichte dieſes Stepan ein andermal.

Herr Mordowzew ſagt einmal, 99 Procent der Bevölkerung hat ſich in einem traurigen Zuſtande befunden, während nur die höchſten Stände in Glanz und Wohlleben ihre Zeit verbrachten. Hier begegnen wir wieder einmal dem ganzen Ernſt der Bauernfrage. Betrachten wir die Lage der Leibeigenen.

Katharina II. ſelbſt hat die Bauernzuſtände als entſetzlich anerkannt. Mit ſtrengem Tadel hat ſie ſich über die Bedrückung der Bauern durch die Gutsherren ausgeſprochen, über den Abſenteismus geklagt, das fortwährende Wandern der Bauern als einen großen Uebelſtand bezeichnet. Oft, ſagt ſie, vergehen fünfzehn Jahr bis ein wandernder Bauer, den die Noth zum Herumſtreichen zwang, ſein Heimatdorf wiedererblickt; nur die maßloſen Forderungen der Gutsherren, meint ſie, nöthigten die Bauern ihre Felder und Hütten zu verlaſſen und als Krämer und Handwerker im ganzen Reiche umherzuvagabundiren, weil ſie nur auf ſolche Art die bedeutenden Abgaben für ihre Tyrannen aufzubringen vermöchten; es ſei ganz falſch zu glauben, daß das „gemeine Volk", je mehr es belaſtet ſei, deſto mehr zahlen könne.

Es geſchah indeſſen nichts die Lage der Bauern zu verbeſſern, ſie der Gewalt ihrer Herren zu entreißen. Dieſe letzteren hatten das Recht ihre Bauern nach Sibirien zu verſchicken und thaten dieſes um ſo lieber, als ſie von der Regierung Geld dafür erhielten. Dieſe zahlte für jeden verheirateten Bauer 20 Rbl., für einen ledigen 15 Rbl. Man ſah dergleichen für ein Mittel an Sibirien zu bevölkern. So waren Tauſende von Bauern zur Auswanderung genöthigt. Sie gingen ins Elend. Bei den Rekrutirungen war es den Gutsherren freigeſtellt, welche Bauern ſie unter die Soldaten ſtecken wollten: ſie wählten dabei in der Regel die wohlhabendſten, weil dieſe mit großen Summen, die den Herren zu Gute kamen, ſich vom Militairdienſt loszukaufen bereit waren. Es half nicht viel, daß die Adeligen wegen ihrer Verſchwendung in einem „Ukas" einen Verweis erhielten: nach wie vor durften ſie ihre Bauern, auch wenn dieſe nichts verbrochen hatten, in die Kronbergwerke zur Zwangsarbeit ſchicken. Manche verkommene Gutswirthſchaft gewann dadurch, daß man nicht mehr für die Bauern zu ſorgen brauchte. Bei dem Luxus und der Genußſucht der höhern Stände geſchah es bekanntlich oft, daß ganze Bauernfamilien im Spiele verloren wurden. Die Domainenbauern waren kaum beſſer daran, als die Bauern, welche das Eigenthum von Privatleuten ausmachten. Die Regierungsbeamten thaten das Unglaubliche, um das Leben derſelben

zu erſchweren. So z. B. beſtand die Regierung darauf, die Bauern in Sibirien ſollten ihre Abgaben in Korn zahlen; ſie baten dieſe Naturalwirthſchaft durch Geldwirthſchaft zu erſetzen, aber es war umſonſt. Ebenſo erbaten ſie ſich ſtatt der Fuhrfrohnden Geld zu zahlen, aber die Regierung verweigerte ein ſolches Abkommen. Die Ueberbürdung mit Steuern ward immer unerträglicher; in Zeiten der Theuerung gab es viele Steuerrückſtände; ſie wurden mit rückſichtsloſer Härte eingetrieben. Das Murren der Geplagten und die Beſtrafungen der Ungehorſamen hörten nicht auf. — Ebenſo ſchlimm war die Lage der Bauern auf den Gütern der Geiſtlichkeit, des Synods, der Klöſter. — Zu den größten Plagen der Bauern gehörte die Einquartirung. Der Aufenthalt von Truppen in den Dörfern war einer ſyſtematiſchen Ausplünderung gleich. Ganze Dörfer wurden bei ſolchen Gelegenheiten von ihren verzweifelnden Bewohnern verlaſſen, welche dann als ein verderbliches, zu allen Verbrechen aufgelegtes Proletariat im weiten Reiche umherſchwärmten. Die lange Reihe von Geſetzen über die Verfolgung entlaufener Bauern zeugt von der Allgemeinheit des Uebels. Die Flüchtlinge und Vagabunden wurden unter die Soldaten geſteckt, flüchteten wieder und wieder, wiegelten ganze Dörfer auf und bildeten große Räuberbanden. An den Gutsherren, die bisweilen zwei Bauern gegen einen Hund eintauſchten, wurde dann furchtbare Rache genommen.

Vom Beginn der Regierung Katharina II. an war es bei den Bauern vieler Gegenden eine ausgemachte Sache, daß die Kaiſerin die Befreiung der Bauern wolle. Schon im Jahre 1762 wurden im Gouvernement Kaſan allerlei Gerüchte verbreitet, welche das Volk zum Ungehorſam aufriefen. Es iſt auffallend, wie zahlreich gefälſchte Manifeſte, welche die Bauernemancipation verkündeten, in Umlauf waren. Die Aufregung wuchs mit jedem Tage. Vergebens erſchienen überall Beamte mit officiellen Bekanntmachungen, welche jene Manifeſte als falſch bezeichneten. Die Bauern erklärten: nicht die Manifeſte ſeien falſch, ſondern die den Beamten gegebenen Inſtructionen. Bewaffnete Bauern bedrohten dieſe Beamten. Viele Verhaftungen erfolgten. Die Folterknechte hatten vollauf zu thun und ihre Bemühungen ergaben auch, daß ein untergeordneter Geiſtlicher die falſchen Manifeſte in Umlauf geſetzt hatte. Allerlei aufrühreriſche Schriften, Brandbriefe, Pasquille tauchten immer wieder auf. — Katharina hatte öffentlich den Gutsherren Milde gegen die Bauern empfohlen; man war ſogleich bereit dieſes als eine radicale Reform der Bauernzuſtände zu deuten. Bauern, welche Leſen und Schreiben konnten, und wohl auch

Schreiber und Kanzleidiener, unternahmen es Commentare zu den Abſichten der Kaiſerin in Umlauf zu ſetzen. Im Jahre 1766 war plötzlich das Gerücht allgemein verbreitet, die Kaiſerin wolle die Bauern aller derjenigen Herren, die zu ſchwere Abgaben forderten, für Krongut erklären. Was war natürlicher, als daß nun von allen Seiten Klagebriefe, Bittſchriften und Adreſſen der Regierung zukamen. Aber eben dieſes war auf das Strengſte verboten. Bei ſtrenger Strafe durften die Beamten keine Bittſchriften für die Bauern ſchreiben oder dergleichen von ihnen annehmen. So gerecht auch die Beſchwerden waren, die Bittſteller wurden grauſam gezüchtigt. Alle Möglichkeit der Vertheidigung vor der Deſpotenlaune der Gutsherren war abgeſchnitten. Bauerndeputationen wurden ins Gefängniß geworfen, die Verfaſſer der Bittſchriften geknutet, zur lebenslänglichen Zwangsarbeit in den Gruben von Nertſchinsk verurtheilt. Der Unzufriedenen aber waren ſo viele, daß man doch nicht alle beſtrafen konnte. In ganzen Ortſchaften, in ganzen Kreiſen erhoben ſich die Bauern, wie dieſes z. B. im Gouvernement Twer geſchah. Während der glänzendſten Erfolge in der auswärtigen Politik hatte man mit innern Feinden zu kämpfen, deren Schaaren bisweilen an Zahl den gegen ſie geſandten Truppen überlegen waren. Und doch war es ein Kampf zwiſchen ungleichen Kräften. Die Regierung ſiegte, die „Ordnung" ward immer wieder hergeſtellt. Nicht nur, daß die Schuldigen beſtraft wurden, die Dörfer, denen ſie angehörten mußten die Proceßkoſten tragen.

Ebendieſelben Schichten des Volkes wurden beſonders ſchwer von der Laſt der Rekrutirung getroffen. Während der Kriege mit der Türkei waren die Aushebungen beſonders ſtark und erregten ungewöhnlichen Unwillen. Die Rekruten wurden ſchlecht gehalten. Schon zur Zeit Peters des Großen waren Rekrutenaushebungen ſehr häufig ein Motiv zur Flucht in die Wälder oder Steppen, wo das Sectenweſen ſolchen Entlaufenen ein Aſyl bot. Eine der vielen Secten war ſogar von einem entlaufenen Soldaten gegründet worden und lehrte Ungehorſam gegen die Regierung. In den ſiebenziger und achtziger Jahren begegnen wir bei den Verhören der Verbrecher an der Wolga, welche ſehr häufig oder meiſt entlaufene Soldaten waren, der ſtehenden Frage an den Delinquenten, ob er als ehemaliger Soldat ſeinen Lohn und die für die Verpflegung der Soldaten beſtimmten Lebensmittel richtig empfangen und ob er nicht von ſeinen Offizieren irgend welche Bedrückung zu erleiden gehabt habe? Es ſcheinen wenig Schwierigkeiten beim Entlaufen geweſen zu ſein, denn unter den

Helden in Herrn Mordowzew's Buch ſind nicht bloß die Meiſten entlaufene Soldaten, ſondern es giebt auch unter ihnen manche, welche, mehrmals eingefangen, unter die Soldaten geſteckt, der Strafe des Spießruthenlaufens unterworfen, immer wieder flüchten und ſogar noch andere Soldaten zur Flucht verleiten. Es gab viel Raum zum Fliehen; der Weg war offen zu den Kirghiſen oder zum Ural, nach Perſien gar oder auf das Kaſpiſche Meer hinaus.

Wie der berühmte Freibeuter Stenka Raſin zur Zeit des Zaren Alexei Michailowitſch ſeinen Bruder einen Disciplinfehler am Galgen büßen ſah und dadurch zum Haß gegen die beſtehende Ordnung entflammt wurde*), ſo war auch Pugatſchew zuerſt dadurch mit den Organen der Regierung in Conflict gerathen, daß er einem Verwandten, der gleich ihm als Koſak diente, zur Flucht verhalf. Um ſich der Verfolgung zu entziehen deſertirte er nun ſelbſt und damit war ſeine Abenteurerlaufbahn entſchieden. Seine Agitation fand bei den Koſaken am Ural ebendeßhalb einen guten Boden, weil dieſe ſeit Ermordung ihres Quälers, des Generals Traubenberg, hart bedrückt wurden. Dieſe Steppenſöhne, an Freiheit gewöhnt, wollten ſich nicht in die Reglements des „aufgeklärten" Staats einſchnüren laſſen. Dieſelben Erſcheinungen der Widerſpenſtigkeit gegen die europäiſchen adminiſtrativen Formen finden ſich bei den kleinruſſiſchen Koſaken, bei den Koſaken an der Wolga, am Don, am Ural. Auch dieſen wie den Bauern war das Klagen verboten. Deputirte, welche mit Klagen von den Koſaken bei der Kaiſerin Zutritt verlangten, wurden wie Rebellen beſtraft. Die Leidenſchaft machte ſich in der Ermordung des Generals Traubenberg Luft und dieſes Verbrechen verſchlimmerte natürlich die Lage der Koſaken. Zu der Zeit erſchien Pugatſchew mit ſeinen gewaltigen Plänen. Ein Koſak, als er von denſelben hörte, ſagte: „Gott ſei Dank, nun eröffnet ſich doch eine beſſere Ausſicht".

Ein weiteres revolutionäres Element waren die Sectirer (Roskolniki), deren Zahl während des Jahrhunderts vor Pugatſchew zu einer gewaltigen Höhe geſtiegen war, ſo daß ſie einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten. Katharina II., welche einmal die Aeußerung that, es werde nach fünfzig Jahren gar kein Sectenweſen mehr geben (eine Prophezeiung die ſich nicht erfüllt hat), wollte Milde gegen dieſe Fanatiker üben und erlaubte den in's Ausland Geflüchteten die Rückkehr. So kamen ſie denn

*) S. meinen Aufſatz in der St. Petersb Wochenſchr. 1866 S. 178.

in großen Schaaren namentlich aus Polen. Aber weil ſie mehr Abgaben zu zahlen hatten, kamen ſie leicht in Noth, wurden von den Localbehörden bedrängt und waren zu mancher revolutionären Agitation disponirt. Ueber die Beziehungen Pugatſchews zu den Raskolniks hat Herr Mordowzew zum Theil aus einer ihm gehörenden von einem Zeitgenoſſen herrührenden Handſchrift, zum Theil aus den erſt vor Kurzem gedruckten Protocollen der Verhöre Pugatſchews neue Angaben mitgetheilt. Nachdem Pugatſchew deſertirt war, beabſichtigte er nach Polen zu gehen, um von dort als flüchtiger Raskolnik nach Rußland zurückzukehren. Dort, in einem Kloſter, wo es von Sectirern wimmelte, gab ein anderer Deſerteur ihm die Idee ſich für den Kaiſer Peter III. auszugeben. Sogleich ward der Plan entworfen die Koſaken am Ural aufzuwiegeln und in dieſen Plan wurden die Raskolniks aufgenommen, weil dieſe baten, man ſolle ſie an den Ural mitnehmen. Auch ſteuerten ſie Geld zu dem Unternehmen bei, ſo daß Einzelne bedeutende Beiträge lieferten. In den Verhören ſagte Pugatſchew aus, er ſei von den Raskolniks bedeutend unterſtützt worden. Auch in den Wäldern des Gouvernements Woroneſh fand er Aufnahme bei einem Raskolnik, welcher ihm den Beiſtand ſeiner Glaubensgenoſſen anbot.

Als Stenka Raſin ein Jahrhundert vor Pugatſchew ſeinen Feldzug die Wolga hinauf machte, da ſtießen in hellen Haufen zu ihm Tſchuwaſchen, Tſcheremiſſen und andere aſiatiſche Stämme. Dieſe „Inorodzy", welche auch im europäiſchen Rußland wohnten, waren zur Zeit Pugatſchews zum Theil ſeine Bundesgenoſſen und halfen ſeine Schaaren verſtärken. Die Tataren, Kirgis-Kaiſaken, Baſchkiren, Mordwinen, Tſchuwaſchen, Tſcheremiſſen, Wotjaken, Tjeptjaren waren, indem ſie gewiſſe Abgaben (den ſogenannten Jaſſak) zahlten, vielfach abhängig von der Willkür der ruſſiſchen Beamten. Die Kalmücken namentlich waren in die Gewalt der Schreiber gegeben und durften gar keine unmittelbaren Beziehungen mit den Ruſſen unterhalten; ohne Wiſſen eines Beamten durfte in keiner kalmückiſchen Familie ein Brief an einen benachbarten ruſſiſchen Bauern geſchrieben werden, auch dann nicht, wenn es ſich nur um einfaches Geſchäft, etwa um den Verkauf eines Kameels handelte. Noch weniger durften die Kalmücken Klagen an die Regierung richten; keine Bittſchrift, keine Adreſſe durfte die Grenze des Kalmückenuluſſes (Dorfes) überſchreiten. Es war ein unerträglicher Zuſtand: mit geringerer Gefahr konnte man von da aus eine Nachricht nach Peking gelangen laſſen als nach Kaſan oder Aſtrachan oder gar nach Moskau oder St. Petersburg. Es geſchah wohl, daß die

Kalmücken im Jahre 1771 heimlich Beziehungen mit der chineſiſchen Regierung anknüpften und 30,000 Kibitken (Wagen) ſtark nach Aſien hinüberflüchteten. Zu ſpät ſah man in Rußland, wie ſchlechte Unterthanen man ſich an den Kalmücken erzogen hatte. Zwiſchen den chriſtlichen und mohamedaniſchen Tataren gab es oft Streitigkeiten; die Gährung hörte nicht auf. Die Behörden in Kaſan bedrückten die Tataren, verboten ihnen bisweilen Handel zu treiben. Sie klagten, daß ſolche Willkür ſie an den Bettelſtab bringe. Der alte, Jahrhunderte hindurch dauernde Racenhaß brach immer wieder hervor.

Es war natürlich, wenn Pugatſchew ſich an die Kirgis-Kaiſaken wandte, welche fortwährend, ſtatt gehorſame Unterthanen zu ſein, als räuberiſche Nachbarn die Grenzen unſicher machten und häufig Einfälle unternahmen, wobei ſie wie Heuſchreckenſchwärme verwüſtend hauſten. Die ganze Unternehmung Pugatſchews hat einen aſiatiſchen Charakter; er konnte ſolche orientaliſche Elemente in ſeinem Heere wohl brauchen.

Ein ſehr ſtarkes Contingent der Schaaren Pugatſchews und anderer Räuberbanden lieferten die Arreſtanten, welche, meiſt auf den Transporten über ungeheure Strecken hinweg, ihren Wächtern entliefen. Der Weg nach Sibirien war weit; die Gelegenheit zur Flucht bot ſich häufig. Die Aufſicht war ungenügend. Alle ſibiriſchen Arreſtanten, welche gefoltert werden ſollten, wurden deßhalb nach Irkutsk gebracht. Die Entfernung von Nertſchinsk dahin betrug 946 Werſt (135 Meilen), von Selenginsk aus 402 Werſt, von Jakutsk 2266 Werſt, von Ochotsk aus 2057 Werſt. Unterwegs wurden die Unglücklichen ſchlecht behandelt. Viele ſtarben vor Hunger und Kälte. Die Gefängniſſe, welche den Verbrechern zur Wohnung dienten, waren dumpfe und dunkle Keller, in denen die Gefangenen ſo eng zuſammengepfercht waren, daß auf je 3 Mann ein Quadratfaden (49 Quadratfuß) kam, „Raum genug, um ſich hinlegen zu können und zu ſterben“. Bei der langen Dauer der Proceſſe zog die Unterſuchungshaft ſich endlos in die Länge; auch blieben die zur Abſendung nach Sibirien Verurtheilten bisweilen noch geraume Zeit in ihren Gefängniſſen, ehe ein größerer Transport bereit war. Während dieſer Zeit wurden ſie faſt täglich unter Bewachung von Soldaten in den Straßen der Städte umhergeführt, um zu betteln. Von den auf dieſe Weiſe erbettelten Summen erhielten die Gefangenen zwei Kopeken täglich zu ihrem Unterhalt. Der Reſt ging in die Kaſſen der Behörden oder fand anderweitige Verwendung. Bei ſolchen Gelegenheiten gelang Manchem die Flucht. Die Soldaten des

Convoi's handelten oft im Einverſtändniß mit den Arreſtanten. So gelang es auch Pugatſchew zu entlaufen als er in Kaſan ſich in Unterſuchungshaft befand, drei Tage vor ſeiner Verurtheilung zur Strafe der Pletj (Knute) und lebenslänglicher Zwangsarbeit in Pelym. Erſt danach begann ſeine Unternehmung. Oft hatten die Gefangenen in den Städten, wo ſie eingekerkert waren, Bekannte, die ihnen zur Flucht verhalfen, und um die Vorbereitungen zu denſelben zu beſprechen, in die Gefängniſſe kamen, angeblich um den Gefangenen Almoſen zu geben. Flüchtlinge konnten faſt immer auf Sympathien der Bevölkerung, auf viele Helfershelfer rechnen. Die Art, wie Gerechtigkeit geübt wurde, hatte leicht eine Parteinahme dieſes Publicums für die Verbrecher zur Folge.

Südoſtrußland war der Schauplatz, wo große Verbrechertransporte die Bevölkerung aufzuregen geeignet waren. Nachdem Pugatſchew und deſſen Bande niedergeworfen war, fanden z. B. in Zarizyn furchtbare Hinrichtungen ſtatt. Die Anhäufung der Gefangenen dort war ſo groß, daß es faſt unmöglich wurde ſie zu beköſtigen. Große Partien wurden in verſchiedene Gegenden transportirt; an ein langes Tau angeſchloſſen, wurden die Unglücklichen ungeheure Strecken weit geführt und viele erlagen unterwegs den Anſtrengungen des Marſches und dem Hunger. Folgende Zahlen ſind beredt. Von 106 nach Saransk Beſtimmten kamen nur 17 Verbrecher an; von 85 nach Petrowsk Beſtimmten nur 3; von 119 nach Saratow Beſtimmten nur 35; von 311 ebenfalls nach Saratow Beſtimmten nur 79; von 58 Verbrechern, die man nach Penſa transportirte, erreichten nur 19 dieſen Ort; von 218, die von Saratow nach Petrowsk gebracht wurden ſtarben auf dieſer Strecke, welche nur 80—90 Werſt (12 Meilen) beträgt, 58 Perſonen.

Es war nicht zu verwundern, wenn die Bevölkerung bisweilen für die Verbrecher Partei nahm. Als einer der gefährlichſten Räuber und Prätendenten, Bogomolow, durch Zarizyn gebracht wurde, drohte er, es werde zu ſeinen Gunſten dort ein Aufſtand ausbrechen. Officiere und Bedeckung waren in großer Gefahr.

Zur Zeit des Ausbruchs des Pugatſchewſchen Aufſtandes ſollen ſich in Kaſan nicht weniger als 4000 Verbrecher befunden haben. Damals entſchied der Senat, man ſolle die Arreſtanten nicht mehr nach Kaſan ſchicken, ſondern nach Aſow, Taganrog, Riga und an ſolche Orte, welche weiter entfernt von dem Schauplatze wären, wo Pugatſchew ſich aufhielt. Man verfügte den Transport von Verbrechern aus Kaſan nach dem

Gouvernement Woroneſh; ausdrücklich ward befohlen die Wolga zu vermeiden: dort ſei es gefährlich. Auch ſollte man gleichzeitig immer nur kleine Partien von 20 Mann zu gleicher Zeit transportiren, und dieſe ſollten feſt an ein Tau angeſchloſſen ſein.

Unter den Archivalien, welche Mordowzew mittheilt, finden ſich ſehr intereſſante Inſtructionen der Behörden an die Officiere, welche die Verbrecher escortiren. Als der berühmte Räuber Kulaga mit ſeinen Genoſſen nach Aſtrachan gebracht werden ſollte, um dort gerichtet zu werden, wird verordnet: „Die Gefangenen ſollen an Händen und Füßen mit ſchweren Eiſen gefeſſelt ſein. Dieſe Eiſen ſollen oftmöglichſt (in einer andern Inſtruction alle Stunde) nachgeſehen werden. Beſonders ſolle man darauf achten, daß die Gefangenen einander nicht behülflich ſein könnten ſich von den Feſſeln zu befreien. Nachts ſolle man raſten und für Nachtlampen ſorgen, ſehr ſtarke Wachen ringsumher aufſtellen — von ſolchen Böſewichtern habe man ſich bei weniger ſtrenger Aufſicht jeden Augenblick zu verſehen, daß ſie entlaufen.“ — Den allgemein gefürchteten Sametajew und deſſen Genoſſen escortirten ein Officier, zehn Soldaten und fünfzig Linienkoſaken. Es war der Bewachung ſtrenz verboten dem Volk zu ſagen, welche Verbrecher transportirt wurden, namentlich durfte man den Namen Sametajews nicht ausſprechen. Nachts bildete man gleichſam ein befeſtigtes Lager. Man ſuchte bei dem Wechſel der begleitenden Soldaten zu verhindern, daß die Neueintretenden erfuhren, welchen wichtigen Gefangenen ſie begleiteten.

Die Richter und Polizeibeamten warfen oft Schuldige und Unſchuldige zuſammen in den Kerker und waren der Beſtechlichkeit zugänglich. Willkürlich wurde die Folter bei den in Unterſuchungshaft Befindlichen angewandt. Die Schreiber und Kanzleibeamten hatten oft an den Angeklagten Rache zu üben für manche Plünderung oder gar für die Ermordung eines Bekannten oder Verwandten, auch wohl dafür, daß die Archive in Unordnung gebracht worden waren, wenn ſich die Verbrecher über dieſelben hergemacht hatten. Die Proceſſe dauerten oft unendlich lange, weil man das Urtheil bis zur Verhaftung aller Mitſchuldigen aufzuſchieben pflegte, und die Zahl der Mitſchuldigen war um ſo größer, als die Gefolterten oft, aus Privatrache, wen ſie wollten als Mitſchuldigen bezeichneten. Oft wurden, um von den Dörfern, zu denen die Verbrecher gehörten, größere Summen zu erpreſſen, bedeutendere Beträge von den Behörden genannt, als das Geraubte ausmachte. Auf das Einfangen von Räubern war bisweilen ein Preis

ausgeſetzt und zwar ſchätzte man einen Räuberhauptmann (Ataman) 30 Rubel, gewöhnliche Räuber 10 Rubel, diejenigen, welche den Räubern ein Aſyl boten 50 Rubel; aber es geſchah wohl, daß der verſprochene Preis den Einfängern von Verbrechern vorenthalten wurde. Es war ein Krieg, der lange nicht enden konnte, weil die Organe der Regierung einerſeits zu ohnmächtig waren, um über ſo gewaltige Leidenſchaften der Maſſen zu ſiegen, und andererſeits nicht immer eine wahrhaft ſittliche Staatsordnung vertraten, ſondern vielmehr die Mängel der Geſellſchaft theilten und ſogar, wie wir ſehen werden, an den Verbrechen Theil nahmen.

Bei ſolchen Verhältniſſen in einer ſolchen Athmoſphäre vermochte eine keck auftretende, zu allerlei Wagſtücken aufgelegte Perſönlichkeit viel. Von verſchiedenen Seiten wurden ſolche Abenteurer unterſtützt. Sie konnten ſtets auf einen zahlreichen Anhang rechnen. Sie wurden getragen von der revolutionären Stimmung der Bevölkerung.

Aus den erſt vor Kurzem bekannt gewordenen Acten über die Verhöre Pugatſchews, welche der erſte Geſchichtsſchreiber dieſes Aufſtandes, Puſchkin, nicht benutzen konnte, wiſſen wir, wie Pugatſchew allmählich zu ſeiner Heldenrolle kam. Schon als er im Koſakenheere diente, peinigte ihn Ruhmſucht; er trachtete darnach ſich durch irgend etwas hervorzuthun. Nachdem er zweimal deſertirt war, ſich in Polen aufgehalten hatte und von den Sectirern, wie wir erwähnten, unterſtützt worden war, ward ihm von einem Kaufmann Koſhewnikow folgender Rath gegeben: „Du willſt hinter den Kuban flüchten? Allein kannſt du es nicht. Willſt du etwas Beſſeres anfangen? Manche wollen eine Aehnlichkeit zwiſchen dir und dem Kaiſer Peter III. wahrnehmen ... gieb dich für ihn aus und gehe an den Ural. Ich weiß, daß die Koſaken dort hart bedrängt ſind, ſie werden bereit ſein dir als Kaiſer zum Kuban zu folgen. Hier iſt ein Soldat, der gern bezeugen wird, daß er dich als Kaiſer gekannt habe; das Volk wird ihm glauben. Verſprich den Koſaken zwölf Rubel einem Jeden. Brauchſt du Geld, ſo gebe ich dir welches und andere Raskolniks werden auch Geld geben; wir werden hier unaufhörlich bedrückt; nehmt uns mit an den Kuban."

Pugatſchew wurde beſchuldigt, die Koſaken am Ural beredet zu haben ſich in die Unterthanſchaft des Sultans zu begeben, ihnen vorgeſpiegelt zu haben, er verfüge über große Geldſummen und beträchtliche Waarenvorräthe und erwarte Unterſtützung von einem türkiſchen Paſcha. Alles wurde geglaubt. Sogleich ſammelten ſich Viele um die Fahne des Aufruhrs.

Die Koſaken waren zu Allem bereit. Pugatſchew verſprach, wenn er ſeinen Thron beſtiegen habe, werde das Koſakenſtädtchen Jaizk zur Hauptſtadt erhoben werden ſtatt Petersburgs und Moskaus, und die Koſaken ſollten im ganzen Staate das Uebergewicht haben. In ſeinen Manifeſten ſagte Pugatſchew, er wolle das „Unrecht“ ausrotten und neue Richter einſetzen.

Wie gleich anfangs Pugatſchew als ein Werkzeug der Volksleidenſchaften erſchien, iſt aus dem Umſtande zu erſehen, daß nach der Einnahme von Jaizk die unter ſeinem Befehl ſtehenden Koſaken ohne dazu ermächtigt zu ſein ganz willkürlich und eigenmächtig Hinrichtungen der gefangenen Vertheidiger von Jaizk vollzogen. Pugatſchew wollte ihnen wehren und meinte, man könne ja das Leben der Unglücklichen ſchonen, wenn ſie ſich zu ſeinen Unterthanen bekennen wollten. Aber die Antwort lautete: „Wir wiſſen ſchon, Ew. Majeſtät, wem man das Leben ſchenken kann, und wem man aufhängen muß“ — und elf Koſaken wurden ſofort zum Galgen geſchleppt. „Sündigt nicht und bringt doch nicht Unſchuldige um“, mahnte Pugatſchew wieder, aber die Koſaken blieben bei ihrem Ausſpruche: „Wir wiſſen ſchon, Ew. Majeſtät, was zu thun iſt.“

Pugatſchew ſpielte ſeine Kaiſerrolle mit einigem Geſchick. Ein paar Tage nach der Einnahme von Jaizk ſagte er in einer Rede an das verſammelte Volk: „Wenn Gott mich bis nach St. Petersburg geleitet, dann werde ich meine Frau (die Kaiſerin) in ein Kloſter ſchicken, ſie mag dort für die Vergebung ihrer Sünden beten. Den Bojaren werde ich ihre Güter und Dörfer nehmen und ihnen ſtatt deſſen Geld geben, diejenigen aber, die mich um meinen Thron gebracht haben, werde ich aufhängen laſſen. Mein Sohn iſt noch jung, er kennt mich nicht.“ — Dabei weinte Pugatſchew bitterlich und ſagte: „Gott möge mir doch die Gnade verleihen und mich nach St. Petersburg gelangen und dort meinen Sohn wohlbehalten wiederſehen laſſen.“

Sein Anhang wuchs. Während man auf ſeinen Kopf einen Preis von 500 Rbl. ausſetzte, nahm er eine Stadt nach der andern; eine Feſtung nach der andern fiel in ſeine Gewalt. Und wie das ganze Land ſich an dieſer Aufwallung betheiligte ſieht man aus der furchtbaren Wirkung, welche die Nachricht von dem Aufſtande auf die tiefen Schichten der Bevölkerung im weiten Reiche übte. In St. Petersburg und Moskau war noch ein Zeitlang nichts von den Erfolgen Pugatſchews bekannt, als ſchon mehrere Feſtungen von den Aufſtändiſchen beſetzt waren. Der Hof und die höheren Kreiſe widmeten ſich den gewöhnlichen Luſtbarkeiten;

während eine glänzende Straßenbeleuchtung in Moskau ſtattfand, begann man zuerſt hier und da in den Vorſtädten, in den Schenken von dem Erſcheinen des Todtgeglaubten zu erzählen, ganz leiſe flüſternd und geheimnißvoll die ſchauerliche Nachricht weiter zu verbreiten. Hier rottete man ſich zuſammen: man las Pugatſchews Manifeſte. Durch beſondere Emiſſäre wurden dieſelben zu allererſt in den Schenken und auf Marktplätzen verbreitet, Hier und da erſchallte der Ruf: „Es lebe der Kaiſer Peter Feodorowitſch". Die Verwirrung drohte allgemein zu werden. Dennoch blieb der eigentliche Aufſtand auf die Südoſtgegenden beſchränkt.

In Kaſan gab es viele Polen und Franzoſen, welche in der Zeit der polniſchen Wirren gefangen und dorthin verſchickt worden waren. Man machte auf die Gefahr aufmerkſam, welche von ihnen zu einer ſolchen Zeit drohe. Sie wurden weiter nach Oſten entfernt, andere nach Moskau gebracht. Pugatſchew ſchonte die Angehörigen der fremden Länder, welche ihm in die Hände fielen und ſuchte namentlich die gefangenen Franzoſen an ſich zu ziehen. Das Tagebuch eines franzöſiſchen Offiziers aus dieſer Zeit enthält ſehr lehrreiche Einzelnheiten über die Ereigniſſe in Kaſan. Offenbar ward er von der Sachkenntniß der Ausländer bei ſeinen militairiſchen Operationen unterſtützt.

Wie ein verzehrendes Feuer zündete die Rebellion die ganze Wolga entlang. Indem ſich Pugatſchew für Peter III. ausgab, verkündete er gleichzeitig eine ſociale Revolution, verſprach den Bauern die Freiheit und dem Adel den Tod. Viele Geiſtliche gab es in ſeinem Gefolge, welche dem Volk den Eid abnahmen. In einer Rede ſagte Pugatſchew: „Ich bin euer legitimer Kaiſer. Meine Frau hat ſich mit der Adelspartei verbündet, ich aber habe vor Gott geſchworen, alle Adeligen bis auf den letzten auszurotten. Der Adel hat meine Frau überredet euch alle der elendeſten Knechtſchaft zu überliefern, ich wiederſetzte mich einem ſolchen Vorhaben; da erhoben ſie ſich gegen mich und ſchickten Meuchelmörder mich zu tödten. Aber Gott rettete mich. Ich verbarg mich in den Wäldern des Gouvernements Woroneſh und komme von da, um das Vaterland von ſeinen Feinden zu befreien und die Freiheit zu retten, welche des ruſſiſchen Volkes köſtlichſtes Gut iſt. Lebt glücklich und genießt die Freiheit. Erinnert euch, daß ihr einen Kaiſer habt, dem als Unterthanen treu zu ſein ihr gelobtet".

Bei den obengeſchilderten Verhältniſſen mochte es dem Volke ſchwer fallen der Lockung zu widerſtehen. Man wußte nicht, wem man trauen

ſollte. Kaum hatte Pugatſchew Saratow verlaſſen, als Michelſon dahinkam. Man hatte Pugatſchew als Peter III. anerkannt und ſollte nun wieder Katharina II. als rechtmäßige Kaiſerin betrachten. Geſtern wurde man für letzteres Verbrechen gehängt, heute für erſteres, morgen, meinte man, werde man vielleicht ſowohl für das eine als für das andere gehängt werden. Auf die Frage, wen man auf dem Throne anerkenne, erfolgte bisweilen die Antwort: „den, für welchen auch Ihr ſeid“.

Wie alle beſtehende Ordnung leicht zu erſchüttern war, iſt daraus zu erſehen, daß noch während des Pugatſchewſchen Aufſtandes ein anderer Uſurpator ſich im Gouvernement Penſa zeigte, dann ein Räuber, Firska, und noch andere. Beſonders das Archiv von Saratow iſt reich an Acten über viele andere Bandenführer. Die Räuber führten bisweilen gegen einander Krieg, verurtheilten einander zum Tode und richteten einander hin. Ein Wütherich, Obrywolow mit Namen, gab den Befehl, daß ſo oft er in einem Dorfe erſchien, die ganze Bevölkerung ihn knieend empfangen und ihm in dieſer Stellung Geld darbringen ſolle. Ein achtzigjähriger Greis, in deſſen Bande fünf ſeiner Söhne ſich befanden, befehligte ebenfalls einen ſolchen Räuberhaufen. Manche dieſer Schaaren hauſten im Namen Pugatſchews, aber unabhängig von ihm. Bei ſolchen Verhältniſſen konnte man noch lange auf keine gründliche Herſtellung der Ordnung rechnen.

Pugatſchew hat ſeine Vorläufer und ſeine Nachfolger. Ein Jahr vor dem Aufſtande war in ebendenſelben Gegenden ein entlaufener Koſak ebenfalls als Peter III. aufgetreten. Ein anderer Koſak ſpielte die Rolle des Staatsſecretairs. Sie hatten ihren Plan einigen Koſaken mitgetheilt; alle zuſammen hatten den Entſchluß gefaßt nach dem Städtchen Dubowka zu gehen, dort den angeblichen Peter III. zum Kaiſer auszurufen und ihre Officiere zu verhaften. Die Entſchloſſenheit eines der Officiere vereitelte den Plan und erſtickte den Aufſtand im Keim. Er ging in das Bauernhaus, wo der Abenteurer ſaß, gab ihm eine Ohrfeige und rief den Umſtehenden zu, den Pſeudokaiſer zu verhaften. Die Koſaken gehorchten. Die Verhaftung des angeblichen Kaiſers und ſeines Staatsſecretairs erfolgte augenblicklich. Ihr Proceß zog ſich monatelang hin. Es ſtellte ſich heraus, daß die Zahl der Mitſchuldigen bedeutend war; in Zarizyn, wo die Verbrecher gefangen gehalten wurden, glaubten Manche daran, daß der wirkliche Peter III. als Verbrecher behandelt werde. Mit großer Vorſicht und mit einer großen Zahl von Bewaffneten wurden die Gefangenen in der Nacht

heimlich fortgebracht. Dieſe ſelbſt ſchienen darauf zu bauen, daß das Volk ſie befreien würde. Es erfolgten die gewöhnlichen Strafen: Spießruthenlaufen, Pletj, Verſchickung nach Sibirien. Ein Jahr ſpäter kam Pugatſchew, welcher den Organen der Regierung unvergleichlich mehr zu ſchaffen machte als ſein Vorgänger.

Nachdem der erſte Pſeudodemetrius in den Straßen Moskaus ermordet worden war, erſchien ein anderer Abenteurer, welcher vorgab, er ſei der Todtgeglaubte und habe ſich nun zweimal: aus Uglitſch und aus Moskau gerettet. Als Stenka Raſin, der berühmte Räuber, welcher in der Zeit des Zaren Alexei Michailowitſch an der Wolga hauſte, eingefangen und hingerichtet worden war, glaubte das Volk an ſein Fortbeſtehen. In Pugatſchew, als er auftrat, mochte man den wiedererſtandenen Stenka Raſin erkennen. Einige Jahre nach Pugatſchews Hinrichtung erſchien ein Abenteurer, Namens Chanin, welcher vorgab, daß die Nachricht von Pugatſchews Hinrichtung erlogen ſei, er ſei der gerettete Pugatſchew, in welchem das Volk ſeinen legitimen Kaiſer Peter III. erkannt habe. Das Gerücht fand Beifall. Man glaubte ihm. Es hatte ſich in der That einmal während des Pugatſchewſchen Aufſtandes ereignet, daß die Behörden das falſche Gerücht verbreiten ließen, Pugatſchew ſei mit ſeinen Banden geſchlagen worden. Es war eine Lüge. Die Nachricht von Pugatſchews Hinrichtung konnte auch erlogen ſein. Der Anhang Chanin's war zahlreich: Geiſtliche und Bauern, namentlich Kleinruſſen gehörten dazu. Es war im März 1780, als der Abenteurer ſeine Rolle begann aber auch bald beendete. Er ward verhaftet. Die Verhöre zogen ſich lange Zeit hin. Der Schluß der Proceßacten iſt verloren. Wahrſcheinlich hat dieſer Pſeudopeter ſein Leben unter der Knute oder in den Bergwerken Sibiriens ausgehaucht.

Der vor ein paar Jahren verſtorbene Graf Bludow hat einige Angaben über Prätendenten geſammelt, welche in der von O. Kowalewski veröffentlichten Biographie Bludows die vor Kurzem erſchien, S. 197 und 198, abgedruckt ſind. Aus ungedruckten Urkunden, welche von der Verwaltung des Gouvernements Woroneſh auf Verlangen nach St. Petersburg geſchickt wurden, ergaben ſich folgende Thatſachen. Schon im Jahre 1765, alſo einige Zeit vor dem Auftreten Pugatſchews, erſchien im Gouvernement Woroneſh ein verabſchiedeter Soldat, Kremnew (Кремневъ), der ſich für den Kaiſer Peter III. ausgab. Ein Prieſter Leo machte für ihn Propoganda,

indem er dem leichtgläubigen Volke erzählte, er habe als er noch den Dienſt eines Hofſängers verſah, den Prätendenten als Großfürſten gekannt, ihn als kleinen Knaben häufig geſehen, ja ſogar ihn auf den Armen getragen. Das Volk glaubte dieſes Märchen und viele Perſonen verſchiedener Stände, darunter auch Geiſtliche, verbreiteten das Gerücht weiter. Aber Leo und Kremnew und viele Andere wurden verhaftet. Die Kaiſerin Katharina prüfte die Proceßacten ſehr genau und theilte die Angeklagten in 22 Kategorien, je nach dem Maße ihrer Schuld, indem ſie die Strafe Aller milderte. Die hierüber erlaſſene Verordnung vom Jahre 1766 ward im Archiv zu Woroneſh aufbewahrt und nicht in der „vollſtändigen Geſetzſammlung" abgedruckt.

Aus andern Actenſtücken iſt zu erſehen, daß im Jahre 1774 ein anderer Pſeudopeter, welcher urſprünglich Foma Moßjakin hieß, verurtheilt und daß deſſen Strafe durch den Ausſpruch der Kaiſerin gemildert worden war.

Endlich ſind noch die Acten eines Proceſſes zu erwähnen, aus denen hervorgeht, daß ſich ein Bauer, Sergejew, im Jahrr 1776 ebenfalls für Peter III. ausgegeben hatte. Er ſammelt eine Schaar von Abenteurern um ſich, welche ſeinem Märchen Glauben ſchenkten und plünderte die Gutsherren aus. Der Gouverneur von Woroneſh, Potapow, ließ alle Theilnehmer der Bande, 96 Perſonen, verhaften. Die Proceßacten ſind nicht vollſtändig und namentlich das Ende des Proceſſes iſt unbekannt.

So viel vom Gouvernement Woroneſh.

Als im Herbſt des Jahres 1790 die Nachricht von der Hinrichtung Häſtesko's in Stockholm nach St. Petersburg kam, war die Kaiſerin ſehr unwillig und trug dem Baron Igelſtröm auf, dem ſchwediſchen Geſandten, Feldmarſchall Grafen Stedingk, ihre Unzufriedenheit mit der Kataſtrophe eines der Haupttheilnehmer am Anjalabunde (1788) zu bezeigen. Stedingk ſchreibt am 23. September 1790 an Guſtav III. Igelſtröm ſei zu ihm gekommen und habe ſein Erſtaunen über dieſe Strenge ausgedrückt; Katharina ſei darüber ſehr betrübt (affligée); ſie begnüge ſich in ähnlichen und noch ſchlimmeren Fällen mit der Einſperrung der Verbrecher. Bei dieſer Gelegenheit theilte Igelſtröm dem Grafen mit, er habe in dem ihm zur Verwaltung anvertrauten Gouvernement drei Fälle erlebt, wo Abenteurer ſich für den verſtorbenen Kaiſer Peter III. ausge-

geben hätten, und ſie ſeien nicht hingerichtet, ſondern nur nach Sibirien verſchickt worden.*)

Solche Wagehälſe, welche ſich den Namen Peters III. aneigneten, um unter demſelben mit um ſo größerem Erfolge zu rauben und zu morden, ſind nicht weſentlich verſchieden von den zahlreichen Landſtreichern, die in eben jenen Zeiten, ohne ſich zu der Rolle von Thronprätendenten zu verſteigen, die Gegenden an der Wolga unſicher machten. Ihre Zahl iſt ſehr groß. Die Ungunſt der Verhältniſſe, in denen ſich die niederſten Stände befanden, trieb viele in dieſe Laufbahn, welche doch meiſt unglücklich endete.

Die Wanderluſt der Ruſſen war durch die Verhältniſſe geſteigert; die Bauern entliefen ihren Herren, die Rekruten deſertirten, die Raskolniks entzogen ſich den Verfolgungen der Staatsgewalt. Man flüchtete über die Grenze nach Polen oder an den Ural oder in die Wolgagegenden. Es gab Beiſpiele, daß ganze Dörfer auswanderten und ſich an der Wolga in Erdhöhlen anſiedelten. Bisweilen zog man auch noch weiter: an den Kuban oder nach Buchara oder nach Perſien. Bisweilen gingen ſolche Flüchtlinge oder Auswanderer zum Islam über. Das Elend auf ſolchen Wanderzügen war unbeſchreiblich. Es war ein Kampf mit der Witterung, mit dem Hunger. Menſchen, die ſich am Rande des Verderbens befanden, konnten leicht zu verzweifelten Mitteln greifen ihre Exiſtenz zu friſten. So bildeten ſich große Räuberbanden, welche Dörfer ausplünderten, Vorpoſten und Feſtungen angriffen und allen Patrouillen und Schlagbäumen trotzten. Je ärger dieſe Wanderungen um ſich griffen, je maſſenhafter die Schaaren von Flüchtlingen die Wolgagegenden überſchwemmten, deſto ſtrenger ward das Paßweſen geordnet, deſto mehr Patrouillen wurden umhergeſandt und deſto mehr Schlagbäume errichtet. Alle ſolche Maßregeln ſteigerten die Erbitterung dieſer Maſſen. Als im Jahre 1770 die Peſt furchtbare Verheerungen anrichtete, wurden überall Quarantainemaßregeln ergriffen. Noch mehr als früher fühlte ſich das wanderluſtige Volk beengt. Die große Sterblichkeit löſte die Bande der Ordnung noch mehr. Die Zahl der Flüchtlinge mehrte ſich. Hier und da wurden die Garniſonen der Feſtungen aufgeboten, um gegen die Räuberbanden zu

*) S. Mémoires posthumes du feldmaréchal comte de Stedingk, herausgegeben von Björnſtjerna. Paris 1844. I. 386. Igelſtröm war Statthalter von Ufa, ſ. d. Чтенія Имп. Общ. ист. и древч. Россійск. 1862. III. S. 210.

operiren. Heimlich wurden die Soldaten über die polniſche Grenze geſchickt, um die dorthin Geflüchteten wieder nach Rußland zurückzubringen. Aber es half nicht viel. Nach wie vor geſchah es, daß Rekruten- und Verbrechertransporte befreit, daß Gutsherren und Beamte ausgeplündert, daß namentlich an und auf der Wolga unzählige Verbrechen begangen wurden.

Der Verkehr auf der Wolga lockte zum Raube. Es wimmelte da von Flußpiraten, welche auf kleinen, leichten, pfeilſchnell dahinſchießenden Böten, mit meſſingenen Kanonen bewaffnet, die reich beladenen Barken der Fiſcher und Kaufleute, der Regierung und der Klöſter überfielen, die großen Fiſchereien an der Wolga plünderten und oft ſehr reiche Beute machten. Wenige Schiffe paſſirten damals die Wolga ohne irgendwie mit dieſen Flußpiraten in Conflict zu kommen. Die Fiſchereien wurden ſtark befeſtigt zum Schutz gegen die Räuber, mit Munition und Proviſion verſehen. Die Fiſcherknechte mußten jeden Augenblick zu Vertheidigung ſolcher Plätze bereit ſein. Dennoch unterlagen die letzteren oft dem Angriff der verwegenen Räuber, die bisweilen vortreffliche Waffen hatten. Häufig geſchah es, daß beim Erſcheinen einer ſtärkeren Bande die Beſitzer von Fiſchereien dieſelbe freiwillig hereinließen und ihnen „mit Salz und Brot“ entgegenkamen, um mit ihnen zu unterhandeln. Gut bemannte und größere Barken wurden bisweilen von einer Handvoll Verbrecher überwältigt. Man ſchlich ſich in kleinen Boote nahe an die Barke hinan, enterte plötzlich und warf ſogleich die überraſchten Schiffer zu Boden, um ſie kahl auszuziehen und die Barke auszuplündern. Geraubt wurde beſonders Geld, Munition — und Päſſe. Es war für dieſe Ungebundenen von großem Werthe für den Fall der Verhaftung irgend einen Legitimationsſchein vorweiſen, ſich mit einem falſchen Namen produciren zu können. Wurden daher den Schiffern alle ihre Päſſe abgenommen, ſo vertheilte man ſie unter die paßloſen Räuber, wobei natürlich auf das Signalement Rückſicht genommen wurde, ſo daß es möglichſt zu dem Ausſehen der betreffenden Räuber paßte. Viele Päſſe wurden, weil deren Signalement zu wenig entſprechend befunden wurde, weggeworfen. So kam es, daß manche Räuber je nach dem Paſſe, den ſie in den Kleidern der Geplünderten fanden, ihre Namen mehrmals änderten und ihre eigentlichen Taufnamen gänzlich vergaßen. Auch wurden falſche Päſſe gemacht.

Im Winter oder ſchon zum Herbſt wurde das Flußpiratenleben durch die kalte Jahreszeit unterbrochen. Dann ſuchten die Räuber ſich auf einige Zeit als Tagelöhner zu verdingen, oder irgend eine andere Zufluchtsſtätte

zu finden. Mancher hatte wohl ſeine Hütte, wo er ſich einige Monate hindurch verbarg; ein Anderer fand wohl bei der Wittwe eines Koſaken Aufnahme; die als Tagelöhner Lebenden halfen ſich kümmerlich durch, ſchliefen Nachts in leeren Schiffen. Beſonders im Herbſt ſuchten die Räuber Päſſe zu erhalten, um ſich den Winter über fortzuhelfen. Dann verbargen ſie ihre Böte im Schilf, Flinten und Säbel im Walde. Bei ſchlechter Kleidung froren die Räuber trotz der großen Holzhaufen, welche ſie in verborgenen Schlupfwinkeln anzündeten, um ſich daran zu erwärmen. Dann zerſtreuten ſich die Angehörigen der Bande allmählich, ſpähten vorſichtig umher, beſuchten die Schenken, um dort Beziehungen zu der Bevölkerung anzuknüpfen, Arbeit zu ſuchen oder Gelegenheit zu ferneren Verbrechen.

Ein armſeliges, elendes Leben, aber das Leben der Nichträuber war auch ſo reizlos, ſo leer, ſo ſchwer zu unterhalten, daß man, wenn man ſich zum Räuberleben entſchloß, nicht viel zu verlieren hatte.

Hauptpunkte, wo ſolche Flußpiraten gute Beute machten, waren die Gegenden von Zarizyn, der Hauptfeſtung an der unteren Wolga, die Umgegend von Dubowka und der ſogenannten Katſchalinskaja Priſtan am Don, welche von der Wolga nur etwa 60 Werſt entfernt iſt und wo jetzt die Wolga-Don Eiſenbahn beide Flüſſe verbindet.

Von dort abwärts bis zum Kaſpiſchen Meere hinab, trieben beſonders zwei berühmte Räuber ihr Weſen: Kulaga und Sametajew. Erſterer hielt ſich meiſt auf der Wolga bis zu deren Mündung auf; letzterer machte größere Fahrten auf das Meer hinaus, um dort Seeraub zu treiben. Aus den ungewöhnlichen Maßregeln, welche damals — im Jahre 1775, alſo unmittelbar nach Niederwerfung des Pugatſchewſchen Aufſtandes — von den Behörden ergriffen wurden, erſieht man, wie gefährlich dieſe beiden Verbrecher geweſen ſein müſſen. Eine zahlloſe Menge Papiere wurden geſchrieben, um die Organe der Regierung auf ihre Spur zu leiten. Sie waren populair. Man fürchtete auf Schritt und Tritt, daß die Bevölkerung geneigt ſein werde ſie vor dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen. In den officiellen Papieren iſt von dem „berühmten" Räuber Kulaga die Rede. Von Sametajew ſchreibt Suworow, welcher damals in jenen Gegenden das Commando führte: „Vor allen Dingen ſolle man herauszubringen ſuchen, worin deſſen weitausblickende politiſche Entwürfe beſtänden: das Gerücht von ihm ſei in vielen Ländern verbreitet." Das Gerücht ſagte, Sametajew ſei ein zweiter Pugatſchew. Graf Peter Iwanowitſch Panin hatte den Auftrag für die Pacification

der durch den Pugatſchewſchen Aufſtand aufgeregten Gegenden zu ſorgen. Er und Suworow verfügten ſehr ausgedehnte Operationen, um den Gefürchteten einzufangen. Ueberall wurden Cordons gezogen, Patrouillen ſtreiften in allen Richtungen hin und her. Beſonders ſollte aufgepaßt werden, daß Sametajew mit ſeiner Bande nicht die Wolga hinauf in das Innere Rußlands entſchlüpfen könne. Panin verſendete gedruckte Bekanntmachungen (den ſchriftlichen traute das Volk nicht), in welchen die Bevölkerung zur Ergreifung Sametajews aufgefordert wurde. Es half lange Zeit nichts. Fortwährend tauchten neue Gerüchte von Plünderungen auf, es erſchienen geplünderte Schiffer, verwundete Lotſen, Schiffzieher, Fiſcher. Endlich kam es zu einem Conflict mit den Patrouillen. Sametajew wehrte ſich wie ein Verzweifelter, erſchoß einen Officier und wurde gefangen. Am 3. September 1775 erfolgte der Urtheilsſpruch: Sametajew und ſeine Genoſſen ſollten an allen jenen Orten gknutet werden, wo ihre Raubanfälle ſtattgefunden hatten, und zuletzt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Nertſchinsk verſchickt werden. Der Hauptmann ſollte jedesmal ſiebenzig Hiebe erhalten, jeder ſeiner Genoſſen je fünfzig.*) Die Execution fand zuerſt in Zarizyn ſtatt, dann in Aſtrachan, dann an mehreren Orten am Ufer des Kaſpiſchen Meeres. Es iſt unbekannt, wie viele ſolche Executionen dieſe Unglücklichen aushielten und ob ſie noch nach Nertſchinsk kamen. Aber es war der Befehl ertheilt worden die Genoſſen Sametajews, falls einer oder der andere unter der Knute ſein Leben aushauchte, in die Erde zu verſcharren, Sametajew aber, wenn auch als Leiche, an allen bezeichneten Orten zu knuten. In einer Note bemerkt Herr Mordowzew, daß in dem Gedächtniſſe des Volks in jenen Gegenden, wo man ſich Suworows nicht mehr erinnert, der Name Sametajews noch fortlebe. Man erzählt ſich von ihm allerlei phantaſtiſche Märchen.

Man hatte unmöglich alle Theilnehmer an dem Aufſtande Pugatſchews ſtrafen können. Viele derſelben trieben ſich lange herum, die vom Pferdediebſtahl, von Raub und Plünderung lebten. Die Flußpiraten waren nicht einmal ſo ſchwer zu verfolgen und zu verhaften wie die Räuber, welche in Wald und Steppe hauſten. Die Banden waren nicht groß, ſelten größer als 10, 20 oder 30 Mann ſtark. Manche Räuber gehörten zu gleicher Zeit mehreren Banden an, und doch konnte man nicht viel gegen ſie

*) Man behauptet, daß es von dem Willen des Henkers abhängt ſein Opfer mit 3 oder gar mit 2 ſolcher Hiebe zu tödten.

ausrichten. Nicht die Menge der Räuber, aber die unzureichende Polizei und der Zuſammenhang der Räuber mit der Bevölkerung, die an ihren Spitzbübereien Antheil hatte, machte die Verfolgung ſchwierig. Was mochte es helfen, daß nach großen Pferdediebſtählen ſelbſt die Bauern zur Verfolgung der Pferdediebe mit Heugabeln und andern dergleichen urſprünglichen Waffen auszogen, wenn ſich unter den Bauern ſelbſt Diebshehler befanden oder wenn eben die Schnelligkeit der geſtohlenen Pferde den Dieben die Flucht über ſehr weite Strecken hinweg erleichterte.

In den Unternehmungen ſolcher Abenteurer war kein Plan. Die Richtung derſelben wurde vom Zufall beſtimmt. Je nach den Bekanntſchaften dieſes oder jenes Theilhabers der Bande, je nach dem eintreffenden Gerüchte von der Reiſe eines Kaufmanns oder Beamten oder Officiers wurden Raubzüge gemacht. Die Art der Verfolgung oder die Spur einer neuen Beute änderte jeden Augenblick die Richtung der Vagabunden. Wer von ihnen Geld hatte, kam in alle Schenken und hörte und erfuhr dort Alles, was man zu wiſſen brauchte, um ſich der Polizei zu entziehen und neue Pläne zu machen. Um einander in der Steppe über große Strecken hinweg Nachricht zu geben, zündeten die Räuber auf den erhöhten Punkten der Steppe Stroh auf langen Stangen an. So warnte man die Gefährten bei der Annäherung eines Trupps Soldaten.

Zuweilen hatten die Räuber völlig das Anſehen von Koſaken. Ein ſolcher Trupp konnte ungehindert in jedem Dorfe einkehren unter dem Vorwande, er ſei mit einem wichtigen Auftrage ausgeſandt worden. Damals waren viele Abtheilungen Bewaffneter in allen Richtungen unterwegs. Es hatte nichts Auffallendes, wenn Räuber, die ſich den Anſchein gaben, als wären ſie in der Verfolgung von Räubern begriffen, ſich ganz offenkundig ſehen ließen. Dann entpuppte ſich wohl eine ſolche Bande ſehr plötzlich. Der Ataman Bragin, welcher es ſo machte, kam in ein Dorf, ließ den Gutsherrn ergreifen und am Thor ſeines Hofes aufknüpfen, das Haus ausplündern und ſagte zu der um Schonung flehenden Familie des Erwürgten: „Gott, der Kaiſer und ich ſchenken euch das Leben.“ Während die Räuberbande nur aus einer Handvoll Menſchen beſtand, waren die Bewohner des Dorfes ruhige Zuſchauer eines ſolchen Dramas und leiſteten keinerlei Widerſtand. Bragin herrſchte die Bauern an, man ſolle ihn gewähren laſſen, ſonſt werde er das ganze Dorf in einen Aſchenhaufen verwandeln — und man ließ ihn gewähren. Die Räuber zündeten ein großes Feuer an, um die Drohung noch wirkſamer zu machen, und mittlerweile

bemächtigten ſie ſich aller Fuhrwerke des Guts, ſchirrten die Pferde, welche ſie aus den Ställen nahmen, an, beluden alle Wagen mit den geraubten Gegenſtänden und verließen das Dorf. Der Vorgang iſt charakteriſtiſch für die Macht ſolcher Wagehälſe, welche die jämmerlichen Zuſtände jener Zeit wohl auszubeuten verſtanden.

Das Uebel war um ſo ſchwerer auszurotten, je mehr Zuſammenhang zwiſchen den Räubern und dem Volke war. Die in allen Dörfern vorhandenen Bekannten und Hehler der Räuber unterrichteten letztere von allen Bewegungen der gegen ſie ausgeſandten Koſaken. Es war etwas ſehr Gewöhnliches, daß die Räuber ein Dorf überfielen, nachdem am Tage vorher eine Koſakenpatrouille dort Halt gemacht hatte, um ſie dort zu ſuchen, oder auch daß die Koſaken gerade um einen Tag zu ſpät kamen, ſo daß die Räuber Zeit gehabt hatten ſich aus dem Staube zu machen. Auch die deutſchen Coloniſten an der Wolga waren bisweilen Diebshehler. In den Proceßacten kommen Beiſpiele vor, daß die Räuber von ihnen aufgenommen und bewirthet wurden, wobei die Bezahlung mit geſtohlenem Gute erfolgte. Hier war es ein Müller, dort ein Geiſtlicher, hier eine Koſakenwittwe, dort gar eine Gutsbeſitzerin, welche Beziehungen zu den Räubern hatten. Der Räuber Bragin lebte einige Zeit bei der Wittwe eines Capitains Agiſchew auf deren Gute, während man überall nach ihm ſuchte. Einſame, tief im Walde verſteckte Dörfer waren bisweilen die Schlupfwinkel der Räuber. Weil ſie zeitweilig ihre Raubzüge aufgaben und, mit den gehörigen Legitimationsſcheinen verſehen, im ganzen Lande als Händler herumzogen um das geſtohlene Gut zu verkaufen, ſo fanden ſie überall Berührungspunkte mit den Einwohnern der Dörfer und Städte. Beim Glaſe Branntwein wurden manche Bekanntſchaften angeknüpft. Die Schenken waren der Schauplatz ſolcher Geſchäfte. Der Officier Zimmermann, welcher ſehr energiſch gegen das Räuberweſen handelte, machte die Regierung darauf aufmerkſam, daß die Branntweinspacht der Räuberei großen Vorſchub leiſte, indem die Schenken die Mittelpunkte für die Anzettelung vieler Verbrechen darböten. Derſelbe Zimmermann, welcher die Verhaftung von nicht weniger als 86 Verbrechern leitete, fand daß 8—9 Procent aller Räuber zu dem geiſtlichen Stande gehörten. Ein Räuber diente dazwiſchen als Koſak bei einem Officier, nachdem er ein andermal einige Zeit als Kürſchner in einem Dorfe gelebt hatte. Der Diener eines Officiers in einer Stadt an der Wolga hatte in dem Garten ſeines Herrn Zuſammenkünfte mit Räubern und entließ mit denſelben, um ſich ihrer Bande

anzuſchließen. Aus den Proceßacten iſt zu erſehen, daß es bei manchen Fällen Dörfer gab, wo kein Haus nicht irgendwie compromittirt geweſen wäre.

Aber noch mehr. Nicht bloß die Bevölkerung waren unzuverläſſig und gefährlich. Auch die Organe der Regierung ſelbſt waren in vielen Fällen nicht abgeneigt mit den Räubern und Prätendenten gemeinſchaftliche Sache zu machen. Pugatſchews Flucht aus Kaſan, nachdem er als Deſerteur verhaftet worden war, wurde nur dadurch ermöglicht, daß er den ihn begleitenden Soldaten betrunken machte; auf dem Wege nach Kaſan ſchon hatte Pugatſchew mit den Soldaten des Convoi's wegen ſeiner Freilaſſung unterhandelt, aber jeder von ihnen hatte dafür 100 Rbl. verlangt und ſo viel Geld hatte Pugatſchew nicht. Unzählige Male entliefen Gefangene trotz der ſchweren Feſſeln, trotz aller vorgeſchriebenen Vorſichtsmaßregeln, natürlich nicht ohne Betheiligung der Wächter, Beamten, Koſaken und Officiere. Aus einem Flußpiratenproceß ergiebt ſich, daß die zur Verhaftung von Räubern ausgeſandten Koſaken ſelbſt Flußpiraten geworden waren und im Begriff ſtanden von den geraubten Päſſen zur weiteren Flucht Gebrauch zu machen. Es gab Beamte und Koſaken, welche Hehler waren. Mit einer „Gratulation" von einigen Rubeln konnten die Räuber bei ihren Verfolgern ſehr viel Nachſicht erkaufen. Dann gab es Fälle, wo die verhafteten auf dem Transport befindlichen Räuber ſo loſe gebunden waren, daß ſie leicht flüchten konnten. Oft zogen ſich die Proceſſe ebendeßhalb ſo ſehr in die Länge, weil ſo viele Koſaken und Beamte bei den Verbrechen betheiligt waren. Ein Officier, Noskow, war angeklagt bei Räubern geſtohlenes Gut in der Zeit geſtohlen zu haben, als er in der Eigenſchaft eines Unterſuchungsrichters fungirte. Er hatte für ſich aus dieſen geſtohlenen Stoffen Kleider nähen laſſen, hatte die Räuber unterwieſen, wie ſie durch Meineid ſich weißbrennen könnten und hatte ſie dann hinterdrein betrogen und verrathen, nachdem ſie ihn durch viele Geſchenke beſtochen zu haben meinten. Jenem Officier, Zimmermann, erzählte ein berühmter Räuber, Subakin, er habe als er aus der Haft entflohen ſei, jeden Kanzleidiener der ganzen Gerichtsbehörde beſtochen.

Wie in kleinen ſo konnte die Regierung auch in großen Dingen ſich nicht auf ihre Organe verlaſſen, wie dieſes am eheſten aus den gegen Pugatſchew ergriffenen Maßregeln zu erſehen iſt. Der General Carr zog nach dem erſten Zuſammenſtoß mit Pugatſchew ſogleich zurück, nachdem ſich bei dieſer Gelegenheit die verrätheriſche Haltung des Heeres kundgegeben hatte. Am Anfang der Schlacht rief ein Rebell den Truppen

Carrs zu, im Namen des Kaiſers fordere er ſie auf zu ſeinen Fahnen überzugehen, weil ſie ſonſt als Rebellen angeſehen werden würden; ein anderer las ein Manifeſt Pugatſchews den Truppen Carrs vor und beide kehrten ſodann zu den Haufen Pugatſchews zurück. Das Heer weigerte ſich gegen dieſe geheimnißvolle Perſönlichkeit zu kämpfen. So konnte der Erfolg nicht günſtig ſein. In den in Zarizyn befindlichen Archivalien ſind deutliche Beweiſe von der regierungsfeindlichen Stimmung im Heere enthalten. Bei den Soldaten, die im Kampfe gegen Pugatſchew fielen, ſind Papiere gefunden worden, welche das Heer compromittirten. Zur Strafe für dieſe zweideutige Haltung wurde das Wolgaheer nach dem Jahre 1775 an den Terek verbannt.

Aber außer dem Verrath und der Beſtechlichkeit erſchwerten Saumſeligkeit, Vielſchreiberei und Kleinlichkeit den Sieg der Regierung über die revolutionairen Elemente. Viele Maßregeln blieben auf dem Papier. Ueberall wurden Klagen über Mangel an Kriegsvorräthen, über ſchlechte Ausrüſtung der Feſtungen laut. In den officiellen Correſpondenzen der Koſakenhauptleute an Zyplotow, den Commandanten von Zarizyn, findet ſich immer und immer die Bitte um Pulver, Lunten, Blei u. dgl. Sehr langſam handelten ſogar energiſchere Officiere wie Bibikow. Den Koſaken gab man je ein Pfund Pulver und je zwei Pfund Blei; damit war nicht viel auszurichten. Statt eine bedeutende Truppenmacht raſchmöglichſt zu concentriren und Pugatſchew damit anzugreifen, ſchickte man anfangs Verordnungen, Drohungen, Warnungen an die Einwohner jener Gegenden. Ein auf Pugatſchews Kopf ausgeſetzte Preis von 1000 Rubel erſcheint ſehr gering im Vergleich zu dem ungeheuren Schaden, den er anrichtete, weil man dem Aufſtande großzuwerden Zeit ließ. Während man bei dem Volke Reverſe verlangte, daß es der Regierung treu bleiben werde, während man Ordres, Promemoria's ſchrieb und ſie mit langſamen Boten beförderte, während hier und da die Wojewoden vor Schrecken ſich verbargen, wuchs Pugatſchews Heer ins Ungemeſſene. Die Feſtungsbauten von Saratow erwieſen ſich als untauglich, von Pugatſchew dagegen ſagte ein Zeitgenoſſe, er habe Alles nach den Regeln der Kriegskunſt gebaut und vortreffliche Batterien anzulegen verſtanden, „die Laufgräben hätten von Vauban nicht beſſer angelegt ſein können". Pugatſchew leitete geſchickt das Proviantweſen, ließ alles, was er brauchte gut bezahlen; ſeine Leute bekamen 4 Rubel monatlich, während die Soldaten der Regierung in vier Monaten nur 1½ Rubel erhielten. Wollte die Regierung Feſtungen in

Stand ſetzen, ſo fehlte es an Arbeitern. Viele Truppen waren damals in der Türkei; auf die Kalmücken, Tataren, Baſchkiren konnte man ſich nicht verlaſſen: als man ſie zu ſammeln anfing, deſertirten ſie haufenweiſe; Soldaten und Officiere ſtritten oft untereinander. Die Disciplin war ſchlecht. Ein Rangſtreit der Officiere ermöglichte die Einnahme Saratow's durch die Truppen Pugatſchews. Von allen oberen Officieren haben nach dem Eindruck, den Herr Mordowzew aus dem Studium der Archivalien genommen hat, nur Michelſon und Zypletow Energie, Geiſtesgegenwart und Schlagfertigkeit gezeigt. Alle andern haben viel koſtbare Zeit verloren und durch Unſchlüſſigkeit, Kopfloſigkeit und Weitläufigkeit dem Aufſtande Vorſchub geleiſtet. Als Reinsdorp, der Befehlshaber der Feſtung Taliſchtſchew, ſogleich nach den erſten Erfolgen Pugatſchews militairiſche Maßregeln ergreifen wollte, ſtieß er auf offenen Ungehorſam ſeiner Officiere.

Ebenſo weigerten ſich bei dem Einfangen der Räuber die Koſakenhauptleute ſehr häufig bei den Nachforſchungen oder der Verhaftung Hülfe zu leiſten, oft hieß es man habe weder Pferde noch Waffen genug; unbedeutende Formfehler in den officiellen Correſpondenzen, kleinliche Hetzereien der Behörden, die unglaubliche Schwerfälligkeit des bureaukratiſchen Mechanismus*) — alles dieſes verzögerte die Ausführung aller von der Regierung getroffenen Maßregeln.

Vergegenwärtigt man ſich, wie tiefgehend das Uebel war, wie aufgewühlt die Bevölkerung bei den obengeſchilderten Verhältniſſen ſein mußte, wie relativ gering die Mittel waren, über welche die Regierung verfügte, ſo begreift man, wie die Nachwehen des Pugatſchewſchen Aufſtandes und ähnlicher Erſcheinungen noch lange fortdauern mußten. Man will eine Abnahme der Bevölkerung zu jener Zeit in den Gegenden wahrgenommen haben, wo dieſe Rebellionen ihren Schauplatz hatten. Auch hatte es nicht ſo viel für die dauernde Beſſerung der Zuſtände zu bedeuten, wenn man militairiſch über dieſe oder jene Bande ſiegte und Hunderte grauſam ſtrafte. Ehe tiefgreifende Reformen in modernem Sinne das Volk auf eine höhere Culturſtufe erhoben, mußten ſich ähnliche Erſcheinungen wie die obengeſchilderten noch oft wiederholen. Es war die Hydra der Bauernkriege.

---

*) Folgendes mag als Beiſpiel der Vielſchreiberei gelten. Bei der Abſchätzung von geſtohlenen Soldatenkleidungsſtücken kommen folgende Zahlen vor. Ein Kaftan wird 2 Rubel $62\frac{5}{16}$ Kopeken taxirt, ein Paar Hoſen $69\frac{1}{2}+\frac{2}{3}+\frac{1}{8}$ Kopeken!

Nicht bloß die Erinnerung an die Zeiten Pugatschews und anderer Räuber lebt in vielen Liedern des Volkes fort; es haben sich auch noch im neunzehnten Jahrhundert hin und wieder größere oder kleinere Räuberbanden in den Wolgagegenden gezeigt; namentlich der Pferdediebstahl wird vielfach in allergrößtem Maßstabe betrieben, mancherlei Verbrechen werden verübt. Aber eine so allgemeine, eine so systematische Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft erscheint in den letzten Zeiten unmöglich. In glücklicheren Bahnen bewegt sich Rußlands inneres Leben vorwärts.

A. Brückner.

Amerikaniſche Briefe eines Livländers.

IV.

New-York, den 4. Mai (22. April) 1868.

Amerika iſt in ganz eminentem Sinne des Wortes das Land der Courtoiſie gegen das weibliche Geſchlecht. Da ich mich nun redlichſt beſtrebe ein echter und rechter Amerikaner zu werden, ſo wollte ich natürlich in dieſer Beziehung am wenigſten hinter meinen neuen Mitbürgern zurückbleiben, und hatte mir daher feſt vorgenommen dieſes Mal ganz ſpeciell den livländiſchen Damen über ihre amerikaniſchen Schweſtern zu ſchreiben. Allein Sie wiſſen ja wohin die Wege führen, die mit guten Vorſätzen gepflaſtert ſind; oder vielmehr Sie wiſſen es nicht, denn hier führen ſie nur zuweilen, wie in Livland, zur Hölle, öfters aber auch in die — Academy of Music. Und dahin haben ſie mich dieſes Mal geführt. Meine freundlichen Leſerinnen müſſen daher, wohl oder übel, noch einen Monat Geduld mit mir haben.

Ich war zum ſechsunddreißigſten Stiftungsfeſt der „α, δ, φ" in die Academy of Music geladen. „Alpha, Delta, Fei" iſt eine Studentenverbrüderung (wenn ich denn die Schüler der hieſigen College's Studenten heißen ſoll; die Amerikaner halten ja einmal dieſes Mixtum compositum von höherem Gymnaſium und höherer Realſchule für Univerſitäten; thun wir ihnen daher für heute den Gefallen ſie gleichfalls als ſolche aufzufaſſen). Die Verbrüderung iſt nicht etwa auf ein College oder die Stadt New-York beſchränkt, ſondern iſt in allen den namhafteren College's des ganzen Landes vertreten. Ihr Zweck iſt ein ſehr allgemeiner, vorzüglich geſelliger Natur; nebenbei aber haben ſie auch das Beſtreben, ehrenhafte Geſinnung und im Allgemeinen geiſtiges Leben — denn Wiſſenſchaft kann ich beim beſten Willen nicht ſagen — zu pflegen.

Wie Alles, was in Amerika beſtimmt iſt von den Leuten geſehen zu werden, ſo trug auch dieſes Stiftungsfeſt einen pompöſen, großartigen Charakter. Die Verbrüderung hatte das größte, ſchönſte und koſtbarſte Theaterlocal gemiethet und das beſte Orcheſter engagirt. Selbſt der Polizeiofficier, dem am Eingang die Einlaßkarten vorgewieſen werden mußten, gehörte zu den Stattlichſten der Stattlichen. Nur die Unſitte hat „Alpha, Delta, Fei" mit allen anderen amerikaniſchen Geſellſchaften gemein, daß ſie, obgleich Alle geladen ſind, Sitze reſervirt. Daher mußten viele Dutzende von Damen ſtehen, obgleich noch dreihundert Sitze und drüber unbeſetzt waren und auf unzähligen halbwüchſige Bürſchchen ſaßen.

Eine halbe Stunde nach der feſtgeſetzten Zeit ward das Zeichen zum Anfang gegeben. Das Orcheſter ſpielte die Ouverture aus der Stummen von Portici meiſterhaft. Dann erhob ſich einer der vier Herren, die in Reih und Glied auf der Bühne ſaßen, kündigte ſich ſelbſt als ſtellvertretenden Präſidenten an, und ſtellte der Geſellſchaft den Mann zu ſeiner Rechten als den Herrn Pfarrer N. vor. Der Herr Pfarrer trat vor und hielt ein Gebet, das etwa zehn Minuten dauern mochte.

Das Stiftungsfeſt einer Geſellſchaft, die keinerlei religiöſe Tendenzen verfolgt und Glieder aller Confeſſionen vereinigt; ein Feſt, das die Ouverture der „Stummen" einleitete; ein Feſt, deſſen Hauptbeſtandtheil eine politiſche Rede war; ein Feſt, da die mannigfaltigſte Opernmuſik geſpielt wurde und das mit einem luſtigen Kehraus (gleich nach einem abermaligen geiſtlichen Segen) endigte, ein ſolches Feſt mit einem Gebete begonnen! Der Amerikaner muß nun einmal Alles mit Gebet beginnen. Das mag Vielen ſehr ſchön klingen; aber in Wahrheit iſt es ein Unfug, und ein verderblicher Unfug, und gerade die guten Chriſten ſollten ſich am meiſten darüber bekümmern. So weit mein kurzes Geſicht reichte, ſah ich auch nicht Einen, der dem Prediger andächtig zugehört oder es auch nur der Mühe werth gehalten hätte den Schein anzunehmen. Und doch wäre es viel geweſen, wenn man unter Hundert Einen gefunden, der nicht Zeter und Mordio geſchrien, wenn das Gebet fortgelaſſen worden wäre. Und in der That, warum nicht hier beten, wo Einem nur Opernmuſik in den Ohren nachtönt; beginnt doch jede Congreß-Sitzung mit Gebet, wo das Amen noch nicht verhallt iſt, wenn ſchon die wüthendſten Parteileidenſchaften ſich zu bethätigen beginnen, ein Vertreter des Volks den anderen Dieb und Lügner ſchimpft, die ſchmählichſte Thalerpolitik getrieben wird, die Intereſſen des Volkes von den Blauen wie von den Grünen auf's

Nichtswürdigſte betrogen und verſchachert werden, wilde Drohungen ſich hören laſſen und bei Gelegenheit wohl auch vor den Thüren des Hauſes ein Mord verſucht wird. Es iſt ein übeles Ding vor den Leuten die Lippen zum Gebet zu bewegen, wenn das Herz an nichts ſo wenig denkt wie an's Beten, oder wenn es gar bis an den Rand voll Unflath iſt. Das religiöſe Leben wird dadurch in einem Grade zur bloßen Gewohnheitsſache, in einem Maße verflacht, ja ertödtet, von dem es ſchwer iſt ſich einen Begriff zu machen. Ich habe mich oft gewundert, daß noch ſo viel wahres religiöſes Leben unter den Amerikanern zu finden und daß die Sittlichkeit erſt verhältnißmäßig ſo wenig durch dieſes von den Vorfahren ererbte Paradiren mit der Religion geſchädigt worden iſt. Aber ich habe mich noch viel häufiger und noch viel mehr gewundert, daß die aufrichtigen Chriſten ſo unglaublich blind dafür ſind, welch entſetzlicher Schaden ihrer Sache durch dieſen Herkommensglauben und durch dieſe Schauſtellung der Frömmigkeit zugefügt, welcher Mundglaube, welche Heuchelei dadurch großgezogen wird; wie vielen Leuten das Gelegenheit bietet ihre Geſichter hinter Katechismus und Bibel zu verſtecken, Geſichter wie man ſie gar nicht beſſer für den Pranger, ab und an wohl gar für den Galgen ausſuchen könnte. Ich erinnere mich von einem Manne gehört zu haben, der die Leute nicht liebte, die „an den Ecken" ſtanden und beteten. Den Mann kennen die Amerikaner genau; ſollten ſie nie dieſes ſein Wort gehört haben? Kennen ſie es nicht, dann mögen ſie ihre Pfarrer inſtändigſt bitten, ihnen ſonntäglich recht eindringlich davon zu erzählen. Sonſt mögen ſie ſich hüten, denn dann iſt der Tag nicht fern — und mich ſoll's nicht wundern, wenn ich ihn erlebe — da drei Viertheile von ihnen rationaliſtiſcher oder vielmehr religionsloſer ſind als irgend welche deutſche Freidenker. Sie ſteuern mit vollen Segeln auf dieſes Ziel zu, wie höhniſch ſie auch den anlachen, der es ihnen ſagt. Und neben ihnen ſteuert mit vollen Segeln das irländiſche Element auf den fanatiſchen Katholicismus los!

Auf den Herrn Pfarrer N. folgte der Präſident, und las eine kurze, ziemlich nichtsſagende Eröffnungsrede ab. Dann trat „der Poet des Tages" vor. Das iſt auch ſolch eine unglückliche Marotte der Amerikaner, daß bei derartigen Gelegenheiten ſtets ein eigens für das Feſt unter heißem Schweiß zuſammengeſchmiedetes Gedicht vorgetragen werden muß. Selten gelingt es einen Mann dazu aufzutreiben, der irgend auf den Namen eines Dichterlings Anſpruch erheben könnte; Amerika iſt nicht ein Land,

das geeignet wäre in großer Fülle poetiſche Talente zu erzeugen, wenn es gleich einzelne ſehr bedeutende Dichter hervorgebracht hat. Aber was vermag der Menſch nicht, wenn er nur ernſtlich will; ſelbſt einen Reim ſucht er ſich am Ende doch noch zuſammen. Ich will nicht behaupten daß es Allen ſo ſchwer wird, wie dem guten Profeſſor M.; aber ich darf dreiſt ſagen, daß Profeſſor M. ein ewig denkwürdiges Beiſpiel dafür bleiben wird, was auch in dieſer Beziehung Energie leiſten mag. Hat einem die Natur jegliches poetiſche Talent verweigert, und man kann runde fünfzig Minuten ſelbſtgemachte Reime ableſen und darf der Wahrheit gemäß behaupten, daß das nur „kleine Proben“ eines größeren Gedichtes ſind, dann gewinnt man die Ueberzeugung, daß es abſolut nichts dem Menſchen Unmögliches giebt.

Nachdem das Orcheſter uns dazu verholfen unſere verſtörten Geiſter wieder einigermaßen in Faſſung zu bringen, trat Mr. Curtis, „der Redner des Tages“, an das Pult. Wir wurden jetzt reichlich für all' die bisher ausgeſtandenen Leiden entſchädigt. Mr. Curtis, einer der erſten amerikaniſchen Redner, ſprach lange aber ausgezeichnet; nur redet auch er zu ſehr in dem hier allzuüblichen Kanzelton, der uns Deutſchen wenig behagt. Von dem Inhalt der Rede will ich nur erwähnen, daß er ſich ganz beſonders gründlich und ſcharf über die entſetzliche Corruption und Immoralität in der Beamtenwelt und den Kreiſen der Fachpolitiker ausließ. Es that wohl von einem Amerikaner in ſo ſchneidiger Weiſe einer amerikaniſchen Geſellſchaft die ſittliche Fäulniß, die ihr politiſches und zum Theil ihr ganzes öffentliches Leben durchzieht, in's Geſicht ſchleudern zu ſehen. Das thut wohl; aber was nützt es? Alles klatſcht Beifall und ruft Bravo. Aber die, auf welche die Worte paßten, gehen nach Hauſe, und treiben fürderhin ſo frech und ungeſtraft wie zuvor ihr falſches, verbrecheriſches Spiel; und die, welche perſönlich rein ſind, gehen nach Hauſe und begnügen ſich fürderhin wie zuvor gelegentlich über die Verderbniß zu ſchimpfen. Unter Tauſend von dieſen findet man oft nicht Einen, der mit Energie eine Reform anſtrebte. Und verſucht es wohl Einer, ſo wird er bald laß und ſteht verzweifelnd von der Arbeit ab, weil er kein Herkules iſt und nicht allein den Augiasſtall auskehren kann. Hier aber liegt in Wahrheit der wunde Punkt: nicht das iſt unſer größtes Unglück, daß unſere Fachpolitiker und unſere Beamten in einer ſchrecklichen Mehrheit furchtbar corrumpirt ſind; ſondern das, daß die Guten und Beſten ſo wenig ihre Pflichten als Bürger einer Republik kennen, daß ſie träge

dreinſchauen und ihren Zorn in eitelen Worten in die Luft verpuffen, ſtatt zu handeln.

Von den anweſenden Deutſchen erntete der Redner einen ungeheuren Beifallsſturm ein, als er Preußen, wegen der hohen Bildung und Intelligenz ſeiner Bewohner „das erſte Land der Erde" nannte.

Nachdem der Pfarrer wiederum ein kurzes Gebet geſprochen, ward das Feſt durch den Chor der activen Mitglieder mit dem Bundesliede beſchloſſen. Die Melodie war:

„O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün ſind deine Zweige!"

Bei dem Stiftungsfeſt einer echt amerikaniſchen Verbrüderung deren Mitglieder nach Tauſenden zählen, erklärt der Feſtredner die Preußen für das erſte Volk der Erde, und das Bundeslied wird nach der Melodie eines alten deutſchen Volksliedes geſungen. Das giebt zu denken; um ſo mehr als trotzdem alle Alt-Amerikaner und alle Irländer die Deutſchen doch nur für halbe Menſchen anſehen und ſie als ſolche behandeln und — als die Deutſchen ſich des ruhig gefallen laſſen.

Eine ruſſiſche Broſchüre.

Schon im Aprilheft 1867 ſtellten wir die Anſicht auf: die ruſſiſche Geſetzgebung der nächſten Jahre werde manches durch die unbedingte Anwendung importirter Doctrinen auf Verhältniſſe, die dieſen nicht immer adäquat waren, ſowie durch die Durchführung von utopiſtiſchen ſich aller Verbindung mit der Wirklichkeit entziehenden Principien Verfehlte hinwegräumen müſſen, ein Ziel, das am Beſten durch die rückhaltloſeſte Beſprechung der beſtehenden mit der Geſetzgebung der letzten Jahre im engſten Zuſammenhang ſtehenden factiſchen Verhältniſſe angebahnt werden würde.

Der ſeit jenem Augenblick verfloſſene Zeitraum hat unſere Worte nicht Lügen geſtraft und unſer oben ausgeſprochener Wunſch iſt bereits theilweiſe in Erfüllung gegangen. Die Nebel der erſten Begeiſterung für die neuen Provinzialinſtitutionen — dieſelben im weiteſten Sinn aufgefaßt, ſo daß alle in dem letzten Jahrzehnt eingeführten organiſchen Veränderungen in den Verwaltungs- und Juſtizverhältniſſen der Landſchaft unter demſelben zu verſtehen ſind — die manchen Blick anfangs getrübt haben, ſind unterdeß zerſtoben und haben die nackte Realität der Dinge auch dem blödeſten Auge offenbar gemacht. Daß dieſes ungeſchminkte Bild aber nicht immer ein erfreuliches iſt, haben ſelbſt die größten Freunde der durch die jüngſte Geſetzgebung geſchaffenen Zuſtände zugeſtehen müſſen.

An der erforderlichen Beleuchtung der Dinge hat es denn auch ihrerſeits die Preſſe nicht fehlen laſſen, und es iſt namentlich ein Hauptverdienſt der ariſtokratiſchen „Weſtj“ die Dinge bei ihrem wahren Namen genannt und in ungefärbtem Lichte gezeigt zu haben. Dieſes Organ des ruſſiſchen Adels — wie daſſelbe ſich ſelbſt nicht ungern nennt, worunter übrigens keineswegs ein im weſteuropäiſchen Sinn feudales Blatt zu verſtehen iſt, indem daſſelbe ſich vorzugsweiſe den Schutz des Rechts im Gegenſatz zur

adminiſtrativen Willkür, die Vertheidigung des perſönlichen Eigenthums gegenüber den Angriffen der Vertreter des Gemeindebeſitzes, die Vertretung der Rechte des Adels nicht als einer ſtaatsrechtlich abgeſchloſſenen Kaſte, ſondern als des gebildetſten und begütertſten Standes gegenüber den Gelüſten einer abſolutiſtiſchen Bureaukratie und einer Maſſenherrſchaft roher Majoritäten zur Aufgabe geſtellt hat — hat ſich bei Beurtheilung der neubegründeten Selbſtverwaltung meiſt in der von Wladimir Beſobraſow in ſeinem von uns auszugsweiſe mitgetheilten Artikel eingeſchlagenen Richtung bewegt und wiederholt auf die Reformbedürftigkeit dieſer jüngſten organiſchen Erzeugniſſe der Geſetzgebung hingewieſen.

Und auch in Regierungskreiſen ſcheint ſich dieſe Ueberzeugung allmählich Bahn gebrochen zu haben: ſind doch die unbefriedigenden Reſultate der neuen Provinzial- und Kreisſtände ſelbſt von dem officiellen Organ desjenigen Miniſters conſtatirt worden, der für den Urheber dieſer Inſtitutionen gehalten wird (der ehemalige Miniſter des Innern Walujew) — einem Organ alſo, welches, wie man annehmen ſollte, allen Grund hatte, dieſelben möglichſt ſchonend zu beurtheilen.

In derſelben Richtung nun bewegt ſich eine in neueſter Zeit in St. Petersburg erſchienene Broſchüre, deren Autor den Regierungskreiſen nicht fern ſtehen und außerdem, wie behauptet wird, zum oberſten Verwaltungsbeamten einer unſerer baltiſchen Provinzen deſignirt ſein ſoll, — die ſchon um der rückhaltloſen Offenheit, mit der ſie die durch die Bauernemancipation geſchaffenen Zuſtände beſpricht, auf unſere vollſte Aufmerkſamkeit Anſpruch machen darf. Dieſelbe trägt den Titel eines zur Zeit der Petersburger Feuersbrünſte, als der Nihilismus ſich faſt der ganzen ruſſiſchen Jugend bemächtigt hatte und man den faulen Weſten durch einen kühnen Gedankenſprung überholen zu können meinte, mit einem Wort zur Zeit vor dem letzten polniſchen Aufſtand, der für Rußlands innere Entwickelung einen bedeutſamen Wendepunkt bilden ſollte, von einer geheimen Geſellſchaft herausgegebenen Journals: Land und Freiheit und ironiſirt ſchon hierdurch in geiſtvoller Weiſe jene unſeligen Beſtrebungen einer rohen und zuchtloſen Phantaſie, die in vollſtändig mißverſtandener Weiſe zwei der Grundelemente des ſtaatlichen Lebens zu ihrer Deviſe erwählt hatten, trotzdem daß ſie in ihren Zielpunkten den Staat eigentlich vollſtändig negirten. Wir würden es uns nicht verſagt haben, den Inhalt dieſer Broſchüre, die in zwei Theile zerfällt, von denen der eine die ruſſiſche Landwirthſchaft im Jahre 1868, der andere das Friedensrichterinſtitut und

die neuen Provinzial- und Kreisſtände beſpricht, unſeren Leſern vollſtändig mitzutheilen, wären nicht bereits unſere leichter beſchwingten Collegen von der Tagespreſſe uns hinſichtlich des erſten Theils: der Beſprechung der durch die Bauernemancipation von 1861 geſchaffenen agrariſchen Zuſtände zuvorgekommen. Es bleibt uns ſomit nur noch übrig, die Anſichten des Autors über die neugeſchaffenen Kreis- und Provinzialorganismen und ihre Thätigkeit zu referiren, wobei wir ihn in directer Weiſe ſelbſtredend einführen wollen.

Nicht überflüſſig dürfte es bei dieſer Gelegenheit ſein, vorher noch den politiſchen Standpunkt des Verfaſſers ein wenig zu ſkizziren, ſo wenig Eigenthümliches derſelbe im weſteuropäiſchen Sinn auch immerhin darbieten mag. Daß er eben die unwandelbaren Vorausſetzungen der Culturentwickelung, die ſich überall und unter allen Verhältniſſen gleich bleiben, ſo nachdrücklich betont und ſich mit warmer Ueberzeugung zu denſelben bekennt, giebt ihm in Rußland, wo noch immer ſelbſt hervorragende Geiſter, indem ſie ihrem Vaterland die Bahnen künftiger Entwickelung weiſen, von den allgemein menſchlichen Vorausſetzungen jeder Culturentwickelung glauben abſehen zu dürfen, ſeinen eigenthümlichen Werth. Es iſt daher eine tiefe Wahrheit, in der zugleich eine ernſte Mahnung verborgen liegt, wenn Turgenjew in ſeinem „Rauch" einen ſeiner Landsleute ſagen läßt: Prüfet jede Maßregel die ihr für das Wohl unſeres Landes unternehmen wollt vornehmlich darauf, ob ſie unſer Volk in der Cultur weiterbringt; verſpricht ſie es zu thun, ſo könnt ihr getroſt beginnen. Es iſt hiermit das ſtillſchweigende Zugeſtändniß gegeben, daß es Maßregeln, Neuerungen geben kann und gegeben hat, die vielleicht von den hochherzigſten Intentionen dictirt waren, das Volk in der Cultur aber doch nicht weiter gefördert haben. Derſelbe von Turgenjew ausgeſprochene Standpunkt iſt es denn auch, den der Verfaſſer von „Land und Freiheit" einnimmt. Ihm genügt es nicht, daß ein großes Princip adoptirt wird, er will es auch in ſtaatsmänniſcher Weiſe durchgeführt ſehen, damit es denjenigen, für die berechnet iſt, auch wirklich dient, ſowohl materiell als auch intellectuell. Eine ſolche ſtaatsmänniſche Behandlung der wichtigſten legislatoriſchen Fragen der Jetztzeit vermißt er nun aber häufig, und liefert an der Hand der Praxis die untrüglichſten Beweiſe dafür, daß die beſten Abſichten der Regierung durch ihre unpraktiſche Durchführung häufig das Gegentheil der beabſichtigten Wirkungen herbeigeführt haben.

Indem er ſich daher im Princip mit der Bauernemancipation, durch die 40 Millionen Leibeigenen die Bedingungen einer ſtaatsbürgerlichen Exiſtenz gegeben wurden, ſowie mit der Begründung der Selbſtverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz vollſtändig einverſtanden erklärt, ſo kann er ſich doch nicht mit der Art und Weiſe der Durchführung dieſer Principien befreunden. Wir haben es alſo hier keineswegs mit einem Reactionair (крѣпостникъ) zu thun, wofür bei einem Theil der ruſſiſchen Preſſe jeder unbefangen Urtheilende gilt, der nicht allein darin ſein Genüge findet, daß die auf dem officiellen Papier ausgeſprochenen Grundſätze menſchenbeglückend lauten: die Freiheit und das Wohl ſeines Volks liegen ihm zu ſehr am Herzen, um über der ſchön klingenden Phraſe auch nur für einen Augenblick das wirkliche Wohl und Wehe deſſelben überſehen zu können. Doch gehen wir von dieſen einleitenden Bemerkungen zu dem Inhalt des zweiten Theils der angezeigten Broſchüre ſelbſt über und laſſen wir den Verfaſſer nunmehr ſelbſt reden.

Welches ſind, ſo fragt er, die neuen innerhalb der Landgemeinden und Kreiſe, um ſich hierauf zu beſchränken, geſchaffenen Hauptorgane der Selbſtverwaltung? — und er beantwortet dieſe Frage dahin, daß es außer den Gemeindeverſammlungen die Aelteſten der Dorfgemeinde und Vorſteher der Geſammtgemeinde (Woloſtj), die aus ſämmtlichen Dorfgemeindeälteſten des Bezirks und dem Vorſteher gebildete Verwaltung der Geſammtgemeinde, das Gemeindegericht, die Kreispolizeiverwaltung mit den ihr untergeordneten Bezirksaufſehern, den Zehn- und Hundertmännern, die Friedensvermittler mit ihren Verſammlungen, die Friedensrichter mit ihren Verſammlungen, die Kreisſtändeverſammlung (Kreistag) mit dem Kreisamt, das Naturalpräſtandencomité, und außerdem noch die rein ſtändiſchen Organe der adligen Kreistage, der adligen Pupillenbehörden u. ſ. f. ſind. Dieſe Vertreter der Selbſtverwaltung in Gemeinde und Kreis gehen aus den Wahlen der Ortseingeſeſſenen hervor und werden, ſoweit ſie nicht unentgeltliche Dienſte thun, aus den Mitteln der Landſchaft beſoldet. Schon aus der Benennung der einzelnen Aemter geht, ohne daß ihre Functionen ſpeciell aufgezählt zu werden brauchen, hervor, daß die Theilung der Gewalten hier bis aufs minutiöſeſte durchgeführt iſt, ſo daß jede theoretiſch nur irgend unterſcheid- und theilbare Function einem beſonderen Organ zugetheilt iſt. Und beruht, fragt der Verfaſſer weiter, dieſe Gewalten- und Arbeitstheilung wirklich darauf, daß jede einzelne Function vorzugsweiſe geeigneten und vorbereiteten Perſonen übertragen iſt? Iſt der Friedensrichter A. wirklich Juriſt, der Polzei-

hauptmann B. ausſchließlich oder doch wenigſtens beſonders für den Polizeidienſt vorbereitet, endlich der Vorſitzende des Kreisamts C. eine mit den erforderlichen volkswirthſchaftlichen Kenntniſſen ausgeſtattete Verwaltungscapacität? Keineswegs, denn da alle dieſe Aemter Wahlämter ſind, ſo kommt es nicht ſelten vor, daß der Friedensrichter A. nach Ausdienung ſeines Trienniums Polizeihauptmann, der Polizeihauptmann B. aber Vorſitzer des Kreisamts und dieſer wieder Friedensrichter wird. Ja, der noch häufiger vorkommende Fall beſteht darin, daß bei dem Mangel an tauglichen Perſönlichkeiten mehrere dieſer Aemter in einer und derſelben Perſon vereinigt werden, welche Cumulation für alle Kreisämter mit Ausnahme der Friedensrichter geſtattet iſt. Hieraus dürfte nun klar hervorgehen, daß das wirkliche Leben der in dem Geſetz durchgeführten Gewaltentheilung ſpottet und ſie in der Ausführung häufig illuſoriſch macht, ja machen muß, da die zur Durchführung derſelben nothwendigen Vorbedingungen fehlen. Dort aber, wo, wie beim Friedensrichter, eine ſolche Correctur des Princips durch die gegebenen Verhältniſſe vor dem Geſetz unmöglich gemacht wird, erweiſt ſich daſſelbe keineswegs als praktiſch. Denn je weiter die Gewaltentheilung durchgeführt wird, über ein deſto umfangreicheres Territorium wird der mit einer ſolchen Specialfunction Betraute ſeine Thätigkeit zu erſtrecken haben. Beamte, denen nur die Juſtiz zu verwalten obliegt, können natürlich nicht ſo dicht geſäet ſein, als wenn ſie zugleich Polizei- und Verwaltungsfunctionen auszuüben hätten; eine Inſtanz in Bagatellſachen aber, die man auf hunderte von Werſten aufzuſuchen hat, hört, zumal für den unbemittelten Mann, der die Koſten einer weiten Reiſe und den entmißten Erwerb zu tragen nicht im Stande iſt, auf, eine Inſtanz zu ſein. Dazu kommt, daß der Bauer der bisher nur ſeinen Herrn als einzige zugleich private und öffentliche Autorität über ſich hatte, plötzlich durch die vielen Obrigkeiten, deren verſchiedenen Sinn und Bedeutung er ſich durchaus nicht klar machen kann, vollſtändig verwirrt wird. Statt eine Perſönlichkeit hinzuſtellen, an die der Bauer ſich in ſeinen Rechtsnöthen wenden könne, die ſeine Streitigkeiten zu ſchlichten und ihn über ſeine Pflichten gegenüber Gemeinde und Staat nöthigenfalls mit obrigkeitlichem Nachdruck aufzuklären im Stande wäre, hat man die verſchiedenſten Inſtitute geſchaffen, die einander mehr lähmen als fördern und deren bunte Competenzbeſtimmungen dem Bauern wohl kaum klar zu machen ſind. In höchſt draſtiſcher Weiſe wird bei dieſer Gelegenheit an einem concreten Fall nachgewieſen, wie ein der Reparatur bedürftiger Weg,

weil der mit der Beaufſichtigung deſſelben betrauten Inſtanzen ſo viele ſind, daß ſie ſich gegenſeitig hindern und ihre Thätigkeit paralyſiren, mittlerweile vollſtändig unfahrbar werden kann. Der Erklärungsgrund für alle dieſe geſetzgeberiſchen Mißgriffe wird dann in der abſtract theoretiſchen Methode der Legislation des letzten Jahrzehnts und in dem vollſtändigen Verkennen des in Rußland beſtehenden großen Unterſchieds von Stadt und Land geſucht und gefunden Alle dieſe Statute ſind vorzugsweiſe das Elaborat von Menſchen, die in Städten aufgewachſen ſind, in denſelben leben und deren Anſchauungen ſich lediglich durch Eindrücke des ſtädtiſchen Lebens gebildet haben. Während nur die Städte mit dichter Bevölkerung den nicht allzu hoch geſpannten Anforderungen einer civiliſirten Geſellſchaft zu befriedigen im Stande ſind, beginnt jenſeits des ſtädtiſchen Weichbilds die mit Sümpfen und Wäldern bedeckte, nur ſelten durch Stücke angebauten Landes unterbrochene Fläche oder die ſteppengleiche unendliche Einöde. Die auf derſelben meiſt dünn geſäete Bevölkerung verbringt ihr Leben baar aller Güter, die die moderne Civiliſation geſchaffen hat, ſo daß Land und Stadt durch eine Entwickelung von mehreren Jahrhunderten von einander geſchieden zu ſein ſcheinen. Deßhalb ſind viele Geſetze und Verordnungen deren Autoren bei ihrer Abfaſſung lediglich ſtädtiſche Verhältniſſe vorſchwebten, auf dem flachen Lande vollſtändig undurchführbar. Als Beiſpiel diene nur eine während der letzten Choleraepidemie den Gemeindeälteſten ertheilter Befehl täglich über den Stand der Epidemie zum Theil ſehr ſpecielle Fragen zu beantworten. Da die meiſten Dörfer durch nur einmal wöchentliche Poſtverbindung ihre Briefe in die nächſtgelegene Kreisſtadt und weiter gelangen laſſen können, ſo mußte die Ausführung der Vorſchrift ſchon an der mangelnden Communication ſcheitern, vorausgeſetzt ſelbſt, daß ſich ein genügend intelligenter Schreiber gefunden hätte, um die von den Petersburger Medicinalbeamten geſtellten Fragen zu verſtehen und zu beantworten.

So ſehr daher auch auf den höheren Stufen des ſtaatlichen Lebens die Gewaltentheilung berechtigt iſt und wohlthätig wirkt — ſie bis auf die unterſten und primitivſten Organe deſſelben durchführen, heißt entweder etwas Unmögliches oder doch wenigſtens etwas höchſt Unpraktiſches wollen.

Was nun die Wirkſamkeit der einzelnen Selbſtverwaltungsorgane betrifft, ſo wendet ſich die ganze Schärfe der Kritik des Verfaſſers vornehmlich gegen die durch das Emancipationsgeſetz geſchaffenen Landgemeindeverhältniſſe. Während bis dahin der Gutsherr den auf ſeinem Gut

angeſeſſenen Bauern gegenüber den Staat allein repräſentirte, iſt man jetzt ins gegenſeitige Extrem gefallen, indem man jeden Zuſammenhang zwiſchen dem Großgrundbeſitzer und der Bauergemeinde künſtlich zu zerreißen verſucht hat. Während die beiderſeitigen Ländereien häufig im Gemenge liegen, ihre Intereſſen meiſt mit einander verflochten und ſie demnach auf gegenſeitige Unterſtützung und Förderung angewieſen ſind, hat man die Gemeinde als autonome Republik vollſtändig von dem Hof abgeriſſen, ohne ſie zugleich mit den übrigen Organen der Selbſtverwaltung in einen inneren Zuſammenhang zu bringen. Und wie geht es in dieſem inſelartig abgeſchloſſenen „Staatsmikrokosmus" her? Die Antwort lautet grade nicht ſehr erfreilich. Die Verſammlungen der Geſammtgemeinden, die ein Bild demokratiſcher Gleichheit darbieten, wie man es ſich nicht gründlicher wünſchen kann, indem in denſelben Keiner vor dem Anderen hervorragt und alle in gleicher Unwiſſenheit beharren, beherrſcht gewöhnlich der lautſte Schreier, der in ſeinen Mitteln gerade nicht immer wähleriſch zu ſein pflegt, wenn ſie nicht, was noch ſchlimmer iſt, das Bild vollſtändigſter Anarchie darbieten. Die Verwaltungen der Geſammtgemeinde, die aus dem Geſammtgemeindevorſtand und den Aelteſten ſämmtlicher Dorfgemeinden des Bezirks beſtehen, bilden das unterſte Verwaltungsorgan, dem zum Theil ſehr wichtige und vor Allem ſehr mannigfaltige Functionen übertragen ſind. Die Dorfgemeindeälteſten als Beiſitzer derſelben erſcheinen höchſt ſelten, und wenn ſie einmal den Weg nicht ſcheuen und die Arbeit im eigenen Hauſe und in der Dorfgemeinde verlaſſen, ſo vermögen ſie doch nur die Rolle von Statiſten zu ſpielen, weil ihnen die vorliegenden Geſchäfte nur im ſeltenſten Fall geläufig zu ſein pflegen. Da auch der Vorſteher der Geſammtgemeinde nur ſelten des Leſens und Schreibens kundig iſt, ſo liegt die ganze Verwaltung eigentlich in der Hand geriebener und wenig ſcrupulöſer Schreiber. Auch die Gemeindegerichte die in ihren Urtheilen lediglich darauf angewieſen ſind aus dem Brunnen ihrer Rechtsüberzeugung zu ſchöpfen, den ſie aber meiſt trocken finden, erfreuen ſich bei den Bauern keines Vertrauens. Es darf jedenfalls als ein Fortſchritt angeſehen werden, daß dieſelben in jüngſter Zeit durch Einführung des Rechtsmittels der Nichtigkeitsbeſchwerde für die inappellabeln Gemeindegerichtsurtheile, die bei der Friedensrichterverſammlung anzubringen iſt, in einen organiſchen Zuſammenhang mit dieſer gebracht worden ſind.

Das iſt alſo das Reſultat, um deſſen willen man jeden Einfluß des Gutsbeſitzers oder der höher gebildeten Repräſentanten der Selbſtverwaltung,

die, ſofern ihnen eine vor dem Geſetz ſcharf begrenzte Betheiligung an den Gemeindeverhältniſſen eingeräumt werden würde, doch in jedem Fall nur wohlthätig auf dieſelben einwirken könnten, abgeſchnitten hat. Nicht mit Ungrund fürchtete man vielleicht, daß dieſe naturwüchſigen ruralen Körper beim erſten Zuſammentreffen mit Culturelementen ihre vielgerühmte Selbſtſtändigkeit, die nur die Selbſtſtändigkeit des Ameiſenhaufens iſt, einbüßen würden. — Was denn weiter die Thätigkeit der Friedensrichter betrifft, ſo conſtatirt der Verfaſſer, daß, ſo gut ſich dieſes Inſtitut in den Städten bewähren mag, es auf dem Lande mit Nichten dahin geführt hat, das Recht zur Herrſchaft zu bringen. Es iſt dieſes wohl nicht die Schuld der neuen Richter allein, als vielmehr mancher nebenbei wirkender Umſtände, die bei Creirung dieſes Inſtituts nicht ins Auge gefaßt worden ſind. Durch die weiten Entfernungen und manchen anderen Mißſtand wird die Juſtiz dem Bauern illuſoriſch gemacht. Aber es erwartet auch der Grundbeſitzer, dem bei der Emancipation ſeiner früheren Leibeigenen zugleich ein nicht unbeträchtlicher Theil ſeines Beſitzes zu Gunſten der Freigelaſſenen abgeſchnitten worden iſt, umſonſt für den ihm noch übrig gebliebenen Theil ſeines Vermögens des Rechtsſpruches ſicher zu ſein. Die ihn umgebende oder in ſeiner Nähe liegende Gemeinde, der kaum das erſte Dämmerlicht des Rechtsbewußtſeins aufgegangen iſt und der bei dem herrſchenden Gemeindebeſitz der Begriff des perſönlichen Eigenthums und die Achtung vor demſelben gar nicht klar gemacht werden kann, befindet ſich in einem ſteten Angriffszuſtand auf ſeine Weiden, Felder und Wälder. Dieſer Zuſtand wirkt aber um ſo peinlicher, als der Menſch lieber einmal ein großes Unglück hinnimmt als jene täglich ſich wiederholenden Nadelſtiche, die, obgleich ſie nicht ſehr ſchmerzhaft zu ſein pflegen, ihn dennoch vollſtändig aufreiben können. Den Großgrundbeſitzer gegen dieſe täglichen Attentate ſeiner Nachbarn zu ſchützen, hat der Friedensrichter aber um ſo weniger die Macht, als er bei jeder Unterſuchung eines begangenen Waldfrevels oder einer ſonſtigen Beſitzſtörung gleichſam in ein Wespenneſt ſticht. Denn die Vertreter des Gemeindebeſitzes, zu denen die Bauerſchaft gehört, ſtehen in ſolchen Fällen in Reih und Glied zuſammen um einander zu decken und laſſen dieſe feſte Phalanx nur höchſt ſelten durch einen Vertreter des perſönlichen Eigenthums durchbrechen. Aber ein noch anderer Mißſtand iſt es, der die Wirkſamkeit des Richters häufig illuſoriſch macht: das Polizeiſtrafgeſetzbuch. Wie wenig daſſelbe bei ſeiner gegenüber dem Strafgeſetzbuch anerkannt humanen Färbung die Praxis im Auge hat, möge

folgendes Beiſpiel klar machen. Daſſelbe droht nämlich für einen das erſte oder zweite Mal begangenen Waldfrevel eine Geldſtrafe im Betrage des doppelten Werths der verübten Verletzung an. Zieht man nun in Betracht, daß bei der häufig vorkommenden Vermögensloſigkeit der Inculpaten dieſelben der Schuldhaft unterzogen werden müſſen, wobei ein Tag Gefängniß 5 Rbl. S. gleichgeſtellt wird, der Lohn eines Tagelöhners für einen Wintertag aber nur 30 Kop., für einen Sommertag nur 50 Kop. beträgt, ſo folgt hieraus, daß das Geſetz den Forſtfrevel augenſcheinlich prämiirt hat, eine Einſicht, die ſich auch der ſchlichteſte Bauer ohne großes Kopfbrechen anzueignen verſteht.

Nach einer kurzen Erwähnung der Friedensvermittler — vielleicht dem günſtigſt wirkenden der neuen Selbſtverwaltungsorgane, das aber den Schwerpunkt ſeiner Thätigkeit bereits hinter ſich hat — wird vom Verfaſſer noch der Kreistage gedacht. Dieſelben ſollen eine Verſchmelzung der Großgrundbeſitzer, der ſtädtiſchen Bürger und des Bauerſtandes bei allen ihren gemeinſamen Intereſſen zu fördern beſtimmt ſein. Sehr richtig wird nun bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß Rußland mit Ausnahme etwa ſeiner Grenzprovinzen gar keinen Mittelſtand im weſteuropäiſchen Sinne beſitzt. Da außerdem, wie aus den Protocollen der Kreistagsverhandlungen deutlich hervorgeht, es ſich bei denſelben eigentlich immer nur um die Intereſſen des flachen Landes handelt, indem die gemeinſamen Intereſſen von Stadt und Land auf ein verſchwindend kleines Minimum zuſammengeſchrumpft ſind, die größeren Städte gleichſam nur um jener Verſchmelzung willen zu den Kreistagen hinzugezogen worden ſind, das Intereſſe der kleineren Städte aber von dem der größeren Dörfer nicht verſchieden iſt, ſo handelt es ſich hinſichtlich der Wirkſamkeit der Kreistage eigentlich nur um die Vertreter des großen Grundbeſitzes und der Bauergemeinden. Den letztern iſt nun aber, weil man bei Entwerfung der neuen Kreis- und Provinzialordnung faſt ausſchließlich die arithmetiſche Rechtsgleichheit im Auge hatte ein übermäßiges Gewicht beigelegt worden. Während ſie doch nur in demſelben Grade, als ſie einer gewiſſen Bildung theilhaftig werden, die bis jetzt faſt allein bei den Großgrundbeſitzern zu finden iſt, zur Vertretung des Landes heranreifen, hat man ſie von vornherein dem Großgrundbeſitzer als eine ſelbſtſtändige Potenz gegenübergeſtellt, als ob ſich die Bildung der Unbildung als gleichberechtigt an die Seite ſtellen läßt. Ueberhaupt proteſtirt der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit gegen die

radicale Durchführung der Rechtsgleichheit auf politiſchem Gebiet und die Verwirklichung einer Gerechtigkeit nach communiſtiſchen Idealen.

Indem der Verfaſſer dem ruſſiſchen Adel, deſſen Entſtehung man mit Unrecht auf das Adelspatent Katharinas II. zurückführt, — derſelbe habe vielmehe ſeit der Zeit der monarchiſchen Unification Rußlands ſtets die Krone berathen und ihr gedient und dadurch eine hervorragende Stellung eingenommen — auch für die Zukunft die Rolle zugewieſen wiſſen will das vermittelnde Glied zwiſchen der breiten Baſis des Volks und der Krone zu bilden, betont auch er die ſchon öfters in der ruſſiſchen Publiciſtik vernommene Lehre, daß derſelbe im Gegenſatz zu dem aus dem Feudalſyſtem hervorgegangenen Adel Weſteuropas keine abgeſchloſſene Kaſte, ſondern nur den durch Bildung, Reichthum, geſellſchaftliche Stellung und Kenntniß der Verhältniſſe hervorragenden und durch Aufnahme neuer Elemente ſich täglich ergänzenden Theil des ruſſiſchen Volks darſtelle. An ihm alſo ſei es, dem Lande auch für die Zukunft diejenigen Dienſte zu leiſten, denen er, freilich unter anderen Verhältniſſen, ſeine jetzige Stellung verdankt.

Soweit der Verfaſſer der Broſchüre, deſſen Gedanken wir hier wiedergegeben haben, ohne uns genau an ihre Reihenfolge zu halten. Mögen dieſelben auch vielfach den Eindruck machen, nicht ſowohl Ergebniſſe einer gründlichen und vorurtheilslos angeſtellten Unterſuchung zu ſein als vielmehr Eruptionen eines über das ſinnloſe Geſchrei des Tages und die Miſere der gegenwärtigen Zuſtände verſtimmten Gemüths, — immerhin wird man ihnen wenigſtens eine gewiſſe Berechtigung nicht abſprechen dürfen. Die grellen Schlaglichter, die ſie auf die Gegenwart werfen, werden von ſelbſt zu Winken und Fingerzeigen für die Behandlung der Zukunft.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 27. Juni 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Chriſtian Konn.

Eine Criminalgeſchichte.

Seit altersgrauen Zeiten herrſcht in vielen Ländern der Volksglaube, daß ſich die Wunden eines Gemordeten öffnen und das erſtarrte Blut ihnen wieder zu entſtrömen beginnt, wenn der freche Mörder ſich dem kalten Leichnam nähert, in welchem vor Kurzem noch warmes Leben pulſirte. Die Aufklärung der Neuzeit hat über dieſe Thorheit längſt den Stab gebrochen, deſſen ungeachtet aber liegt ein gewiſſer tieferer Sinn in der alten Fabel. „Blut iſt ein ganz beſonderer Saft", ſagt ſogar Mephiſtopheles trotz ſeines kraſſen Cynismus und er läßt auf dieſen Satz die That folgen, indem er Fauſt zwingt, jenen entſetzlichen Wechſel auf das Jenſeits mit Blut zu unterſchreiben. Wem ferner iſt die tiefe Aufregung entgangen, die in jedem geordneten Gemeinweſen alle Gemüther ergreift, wenn es heißt, daß die Mörderfauſt wiederum einmal ihr unheimliches Handwerk getrieben, daß Blut vergoſſen, ein Menſchenleben vorſätzlich vernichtet worden iſt. Wie auf Flügeln des Windes fliegt die unheimliche Kunde von Ort zu Ort, ſie dringt in die kleinſte Hütte und in das prächtigſte Schloß und wo der feige Mörder ſich auch hin flüchten mag, von hundert Zeugen wird er immer an jene Schandthat erinnert werden, die den Lebensfaden eines Menſchen wider alles göttliche und menſchliche Recht durchſchnitt. Die Größe des begangenen Verbrechens drängt jedem, und ſei er der Ungebildetſte, die Ueberzeugung auf, daß daſſelbe geſühnt, daß der Thäter zur verdienten Strafe gezogen werden müſſe. Keine Mühe, keine Anſtrengung wird geſcheut, um den dunkelen Schleier, welcher das düſtere Geheimniß möglicherweiſe noch umhüllt, zu lüften, und wenn auch die Wunden des Opfers ſich nicht öffnen, ſo ſchreit doch das vergoſſene

Blut gen Himmel und fordert Rache. Selten bleibt ein Mord unentdeckt, denn jedes Glied einer Gemeinde fühlt die solidarische Verpflichtung, alles zu thun, was in seinen Kräften steht, um dem Gesetze zu seinem Rechte zu verhelfen und für die Zukunft die Wiederkehr ähnlicher Greuelthaten zu verhüten. Wird doch das Recht des Staates, selbst auf die allerschwersten Verbrechen die Todesstrafe zu verhängen, von vielen Seiten mit Recht in Zweifel gezogen, weil diese Strafart nicht nur entsittlichend wirkt, sondern auch eine Berücksichtigung der Schuldunterschiede der einzelnen Fälle unmöglich macht, und hauptsächlich, weil nach Verhängung derselben ein etwaiger trauriger Irrthum nie wieder zurechtgestellt werden kann, — und da sollte es jeder menschlichen Bestie freistehn, mit frecher frevelnder Hand der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen und einen Organismus zu vernichten, welcher die Krone der Schöpfung ist. Dementsprechend steht denn auch das Volksbewußtsein in dem Morde eines der schwersten Verbrechen und macht, ähnlich wie bei dem Meineide, seine Entdeckung von einem wunderbaren Processe abhängig, welcher unbedingt die Bestrafung des Thäters herbeiführen muß.

Diese Gedanken drängten sich uns lebhaft auf, als sich am Morgen des 15. März des vorigen Jahres die traurige Kunde verbreitete, daß unsere ruhige und geordnete Stadt Dorpat nach langen Jahren wiederum der Schauplatz eines Mordes geworden. Der erste, welcher über das begangene Verbrechen nähere Auskunft geben konnte, war der Nachtfuhrmann Jakob Ennemann. Vom Techelferschen Berge kommend und die untere botanische Straße zwischen 2 und 3 Uhr Nachts passirend, erblickte derselbe nämlich etwa 200 Schritte vom Flusse einen mit zwei Pferden bespannten Fuhrmannsschlitten, welcher regungslos mitten in der Straße hielt. Da der Rosselenker selbst nirgends zu bemerken war, so fuhr Ennemann in der Meinung, daß die Pferde sich verlaufen, näher an den Schlitten heran, fand jedoch beim Näherkommen diese seine Voraussetzung nicht bestätigt, denn der Fuhrmann lag anscheinend schwer betrunken, mit dem Gesichte zur Erde mitten zwischen dem Kutschbocke und dem Rücksitze und zwar so, daß der Kopf und die Füße über die beiden Seiten des Schlittens hinausragten. In der Absicht nun, den Fuhrmann aufzuwecken, verließ Ennemann sein Fuhrwerk, und den Fuhrmann oben am Rücken fassend, begann er denselben kräftig zu rütteln. In demselben Momente fühlte er jedoch seine Hand von einer warmen Flüssigkeit überspült und überzeugte sich alsdann, daß der vor ihm liegende Körper von oben bis

unten mit Blut beſudelt war, ſowie daß das Leben denſelben bereits verlaſſen hatte. Von innerem Grauen ergriffen und in hohem Grade entſetzt fuhr Ennemann hierauf unverzüglich zu dem betreffenden Stadttheilsaufſeher und machte ihm von ſeiner Entdeckung Anzeige. Dieſer eilte in Folge deſſen ohne Zeitverluſt zu dem Kreisarzt Dr. v. S. und beide zuſammen begaben ſich alsdann an Ort und Stelle, um die erforderliche Local-Inſpection vorzunehmen.

Die Leiche, in welcher man den 18jährigen Sohn des Fuhrmanns Grünberg, Namens Friedrich, erkannte, lag wie ſchon vermuthet, mitten zwiſchen dem Bocke und dem Rückſitze des Schlittens und war noch warm anzufühlen. Bekleidet war dieſelbe mit einen kurzen Schafspelz und einem darüber gezogenen dunkelgrauen Paletot, welcher von einem rothen Shawl zuſammengehalten wurde, Hemd, Weſte, wollenen Beinkleidern und Stiefeln. Die Mütze lag in der Nähe des Schlittens auf der Erde. Die Taſchen der Kleidungsſtücke, welche übrigens auf der Bruſt vielfach verſchoben waren, erwieſen ſich als leer, obſchon der Getödtete, wie die ſpätere Unterſuchung ergab, in einem Taſchenbuch und in einem ledernen Geldbeutel über zehn Rubel in Creditbilleten und Kupfermünze bei ſich geführt hatte. Die rechte Taſche des Pelzes insbeſondere war augenſcheinlich ſammt dem Futter herausgeriſſen worden; die Fetzen lagen neben dem Schlitten auf dem Schnee. Auf dem Rücken der Leiche und zwar etwa 5 Zoll unter dem rechten Schulterblatte fand ſich eine 6 Linien im Durchmeſſer haltende Schußwunde mit zerriſſenen Rändern, deren nächſte Umgebung ſtark nach Pulver roch. Der tödliche Schuß mußte mithin in nächſter Nähe abgefeuert worden ſein. Auf dem Boden des Schlittens entdeckte man eine große Blutlache, desgleichen war der hintere Theil des Kutſchbockes und die vordere Seite des Rückſitzes vielfach mit Blut beſpritzt. Die weitere genaue Beſichtigung des Fuhrwerks ergab nichts Auffälliges, mit Ausnahme etwa deſſen, daß die Zügel der Pferde am Kutſchbocke befeſtigt waren und daß die Zunge der Glocke fehlte. Statt deren war in derſelben ein eiſerner Nagel mit Hülfe eines kleinen Schnürchens angebracht. Die gerichtlich-mediciniſche Obduction der Leiche endlich conſtatirte, daß die Waffe, aus welcher der Schuß abgefeuert worden, mit fünf ſogenannten Rehpoſten geladen geweſen, welche von rechts nach links in ſchräger Richtung verlaufend, die edelſten Theile durchbohrt hatten und theils mitten im Herzen, theils in der linken Lunge ſtecken geblieben waren.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß nach alledem nur eine fremde Hand den Tod des Unglücklichen herbeigeführt haben konnte; ja noch mehr: alle ermittelten Thatumſtände deuteten mit zwingender Gewißheit darauf hin, daß hier ein frecher Raubmord verübt worden ſei.

Der Jammer der bemitleidenswerthen Eltern, welche in dem Getödteten ihren älteſten Sohn, einen braven und tüchtigen Jüngling verloren hatten, war herzzerreißend. Letzterer hatte erſt ſeit etwa einem halben Jahre das Gewerbe ſeines Vaters ergriffen und dieſe kurze Zeit war genügend geweſen, um ihm die Zuneigung und das Vertrauen aller ſeiner Gewerbegenoſſen zu gewinnen. Es war ſelbſtverſtändlich, daß in Folge dieſes ſchmählichen Mordes eine ungemeine Aufregung ſich des ganzen, nicht wenige Mitglieder zählenden Fuhrmannsamtes bemächtigte. Hatten doch alle in dem Ermordeten nicht nur einen braven Kameraden verloren, ſondern lag nicht auch die Befürchtung nahe, daß jeder von ihnen täglich einer gleichen Gefahr ausgeſetzt ſein könne? Gab es in einer Gemeinde Auswürflinge der menſchlichen Geſellſchaft, die wegen der wenigen Rubel, welche ein ſtädtiſcher Fuhrmann bei ſich führen konnte, ein Menſchenleben ſchonungslos aufzuopfern fähig waren, wer war dann noch ſeines Lebens ſicher? Dieſe Erwägung war es denn auch, welche, nachdem ſich die Nachricht von dem traurigen Vorfalle in der Stadt mit Blitzesſchnelle verbreitet hatte, in allen Kreiſen Beſtürzung und Unruhe verurſachte und Viele mit bangen Befürchtungen für die Zukunft erfüllte. Iſt doch bekanntlich jedes Verbrechen, welchem nicht ſofort und mit aller Strenge Einhalt gethan wird, einer ſchleichenden Epidemie zu vergleichen, welche heimtückiſch weiter fortfreſſend, immer neue Opfer fordert. Hat ſich insbeſondere das Ohr des Volkes einmal daran gewöhnt, innerhalb kurzer Zeitfriſten immer wieder von neuen Blutthaten zu hören, ſo liegt die Gefahr nahe, daß auch der Sinn dafür im Volke Raum und Boden gewinne und daß die leidige Macht der Gewohnheit der allgemeinen Demoraliſation allmählich Thür und Thor öffne. Es mußte alſo mit aller Energie eingeſchritten werden, um dem Geſetze zu ſeinem Anſehen zu verhelfen und den ruchloſen Thäter der verdienten Strafe zu unterziehen, — allein tiefes Geheimniß umhüllte fürs erſte noch dieſen und die die That begleitenden Umſtände.

Wo und in welchen Kreiſen war der Mörder zu ſuchen? — Unter den jugendlichen Gaunern und Taſchendieben der Stadt ſchwerlich, denn dieſe kannte die Polizei hinlänglich, um die Annahme als ungerechtfertigt

abzuweiſen. Die menſchliche Natur iſt zwar unberechenbar und Berge von Criminalacten beweiſen es, daß mitunter durch die zwingende Macht der Verhältniſſe in einer Bruſt die Keime zu einem entſetzlichen Verbrechen ſich entwickeln, welches die betreffende Perſon unter anderen Umſtänden mit Abſcheu von ſich gewieſen hätte, allein es giebt doch eine gewiſſe Sach- und Perſonenkenntniß, die den Polizeirichter unter gewiſſen Verhältniſſen hauptſächlich mit dieſen und nicht mit jenen Factoren rechnen läßt. Keck, frech, unverſchämt und verwegen ſind die hieſigen jugendlichen Gauner allerdings, deſſenungeachtet aber liegt in ihnen auf der anderen Seite ein gewiſſes Anſtändigkeits- und Rechtsgefühl, welches ihnen verbietet, wegen weniger Rubel ein Menſchenleben zu opfern. Dagegen konnte man nun freilich anführen, daß wenige Monate vorher ein nächtlicher Raubanfall auf ein Haus ſtattgefunden hatte, bei welchem ein Hausbewohner faſt nur durch ein Wunder dem ſicheren Tode entgangen war, allein auch dieſes Verbrechen konnte ſchwerlich den einheimiſchen Vagabunden zur Laſt gelegt werden, weil, wie die betreffende Unterſuchung ergeben hatte, alle Wahrſcheinlichkeit dafür ſprach, daß fremde angereiſte Induſtrieritter, von denen der größte Theil, obwohl ihnen wenig bewieſen werden konnte, in ſicherem Gewahrſam ſaß, bei dieſem Verbrechen die Hand im Spiele gehabt. Sollte nun einer oder einige von dieſen, welche dem Auge der Polizei entgangen waren, die verabſcheuungswürdige That verübt haben? — Die Vermuthung lag nahe, und deßhalb wurden alle ſtädtiſchen und in der Nähe der Stadt belegenen Krüge, Schenken und ſonſtigen verdächtigen Orte zu einer und derſelben Stunde von Polizeibeamten unter Hinzuziehung von Militair-Patrouillen einer genauen Durchſuchung unterworfen, jedoch ohne Erfolg. Man fand keine Perſönlichkeit, deren Vergangenheit oder deren Effecten Anlaß zu dem Verdachte gegeben hätten, daß ſie des in Rede ſtehenden Mordes ſchuldig wäre.

Inzwiſchen hatten jedoch einige Zeugenausſagen einiges Licht über den beklagenswerthen Vorfall verbreitet. Zwei Fuhrleute nämlich ſagten aus, daß ſie am Abende des 14. März, etwa um 11 Uhr, als ſie gemeinſchaftlich mit dem Ermordeten auf dem Platze vor dem Rathhauſe geſtanden, von einem ihnen unbekannten, mit einem blauen Ueberrocke und einer Fellmütze bekleideten Menſchen mittlerer Größe in eſtniſcher Sprache angeſprochen wären, welcher ſie nach einander aufgefordert habe, mit ihm in den etwa 12 Werſt von Dorpat entfernten Ewwi-Krug zu fahren. Sie hätten einen Fuhrlohn von 2 Rbl. für dieſe Fahrt verlangt, der

Fremde habe jedoch nur 1 Rbl. 50 Kop. geboten, und da ſie nicht handelseinig geworden, ſo habe ſich derſelbe zuletzt an den jungen Grünberg gewandt, welcher denn auch eingewilligt, für den gebotenen Preis die in Rede ſtehende Fahrt zu machen. Beide ſeien davon gefahren und ſeitdem ſei der junge Grünberg nicht mehr lebend in der Stadt geſehen worden. Gleichzeitig meldete ſich der Kerraferſche Bauer Jakob Franz bei der Polizei und machte nachſtehende wichtige Anzeige: „Er habe ſich", ſagte er, „etwa um Mitternacht auf dem Wege vom Ewwi-Kruge zur Stadt befunden und ſei mit ſeinem Fuhrwerk gerade 2 Werſt dieſſeits von dem genannten Kruge entfernt geweſen, als ihm von der Stadt her ein ſehr ſchnell fahrender Fuhrmannsſchlitten begegnet ſei, in welchem zwei Perſonen geſeſſen und zwar die eine auf dem Bocke, die andere hinten im Schlitten. Ohne ſich um dieſe Begegnung weiter zu kümmern, ſei er auf dem Embachfluſſe, welcher im Winter den Ewwi-Krug mit der Stadt verbindet, ruhig weitergefahren, als ihm etwa nach Verlauf von 40 Minuten derſelbe Schlitten, nunmehr aber von hinten kommend, vorübergefahren ſei und die Richtung zur Stadt eingeſchlagen habe. Die Entfernung zwiſchen ihnen habe ſich ſchnell vergrößert, da er wegen ſeines ermüdeten Pferdes nur langſam von der Stelle gekommen, und jener Schlitten ſei ſchon faſt ſeinen Augen entſchwunden geweſen, da habe er plötzlich in demſelben das Aufblitzen eines Schuſſes geſehen, dem augenblicklich ein dumpfer Knall gefolgt ſei. Ob der Schlitten nach dem Schuſſe angehalten, wiſſe er nicht, jedenfalls aber ſei derſelbe, als er an der Stelle angelangt, wo muthmaßlich der Schuß abgefeuert worden (etwa 4 Werſt von der Stadt) nirgends mehr zu erblicken geweſen. Er habe trotz ſeiner Wahrnehmung nichts Arges geahnt, da er geglaubt, daß der Paſſagier im Schlitten wahrſcheinlich nach einem Haſen geſchoſſen, die ſich in der Nacht vielfach auf dem Fluſſe umhertreiben. Eine nähere Beſchreibung des Schlittens und der in demſelben Sitzenden könne er nicht geben, da die Begegnung wie geſagt, nur eine flüchtige geweſen und die nächtliche Dunkelheit jedes genauere Insaugefaſſen verhindert habe".

Jeder Leſer, der die peinliche Lage kennt, in welcher ſich eine Criminalbehörde befindet, ſo oft ſie trotz aller Mühen und Anſtrengungen den Schleier nicht ſofort zu lüften im Stande iſt, der irgend ein verabſcheuungswürdiges Verbrechen umhüllt, während das Publicum dieſe Enthüllung von ihr als eine einfache Erfüllung ihrer Pflicht erwartet, wird die Freude aller Glieder derſelben zu würdigen wiſſen, als ſich auf Grundlage dieſer

Zeugenausſagen doch wenigſtens die Möglichkeit bot, den Nachforſchungen nach dem Urheber des Mordes eine beſtimmte Richtung zu geben. Ohne Zeitverluſt wurde auf desfallſige Requiſition ein Beamter des Ordnungsgerichts in den Ewwi-Krug abdelegirt, um an Ort und Stelle die näheren Erkundigungen einzuziehen. Derſelbe ermittelte denn auch, daß etwa um 12½ Uhr Nachts ein Fuhrmannsſchlitten vor dem Kruge angehalten habe und daß zuerſt ein unbekannter, mit einem blauen Ueberrock und einer Fellmütze bekleideter Mann mittlerer Größe und einige Minuten nachher der Fuhrmann deſſelben in die Schenkſtube eingetreten ſeien. Der kurze Aufenthalt des letzteren ſei dadurch verurſacht worden, daß er vor dem Verlaſſen ſeines Fuhrwerks den Ropkoiſchen Bauerwirth Johann Ilz, welcher mit ſeinem Schlitten gleichfalls vor dem Kruge geſtanden, gebeten habe, ſeine Pferde zu halten. Auf die erſtaunte Frage des letzteren: woher er ſo ſpät komme und wer denn der reiche Mann ſei, der einen Dörptſchen Marktsfuhrmann für eine ſo weite Fahrt bezahlen könne? habe dieſer entgegnet: „O, mein Paſſagier hat Geld, er bezahlt mir 2 Rbl. 50 Kop. für die Fahrt. Halte nur meine Pferde, es wird mir auf ein gutes Trinkgeld für dich nicht ankommen". Gleichzeitig habe der Fuhrmann mit dem Bemerken, daß der Klöppel der Glocke herausgefallen, an Stelle deſſelben einen ſtarken Nagel in der Glocke befeſtigt und ſei alsdann, wie erwähnt, ſeinem Paſſagier in den Krug gefolgt. Hier nun habe er eine Flaſche Bier reichen laſſen und beide hätten dieſelbe gemeinſchaftlich ausgetrunken. Nachdem hierauf der Fuhrmann die Zeche mit 10 Kop. berichtigt, welche er aus einem ledernen Geldbeutel hervorgeholt, hätten ſie beide den Krug wiederum verlaſſen und ſeien in der Richtung nach Dorpat davongefahren. Der ganze Aufenthalt im Kruge habe höchſtens 10 Minuten gedauert. Während deſſelben habe ſich der Paſſagier des Fuhrmanns immer im Schatten der Krugsſtube gehalten und ſein Geſicht ſei nicht zu erkennen geweſen, weil er ſeine Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt und den Kragen ſeines Ueberrocks weit über die Ohren geſchlagen gehabt. Der Krüger und die Krügerin insbeſondere gaben an, daß der Fremde ſelbſt beim Austrinken der von dem Fuhrmann gekauften Flaſche Bier ſich dicht an den Thürpfoſten der Lette gedrückt habe, ſo daß ſie ſein Geſicht durchaus nicht zu erkennen vermocht. Der Kleidung nach ſei er jedoch augenſcheinlich ein Eſte geweſen. Gleich nach ihrer Wegfahrt ſei der Bauer Johann Ilz in die Krugsſtube getreten und habe, während er für das erhaltene Trinkgeld ſich einen Schnaps an der Lette reichen

laſſen, die laute Aeußerung hingeworfen: „Nun das muß ein reicher Kerl ſein, der für das Vergnügen, hier im Kruge eine Flaſche Bier zu trinken, 2 Rbl. 50 Kop. wegwirft. Weß Geiſtes Kind der wohl ſein mag?“ — Dieſe Aeußerung ſei zu den Ohren eines gleichfalls im Kruge anweſend geweſenen und allen Zeugen unbekannten Bauern gedrungen, welcher hierauf erwidert: „Pa, von dem Taugenichts nimmt mich nichts Wunder. Er iſt ein Knecht des Rathshofſchen Bauerwirths Soo Jurri, dabei aber ein unverbeſſerlicher Dieb und Herumtreiber. Wer leicht verdient, der wirft auch das Geld zum Fenſter hinaus“. Hiemit hätten ſich alle beruhigt und ſich um den Vorfall nicht weiter gekümmert.

Soweit die Ermittelungen des Delegirten des Ordnungsgerichts. Daß dieſelben von der höchſten Tragweite waren, nachdem insbeſondere alle Zeugen und namentlich der Krüger, deſſen Frau, der Bauer Johann Ilz, ſowie einige andere im Kruge anweſend geweſene Leute in der Leiche des jungen Grünberg den Fuhrmann recognoscirt hatten, welchen ſie am Abende des 14. März im Ewwi-Kruge geſehen, — liegt auf der Hand, denn der Mörder des Fuhrmanns Grünberg und jener unbekannte Paſſagier deſſelben war unſtreitig ein und dieſelbe Perſon; wie das Zeugniß des Kerraferſchen Bauern Jakob Franz bewies, welcher aller Warſcheinlichkeit nach den tödlichen Schuß gehört hatte. Ergab ſich alſo die Behauptung jenes unbekannten Bauern, daß der Fremde ein Knecht des Rathshofſchen Bauerwirths Soo Jürri ſei, als richtig, ſo hatte man eben den Urheber des frechen Mordes in der Hand. Aus dieſem Grunde wurde denn auch derſelbe Beamte des Ordnungsgerichts unverzüglich auf das in der näheſten Umgebung Dorpats belegene Gut Rathshof geſchickt, um daſelbſt die erforderlichen Erkundigungen nach jenem Knechte einzuziehen und ihn im Ermittelungsfalle zu verhaften. Leider aber ließ hier die gefundene Spur den Unterſuchungsrichter im Stiche, denn der Delegirte kehrte mit der niederſchlagenden Nachricht heim, daß der Soo Wirth nicht nur gar keinen Knecht habe, ſondern daß auch in Rathshof ſowohl unter den Hofs- wie Bauerknechten keine einzige Perſönlichkeit exiſtire, auf die die ſcharfe Kritik jenes unbekannten fremden Bauern paſſe. Dazu kam, daß dieſer letztere trotz aller Bemühungen des Ordnungsgerichts nicht ermittelt werden konnte. Derſelbe war im Ewwi-Kruge aufgetaucht, wie ein Meteor; Niemand wußte anzugeben, woher er gekommen oder wohin er ſich begeben, und er ſelbſt ließ nichts weiter von ſich hören, obſchon er nicht nur durch die eſtniſchen Zeitungen, ſondern auch durch Publicationen

in den Kirchen dringend aufgefordert wurde, sich behufs der Zeugnißablegung zu melden.

War, wie vorhin bemerkt, die Lage der Polizei eine peinliche, so wurde sie nach den in dem Obigen referirten Ermittelungen eine geradezu trostlose. Da die bisherigen Resultate der Untersuchung nicht geheim gehalten worden waren, so war es natürlich, daß sie in allen städtischen Kreisen der Gegenstand vielfacher Discussionen wurden, welche gerade nicht günstig für die Polizei ausfielen. In ähnlichen Fällen ist nämlich der Bier- und Weinstubenpolitiker immer sehr viel klüger, scharfsinniger und erfindungsreicher als die von ihm kritisirte Justiz- oder Verwaltungsbehörde. Dem entsprechend begannen denn auch bald die abenteuerlichsten Gerüchte in der Stadt umherzuschwirren. Bald hieß es: „dieser oder jener sei am Morgen des 15. März von oben bis unten mit Blut besudelt gesehen worden, ohne daß er deßwegen auch nur befragt worden," oder: „hier habe sich ein Mensch offen zu der ruchlosen That bekannt und die Polizei lasse sich nicht herbei, ihn auch nur ins Verhör zu nehmen," oder gar: „der Mörder laufe auf offener Straße mit der Mordwaffe in der Hand umher und werde nicht handfest gemacht. Die Polizei könnte wohl, wenn sie wollte, aber sie will wie immer nicht." Forschte man nun diesen und ähnlichen Gerüchten genauer nach, so erwiesen sich zwar alle als alberne Ausgeburten einer erhitzten Phantasie oder waren wohl gar auf noch verächtlichere Quellen zurückzuführen, allein sie dienten doch dazu, einerseits das Vertrauen des Publicums in beklagenswerther Weise zu erschüttern, während sie andererseits den Gang der Untersuchung in hohem Grade erschwerten, indem sie die Behörde dazu zwangen, nach vielfachen gänzlich verfehlten Richtungen hin Schritte zu thun, die Zeit und Mühe kosteten, ohne doch zu anderen Resultaten, als „parturiunt montes, nascetur ridiculus mus" zu führen. Namentlich war es die Waffe, die der Mörder benutzt hatte, welcher zu den tollsten Erfindungen Veranlassung gab. Die Anzeigen, die in dieser Beziehung bei der Behörde einliefen, waren geradezu zahllos, denn eine Menge von eben nicht allzu geistreichen Personen, welche irgendwo oder irgendwann irgend einen Menschen mit einer Flinte oder einem Pistol in der Hand gesehen, hielten es für ihre Pflicht, diese ihre Wahrnehmung nicht nur überall auszuposaunen, sondern selbige auch mit ihren eigenen scharfsinnigen Commentaren zu begleiten, die dann bis ins Unendliche entstellt und vergrößert der Polizei zu Ohren gelangten.

Ganz abgesehen von diesen Inconvenienzen, gab es jedoch noch einen anderen Uebelstand, welcher der Untersuchung die bedeutendsten Schwierigkeiten in den Weg legte. Wir meinen den Mißgriff, daß die Polizeibehörden des flachen Landes häufig die wichtigsten processualischen Acte, als Haussuchungen, Local-Inspectionen, Verhöre u. s. w. durch ganz untergeordnete und deßhalb unfähige Beamte, d. h. durch ihre sogenannten Marschcommissaire ausführen lassen. Das vorliegende Verbrechen nun war, obschon man die Leiche in der Stadt gefunden, außerhalb des städtischen Weichbildes verübt worden und solchemnach hätte die Voruntersuchung in dieser Sache eigentlich dem Dörptschen Ordnungsgerichte competirt, dessenungeachtet aber konnte sich die städtische Polizei im Interesse der öffentlichen Sicherheit nicht der Aufgabe verschließen, selbstthätig die einmal begonnene Untersuchung weiter fortzusetzen, weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß gerade die Mauern Dorpats den Verbrecher verbargen, und weil überhaupt jede Criminalbehörde der anderen die hülfreiche Hand zu bieten verpflichtet ist. Der Fall selbst brachte es jedoch mit sich, daß alle speciellen Erhebungen und Ermittelungen nur auf dem Lande ausgeführt werden konnten und bei der unglückseligen Trennung von Stadt und Land blieb der Polizei zur Vornahme derartiger processualischer Schritte natürlich nur der Weg der Requisition offen. Ist nun aber, namentlich in Untersuchungssachen der Weg der Requisition überhaupt ein mißlicher, da das Mißverhältniß zwischen der leitenden Idee und der ausführenden Hand schwerlich völlig ausgeglichen werden kann, so wird solches um so mehr dort der Fall sein, wo die bezüglichen processualischen Maßregeln nicht von sich dazu qualificirenden, criminalistisch gebildeten Persönlichkeiten, sondern von unfähigen Subalternbeamten ausgeführt werden. Jedem, der nur über die Elemente des Strafprocesses hinaus ist, muß es klar sein, daß peinlichste Genauigkeit, sorgfältigste Erwägung aller Möglichkeiten, exacteste Ermittelung aller verschiedenen Einzelheiten eines Falles die unumgänglich nothwendigen Erfordernisse einer guten Criminaluntersuchung sind, und da soll es jedem Pfuscher gestattet sein, durch seine häufig ganz unpräcisen, unpassenden und einseitigen Manipulationen jedes befriedigende Resultat einer Untersuchung völlig in Frage zu stellen. Es genügt in dieser Beziehung daran zu erinnern, welcher Erfolg z. B. von einer Haussuchung zu erwarten steht, die von einem derartigen Neophyten vorgenommen wird, welcher sich nicht einmal denken kann, daß gerade diese oder jene aufgefundene Kleinigkeit, und sei es ein

vergeſſenes Bändchen oder ein kleiner Knopf, für den weiteren Verlauf der Unterſuchung von der höchſten Wichtigkeit iſt. Eine ſehr genaue Inſtruction wird nun zwar dieſem Uebelſtande mitunter abhelfen, es liegt jedoch auf der Hand, daß in ſehr vielen anderen Fällen eine derartige ſpecielle Inſtruction überhaupt nicht möglich iſt, weil während des betreffenden proceſſualiſchen Actes ſich neue Momente ergeben können, die nur ein erfahrener gebildeter Unterſuchungsrichter, nicht aber ein ſogenannter Marſch-commiſſair, und ſei er im Uebrigen ein Phönix unter ſeinen Collegen, in ihrem richtigen Werthe zu würdigen im Stande iſt.

Der freundliche Leſer verzeihe dieſe Abſchweifung; ſie iſt jedoch für die vorliegende Unterſuchung zu wichtig, als daß wir ſie mit Stillſchweigen hätten übergehen können. Nur durch den von uns gerügten Mißgriff wurde, wie wir im Voraus bemerken wollen, aller Wahrſcheinlichkeit nach die ſofortige Entdeckung des uns hier intereſſirenden Verbrechens verhindert und dieſes eine Factum allein ſcheint uns genügend, um das Urtheil zu rechtfertigen, welches wir ſo eben über ein derartiges Verfahren ausſprachen. Die einfache Folge davon war, daß die Unterſuchung ſelbſt verhältnißmäßig nur ſehr langſam vom Flecke rückte und daß mehrere Tage vergingen, ohne daß man zu irgend nennenswerthen Reſultaten gelangte. Ueber das Verbrechen ſelbſt konnte man ſich nun zwar auf Grund des vorhandenen Materials ein ziemlich deutliches Bild machen. Danach ſtand ſoviel feſt, daß der Ermordete am Abende des 14. März in Begleitung eines unbekannten Menſchen zum Ewwi-Kruge gefahren war, daß er ſich daſelbſt höchſtens 10 Minuten aufgehalten hatte und daß er auf der Rückfahrt etwa 4 Werſt von der Stadt von jenem unbekannten Paſſagier durch einen Schuß in den Rücken getödtet worden war. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte alsdann der Mörder, nachdem er die Leiche unten in den Schlitten gelegt und beraubt, die Pferde zur Stadt gelenkt, war in die auf den Embachfluß mündende botaniſche Straße eingebogen und hatte dort, wo ſeine Fußſpuren unter den vielen übrigen verſchwanden, das Fuhrwerk ſich ſelbſt überlaſſen. Wohin er ſich aber hiernach begeben, wer er war, ſowie welche Motive ihn ſpeciell bei ſeiner That geleitet, blieb nach wie vor in Dunkel gehüllt. In dieſer letzteren Beziehung ſchien übrigens eine noch nicht berührte Zeugenausſage von einiger Wichtigkeit zu ſein.

Außer den obenerwähnten zwei Fuhrleuten nämlich hatte der myſteriöſe Unbekannte etwas früher auch noch einen dritten Fuhrmann zu einer Fahrt

dingen wollen, dabei aber nicht den Ewwi-Krug, sondern die etwa zwei Werst weiter entfernte Falkenausche Soppi Buschwächterei als Ziel angegeben. Es lag hiernach der Gedanke nahe, daß der Soppische Buschwächter möglicher Weise einige Auskunft über die Person des Mörders geben könne, und er ward daher eingehend darüber befragt, ob er einen Besuch am Abende des 14. März erwartet oder ob er eine Person anzugeben wisse, die zu dem gedachten Zeitpunkt mit ihm irgend ein Geschäft abzumachen beabsichtigte. Der Buschwächter ein sehr ordentlicher Mensch, dem von seinen Vorgesetzten das beste Zeugniß ertheilt wurde, verneinte alle diese Fragen und fügte hinzu, daß er an jenem Abende gar nicht daheim gewesen, sondern auf dem benachbarten Stadtgute Sotaga in Gesellschaft seines Weibes einer Hochzeit beigewohnt habe. Der Name des Rathshofschen Bauern Soo Jürri war ihm gänzlich unbekannt, wie er denn überhaupt keinen Rathshofschen Knecht namhaft zu machen im Stande war, den irgend ein Geschäft zu ihm hätten führen können.

Demnach war denn auch die leise Spur, die das Zeugniß jenes dritten Fuhrmanns darzubieten schien, in Nichts verflossen. Dessenungeachtet aber hatte sich durch dieses Zeugniß dem Richter eine Perspective eröffnet, die man nicht unbedacht von der Hand weisen durfte. In Ansehung der Motive des Verbrechers nämlich hatte man bis hiezu völlig im Dunkel getappt. Hatte der Unbekannte wirklich von Hause aus einen Raubmord auszuführen beabsichtigt, war er wirklich ein so furchtbar depravirtes Subject, daß der Wunsch, sich der wenigen Rubel zu bemächtigen, die ein Fuhrmannsjunge allenfalls bei sich führen konnte, stark genug war ihm die Mordwaffe in die Hand zu drücken? — Gegen diese Voraussetzung machten sich erhebliche Bedenken geltend, denn angenommen, der Mörder habe gleich von Hause aus diese Absicht gehabt, so wäre er ja ein Thor gewesen, wenn er diesen Vorsatz nicht schon auf dem Wege zum Ewwi-Kruge ausgeführt hätte. Wozu brauchte er zu diesem Zwecke erst noch jenen Ewwi-Krug zu besuchen, sich dort der Gefahr auszusetzen durch irgend einen Zufall erkannt zu werden und auf diese Weise um so eher dem rächenden Arm der Gerechtigkeit zu verfallen? Dem steht nicht entgegen, daß man hie und da ein seltsames Schwanken der Verbrecher zwischen Entschluß und Ausführung beobachtet hat, denn hätte im vorliegenden Falle ein derartiges Schwanken wirklich stattgefunden, so spricht die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Verbrecher, nachdem er einmal durch sein Zaudern den günstigsten Moment der Ausführung verab-

säumt, seinen Entschluß entweder ganz aufgegeben, oder doch auf einen geeigneteren Zeitpunkt verschoben hätte. Wenn aber eine derartige direct auf die Beraubung des gemietheten Fuhrmanns gerichtete Absicht aus den angeführten Gründen nicht angenommen werden konnte, was in aller Welt konnte denn die Ursache gewesen sein, die den Mörder zum Feuerrohr greifen ließ? — Ein trauriger Zufall allem Anscheine nach nicht, denn ein Unglücklicher, welcher gegen seinen Willen Menschenblut vergossen, wäre schwerlich im Stande gewesen, denjenigen, der durch seine Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen nachträglich noch zu berauben. Hiernach blieb keine andere Voraussetzung übrig, als daß der Thäter zwar von Hause aus nicht die Absicht gehabt einen Raubmord zu begehen, daß aber während der Fahrt aus irgend welchen Gründen dieser Entschluß in ihm entstanden, dem er die Ausführung folgen ließ. Hatte nun die geringe Baarschaft, welche der Unbekannte bei Gelegenheit der Bezahlung der Zeche im Besitze des Fuhrmanns möglicher Weise gesehen, den Dämon in seiner Brust geweckt? Es war dieses allerdings möglich, allein auf der anderen Seite machte sich die Erwägung geltend, daß nach den obenangeführten Gründen den Mörder unstreitig ein gewisser Zweck in den Ewwi-Krug geführt hatte. Welcher war nun dieser Zweck und stand er nicht in irgend einer Verbindung mit der später erfolgten Mordthat? In dieser Beziehung war jenes Zeugniß von Wichtigkeit, nach welchem der Unbekannte ursprünglich zur Falkenauschen Soppi Buschwächterei zu fahren beabsichtigte. Der Soppi Buschwächter nämlich galt in der ganzen Umgebung für einen sehr wohlhabenden Mann, der unstreitig Geld oder Geldeswerth in seiner Wohnung aufbewahrte. Derselbe war, wie erwähnt, am Abende des 14. März nicht daheim gewesen, — sollte der Mörder nicht hiervon Kenntniß gehabt und die gute Gelegenheit einen Diebstahl zu verüben, zu benutzen Willens gewesen sein. Hielt man diesen Gedanken fest, so war es möglich, daß der Mörder in dem Fuhrmann einen Gehülfen zu seinem projectirten Verbrechen zu erwerben gehofft, daß er diesem auf dem Wege zum Kruge seinen Plan entdeckt und denselben später, nachdem seine Vorschläge mit Verachtung zurückgewiesen worden, aus Furcht verrathen zu werden niedergeschossen hatte. Wie sehr diese Vermuthung mit der Wahrheit übereinstimmte, wird der Leser aus dem weiteren Verlaufe dieser Darstellung entnehmen; in dem gegenwärtigen Stadium des Processes aber konnte sich der Richter nicht der Erwägung verschließen, daß auch diese Annahme auf sehr unsicheren Prämissen beruhte,

denn einerseits war und blieb es höchst unwahrscheinlich, daß der Unbekannte einem wildfremden Menschen ohne Weiteres den Vorschlag gemacht haben sollte, mit ihm ein Verbrechen zu verüben und andererseits erschien das Motiv der Furcht vor Verrath unter den obwaltenden Umständen nicht schwerwiegend genug, um den Anstifter dazu zu veranlassen, den Mund seines widerspänstigen Gehülfen auf immer verstummen zu machen. Brauchte er ja doch einem etwaigen Verrathe seinerseits bloß starres Leugnen entgegenzusetzen, um jede Gefahr von sich abzuwenden, die ihm möglicher Weise aus der unvorsichtigen Mittheilung seines verbrecherischen Anschlages erwachsen konnte.

Ein derartiges Geheimniß umschleierte noch alle näheren Umstände des vorliegenden Verbrechens, als der Behörde plötzlich von glaubwürdiger Seite die Kunde zuging, daß wenige Tage vor dem Morde ein junger Mensch vor dem etwa fünf Werst von der Stadt entfernten Rathshofschen Soppako-Kruge mit einer Pistole nach Sperlingen geschossen und daß dieser junge Mensch — ein Neffe und Pflegesohn des vielgenannten Rathshofschen Bauern Soo Jürri sei. Was lag näher, als diese Nachricht mit der Aeußerung jenes unbekannten Bauern im Ewwi-Kruge in Verbindung zu bringen, nach welcher der Passagier des jungen Grünberg angeblich ein Knecht des obenerwähnten Soo Jürri gewesen und das Ordnungsgericht säumte daher auch nicht, seinerseits alle Maßregeln zur sofortigen Inhaftirung jenes jungen Menschen zu ergreifen. Der betreffende Beamte dieser Behörde traf den Gesuchten im Walde beim Holzfällen und ehe er noch Zeit hatte, irgend eine Frage an ihn zu richten, stürzte derselbe auf die Kniee und flehte, sein Verbrechen eingestehend, um Gnade. Auf diese Weise war denn der grobe Fehler dieses Beamten, dessen er sich ursprünglich bei seinen Nachforschungen nach jenem angeblichen Knechte schuldig gemacht und der eben darin bestand, daß er den Wald vor Bäumen nicht gesehen, zwar glücklich reparirt worden, allein fatal war und blieb die Sache dessenungeachtet. Wie leicht hätte man Wochen ja Monate lang noch im Dunkeln tappen können, wenn nicht der Mörder selbst durch sein unzeitiges Spatzenschießen Anlaß zu seiner Entdeckung gegeben hätte. Der Grund hiervon war einzig und allein der, daß eine Requisition ganz einseitig aufgefaßt und dem entsprechend erfüllt worden war. Lag es doch auf der Hand, daß jener Aeußerung des unbekannten Bauern nur eine ganz allgemeine Bedeutung beigelegt werden konnte und daß sie in Folge dessen bloß als Fingerzeig für die Untersuchung zu benutzen war, insofern sie

auf das Gut Rathshof und ſpeciell auf das Soo Geſinde als Domicil des Mörders wies. Ob dieſer letztere nun Knecht, Wirthsſohn oder gar Wirth ſelbſt war, durfte den betreffenden Beamten bei ſeinen Nachforſchungen nicht ſtören, er mußte ſeine Augen nach allen Richtungen hin ſchweifen laſſen, jede noch ſo entfernte Möglichkeit in Betracht ziehen und nur, wenn alle dieſe erſchöpft und alle ſeine bezüglichen Erkundigungen erfolglos geblieben, war er berechtigt, der requirirenden Behörde die Mittheilung zu machen, daß jene vielbeſprochene Aeußerung aller Wahrſcheinlichkeit nach auf einem Irrthum beruhe. Statt deſſen aber begnügte er ſich mit der Feſtſtellung der Thatſache, daß der Soo Wirth gar keine Knechte habe; alle übrigen Perſonen, die mit dem Soo Geſinde in irgend einer Verbindung ſtehen könnten, ſind ihm gleichgültig, er „fragt nicht“ und wie einſt Parcival vom Schloſſe des heiligen Gral zieht er unverrichter Sache von dannen, obſchon es ihm nur wenige Worte gekoſtet hätte, um der Wahrheit mit einem Schlage auf den Grund zu kommen.

Was nun die perſönlichen Verhältniſſe des Mörders betrifft, ſo hieß derſelbe Chriſtian Konn und war, wie erwähnt, der Neffe und Stiefſohn des Rathshofſchen Wirths Soo Jürri. Nach dem Paſtoralatteſte ſtand er in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre. Ueber ſein früheres Leben gaben ihm ſowohl ſeine Pflegeeltern, als die örtliche Gutsverwaltung im Allgemeinen ein gutes Zeugniß, obſchon erſtere anführten, daß er leider ſeit dem Januar-Monate d. J. ſich vielfach in Krügen und Tracteurs umherzutreiben begonnen habe, um ſeiner Vorliebe für das Billardſpiel nachzugehen. Dieſes Spiel ſei bei ihm in letzter Zeit vollſtändig zur Leidenſchaft geworden, ſo daß er darüber ſeine Arbeiten verabſäumt und dadurch ſeinem Pflegevater mehrfachen Anlaß zu ernſter Unzufriedenheit gegeben habe. Seine Geſichtsbildung anlangend, ſo bewies auch der vorliegende Fall, daß die Phyſiognomik eine ſehr trügeriſche Wiſſenſchaft iſt. Wenigſtens hätte niemand in dem zwanzigjährigen Jüngling mit dem blonden Haar, den blauen Augen und dem gutmüthigen, obgleich etwas ſtumpfen Geſichtsausdrucke einen Verbrecher vermuthen können, dem es auf ein Menſchenleben nicht ankam. Seine Schulbildung war für ſeine Verhältniſſe keine geringe, da er nicht nur des Leſens, ſondern auch des Schreibens und Rechnens kundig war. Hiemit im Einklange ſtand auch ſeine Erziehung im häuslichen Kreiſe, denn ſeine Pflegeeltern, ſehr brave und arbeitſame Leute, hatten nichts verabſäumt, um ihren Adoptivſohn, den dereinſtigen Nachfolger im Geſinde zu einem brauchbaren und ordentlichen Menſchen

heranzubilden. Daß ihre Bemühungen leider von keinem Erfolge gekrönt wurden, durfte ihnen wahrlich nicht zur Last gelegt werden, sondern war eben auf Rechnung jenes dämonischen Elementes in der menschlichen Brust zu stellen, welches, durch die Macht der Verhältnisse einmal geweckt, den Menschen zu den beklagenswertheſten Verirrungen fortzureißen im Stande ist.

Die Aussage des Inquisiten ist für den Criminalisten in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Wir geben sie hier zwar nicht wörtlich aber doch genau nach ihrem Sinne wieder. „Seit dem Anfange dieses Jahres", sagte der Verbrecher, „schien sich ein ganz eigenthümliches dunkles Verhängniß meiner bemächtigt zu haben, denn ich, der ich früher ein fleißiger und ordentlicher Mensch gewesen, begann mit einem Mal eine unüberwindliche Scheu vor jeder geregelter Beschäftigung zu empfinden und es vorzuziehen, statt dessen in Krügen und Schenken umherzulungern und in Gesellschaft liederlicher Vagabunden und Taugenichtse allerhand Allotria zu treiben. Namentlich war es das Billardspiel, welches mich wie mit tausend Armen von Hause fort in die Tracteurs lockte, wo ich Tage und Nächte hindurch mich am Klappern der Bälle ergötzen konnte. Dieses Spiel, ich gestehe es offen, war in mir derart zur Leidenschaft geworden, daß ich demselben unbedingt nicht nur die Liebe und Zufriedenheit meiner alten Pflegeeltern, sondern auch die Ruhe meines eigenen Gewissens aufzuopfern im Stande war. Keine Ermahnungen, keine Vorwürfe fruchteten dagegen. Ich wäre an das Billard geeilt, auch wenn ich gewußt hätte, daß mein Verderben die unausbleibliche Folge davon gewesen wäre. Natürlich jedoch konnte dieses Leben so nicht weiter fortgehen. Meine Pflegeeltern quälten mich Tag und Nacht mit ihren nur zu begründeten Vorwürfen und weil ich nicht die Kraft hatte mich zu bessern, so beschloß ich sie zu verlassen und mir fern von der Heimat ein anderes Unterkommen zu suchen. Hierbei nun kam mir die Bekanntschaft eines jungen Menschen sehr gelegen, die ich kürzlich in Dorpat in einem Kruge gemacht hatte. Ueber die persönlichen Verhältnisse dieses Menschen kann ich durchaus gar keine nähere Auskunft geben. Mir ist von ihm bloß bekannt, daß er Michel hieß und von einem Gute hinter Werro gebürtig war. Dessenungeachtet wurden wir sehr intim mit einander und als ich ihm eines Abends in trunkenem Muthe meine traurigen Zerwürfnisse mit den Eltern mitgetheilt, machte er mir den Vorschlag, ihn ins Werrosche zu begleiten, wo es ihm angeblich ein Leichtes sei, mir eine Stelle zu verschaffen Ich willigte ohne Bedenken ein, äußerte jedoch gleichzeitig, daß ich im

Augenblicke durchaus keine Mittel hätte, um die Koſten der ziemlich weiten Reiſe zu beſtreiten. — „O deßhalb mache dir keine Sorgen, dafür wollen wir ſchon Rath ſchaffen," entgegnete mein neuer Bekannter. „In der Nähe Dorpats nämlich wohnt ein ſehr reicher Buſchwächter, der iſt heute Abend nicht daheim, da könnten wir ohne Gefahr eine kleine Anleihe verſuchen." — Ich ſtutzte anfänglich; mit Diebſtahl hatte ich bis hiezu meine Hände noch nicht befleckt, allein trunken, wie ich war, und von Noth gedrängt, fand ich nicht die Kraft dem Verſucher zu widerſtehen. Wir verabredeten daß der Michel die Beſorgung eines Fuhrwerks übernehmen und wir uns um 10 Uhr Abends in einem vorſtädtiſchen Kruge treffen ſollten, um alsdann gemeinſchaftlich zur Falkenauſchen Soppi Buſchwächterei aufzubrechen. Ich, obſchon noch immer berauſcht, hielt den verabredeten Zeitpunkt inne, allein wer nicht kam, war mein neuer Freund. In der Vorausſetzung nun, daß ich dieſen letzteren möglicher Weiſe in dem etwa 2 Werſt von der Buſchwächterei entfernten Ewwi-Kruge auf mich wartend finden würde, engagirte ich für $1\frac{1}{2}$ Rubel einen ſtädtiſchen Fuhrmann und ließ ihn die Richtung zum Ewwi-Kruge einſchlagen. Unterwegs entſpann ſich zwiſchen uns eine längere Unterhaltung, mir kam der junge Fuhrmann etwas leichtfertig vor, und ſchwatzhaft, wie ich durch die genoſſenen Getränke geworden war, theilte ich demſelben den Anſchlag mit, der mich zum Kruge führte. Zu meinem Schrecken hielt hierauf der Fuhrmann die Pferde an und weigerte ſich weiterzufahren. Ich bat, ich flehte, ich verſprach einen höheren Fuhrlohn, allein alles umſonſt. Erſt gegen meine ausdrückliche Verſicherung, daß wir unſer verbrecheriſches Vorhaben aufgeben wollten und daß es für meine fernere Exiſtenz von der größten Wichtigkeit ſei, noch am heutigen Abend mit dem Michel, der mir im Werroſchen Kreiſe eine Stelle zugeſagt, im Ewwi-Kruge zuſammenzutreffen, ließ ſich der Fuhrmann endlich bewegen, unſere Fahrt fortzuſetzen, und verſprach mir außerdem noch auf meine dringenden Bitten, mich ſpäter nicht zu verrathen. Im Ewwi-Kruge angelangt, fand ich den Michel leider nicht vor. Wir warteten etwa 10 Minuten, jedoch vergeblich. Um den Fuhrmann, welcher zur Heimkehr drängte, zu beruhigen, beſtellte ich eine Flaſche Bier, die wir gemeinſchaftlich austranken. Kaum damit fertig erneuerte der Fuhrmann ſeine Aufforderung zur Stadt zurückzukehren, und da es inzwiſchen ſchon ſo ſpät geworden war, daß auch ich die Hoffnung, den Michel noch zu treffen, nothgedrungen aufgeben mußte, ſo entſchloß ich mich, der Aufforderung zu folgen, bezahlte unſere Zeche und

wir brachen auf. Daß mein Benehmen im Kruge auffällig geweſen, gebe ich gern zu, denn einerſeits zwang mich mein böſes Gewiſſen, mich nicht den Blicken der Leute preiszugeben und andererſeits hegte ich noch immer die geheime Furcht, daß der Fuhrmann den Angeber machen und meine verbrecheriſche Abſicht verrathen würde. Auf der Rückfahrt nun kehrte dieſe Furcht mit verdoppelter Stärke zurück. Da ich den Michel nicht getroffen, beſaß ich nicht genug Geld, um den verſprochenen Fuhrlohn zu bezahlen, und ich mußte mir ſagen, daß der Fuhrmann mich nicht weiter ſchonen werde, wenn er in ſeiner Hoffnung auf Bezahlung getäuſcht würde. Tauſend wirre Gedanken begannen ſich in meinem Hirn zu kreuzen. Der Schlitten flog ſo wiederwärtig ſchnell über die weite öde Schneefläche dahin, die alten Weiden am Ufer nickten ſo geſpenſterhaft zu mir herüber und das Schilf, vom Winde bewegt, rauſchte und kniſterte ſo ſeltſam, als ob hundert ſchadenfrohe Zungen ſich über mich und mein Unglück luſtig machten. Mir wurde wild und fieberhaft zu Muth, das Blut kreiſte in meinen Adern, ich fühlte, daß meine ruhige Ueberlegung ſchwand, und ich war allein — allein auf dem ſtillen Fluſſe mit dem Menſchen, dem es meiner Meinung nach nur ein Wort koſtete, mich ins Zuchthaus zu bringen. Unwillkürlich erfaßte ich den Griff der Piſtole, welche ich ſeit einiger Zeit immer geladen in meiner Bruſttaſche bei mir trug, mein Auge, von Haß und Ingrimm erfüllt, richtete ſich ſtier auf den Menſchen, der breit und im Gefühl ſeiner Sicherheit und Ueberlegenheit vor mir ſaß und, wie von hundert Dämonen fortgeriſſen, hob ich den Arm, um den tödlichen Schuß abzufeuern. In demſelben Momente flog ein dunkeler Schatten an mir vorüber. Entſetzt ließ ich die Mordwaffe wieder ſinken. Es war ein Bauer, der mit ſeinem Heufuder zur Stadt fuhr. Ein kalter gräßlicher Schauder überlief mich. Ein Fingerdruck hätte genügt, um mich in Gegenwart eines Zeugen zum Mörder zu machen. Auf einen Augenblick kehrte meine Beſinnung wieder zurück, allein es lag noch immer vor meinen Augen wie ein blutiger rother Schleier. Dieſer vergrößerte ſich, je näher wir der Stadt kamen, und der Schlitten ſauſte noch immer mit unverminderter Schnelligkeit weiter. Wieder kamen die böſen Gedanken zurück, wieder begann glühendes Fieber meinen Körper zu durchſchütteln, wieder brannte mein Kopf, als ob geſchmolzenes Blei in demſelben wäre, wieder ſah alles ſo geſpenſtig, ſo dunkel, ſo zur Mordthat einladend aus. Ich konnte mich nicht mehr halten, mein Gehör dürſtete danach, den ſcharfen Knall meines Piſtols zu vernehmen, mein Auge danach, das

rothe warme Blut über den breiten ſelbſtbewußten Rücken ſtrömen zu ſehen. Wieder erhob ich die Waffe, mein Finger berührte den Drücker und ein rother Feuerſtrahl blendete mein Auge, vor dem Tauſend kleine ſchwarze Punkte und Pünktchen auf und abzutanzen begannen. War es die nackte Wirklichkeit, oder war es ein ſchreckliches Trugbild der Hölle, welches ich vor mir ſah? — Derſelbe Menſch, den ich ſoeben unfehlbar erſchoſſen zu haben wähnte, ſaß immer noch ſo breit vor mir, wie einen Augenblick zuvor, und wie Donnerſchläge ſchlugen die vorwurfsvollen Worte an mein Ohr: „Warum haſt du auf mich geſchoſſen?“*) Ha ich habe gefehlt! — Dieſer Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitzſtrahl und ingrimmig erhob ich mich im Schlitten, um den Kolben meines Piſtols auf das Haupt meines Wiederſachers niederſchmettern zu laſſen. Doch ehe ich noch den tödlichen Schlag führen konnte, ſchwankte die Geſtalt vor mir auf dem Bocke und ſtürzte der Länge nach ſchwer in den Schnee. In demſelben Momente fiel es mir wie Schuppen von den Augen, mein Verbrechen ſtand in ſeiner ganzen Rieſengröße vor mir und entſetzt faßte ich die Zügel, um die dahin brauſenden Pferde zum Stehen zu bringen. Es gelang mir, ich kehrte zurück, hob den Körper, der nicht ein Lebenszeichen mehr von ſich gab, auf und ſetzte ihn mit dem Rücken an den Rückſitz gelehnt unten in den Schlitten hinein. Alsdann beſtieg ich ſelbſt den Bock und jagte, von tauſend hölliſchen Fratzen verfolgt, der Stadt zu. Daſelbſt angelangt, lenkte ich die Pferde in die auf den Embach mündende botaniſche Straße hinein und überließ dort den Schlitten mit der Leiche ſeinem Schickſal. Wie ich höre, vermißt man das Taſchenbuch des Ermordeten, welches etwa 10 Rbl. enthalten haben ſoll. Da ich den Mord, das größere Vergehen unumwunden eingeſtanden habe, ſo wird man mir hoffentlich Glauben ſchenken, wenn ich betheuere, daß mir die Beraubung der Leiche fremd iſt. Ich habe, wie geſagt, die Leiche bloß angerührt, um ſie unten in den Schlitten zu ſetzen, keine Macht der Erde aber hätte mich bewegen können, noch die Taſchen derſelben zu durchſuchen, um die wenigen Rubel mir anzueignen, die der Ermordete allenfalls bei ſich führen konnte. Da übrigens der Körper von den Gerichtsherren nicht in ſitzender, ſondern in liegender Stellung im Schlitten gefunden worden, ſo iſt es vielleicht möglich, daß irgend ein Vorübergehender nach meiner Flucht die Leiche

*) Wir überlaſſen den Herrn Medicinern die Beantwortung der Frage, ob ein mitten durch das Herz geſchoſſener Menſch noch einige Worte ſprechen kann.

beraubte. — Nachdem ich den Schlitten verlaſſen", fuhr der Angeklagte fort, „eilte ich, ohne mich meiner Schritte recht bewußt zu ſein, willenlos der Heimat zu. Ich wagte jedoch nicht das Haus meiner Pflegeeltern zu betreten, ſondern verbrachte die Nacht, von Gewiſſensbiſſen gefoltert und bittere Thränen vergießend, auf einem großen Feldſteine in der Nähe unſeres Gartens. Endlich brach der langerſehnte Morgen an. Ich beſah meine Kleider, Blutſpuren waren an denſelben nicht zu bemerken. Nach Hauſe durfte ich nicht, denn mein verſtörtes Ausſehen hätte mich daſelbſt ſofort verrathen und da ich Hunger fühlte, beſchloß ich, mich in den Rathshofſchen Soppako-Krug zu begeben, um dort etwas zu genießen, Haſtig verſchlang ich im Kruge für die wenigen Kopeken, die ich noch bei mir führte, einige Butterbröte und trank eine Flaſche Bier. Mit der langentbehrten Nahrung kehrten auch meine Kräfte und ein Theil meines Selbſtvertrauens wieder. Ich vermochte es über mich, heiter und ſorglos zu erſcheinen, und — ich geſtehe es offen — als der Krüger mich aufforderte mit ihm einige Partien Billard zu ſpielen, hatte ich nicht die Kraft es ihm abzuſchlagen, obſchon ich mir nach den Vorgängen der letzten Nacht über das Verderbliche meiner Leidenſchaft für dieſes Spiel vollkommen klar war. Ich würde, glaube ich, geſpielt haben, ſelbſt wenn mir der Tod aus jedem Loche entgegen gegrinzt hätte. Nachdem ich hierauf noch meine Piſtole, die mir auf der Seele brannte, an einen unbekannten Bauern für 50 Kop. verkauft, begab ich mich Tags darauf auf den Hof um mich daſelbſt als Holzfäller zu verdingen. Meine Dienſte wurden angenommen und ich eilte zu den übrigen Knechten in den Wald, wo ich denn endlich am ſiebenten Tage nach meiner Unthat verhaftet wurde. Mein Verbrechen laſtet mir ſchwer auf dem Herzen; die verdiente Strafe ſoll mir willkommen und eine Wolthat ſein."

Soweit daß Geſtändniß des Unglücklichen. Daß daſſelbe an mannigfachen Mängeln laborirt, wird jedem Unbefangenen ſchwerlich entgangen ſein, denn einerſeits erſcheint es ſehr unwahrſcheinlich, daß die perſönlichen Verhältniſſe des Michel, der ja den Angeklagten angeblich zu dem projectirten Einbruchsdiebſtahl beim Soppi Buſchwächter verleitet haben ſoll, demſelben unbekannt geblieben und andererſeits drängen ſich erhebliche Bedenken gegen die Behauptung des Inquiſiten auf, daß er den Ermordeten nicht beraubt habe. Was den erſteren Punkt anbetrifft, ſo haben alle Nachforſchungen nach jener myſteriöſen Perſönlichkeit zu gar keinem Reſultate geführt. Inquiſit hat keinen einzigen Zeugen namhaft zu

machen gewußt, der ihn in der Geſellſchaft des Michel geſehen, und ebenſo wenig ſind die Erkundigungen von einem Erfolge begleitet geweſen, welche die unterſuchende Behörde in denjenigen Krügen angeſtellt hat, welche der Chriſtian angeblich in Begleitung des Michel beſucht haben will. Es ſpricht mithin alle Wahrſcheinlichkeit dafür, daß der verbrecheriſche Anſchlag, den Soppi Buſchwächter zu beſtehlen, nur in dem Kopfe des Inquiſiten ſelbſt ſeinen Urſprung hat und daß dieſer wirklich von Hauſe aus ſich der leichtſinnigen Hoffnung hingegeben hat, in dem auf gut Glück angenommenen Fuhrmannsknechte einen brauchbaren Gehülfen ſeines Anſchlages zu finden. War aber dem wirklich ſo, ſo konnte das Motiv der Furcht vor Verrath, nachdem der Fuhrmann den ihm gemachten Vorſchlag mit Entrüſtung zurückgewieſen, ſchwerlich ſo ſehr ins Gewicht fallen, um ein Menſchenleben im Intereſſe der eigenen Sicherheit zu opfern. Bedurfte es ja doch nur eines hartnäckigen Leugnens, um alle nachtheiligen Folgen eines unter vier Augen mitgetheilten verbrecheriſchen Anſchlags von ſich abzuwenden. Hiemit ſind wir aber bei dem zweiten Punkte, d. h. bei der Frage angelangt, ob eine Beraubung der Leiche von Seiten des Inquiſiten ſtattgefunden oder nicht. War jenes einſeitige Motiv der Furcht vor Verrath aller menſchlichen Berechnung nach nicht von der Tragweite, um den Mord zu erklären, ſo kann daſſelbe, vereinigt mit dem Wunſche, ſich des Geldes des Ermordeten zu bemächtigen, wohl hinreichend ſtark ſein, um den Inquiſiten zur Mordwaffe greifen zu laſſen, namentlich wenn man berückſichtigt, daß die Gelegenheit günſtig und der Thäter berauſcht war. Mit dieſer Erwägung entſcheidet ſich die von uns geſtellte Frage eigentlich von ſelbſt. Will man jedoch auch dieſe Beweisführung nicht gelten laſſen, ſo erinnere man ſich der falſchen Behauptung des Angeklagten, daß er die Zeche im Ewwi-Kruge berichtigt, während durch die übereinſtimmenden Ausſagen mehrerer Zeugen hinlänglich feſtgeſtellt iſt, daß der Ermordete es geweſen, welcher dort bezahlte. Hatte der Inquiſit ſich wirklich eines Raubmordes ſchuldig gemacht und wollte er dieſen leugnen, ſo lag es in ſeinem Intereſſe, Alles zu vermeiden, was zu der Vermuthung Anlaß geben konnte, daß er um die Baarſchaft des Fuhrmanns gewußt habe. Bei der Bezahlung der Zeche durch den Fuhrmann mußte er nothwendig das Geld deſſelben ebenſowohl wie die Zeugen geſehen haben, und er ſagt daher: er ſelbſt ſei es geweſen, welcher Zahlung geleiſtet.

Der Annahme eines Raubmordes ferner widerſpricht nicht, daß der Angeklagte die Beraubung der Leiche ſo entſchieden in Abrede ſtellt, obſchon

er das größere Verbrechen unumwunden eingeſteht, denn abgeſehen davon, daß ihm die ſchwerere Strafe des Raubmordes ſehr wohl bekannt ſein konnte, giebt es eine gewiſſe Verbrecherehre, die den Verbrecher hindert, ſich eines Delicts für ſchuldig zu bekennen, welches in Anſehung ſeiner Motive für gemein und niedrig gilt. Auch der Verbrecher — jeder praktiſche Criminaliſt wird mir dieſen Satz zugeben — kennt einen gewiſſen Stolz welcher ihm verbietet: „ſich mit Kleinigkeiten abzugeben.“ Der profeſſionsmäßige Dieb z. B. ſtiehlt wohl, wo immer er nur ankommen kann, aber man würde ſich ſehr irren, wenn man ihn deßhalb auch der Unterſchlagung in jedem Falle für fähig hielte. Oft genug liegt es in ſeiner Art das in ihn geſetzte Vertrauen weder gegen Seinesgleichen noch ſonſt zu täuſchen. Der Einbrecher ferner ſieht mit Verachtung auf die Taſchendiebe herab und der Raubmörder par excellence fühlt ſich in hohem Grade verletzt, wenn man ihn mit einem gewöhnlichen Langfinger auf eine Stufe ſtellt. Sie alle kennen ein Standesgefühl. Weßhalb alſo ſollte unſer Held nicht auch lieber als „anſtändiger“ Mörder, denn als gemeiner Dieb in den Annalen der Criminalgeſchichte zu paradiren gewillt geweſen ſein? Der innere Zuſammenhang der Thatſachen deutet mit aller Wahrſcheinlichkeit darauf hin, daß man in dem Mörder auch denjenigen ſuchen muß, der die Erbſchaft des Ermordeten angetreten, obgleich die betreffenden Hausſuchungen und übrigen Nachforſchungen dieſen Satz nicht zu bewahrheiten im Stande geweſen ſind. Doch iſt dabei nicht zu überſehen, daß ein kleines Taſchenbuch überhaupt nur ſehr ſchwer aufgefunden werden kann, und die Erfolgloſigkeit dieſer Recherchen dürfte mithin nicht geeignet ſein, den Angeklagten von dem Verdachte eines Raubmordes zu entlaſſen. Vielmehr glauben wir aus den obenangeführten Gründen uns zu der Annahme hinneigen zu müſſen, daß im vorliegenden Falle dem Inquiſiten wirklich ein Raubmord und nicht bloß ein einfacher Mord zu imputiren geweſen, obſchon wir zugeben, daß der an den Brüſten der alten ſtarren Beweistheorie großgeſäugte Richter ſich nicht der Möglichkeit verſchließen durfte, daß irgend eine fremde Perſönlichkeit, welche den regungslos im Schlitten liegenden Fuhrmann für betrunken gehalten, ſich des Geldes deſſelben bemächtigt haben konnte. Dieſer letzteren Erwägung folgend, hat denn auch das Dörptſche Landgericht, deſſen bezügliches Urtheil von der Oberbehörde in allen Punkten beſtätigt worden, den Angeklagten nur des einfachen Mordes ſchuldig erklärt und ihn dementſprechend in Anleitung der Artikel 1454, 139 und 25 des Strafgeſetz-

buches unter Entziehung aller Standesrechte zur Abgabe zu ſchwerer Zwangsarbeit in den Bergwerken auf acht Jahre und darauf folgender lebenslänglicher Anſiedelung in Sibirien verurtheilt. — Wie geſagt, wir erkennen die Berechtigung dieſes Urtheils vollkommen an, ja noch mehr, wir hätten in ähnlichem Falle aller Wahrſcheinlichkeit nach ebenſo geurtheilt, allein es bleibt dabei immer noch die Ungereimtheit beſtehen, daß der Angeklagte einzig und allein aus der auf einem Hirngeſpinnſte beruhenden Furcht, verrathen zu werden, ein Menſchenleben geopfert habe, und, zur Ehre der Menſchheit ſei es geſagt, wir glauben nicht, daß ein ſo ſchrankenloſer Egoismus überhaupt möglich iſt.

Doch ſei dem nun, wie ihm wolle. Der Gerechtigkeit war ihr Recht geſchehen und Dorpats Pöbel hatte wiederum einmal Gelegenheit, ſich an dem widerlichen Schauſpiel der Ausſtellung eines Unglücklichen am Pranger zu weiden. Schweigend hatte Chriſtian ſein Urtheil angehört, ſchweigend beſtieg er den ſchwarzen Karren und, dumpfe Reſignation in jedem Zuge des blaſſen Geſichts, ließ er ſich willenlos auf den Markt führen, um auf eine Viertelſtunde der Gegenſtand der Neugierde alberner Dienſtmädchen und boshafter Straßenjungen zu ſein. Wir fragen, wozu dieſe Zurſchauſtellung beklagenswerther menſchlicher Verdorbenheit und Geſunkenheit? Erwartet man etwa, daß ſie einen tiefen Eindruck auf das Volk machen und dieſen oder jenen ſchwankenden Tanzkünſtler auf dem Seile des Geſetzes von dem einmal betretenen Wege abſchrecken ſoll? Mit Nichten. Wie die Erfahrung zur Genüge lehrt, dient ſie bloß dazu, jenem großen Haufen, der nichts lieber hat, als Maulaffen feil zu halten, eine vorübergehende Zerſtreuung zu bieten. Ein praktiſcher Erfolg iſt durch ſie nicht zu erzielen, denn wie jede inhumane Herabwürdigung des Menſchen zu einem äußern, ihm fernliegenden Zweck weckt ſie in dem gebildeteren Menſchen bloß Widerwillen oder Abſcheu, während ſie in dem ungebildeten Haufen gar leicht Schadenfreude oder noch verächtlichere Leidenſchaften hervorzurufen geeignet ſein dürfte. Man betrachte nur einmal aufmerkſam jene Menſchen, die lärmend, ſchwatzend, lachend und ſchlechte Witze reißend dem dumpf durch die Gaſſen der Stadt polternden Karren folgen, man überzeuge ſich, mit welchem Leichtſinn, mit welcher Frivolität das ganze traurige Schauſpiel von ihnen aufgefaßt wird! Dazu kommt, daß jede ſog. beſchimpfende Strafe mit dem Beſſerungsſyſteme völlig unvereinbar iſt, weil ſie das Ehrgefühl zerſtört. Chriſtian Konn insbeſondere war durchaus keine völlig depravirte Perſönlichkeit. Leichtſinn, Genußſucht und Charakter-

ſchwäche hatten ihn der Verſuchung unterliegen laſſen und er war ſchon zum Mörder geworden, ehe ihm noch ſein verbrecheriſches Vorhaben recht zum Bewußtſein gekommen war. Ihm wie ſo vielen Anderen war an ſeiner Wiege wahrlich nicht geſungen worden, daß einmal Menſchenblut, an ſeinen Händen kleben würde. Noch wenige Stunden, ja Minuten vor ſeiner That hätte er den Gedanken, einen Mord auf ſein Gewiſſen zu laden, wahrſcheinlich für eine verrückte Ausgeburt ſeiner Phantaſie erklärt und deſſenungeachtet war in ſeiner Bruſt urplötzlich jener Dämon aufgetaucht, der aus menſchlicher Schwäche, böſer Luſt und Gelegenheit ſo trefflich Capital zu ſchlagen verſteht.

Hiemit ſchließen wir unſere Darſtellung. Seitdem iſt in Dorpat der alte Schandkarren nebſt Anhängſeln öffentlich verſteigert worden. Wie es heißt, ſoll derſelbe jedoch dafür in den Gouvernementsſtädten ſein bleibendes Domicil aufgeſchlagen haben.

M. Stillmark.

Zur Löſung der ruſſiſchen Valutafrage.

(Schluß.)

5) Rußlands ſchwebende Staatsſchulden.

Nach unſeren früheren Erörterungen iſt im Intereſſe der Herſtellung der Valuta die Regulirung der *geſammten* ſchwebenden Schuld Rußlands nothwendig geboten. Die betreffenden drei Poſten dieſer Schuld ſind die *Creditbillete*, die *Bankdepoſiten* und die *Reichsſchatzſcheine* oder ſogenannten *Serien*. Die uns erforderlich ſcheinenden Maßregeln zur Regulirung dieſer Schulden ergeben ſich aus einer *ſtatiſtiſchen Analyſe des gegenwärtigen Zuſtands der ſchwebenden Schuld* überhaupt, wodurch zugleich unſere unten folgenden Vorſchläge ihre Begründung bereits theilweiſe erhalten.

In formeller Hinſicht unterſcheiden ſich die Creditbillete und Bankdepoſiten gemeinſam von den Serien dadurch, daß jene ein *Paſſivum der Reichsbank*, dieſe ein ſolches des *Reichsſchatzes* ſind. Da jedoch die gegenwärtige ruſſiſche Reichsbank im ſtrengſten Sinne des Wortes ein *reines Staatsinſtitut* iſt, welches nicht nur von einer Staatsbehörde verwaltet, ſondern auch ausſchließlich (ohne jede Betheiligung von Privataktionären, wie z. B. die Preußiſche Bank) mit ſeinen Activen und Paſſiven Staatseigenthum iſt, ſo ſind die *Schulden* dieſer Bank, die Creditbillete und die Depoſiten, im Grunde auch nur Staatsſchulden. Sie mittelbar, wenn man will, die Serien unmittelbar, was aber um ſo weniger einen tiefergreifenden Unterſchied bedingt, als die Activa der Reichsbank, als Deckungsmittel der Paſſiva, zum größten Theil aus Schulden des Staats an die Bank beſtehen. Die Reichsbank iſt daher eigentlich nichts Andres, als eine *Rechnungsinſtanz* oder als eine *Anſtalt*, welcher ein

beſondrer Theil der Staatsſchuld unter gleichzeitiger Ueberweiſung gewiſſer Activa des Staats (Baarfonds, Forderungen an Private) zur abgetrennten Verwaltung übertragen worden iſt. Formell und materiell iſt dies nicht ganz bedeutungslos, aber erheblich iſt der Vortheil einer ſolchen bei der Umgeſtaltung des Bankweſens in den Jahren 1859 ff. herbeigeführten Einrichtung nicht, und zwar um ſo weniger, wenn letztere, was auch in Rußland der Fall geweſen, zu dem Wahne verführt, als wäre mit dieſer formellen Regulirung des Staatsſchuldenweſens ein wichtiges Reſultat erzielt. Vielmehr ſind für unſere Aufgabe die Paſſivpoſten der Reichsbank, die Creditbillete und die Depoſiten, ſo gut als die Serien in ihrer Eigenſchaft als ſchwebende Staatsſchuldpoſten zu betrachten und demgemäß zu behandeln, wobei nur die Activa, welche der Staat als Inhaber der Reichsbank beſitzt, allen jenen Paſſiven gegenüber zu ſtellen ſind.

Der Stand der Creditbillete und der hier in Betracht kommenden Depoſiten, ſowie die Deckungen beider ergeben ſich aus dem allwöchentlich veröffentlichten Bilanzausweis der Reichsbank und den monatlich, aber immer erſt nach etwas längerer Zeit erſcheinenden Ausweiſen der Filialen. Im Folgenden halten wir uns an den Status der Reichsbank vom 1. Januar und 1. Mai und an denjenigen der Filialen vom 1. Januar 1868, wobei die nachfolgenden Tabellen zum Ueberblick des Geſchäftsgangs in den letzten Jahren zugleich die betreffenden Daten einiger früheren Ausweiſe mittheilen. Trotz mancherlei Veränderungen und auch einigen Verbeſſerungen, welche die Bankausweiſe nach und nach erfahren haben, läßt die Klarheit, Verſtändlichkeit und Unzweideutigkeit im Einzelnen immer noch viel zu wünſchen übrig. Namentlich legen die ſtarken Veränderungen einiger Poſten in kurzer Zeit (z. B. „öffentliche der Bank gehörende Werthe", Billets à Ordre, Contocorrente zwiſchen der Bank und den Succurſalen u. a. m.) die Vermuthung nahe, als würden darunter mancherlei verſchiedene Geſchäfte verſteckt. So wird eine ganz ſichere Rechnung ſchwierig, doch ſtören die etwa verbleibenden Fehler das Endergebniß nicht erheblich.

Um den richtigen Einblick in den Zuſtand der ſchwebenden Schuld zu gewinnen, müſſen vor Allem die Bank- und übrigen ſchwebenden Schuldpoſten nach jenem wichtigſten Geſichtspunkte alles Bankweſens, der (rechtlichen) Kündbarkeit der Paſſiva und Realiſirbarkeit der Activa gruppirt werden. Wenn zur Zeit die rechtliche Kündbarkeit des größten

Tabelle 3.

Recapitulation von Tabelle 1 und 2.

	1. Januar 1866.	1. Juli 1866.	1. Januar 1867.	1. Juli 1867.	1. Januar 1868.	1. Mai 1868.
	Mill. Rbl.					
I. Passiva der Bank.						
A. Nr. 1. Banknotenumlauf .	629,52	616,01	689,36	665,13	690,13	685,00
B. Nr. 2—6. Privatdepositen	c. 240,00	c. 250,00	237,85	236,86	226,10	c. 232,01
C. Nr. 7. Oeffentl. Depositen	10,97	32,52	22,50	19,86	44,86	46,06
D. Nr. 1—7. Summe kündbarer Schulden	c. 880,49	c. 898,53	949,71	921,85	961,09	c. 963,06
E. Nr. 9. Fundirte Schuld .	329,90	331,49	327,67	326,74	266,13	266,13
F. Nr. 8. Verschiedenes . .	c. 23,00	c. 23,00	10,64	11,99	9,43	c. 12,41
G. Nr. 1—9. Summe aller Passiva	c.1233,39	c.1253,02	1288,02	1250,58	1236,65	c.1241,60
II. Activa der Bank.						
H. Nr. 1. Metallvorrath . .	60,88	60,59	c. 60,00	c. 60,00	92,88	113,37
I. Nr. 2—3. Privatforderungen	64,58	92,56	100,89	65,96	65,91	c. 55,00
K. Nr. 1—3. Summe der bankmäß. Activa	125,46	153,15	c. 160,89	c 125,96	158,79	c. 168,37
L. Nr. 6 a. u. b. Realisirbare Staatsschuld	121,07	98,15	102,52	105,33	75,81	c. 69,20
M. Nr. 1—3 u. 6 a. u. b. Summe der realisirb. Activa	246,53	251,30	263,41	231,29	234,60	c. 237,57
N. Nr. 4. Hypothekar. Forder.	283,26	268,09	248,98	238,06	228,57	226,77
O. Nr. 6 c. u. d. Unrealisirbare Staatsschuld . . .	776,38	768,09	774,31	783,95	776,11	775,91
P. Nr. 5. Verschiedenes . .	4,85	5,77	1,44	3,74	1,03	c. 1,50
Q. Nr. 1—6. Summe aller dieser Activa	1311,02	1293,25	1288,14	1267,04	1240,41	1241,15

Tabelle 4.

Gesammte schwebende Schuld.

	1. Januar 1866.	1. Juli 1866.	1. Januar 1867.	1. Juli 1867.	1. Januar 1868.	1. Mai 1868.
	Mill. Rbl.					
A. Tab. 3. D. Kündb. Bankschulden	c. 880,49	c. 898,53	949,71	921,85	961,09	c. 963,00
B. Vermuthlich geheime Notenausgabe 1866	c. 19,51	c. 31,47	—	—	—	—
C. Summe von A. u. B. . .	c. 900,00	c. 930,00	949,71	921,85	961,09	963,00
D. Serien in Umlauf . . .	207,00	207,00	207,00	216,00	216,00	216,00
E. Summe von C. u. D. . .	c.1107,00	c.1137,00	1156,71	1137,85	1177,09	c.1179,00
F. Davon gedeckt durch realisirbare Activa (Tab. 3 sub M.)	246,53	251,30	263,41	231,29	234,60	237,57
G. oder % der schweb. Schuld	22,3	22,1	22,8	20,3	19,9	20,2
H. so daß durch unrealisirbare Activa gedeckt verbleiben .	860,47	885,70	893,30	906,56	942,49	941,43
I. oder % der schweb. Schuld	77,7	77,9	77,2	79,7	80,1	79,8

Tabelle 2.

Activa der Reichsbank.

	1. Januar 1866.	1. Juli 1866.	1. Januar 1867.	1. Juli 1867.	1. Januar 1868.	1. Mai 1868.
	Mill. Rbl.					
1) Baarvorrath in Edelmetall	60,88	60,59	c. 60,00	c. 60,00	92,88	113,37
2) Wechsel, Bank	6,39	8,48	13,93	7,27	8,35	4,72
Dsgl. Filialen	19,97	24,93	26,56	26,35	27,17	?
Summa	26,36	33,41	40,49	33,62	35,52	?
3) Lombard-Vorschüsse.						
Auf Fonds, Bank . . .	14,41	25,94	26,91	7,62	7,45	6,45
Dsgl. Filialen	12,90	19,13	22,67	15,79	14,90	?
Auf Actien u. Oblig., Bank	5,62	6,63	4,94	2,21	2,19	1,44
Dsgl. Filialen	2,00	2,40	1,99	1,20	1,12	?
Auf Waaren, Bank . . .	0,62	0,39	0,35	0,13	0,12	0,11
Dsgl. Filialen	2,67	4,66	3,54	5,39	4,61	?
Summa, Bank	20,65	32,96	32,20	9,96	9,76	8,00
Dsgl. Filialen	17,37	26,19	28,20	22,38	20,63	?
Summa	38,22	59,15	60,40	32,34	30,39	?
4) Hypothekarische Forderungen	283,26	268,09	248,98	238,06	228,57	226,77
5) „Verschiedenes“	4,85	5,77	1,44	3,74	1,03	c. 1,50
6) Forderungen an den Staat.						
a. Ausg. auf Staatsrechn. .	8,43	7,27	34,00	36,88	8,03	13,13
Dsgl. spec. f. Bahnen .	23,74	(?)			—	—
Contocorr. d. Schatz. u. and. öff. Anst. . .	23,93	29,94	7,44	6,10	3,96	4,02
Aehnl. Posten d. Filialen	—	—	0,94	0,94	0,21	—
Summa a. laus. Schulden	56,10	37,21	42,38	43,02	12,28	c. 17,20
b. öff. Fonds im Einlös. Fonds	24,82	24,00	24,00	24,00	24,00	24,00
öff. der Bank gehör. Werthe	10,57	14,99	24,11	24,46	7,36	16,55
Dsgl. bei den Filialen .	2,56	1,78	2,39	1,64	0,94	?
Als Garantie für Creditbillete dien. Serien .	—	—	—	—	23,65	—
Oeff. in Zahl. hyp. Ford. ang. Werthe . . .	17,02	20,17	9,64	11,31	7,58	9,54
Summa b. Werthpapiere	64,97	60,94	60,14	61,41	63,53	c. 52,00
c. Schuld aus Anl. der Creditanstalten	58,78	40,04	37,12	36,82	14,20	14,20
Dsgl. aus der Loskaufoperation	123,49	133,35	167,01	177,29	193,44	193,24
Schuld d. Creditanst. (?)	25,62	26,23	1,71	1,37	—	—
Summa c. regul. Schuld	207,89	199,62	205,84	215,48	207,64	207,44
d. Découvert des Staats für Creditbillete . . .	568,49	568,47	568,47	568,47	568,47	568,47
Summa: Staatsschuld .	897,45	866,24	876,83	889,28	851,92	845,11

Tabelle 1.

Passiva der Reichsbank.

	1. Januar 1866.	1. Juli 1866.	1. Januar 1867.	1. Juli 1867.	1. Januar 1868.	1. Mai 1868.
	Mill. Rbl.					
1) Ausgegebene Creditbillete .	650,46	649,72	709,04	689,97	715,12	720,38
ab Kasse der Bank . . .	7,95	13,74	7,46	c. 10,00	12,78	23,78
Dsgl. der Filialen . . .	12,99	19,97	12,22	11,84	12,21	?
Rest in Umlauf	629,52	616,01	689,36	665,13	690,13	c. 685
2) Contocorrente auf Zinsen, Bank	8,36	14,59	9,71	12,65	13,59	20,95
Dsgl. bei den Filialen . .	?	?	7,41	9,41	10,39	?
Dsgl. bei dens. ohne Zinsen	?	?	?	1,87	1,40	?
Summa	?	?	?	23,93	25,38	?
3) Verzinsliche Depositen.						
Auf Sicht zahlb. (3%) Bank	52,39	49,47	46,04	42,41	38,80	36,50
Dsgl. Filialen	Unten inbegriffen				42,47	?
Bis auf 5 Jahre (4%) Bank	7,46	7,13	0,85 (?)	6,64	6,49	6,64
Bis auf 10 J. (4½%) Bank	25,57	25,49	27,72	18,39	14,13	12,20
Auf Termin bei den Filialen .	In folgender Ziffer inbegriffen				26,25	?
Auf Sicht u. Term. b. d. Fil.	66,52	68,33	70,35	69,34	—	—
Summa	151,94	150,42	144,96	136,78	128,14	?
4) Billets à Ordre ꝛc., Bank .	5,39	10,41	10,17	13,03	9,34	14,43
Dsgl. Filialen	?	?	5,75	7,62	7,89	?
Summa	?	?	15,92	20,65	17,23	?
5) Depositen der alten Creditanstalten, Bank . . .	45,74	41,05	37,09	33,96	31,46	30,24
Dsgl. Filialen	3,03	2,68	2,25	2,00	1,73	?
Summa	48,77	43,73	39,34	35,96	33,19	?
6) Verschied. rückst. Summen, Schuld, Depositenzins., Bank	12,97	12,97	12,98	11,26	11,31	10,22
Ausgeloste ꝛc. Staatspapiere	?	?	4,09	4,01	2,64	5,26
Dsgl. u. rückst. Bankbillete (nebst Zinsen)	6,40	7,91	3,24	4,27	8,21	6,19
Summa	19,37	20,88	20,31	19,54	22,16	21,67
7) Schulden an den Reichsschatz u. s. w. Contocorr. dess. u. and. öff. Anstalten .	9,92	28,61	19,72	19,20	35,62	35,19
Für s. Rechn. eingen. Zinsen	—	3,91	—	0,66	—	1,63
Sein Gewinn- u. Verlustconto	1,05	—	2,78	—	9,24	9,24
Summa	10,97	32,52	22,50	19,86	44,86	46,06
8) „Verschiedenes“ Bank . .	22,19	22,09	9,23	7,92	8,43	11,41
Dsgl. Filialen	?	?	1,41	4,07	1,00	?
Summa	?	?	10,64	11,99	9,43	?
9) Fundirte Bankschuld.						
5% Bankbillete	262,18	262,18	258,36	258,14	254,13	254,13
4% dsgl.	67,12	69,31	69,31	68,60	12,00	12,00
Summa	329,90	331,49	327,67	326,74	266,13	266,13

Paſſivpoſtens, der Creditbillete, aufgehoben iſt, ſo handelt es ſich ja grade darum, dieſe anomale Lage wieder zu beſeitigen. Eine ſolche Gruppirung der Poſten zeigt zugleich die völlige Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zuſtands der Reichsbank. Wollte man dieſen etwa mit unſerem eigenen obigen Argument beſchönigen, daß die Reichsbank eben nicht mit dem Maßſtabe einer eigentlichen Bank gemeſſen werden dürfe, weil ſie eine bloße Staatsſchuldenabtheilung ſei, ſo trifft dieſer Einwand doch nicht zu, denn die Paſſiva der Reichsbank nebſt den Serien verlangen ihrer Natur nach, wenn auch unter Zulaſſung einiger Modificationen der ſtrengen Grundſätze des Bankweſens, eine Regelung nach Bankprincipien, mag im Uebrigen eine wirkliche Bank oder unmittelbar der Reichsſchatz der haftende Schuldner ſein. Endlich giebt jene Gruppirung auch einen wichtigen Fingerzeig hinſichtlich des Weges, welcher zur Reform der ſchwebenden Schuld einzuſchlagen iſt. Die beifolgenden vier Tabellen 1—4 ſind nach dem angegebenen Geſichtspunkt entworfen.*)

*) Folgendes zur formellen Erörterung der Tabellen. Soweit möglich ſind die Bilanzen der Reichsbank und ihrer Filialen vereinigt worden. Die Daten der letzteren beziehen ſich von Mitte 1867 an auf die drei ſibiriſchen Zweige Tomsk, Jeniſſeisk und Irkutsk nicht mehr mit, durch welche Auslaſſung bei dem kleinen Geſchäft dieſer Zweige die allmonatlich um viel größere Beträge ſchwankenden Zahlen nicht weſentlich alterirt werden. Der Poſten Capital der Succurſalen im Activum der Hauptbank und Paſſivum der Zweige hebt ſich (1866 $9_{,2}$, 1868 $9_{,5}$ Mill. Rbl.). Das eigene Stammcapital der Bank, alſo der Staatseinſchuß nebſt angeſammeltem Reſervefonds (1866 $18_{,53}$, 1868 $20_{,51}$ Mill., wovon $1_{,51}$ Mill. auf Reſervefonds), kommt hier nicht in Frage und blieb in den Tabellen unberückſichtigt. Nicht zu beſeitigende Schwierigkeiten machte bei der für unſeren Zweck nothwendigen Vereinigung der Bilanzen der Bank und ihrer Succurſalen der Paſſivpoſten „Contocorrente mit den Succurſalen“ (d. h. Schulden in laufender Rechnung an dieſe Zweige) in der Bilanz der Hauptbank und dre Activpoſten „Contocorrente mit der Bank“ (d. h. Forderungen an dieſe) in der Bilanz der Succurſalen. Letztere haben von der Bank zu fordern, wenn ſie an dieſelbe Geld übertragen oder von ihr einen Credit eröffnet bekommen haben. Im erſten Fall werden die Summen aus Depoſiten beſtehen, welche als Schulden der Succurſalen an das Publicum in der Tabelle ſchon berückſichtigt ſind. Im zweiten Fall kann die Bank, wie es in den letzten Jahren ja wirklich geſchah, für die Zweige neues Papiergeld ausgegeben haben deſſen Betrag, ſoweit er zu ermitteln war, im obigen ebenfalls inbegriffen iſt. Wir haben es vorgezogen, bei der Zweideutigkeit des genannten Bilanzpoſtens denſelben aus der Zuſammenſtellung fortzulaſſen, was für unſeren ſpeciellen Zweck ſtatthaft erſchien. — Im Uebrigen ſind die Poſten in den Tabellen 1 und 2 einzeln ſo aufgeführt, wie ſie in den amtlichen Veröffentlichungen erſcheinen und nur thunlichſt nach dem aufgeſtellten Geſichtspunkt

Gemäß der Praxis andrer Banken ſind in Tab. 1 die in den Bankkaſſen befindlichen Creditbillete vom Umlauf abgezogen, obwohl ein Theil der Kaſſe zur Fortführung des regelmäßigen Bankgeſchäfts, vollends nach der ſeit 1867 erfolgten ſtarken Einſchränkung des Privatvorſchußgeſchäfts, nöthig ſein dürfte. So erſcheint der Papiergeldumlauf alſo nicht unweſentlich kleiner als die Emiſſion. Um ſo weniger konnte, obgleich die Creditbillete ja eigentlich Staatspapiergeld ſind, der in den Staatskaſſen liegende Betrag abgezogen werden. Dieſe Summe iſt ohnedem unbekannt und der Reichsſchatz kann auch nicht ohne Weiteres compenſiren, weil er die Kaſſenbeſtände zur regelmäßigen Geſchäftsführung braucht. Nach dem Brauch andrer Banken ſind ferner die liquiden Forderungen des Schatzes an die Bank unter dem Namen der öffentlichen Depoſiten (Tab. 3 sub C.) aufgeführt worden. Auch hier kann die formell zuläſſige Compenſation zwiſchen der Schuld der Bank als eines Staatsinſtituts an den Schatz und der Schuld des Schatzes an die Bank nicht wohl ſofort erfolgen, weil die öffentlichen Depoſiten einen großen Theil der bereiten Staatskaſſenbeſtände bilden und als ſolche der Finanzverwaltung unentbehrlich ſind. Auch von den Serien befinden ſich jederzeit größere Beträge in den Staats- und Bankkaſſen. Mit den erſteren kann der Reichsſchatz aus den eben angeführten Gründen nicht compenſiren. Die im Beſitz der Bank befindlichen Serien bilden einen Theil der disponiblen Betriebsmittel der Bank, ſie ſind ſtatt eines gleichen Betrags Creditbillete bei der Abzahlung der von der Bank gewährten Credite zurückgefloſſen. Da die Bank Staatseigenthum und die Ausdehnung der Bankgeſchäfte mittelſt der Wiederausgabe der Serien nicht durchaus nothwendig iſt, ſo kann dieſer Poſten Serien, gegenwärtig 20—25 Mill. R., allerdings von der ſchwebenden Schuld abgeſetzt werden. Allein dies iſt gleichwohl in Tab. 4 nicht geſchehen,

— Kündbarkeit der Paſſiva und Realiſirbarkeit der Activa — und nach ſonſtiger Verwandtſchaft gruppirt, wobei freilich im Einzelnen Zweifel hinſichtlich der Richtigkeit der Vereinigung blieben und nicht immer genau gleichartige Poſten vereinigt werden konnten. — Da das Bankcapital im Paſſivum weggelaſſen iſt, ſo müßten eigentlich die Activa die Paſſiva in Tabelle 3 genau um den Betrag dieſes Capitals und des Reſervefonds übertreffen, wenn es gelungen wäre, jeden Poſten richtig einzuſetzen. Die Hauptdifferenz erklärt ſich wohl durch die Nichtberückſichtigung der Contocorrente der Bank mit den Filialen. Der große Ueberſchuß der Activa über die Paſſiva im Jahre 1866 wird ſpeciell ein Beleg dafür ſein, daß in der That, wie wir früher vermutheten, die Mehremiſſion von Papiergeld für die Succurſalen, reſp. für die Unterbringung der Prämienanleihe weit früher erfolgt iſt, als ſie (erſt im Auguſt 1867) in den Bankausweiſen erſcheint.

denn ein gewiſſer Betrag disponibler Mittel für die Bank iſt bei den Maßregeln zur Herſtellung des Geldweſens paſſend mit in Rechnung zu ziehen. Auch haben wir dafür die Serienbeſtände der Bank unter die realiſirbaren Activa geſtellt. Die Creditoperationen zur Regelung des Geldweſens müſſen eben einen ſolchen Umfang erhalten, daß der Finanz- und Bankverwaltung die erforderliche baare Kaſſe zugeführt wird.

Die Bewegung der Hauptpaſſivpoſten, welche ſich aus den Tabellen ergiebt, beſtätigt frühere Behauptungen. Auch in der letzten Zeit noch haben ſich die Creditbillete um 35—40 Mill. R. gegen 1866 und um 65—70 Mill. R. gegen 1865 vermehrt! Freilich iſt mit Hülfe dieſer Emiſſion und der inzwiſchen wieder erfolgten ſtarken Einſchränkung der Privatvorſchüſſe (Tab. 3 sub I.) der Baarvorrath anſehnlich vermehrt worden. Allein dies iſt nur nothwendig, wenn man bald ernſtlich an die Herſtellung der Valuta geht, und gradezu zweckwidrig iſt die erfolgte Anfüllung des Baarvorraths mittelſt neuer Emiſſion uneinlösbaren Zwangscurspapiergelds. Da ſteigen die Paſſiva bei der Entwerthung dieſes Papiergelds viel raſcher als die Activa, mit denen man jene tilgen will!

Die verzinslichen ſowie die alten (jetzt 2%igen) Bankdepoſiten haben bemerkenswerther Weiſe in den letzten Jahren beſtändig abgenommen, vom 1. Januar 1866—68 zuſammen um über 39 Mill., wofür die Zunahme der Billets à Ordre und der Contocorrente weder quantitativ noch qualitativ eine entſprechende Entſchädigung gewährte, (ſ. d. Rubrik „Privatdepoſiten" in Tabelle 3 sub B.). Von Einfluß war offenbar der wachſende Geldbedarf des Verkehrs, woraus auch der hohe Bankdisconto hervorging. Die Geſammtmaſſe der Privat- und öffentlichen Depoſiten, ungefähr 278 Mill. R. (Mai 1868), bildet nun allerdings eine ſehr verſchiedenen Kündigungsbedingungen unterliegende Schuld der Bank. Nur die ſofort fälligen Depoſiten können ganz auf eine Stufe mit den Creditbilleten geſtellt werden, die übrigen ſind Terminſchulden (ſ. Näheres unten unter Nr. 7). Indeſſen iſt der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Haltungen der Depoſiten in der Praxis nicht ſo groß, als es ſcheinen könnte, weil thatſächlich auch von den ſofortfälligen Depoſiten immer große Beträge lange Zeit ruhig bei der Bank ſtehen, ebenſo wie große Maſſen Noten in Umlauf bleiben, — ein ganz entſcheidender Punkt. Man darf ferner die ganze Depoſitenſumme hier um ſo mehr unter die kündbaren Bankſchulden neben den Creditbilleten einreihen (Tab. 3 sub D.), weil unter die als bankmäßig und realiſirbar bezeichneten Deckungsmittel (Tab. 4 sub F.)

auch ein größerer Betrag diverſer Staatsſchuldpoſten eingerechnet worden iſt (Tab. 3 sub L. = Tab. 2 sub 6 a und b). Ob und wieviel davon wirklich im erforderlichen Maße realiſirbar iſt, ſteht dahin. Die Poſten „öffentliche der Bank gehörende Werthe", „öffentliche in Zahlung hypothekariſcher Forderungen angenommene Werthe", „öffentliche Fonds im Einlöſungsfonds" erregen in dieſer Hinſicht nicht allzu viel Vertrauen. Indem man die Paſſivſumme durch Einbeziehung aller Depoſiten und die Activſumme durch Einrechnung aller eben erwähnter Activa etwas zu hoch anſetzt, hebt ſich der etwa begangene Fehler einigermaßen auf.

Die Serien ſind in Tab. 4 zu dem vollen, im betreffenden Zeitpunkte geſetzlich zur Emiſſion beſtimmten Betrage bei der ſchwebenden Schuld eingeſtellt worden. Ein kleiner Theil davon mag mitunter erſt einige Monate ſpäter wirklich in Umlauf gebracht worden ſein (ſo z. B. von der letzten Ende Decbr. 1866 decretirten Emiſſion von 9 Mill. Rbl.).

Die geſammte ſchwebende Schuld hat ſich auch in den letzten Jahren wieder fortwährend vermehrt, in $2\frac{1}{3}$ Jahren von ca. 1107 auf ca. 1179 Mill. Rbl., Serien und Creditbillete allein von 856 auf 901 Mill., alſo um 45 Mill., d. h. etwa um ebenſo viel, als die Abnahme der alten und neuen verzinslichen Depoſiten betragen mag (ca. 43 Mill.). Dieſe Verminderung der Depoſiten erweiſt ſich auch hier wieder als die mitwirkende Urſache der Vermehrung der beiden anderen, ſoviel ſchädlicheren Poſten der ſchwebenden Schuld. Man ſieht, aus dieſer Zwickmühle kommt man ohne beſondere Creditoperationen zum Zweck der Fundirung der ſchwebenden Schulden nicht heraus, man dreht ſich mit den Converſionen der einen Art dieſer Schulden in die andere nur im Kreiſe herum.

Für die weitere Unterſuchung nehmen wir nun den gegenwärtigen Stand der ſchwebenden Staatsſchuld Rußlands mit 1179 Mill. Rbl. an, wovon auf die Creditbillete 685, die Depoſiten 278 und die Serien 216 Mill. Rbl. fallen. Die beſtändigen kleineren Schwankungen dieſer Poſten und andere Kategorien ſchwebender Schulden kommen für unſre Frage nicht in Betracht. Auf dieſe rieſige, wahrhaft erſchreckende Summe von 1179 Mill. Rbl. hat eine Finanzpolitik die ſchwebende Schuld auflaufen laſſen. Es ſtellt ſich die unumgängliche Aufgabe hier Ordnung zu ſchaffen.

Hinſichtlich dieſer Aufgabe haben wir zwei Fragen zu beantworten. Erſtens: muß die Beſeitigung dieſer ganzen ſchwebenden Schuld jener

drei Kategorien als Umwandlung des Betrags von 1179 Mill. Rbl. in eine fundirte Schuld erfolgen, oder, wenn dies, wie es von uns geſchieht, verneint wird, welcher ungefähre Betrag der einzelnen Poſten muß unbedingt fundirt werden? Sodann: muß im letzteren Fall eine Umgeſtaltung, und eventuell welche, mit dem verbleibenden Reſte der ſchwebenden Schuld vorgenommen werden?

In beiden Fragen wird der bloße Routinier und der reine Doctrinär jeder an einer andern Klippe ſcheitern. Der Doctrinär wird den Fundirungsoperationen den durch die Ziffer von 1179 Mill Rbl. bezeichneten (theoretiſchen) Maximalumfang geben wollen, „weil dies die Doctrin fordere", weil Staatspapiergeld in irgend einer Form verwerflich ſei, Staatsbankweſen nichts tauge, Schatzſcheine verurtheilt werden müſſen. Der Routinier wird umgekehrt geneigt ſein, wegen der zu bewältigenden praktiſchen Schwierigkeiten jener Operationen einen möglichſt niedrig gegriffenen Minimalumfang zu geben. Er berückſichtigt hierbei nicht, daß dieſer Minimalumfang oder die Untergrenze deſſen, was unbedingt im Intereſſe der Umgeſtaltung des Geld- und Creditweſens gefordert werden muß, in erſter Linie nach theoretiſchen Geſichtspunkten im Anhalt an die concreten Verhältniſſe Rußlands zu ziehen iſt. Er wird daher niemals etwas Solides begründen, nur für den Augenblick, für den Schein arbeiten. Derartig waren alle die zahlreichen Valutaexperimente ſeit 1848 in Oeſterreich, mit Ausnahme der Plenerſchen Bankacte von 1862, deren glückliches Reſultat der leichtſinnige Krieg von 1866 wieder über den Haufen warf; war insbeſondere die leichtfertige Bankpolitik Brucks in den J. 1858—59. Derartig waren auch die ruſſiſchen Maßregeln von 1862—63. Der Doctrinär erwägt dagegen die praktiſchen Schwierigkeiten und die aus ihnen hervorgehende Widerſtandsmacht nicht genügend, beachtet nicht, daß ſich gewiſſe theoretiſche Grundſätze nicht ſo abſolut hinſtellen laſſen, wie es fälſchlich oft geſchieht, und ebendeßhalb eine Modification bei der praktiſchen Durchführung recht wohl geſtattet ſein kann, und erreicht aus dieſem Grunde das Ziel nicht. Der Eine verlangt zu wenig, färbt die Dinge ſchöner, als ſie ſind, und glaubt trotz des Verſtoßes gegen Grundregeln des Creditweſens doch „ſchon durchzukommen". Der Andere verlangt zu viel und verwirft fälſchlich jede (auch die begründete) modificirte Durchführung eines theoretiſchen Princips in der Praxis. Dieſer will gar kein, jener will unerlaubtes Compromiß, während in der Finanzpolitik, wie in der Politik, die organiſche Fortentwicklung auf

richtigen Compromiſſen beruht. Der wirkliche Umfang jener Fundirungsoperationen muß zwiſchen der Minimalgrenze des Routiniers und der Maximalgrenze des Doctrinärs gezogen werden gemäß der Grundregeln des Creditweſens, den durch die Verhältniſſe Rußlands ſtatthaften Modificationen dieſer Regeln und im Uebrigen nach praktiſchen Geſichtspunkten, d. h. mit maßgebender Rückſicht auf das in gegebener Lage praktiſch Erreichbare aber auch Genügende, ſelbſt wenn es nicht das „an ſich Beſte“ iſt. Auf dieſem Standpuncte des juste milieu ſtehen wir in den folgenden poſitiven Verſchlägen.

Wir nennen es daher eine doctrinäre, weil radicale Forderung, wenn als der einzig richtige Weg zur dauernden feſten Ordnung des ruſſiſchen Geld- und Creditweſens die vollſtändige Beſeitigung der ganzen ſchwebenden Schuld von 1179 Mill. Rbl. verlangt wird. Das geſchieht folgerichtig von abſoluten Gegnern des Staatspapiergelds, auch des einlösbaren, und des Staatsbankweſens, ferner von denen, welche das Staatsbankweſen ſchon jetzt in Rußland unbedingt verwerfen und welche nicht nur die jetzigen Serien, ſondern überhaupt alles, auch das richtig organiſirte Schatzſcheinweſen verurtheilen. Auf dieſem einſeitigen Standpunkte ſtehen die Anhänger der möglichſten Trennung von Staat und Volkswirthſchaft und die Vertreter jener Auffaſſung, wonach die volkswirthſchaftlichen Geſetze, welche Entwicklungstendenzen unter gegebenen Vorausſetzungen darſtellen, im wirklichen Leben abſolut, nicht nur relativ richtig ſind.

In den Schatzſcheinen ſehen wir ſogar ganz allgemein eine richtige und zweckmäßige organiſche Form des modernen Staatscreditweſens. Die Einführung dieſer Schuldform neuerdings ſogar in den ſo höchſt ſoliden preußiſchen Staatshaushalt iſt z. B. unſeres Erachtens ein Fortſchritt. Auch in Rußland ſtände der erſten neuen Einführung der Schatzſcheine nichts entgegen. Wie die Dinge jetzt liegen, handelt es ſich hier vollends nur um eine Reform und — bei dieſer Schuldkategorie ſtets eine praktiſche Hauptfrage — um eine richtige Beſchränkung der Serien.*)

Die völlige Beſeitigung des Staatsbankweſens und die Verwandlung alles Papiergelds in eigentliche, von unabhängigen Banken ausgegebene

*) Die Begründung dieſer noch ziemlich vereinzelten günſtigen Anſicht über Schatzſcheine ſ. in meiner Ordnung des öſterr. Staatshaush. S. 76—92 u. im Art. Staatsſchulden im Staatswörterb. Bd. X, S. 23, 24.

Noten wird dagegen Vielen auch in Rußland ſchon, Manchen grade in Rußland eine aufzuwerfende Frage ſein. Unter Vorausſetzung einer tabula rasa, wie ſie z. B. im Falle einer der Werthloſigkeit faſt gleichkommenden Entwerthung der Creditbillete oder eines totalen Staatsbankerotts vorläge, vielleicht mit Grund, aber dennoch auch noch keineswegs unbedingt. Denn der früher ziemlich allgemein anerkannte Hauptgrund gegen Staatsbankweſen, daß nämlich letzteres in Staatsnothlagen allein oder beſonders leicht zur uneinlösbaren Papierwährung führe, iſt durch die neueren nordamerikaniſchen Erfahrungen vollends beweisunkräftig geworden. Dort hat nicht einmal das decentraliſirte Vielbankweſen vor dieſer Gefahr geſchützt. Gegenwärtig, wo keine ſolche tabula rasa vorhanden iſt, kann für die Reorganiſation des Geld- und Creditweſens jene Forderung nur um ſo weniger unbedingt aufgeſtellt werden. Die Vorausſetzung ihrer praktiſchen Durchführung wäre die Beſeitigung jedes Schuldverhältniſſes des Staats hinſichtlich der Creditbillete und der Depoſiten, was wiederum eine Fundirungsoperation im Betrage der ganzen jetzigen Summe dieſer beiden ſchwebenden Schuldpoſten erforderlich machte. Die dadurch erhöhete Schwierigkeit der Durchführung der Maßregel wäre allerdings noch kein durchſchlagender Gegengrund, wenn zur Herſtellung des Geldweſens wirklich kein andrer minder ſchwieriger Weg übrig bliebe. Ein ſolcher iſt aber zu finden und ſeine Beſchreitung ausreichend theoretiſch zu rechtfertigen. Es genügt danach die theilweiſe Fundirung der Depoſiten und Creditbillete, verbunden mit einer Verbeſſerung der Deckungsmittel für die als ſchwebende Schuld des Staats verbleibenden Depoſiten und Noten. Dadurch beſchränkt ſich der Umfang der erforderlichen Creditoperationen um ein Beträchtliches, was gewiß ein nicht zu unterſchätzender Punkt iſt.

Nach dem Geſagten wird es verſtändlich und zugleich für den rationellen Praktiker ſchon gerechtfertigt erſcheinen, wenn ſich unſere Vorſchläge möglichſt dem Beſtehenden anſchließen, mehr Umbau als Neubau empfehlen. Aufmerkſame Beobachtungen während mancher Jahre haben zur Ueberzeugung geführt, daß in Ländern von den Culturverhältniſſen Oeſterreichs und Rußlands grade auf volkswirthſchaftlichem und ganz ſpeciell auf finanziellem Gebiete die beſtändigen Verſuche eines Neubaus meiſtens ſehr wenig Erfolg haben, weil die Widerſtände, welche vor Allem auch aus verletzten mächtigen Einzelintereſſen hervorgehen, unüberwältigbar ſind. Freilich wird durch ſchwächliche Verſuche des Umbaus,

durch Flickwerk oft auch viel verdorben. Aber dieſe Fehler laſſen ſich viel leichter vermeiden. Ein durchgreifender Umbau auf der Baſis der einmal gegebenen Verhältniſſe ſcheint uns das Ziel ſein zu müſſen.

In Rußland halten wir die Anknüpfung der Reformen im Geld- und Creditweſen an die einmal beſtehende und einer rationellen Umgeſtaltung fähige Reichsbank für das Zweckmäßigſte, das am wenigſten Widerſtand finden wird. Für die uns hier allein beſchäftigende Frage der Herſtellung der Valuta ſcheint uns daher auch die Lostrennung des Depoſiten- und Notengeſchäfts von der Reichsbank, die Ueberweiſung beider oder eines von beiden Zweigen an Gouvernements- oder Communalbanken oder die Uebertragung der Zettelausgabe an ein einziges großes aber vom Staate mehr oder weniger unabhängiges Centralinſtitut nicht nothwendig geboten zu ſein. Die Centraliſation des Bankweſens iſt in Rußland jetzt die gegebene Grundlage, daſſelbe gilt von der ausſchließlich ſtaatlichen Zettelausgabe. Dieſe Grundlage braucht für unſeren Zweck um ſo weniger verlaſſen zu werden, als ſie für letzteren mehr Vortheile als Nachtheile bieten möchte. Die gerade in Rußland allerdings mannigfach empfehlenswerthe Decentraliſation des Bankweſens und Lostrennung desſelben vom Staate wird zweckmäßiger doch wohl erſt nach gelungener und längere Zeit beſtehender Herſtellung der Valuta eine praktiſche Frage.

Gern geſtehen wir indeſſen zu, daß grade in dieſem Punkte auch mancherlei Zweckmäßigkeitsgründe dafür ſprechen, bei der Umgeſtaltung des Geld- und Creditweſens von vornherein die Gründung einer oder mehrerer ſelbſtändiger Zettelbanken mit ins Auge zu faſſen, um mit deren Hülfe die Aufgabe leichter zu erfüllen. Jedenfalls müſſen aber auch hier verſchiedene Maßregeln des Staats allein, deren gemeinſames Weſen in der Fundirung ſchwebender Staatsſchulden beſteht, im Voraus durchgeführt werden, ſo die Regulirung der Serien, die theilweiſe Rückzahlung von Depoſiten und Einziehung von Creditbilleten. Erſt darnach kann die Frage eine praktiſche Bedeutung gewinnen, ob die Reichsbank als eine reine Staatsanſtalt fortdauern und demgemäß die Creditoperationen ſo eingerichtet werden ſollen, daß dieſe Bank in ihrem Depoſiten- und Zettelgeſchäft wirklich ſolvent werde, oder ob gleichzeitig dieſe beiden Geſchäftszweige an unabhängige Banken übertragen werden ſollen. Die in beiden Fällen erforderlichen Maßregeln ſind keineswegs ſo grundverſchieden, wie man leicht meinen wird. Wir werden im Folgenden von der Vorausſetzung des Fortbeſtehens

der Reichsbank ausgehen. Die Vorſchläge modificiren ſich nicht ſo erheblich, wenn man von vornherein vorziehen ſollte, die Reichsbank ganz zu beſeitigen. In dem Abſchnitte, welcher von der Regulirung der Creditbillete handelt, ſoll auch die letztere Eventualität kurz beſprochen werden.

Die Aufgabe der Regulirung der ſchwebenden Schulden gliedert ſich naturgemäß nach den drei Kategorien der Serien, der Depoſiten und der Creditbillete. In dieſer Reihenfolge werden wir dieſe Schuldgattungen auch beſprechen. Die Erörterungen über den Umfang der Fundirung jeder Kategorie, über die dabei zu befolgenden Grundſätze und über die zu erzielende Beſchaffenheit der reſtirenden Beträge dieſer Schulden werden dabei in dem durch die Sache gebotenen Zuſammenhang bleiben.

Die Regelung der geſammten ſchwebenden Schuld kann als eine einzige große Maßregel der praktiſchen Finanzpolitik behufs der Herſtellung der Valuta betrachtet werden. Im Einzelnen bildet die Regelung zuerſt der Serien auch einen wichtigen Schritt zur Beſſerung des Geld- und Bankweſens, der auch allein für ſich vorausgehen kann, wenn weitere Operationen zur Herſtellung der Valuta noch verſchoben werden. Daſſelbe gilt alsdan von der Regelung des Depoſitenweſens gegenüber den Creditbilleten. Beide Maßregeln werden durch den Zuſtand dieſer Geſchäftszweige gefordert und der Valuta, ſelbſt ohne weitere Maßregeln für letztere, indirect zu Gute kommen, weil ſie die notoriſch große Gefahr beſeitigen, daß die Papiergeldwirthſchaft nicht immer durch neue Emiſſionen von Creditbilleten zur Erſetzung der in die Staatskaſſen zurückſtrömenden Serien oder zur Rückzahlung von Depoſiten verſchlimmert werde.

Ein *planmäßiges* Vorgehen mit der Regulirung zuerſt der Serien, dann der Depoſiten empfiehlt ſich namentlich auch viel mehr als ein etwaiges neues *iſolirtes* kleines Finanzexperiment mit den Creditbilleten, wie z. B. die Fundirung einer Anzahl Millionen der letzteren, womit wenig erreicht wird. In ruſſiſchen Zeitungen verlautete wieder von dieſer Abſicht (Mai 1868) und die günſtige Lage des Geldmarkts kann leicht dazu verleiten. Man kann gewiß ſein, daß *vor* der Regulirung der Serien und Depoſiten jede ſolche Operation bald wieder in ihren etwaigen günſtigen Wirkungen durch den ungeordneten Zuſtand jener beiden anderen Schuldpoſten rückgängig gemacht ſein wird, wie dies bisher ſtets der Fall war.

5) Die Regulirung der Serienſchuld.

Die Serien müſſen unumgänglich ihrer Eigenſchaft eines (verzinslichen) Quaſipapiergeldes entkleidet, in reine Schatzſcheine verwandelt und in ihrem Geſammtbetrage erheblich beſchränkt werden.

In ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit bilden die ſogenannten „Serien Reichsſchatzbillete", zumal in der jetzigen Uebermaſſe, einen ganz unhaltbaren Beſtandtheil der ruſſiſchen Staatsſchuld. Nach den geltenden, nur in einem Punkte neuerdings veränderten Beſtimmungen umfaßt jede Serie 3 Mill. Rbl. in Fünfzigrubelſcheinen mit 18 Kop. monatlichen oder $4_{/32}$% jährlichen Zinſes und wird auf acht Jahre ausgegeben. Die Krone nimmt dieſe Billete in allen Zahlungen an (alſo „Papiergeld mit Steuerfundation") und giebt ſie ebenſo bei allen Zahlungen aus, wonach man kaum anders vermuthen kann, als daß dieſe Scheine Zwangscurs für Zahlungen des Staats an Private haben, ohne daß das Correlat, der Zwangscurs für Zahlungen der Privaten unter einander, ausdrücklich ausgeſprochen iſt. Die Tilgung ſoll im Laufe von 8 Jahren erfolgen; bei den früheren Emiſſionen mit der weiteren Beſtimmung, daß in den erſten drei Jahren nur die Zinſen, in den letzten fünf Jahren alle Billete zurückgezahlt werden, in dem Maße, wie ſie an die Krone zurückgelangen, wobei ſich letztere das Recht vorbehielt, die Billete auch vor dieſem Termine einzuziehen, andrerſeits die nicht in Zahlung eingehenden gegen neue Billete einzuwechſeln „falls ſolches nach dem Gang der Geldoperation für nöthig erachtet werden ſollte". Später iſt nur von der Tilgung der Billete nach dem Ermeſſen der Regierung im Lauf von 8 Jahren die Rede und in Betreff einer früheren Einziehung kein Vorbehalt mehr gemacht. — Die Billete werden übrigens, zum Unterſchied von eigentlichem Papiergeld, nicht unbedingt, ſondern nur dann von den Renteien in Zahlung angenommen, wenn der Zahlbetrag nicht geringer iſt als die Summe des Billets ſammt aufgelaufenen Zinſen. Die letzteren werden bei Zahlungen zwiſchen den Renteien und dem Publicum nur für vollabgelaufene Monate berückſichtigt. Solche Beſtimmungen müſſen zu mancherlei Unzukömmlichkeiten führen und tragen zur Erhöhung der Integrität des Kaſſenperſonals gewiß nicht bei. Nach Umſtänden, z. B. bei hohem Disconto, wird die Verweigerung, Schatzbillete für kleinere Summen in Zahlung anzunehmen, ein Disagio dieſer

Scheine oder, wie in jüngſter Zeit, ein ſtärkeres Rückſtrömen derſelben in die Bank bewirken können. Beſonders ausgezahlt werden die Zinſen immer nur für voll abgelaufene Jahre, jetzt mittelſt abzuſchneidender Coupons, in der Hauptrentei und den Kreisrenteien der Gouvernementsſtädte.

Sehr charakteriſtiſch ſind nun die Urſachen der ſtarken Vermehrung der Serien und die Thatſache, daß wenigſtens in den letzten zwölf Jahren auch nicht ein einziges Mal die ablaufenden Serienbeträge, obgleich ſie ſtets nur zur Abhülfe einer vorübergehenden Verlegenheit der Finanzverwaltung emittirt worden waren, wirklich zurückgezogen, ſondern immer gegen neue Serien ausgetauſcht worden ſind. In die frühere Zeit konnten wir uns keinen ſpeciellen Einblick verſchaffen, für die Jahre 1855—67 haben wir den intereſſanten Verlauf genau verfolgt. Ende 1855 circulirten 21 Serien im Betrag von 63 Mill. Rbl. (Nr. XVI—XXXVI). Seitdem ſind bis 1867 51 neue Serien für 153 Mill. Rbl. ausgegeben, 40 inzwiſchen abgelaufene erneuert worden, ſo daß im Jahre 1867 72 Serien im Betrag von 216 Mill. R. in Umlauf verblieben ſind — eine ganz übermäßige Summe! Und für welche Zwecke! Faſt ausnahmlos für ſolche, welche rechtzeitige Steuererhöhungen oder jedenfalls, wenn nicht ſofort, ſo doch möglichſt bald die Aufnahme fundirter Anleihen erheiſcht hätten!*)

Die Möglichkeit, dieſe Papiere ſo ſtark zu vermehren, in zwölf Jahren faſt um das Vierfache, und die, wie es ſcheint, erſt in den letzten Jahren, beſonders ſeit 1866 ſtärker hervorgetretene Schwierigkeit, ſie

*) Neu ausgegeben wurden: 1856 10, 1860 5, 1862 10, 1863 durch verſchiedene Ukaſe 4, dann 1, dann noch 5 und 3, 1864 wiederum nach einander je 8, 1865 4, 1866—67 3 Serien. 1856: „wegen der außerordentlichen Bedürfniſſe in gegenwärtiger Zeit“ (Krimkrieg, Ukas vom 31. Decbr. 1855). 1860: „wegen der ſtarken Zurücknahme der Depoſiten ſeit der Rentenreduction“ weßhalb ſchon mehrmals, aber immer noch unzureichend die Bankkaſſen aus Mitteln des Reichsſchatzes und Geldern der letzten Anleihe hätten gefüllt werden müſſen (Ukas vom 8. Juni 1860). 1862: um der Hauptgeſellſchaft der ruſſiſchen Bahnen die Mittel zum Ausbau ihres Netzes zu bieten (Ukas vom 5. Decbr. 1861). 1863: die erſten fünf neuen Serien, um dem Reichsſchatz die Mittel zu gewähren, die Ausgaben nach dem Budget von 1863 zu decken (Ukaſe vom 19. Februar und 30. Mai 1863), die weiteren 8 Serien, „um die außerordentlichen Ausgaben des Schatzes bei dem gegenwärtigen Zuſtande des Königreichs Polen und einiger angrenzender Gouvernements zu decken“ (Ukaſe vom 30. Mai und 26. Novbr. 1863). 1864, 1865 und 1866—67 zur Deckung der laufenden Ausgaben nach dem Reichsbudget (Ukaſe vom 28. Mai und 19. Auguſt 1864, 7. Juni 1865 und 26. Octbr. 1866).

unterzubringen, ſind allerdings eigenthümlich, jedoch durch die Lage der ruſſiſchen Volkswirthſchaft erklärlich und dürfen jedenfalls nicht zu Gunſten der ferneren Beibehaltung dieſer großen und gefährlichen ſchwebenden Schuld ausgelegt werden. Die bereitwillige Aufnahme dieſer Papiere im Verkehr ſteht ſicherlich mit den beiden anderen wichtigen Creditoperationen dieſer Periode, nämlich der Vermehrung der Creditbillete in und nach dem Krimkriege und der Herabſetzung der Depoſitenzinſen, in engem urſächlichem Zuſammenhange. In erſterer Hinſicht iſt die Zunahme der Serien weſentlich dieſelbe Erſcheinung wie die Anſchwellung der Depoſiten in den Banken bis zur Zinsreduction: das neue Papiergeld ließ ſich vorläufig nicht anders unterbringen als durch Einlage in die Banken zu 4% oder lieber noch durch Anlage in den Serien, welche noch etwas höheren Zins gaben und als Zahlungsmittel an öffentlichen Kaſſen zu verwenden waren. Schon damals oder ſogar grade damals hätten ſicher noch mehr Serien Nehmer gefunden, wenn der Staat ſie ausgegeben hätte. Später mußte die Herabſetzung des Depoſitenzinſes von 4 auf 3% (20. Juli 1857), vom 1. Januar 1860 an ſogar auf 2% (abgeſehen vom neuen Depoſitengeſchäft der Reichsbank) vollends einen Theil der zurückgenommenen Gelder der Anlage in den Serien zuführen. Die Folge hiervon war aber nichts Anderes, als daß ein guter Theil der mit großen Koſten durchgeführten Rückzahlung und Fundirung der Depoſiten nur fictiv war: die ſchwebende Creditbilletſchuld war in die ſchwebende Depoſitenſchuld und dieſe wieder in die ſchwebende Serienſchuld verwandelt worden, die Menge hatte ſich inſoweit nicht verändert, die Qualität nur wieder verſchlechtert. Die Serienemiſſion gewann hier für die Verminderung der Depoſiten zwar dieſelbe Bedeutung wie die Ausgabe der 5 und 4% Bankbillete und der 4% ununterbrochen Renten tragenden, aber letztere Maßregel führte durch die Converſion zu einer Fundirung eines Theils der ſchwebenden Schuld, erſtere nicht.*) Später als das Papiergeld in die Verkehrscanäle des großen Reichs eingeſtrömt war, ein Druck auf den Geldmarkt und ein hoher Discont entſtand, häuften ſich die Serien dagegen nothwendig in den Staats- und Bankkaſſen an, — dieſelbe

*) Vgl. Goldmann a. a. O. S. 76 ff. Wenn auch nicht durchweg der Form, ſo doch der Wirkung nach hat die Emiſſion jener drei Arten fundirter Schulden (einſchließlich der 4% ununterbrochen Renten tragenden Billete) zur Fundirung von ca. 500 Mill. Rbl. Privatdepoſiten, dem größten Theil der am 1. Januar 1859 vorhandenen 725 Mill. Rbl. älteren Einlagen, geführt.

Erſcheinung wie die Rückforderung der Depoſiten. Bei den zukünftigen Operationen zur Herſtellung der Valuta wird der Drang, Serien in Creditbillete zu verwandeln, noch ſtärker werden, deßhalb muß man um ſo mehr die Fundirungsoperation auf die Serien ausdehnen.

Der Mangel der *jetzigen* ruſſiſchen Schatzſcheine liegt vor Allem in der *unbedingten Annahme an Zahlungsſtatt* für Beträge über 50 Rbl. *an den Staatskaſſen*, in der zum Theil dieſe Eigenſchaft bedingenden *viel zu langen Umlaufszeit* und der *übergroßen Maſſe* dieſer Papiere. Letztere werden dadurch eine Art *Papiergeld*, ein *verzinsliches* Papiergeld nach der alten falſchen Idee neben dem unverzinslichen, den Creditbilleten. Da die Serien nicht die volle Eigenſchaft des Papiergelds beſitzen, ſo ergeben ſich die bekannten Mißſtände, die Anhäufung in den Bank- (und auch wohl den Staats-) Kaſſen, ſobald der Verkehr mehr gewöhnliche Umlaufsmittel braucht. Für den Staat kommt noch der Nachtheil der Verzinslichkeit in Betracht, der für die Volkswirthſchaft kaum durch den Vortheil aufgewogen wird, daß die Serien wenigſtens theil- und zeitweiſe nicht als Papiergeld, ſondern als Geldpapier fungiren, nicht zu Zahlungen, ſondern zu Capitalanlagen verwendet werden. *Die Reform muß unſeres Erachtens in der Verwandlung nicht des halben in volles Papiergeld, ſondern in reines Geldpapier und in der definitiven Beſeitigung der größeren Maſſe der Serien beſtehen.*

Der einzuziehende Betrag Serien hängt von der Größe desjenigen Serienbetrags ab, welcher in der Form eigentlicher Schatzſcheine vom ruſſiſchen Verkehr bequem aufgenommen werden kann. Letztere Größe läßt ſich nur aus der Erfahrung richtig beſtimmen. Analogieſchlüſſe nach den Verhältniſſen andrer Länder ſind gewagt. Doch zeigt der Vergleich mit den anderen europäiſchen Großſtaaten, ſelbſt mit Frankreich und Oeſterreich, welche wie alle finanziell derangirten Staaten unter der Bürde übermäßiger ſchwebender Schulden leiden, daß die gegenwärtige ruſſiſche Serienſchuld, 48,6 % der Bruttoeinnahme des Reichs, wirklich ganz unverhältnißmäßig groß iſt, und doch bilden die Serien in Rußland nur den kleinſten Theil der ſchwebenden Schuld. Selbſt ein Betrag von 100 Mill. Rbl. *eigentlicher* Schatzſcheine iſt immer noch 22,4 % der Bruttoſtaatseinnahme. Auf 100 Mill. werden die Serien mindeſtens zu reduciren ſein und auch

dann ſind die Verhältniſſe der anderen Länder meiſtens noch günſtiger.*) Der Betrag von 100 Mill. Rbl. überſteigt immer noch die bis zum Jahre 1860 ausgegebene Summe. Iſt die Erfahrung nicht ganz ermuthigend, ſo empfiehlt ſich für ſpäter eine weitere Verminderung. Vorläufig proponiren wir die Einziehung der Serien bis auf 100 Mill. Rbl.

Falls die Valutaoperationen nicht ein raſcheres Vorgehen erheiſchen, was kaum anzunehmen iſt, da ein Zeitraum von 4—5 Jahren für die geſammte Operation wohl mindeſtens nothwendig ſein dürfte, ſo kann die Fundirung der einzuziehenden Serien am beſten wohl auf die Weiſe bewerkſtelligt werden, daß die grade von 1868 an wegen der ſtarken Emiſſion vor acht Jahren in größeren Beträgen jährlich ablaufenden Serien nicht wieder gegen neue umgewechſelt werden. Es werden fällig im Jahre 1868 (reſp. in den nächſten Monaten des folgenden Jahres) 15, 1869 6, 1870 60, 1871 39, 1872 54, 1873 33, 1874 9 Mill. Rbl. Serien. Eine theilweiſe Fundirung dieſer Summe iſt von jedem Geſichtspunkte aus abſolutes Erforderniß, ſelbſt wenn die Finanzleitung ſonſt wie bisher die Hände in den Schooß legt. Nach unſerem Vorſchlage werden 116 Mill. Rbl., vornehmlich in den Jahren 1870 und 1871, einzuziehen

*) In Großbritannien wird der Betrag der Schatzkammerbills jährlich, derjenige der Schatzbons (mit längrer Verfallzeit) für längere Finanzperioden beſtimmt. In den letzten Jahren gab es von jenen 12,9 Mill. Pfd. St. (18,6 % der Bruttoſtaatseinnahme), von dieſen 3,6 Mill. Pfd. St., eingetheilt in verſchiedene Serien, welche immer ein halbes Jahr nach einander fällig ſind. In Zeiten beſondrer Anforderungen an die Finanzen, z. B. in den Revolutionskriegen, im Krimkrieg, war der Betrag viel höher. In Preußen hat man erſt nach den Ereigniſſen von 1866 mit der Ausgabe von Schatzſcheinen begonnen. Das Geſetz vom 28. September 1866 geſtattete den eröffneten Credit von 60 Mill. eventuell vollſtändig durch verzinsliche Schatzanweiſungen, längſtens auf ein Jahr lautend, zu decken. Doch iſt von dieſer Erlaubniß nur ſchüchtern Gebrauch gemacht und zuerſt nur ein Betrag von 5 (Verordn. vom 31. Mai 1867), dann von weiteren 5 Mill. Thlrn. 3 % Scheine emittirt worden (ca. 4,5 % der Bruttoſtaatseinnahme, welche einſchließlich der neuen Provinzen und inbegriffen die vom preußiſchen auf das norddeutſche Bundesbudget übertragenen Einnahmen ca. 220 Mill. Thlr. beträgt). In Oeſterreich giebt es, neben dem Staatspapiergeld und den Zwangscursbanknoten, 100 Mill. Fl. Schatzſcheine (ſog. Salinenſcheine, deren Entwicklungs- und Vermehrungsgeſchichte derjenigen der ruſſiſchen Serien analog, auch für die reine Theorie des Geld- und Creditweſens intereſſant iſt, ſ. meine Ordn. d. öſterr. Staatshaush. S. 82) oder 24 % der Bruttoeinnahme. In Frankreich endlich bilden die Bons du Trésor den Hauptbeſtandtheil der über 900 Mill. Fr. (faſt 50 % der Bruttoeinnahme) betragenden ſchwebenden Schuld, eine übermäßige Summe und eine der vielen ſchlimmen Seiten der neueren franzöſiſchen Finanzwirthſchaft. Seit länger vergebliche Regulirungsverſuche!

ſein. Der Staat muß zu dieſem Behufe über eine ratenweiſe eingehende größere Anleiheſumme rechtzeitig verfügen.

Die übrigen 100 Mill. Serien ſind in eigentliche Schatzſcheine, eine Art Schatzwechſel wie in anderen Staaten, zu verwandeln. Dieſe neuen Schatzſcheine werden im Allgemeinen nicht an den Staatskaſſen in Zahlung angenommen, ihre Verfallzeit iſt dagegen erheblich zu verkürzen und für bequeme Einlöſung beim Verfall iſt Sorge zu tragen. Auch für Rußland empfiehlt ſich die engliſche Einrichtung von Schatzſcheinen verſchiedener Verfallzeiten, wie der engliſchen Bills (bis 1 Jahr) und der Bons (über 1 Jahr bis 6 Jahr). Die erſteren, welche wir Schatzanweiſungen nennen wollen, können etwa auf 3, 6, 9, 12 Monate, die anderen, die Schatzobligationen, wohl auf 1½, 2, 3, 4, 5 und 6 Jahre ausgeſtellt werden. Nach der Beſeitigung des Papiergeldcharakters der Schatzſcheine iſt die Beſchränkung auf 50-Rbl.-Scheine unnöthig, kleinere und größere runde (am Beſten durch 10 ohne Reſt theilbare) Beträge können ausgegeben werden. Bei den Schatzanweiſungen wird der Zins paſſend als Discont vorweg bezahlt, was auch die Geldmanipulation an den Staatskaſſen erleichtert, falls die Scheine kurz vor Verfall in Zahlung angenommen werden. In letzterer Beziehung könnte man etwa die Scheine 1—2 Monate vor Verfall gegen den Discontabzug in Zahlung annehmen laſſen, in den entlegeneren Gouvernements vielleicht auch etwas länger vorher, — grade in den Hauptſtädten iſt dies am wenigſten nothwendig.

Der Zinsfuß der Schatzſcheine darf ferner nicht wie gegenwärtig ein ſtabiler ſein. Er muß nach dem marktgängigen Disconto für die Anweiſungen und die 1—2 Jahre laufenden Obligationen und in verſchiedener Höhe nach den Verfallzeiten feſtgeſetzt werden, nämlich nach den allgemeinen Normen der Regulirung des Leihzinſes und der bekannten Regel des Depoſitenbankgeſchäfts niedriger für kurze und höher für lange Verfallzeit. Denn in gewiſſem Sinne ſind ſich Verfügbarkeit, reſp. Kürze der Kündigungsfriſt, und Zinshöhe ebenſo gut umgekehrt proportional als letztere und Sicherheit der Anlage. Für die Obligationen mit längerer Verfallzeit, über zwei Jahre hinaus, kommt wieder ein anderes Moment in Betracht, nämlich der Vortheil auf länger hinaus hinſichtlich des Pari des Capitals geſichert zu ſein. Daher kann der Zinsfuß für dieſe Obligationen wohl wieder etwas ermäßigt werden.

Im Uebrigen muß das Schatzſcheingeſchäft nach Bankgrundſätzen geführt werden. So iſt namentlich auch ein gewiſſer Baarfonds erforderlich, den

wir bei 100 Mill. Schatzſcheinen vorläufig auf 5 Mill. veranſchlagen wollen. Gegen ſtärkere Kündigungen reſp. Verweigerung der Prolongationen hat die Verwaltung in der Erhöhung des Zinsfußes das probate, rationelle und doch nicht ſehr koſtſpielige Mittel der Banken zur Verfügung; bei veränderten Conjuncturen kann bald wieder eine Herabſetzung des Zinsfußes erfolgen. Wenn der Betrag der Schatzſcheine geſetzlich feſt normirt iſt und das Geſchäft ordentlich geleitet wird, ſo verliert auch die Gefahr der Discontirung der nur noch kurze Zeit laufenden Scheine durch die Reichsbank ihre Bedeutung. Im Gegentheil kann wie in England und Frankreich eine große Bank alsdann zweckmäßige Dienſte bei der Verwaltung dieſes Geſchäfts leiſten. Unter gewiſſen Cautelen kann letzteres auch der Reichsbank übertragen werden.

Die Schatzſcheinemiſſion von 100 Mill. Rbl. würde vorläufig etwa je zur Hälfte auf Anweiſungen und Obligationen zu vertheilen ſein. Die Anweiſungen machen der Geſchäftsſtratte und dem geſunden Depoſitengeſchäft der Banken bei den zur Discontirung und zur Depoſiteneinlage beſtimmten Geldcapital leicht beſondere Concurrenz. Dies ſchadet in reichen Ländern mit ausgebildetem Credit- und Bankweſen nicht viel, in Ländern wie Oeſterreich und Rußland kann es bedenklich werden. Deßhalb iſt es wünſchenswerth, den Betrag der Anweiſungen nicht zu hoch anzuſetzen. Werden Anweiſungen an öffentlichen Kaſſen in Zahlung angenommen, ſo müſſen ſie an die Hauptkaſſe zur Einlöſung geſandt und dürfen nicht wieder ausgegeben werden.

Die Raum- und Verkehrsverhältniſſe des ruſſiſchen Reichs ſind der Ausgabe von Schatzobligationen wohl günſtig. Auch die Unterbringung eines größeren Betrags als 50 Mill. wird kaum erhebliche Schwierigkeiten machen. Doch die geſicherte Ordnung des Staatshaushalts verlangt, den Betrag nicht zu hoch zu greifen, weil ſonſt für eine längere, unberechenbare Zukunft Verpflichtungen übernommen werden, welche gelegentlich recht läſtig fallen können. Bei 1—6 Jahren Verfallzeit werden jährlich 10 Mill. Rbl. fällig, deren Termine paſſend halb- oder vierteljährlich, alſo mit 5 und 2½ Mill. zu wählen ſind. Allerdings kann der Schatz die von ihm gewünſchte Prolongation auch bei dieſen Obligationen wohl durch Erhöhung des Zinsfußes bis zu einem gewiſſen Umfang erzwingen. Aber dieſe Hülfe kann bei Papieren längrer Verfallzeiten leichter verſagen oder anderſeits zu koſtſpielig werden. Sehr große Summen Schatzobligationen würden eine beſonders unbequeme Staatsſchuld mit kurzer Tilgungsperiode und

ſtarker Tilgungsquote bilden. — Die Umwandlung der übrig bleibenden Serien in neue Schatzſcheine beider Arten erfolgt wohl am paſſendſten beim Ablauf der jetzigen Serien.

Die Koſten der hier vorgeſchlagenen Regulirung der Serien werden wir unten im Zuſammenhang mit den Koſten der geſammten Operationen beſprechen.

6) Die Regulirung der Depoſitenſchuld.

Wenn die Serien einmal in der angegebenen Weiſe geordnet ſind, ſo hat dies für die Depoſiten und Creditbillete, die eigentlichen Bankſchulden, einen doppelten Vortheil. Es iſt alsdann nämlich die Gefahr beſeitigt, daß zum Erſatz der rückſtrömenden Serien Creditbillete ausgegeben werden müſſen, und die leichter realiſirbaren Bankactiva bleiben allein verfügbar für Depoſiten und Noten, während ſie gegenwärtig, wo die Serien täglich in den Staats- und Bankkaſſen in Zahlung angenommen werden, in der That auch als verfügbare Deckungsmittel der Serien mit betrachtet werden müſſen, wenn dieſes Verhältniß auch durch die Form des Bankausweiſes verdeckt wird. Der Fortſchritt tritt darin zu Tage, daß nach Tabelle 4 im Mai 1868 nur $20_{,2}$ % der ſchwebenden Schuld leidlich ordentlich gedeckt waren, nach Abſetzung der Serienſchuld — was aber erſt nach der Regulirung der letzteren ſtatthaft iſt — dagegen bereits $24_{,7}$ %.

In den Bankausweiſen ſind die Activa, zum Theil allerdings auf Grund früherer geſetzlicher, jedoch in allen Punkten willkürlich durchbrochener Beſtimmungen, den verſchiedenen Arten der Paſſiva gleichſam als deren ſpecielle Deckung zugetheilt. Das iſt gegenwärtig eine ziemlich gleichgültige Fiction, welche man nur etwa dazu brauchen kann, um einen leichteren Ueberblick über die Deckungsverhältniſſe der Bankſchulden zu gewinnen.*) Dieſe geſtalten ſich hiernach folgendermaßen.

*) Die gleichartigen Poſten ſind im Ausweis nicht einmal zuſammengezogen. So befindet ſich darin ein „Conto des Auswechslungsfonds und der Creditbillete", im Paſſivum mit $691_{,88}$ Mill. Rbl. Creditbilleten (1. Mai 1868), im Activum mit der „Metallkaſſe", d. h. dem größten Theil des in der Bank liegenden Golds und Silbers, aber — wiederum nach einer Fiction — einſchließlich eines Betrags von 24 Mill. Rbl. „öffentliche Fonds" (Tab. 2 sub 6 b.), und mit dem „Découvert des Schatzes für die Creditbillete". In einem beſonderen Conto ſind die „Summen in Creditbilleten emittirt für die Succurſalen" gebucht. Eine ſpecielle Deckung dafür iſt in der Bilanz nicht ausgeworfen. Die durch Schatzſcheine garantirte Emiſſion von Creditbilleten iſt jetzt zu den erſten Hauptpoſten hinzugeſchlagen.

1) Conto der Creditbillete.

Paſſiva. (Mill. Rbl.)		Activa.		oder %
Creditbillete (Hauptſumme) .	691,88	Metallkaſſe { Gold . .	94,55	13,6
		Silber .	4,86	0,7
		Deff. Fonds	24,00	3,5
		Découvert	568,47	82,2
		Summa	691,88	100,0

2) Conto der übrigen kündbaren Schulden.

Creditbillete für die Succurſ.	28,5	Kaſſe { Metall . . .	19,95	6,5
Privatdepoſiten	c. 232,0	Creditbill. und 4% Bill. .	23,78	7,8
Oeffentliche Depoſiten . .	c. 46,0	Creditbillet bei den Fil. . .	12,0	3,9
		Privatforderungen .	c. 55,0	17,9
		Realiſirbare Staatsſchuldpoſten . .	c. 45,2	14,8
		Summa	155,93	50,9
		Découvert (reſp. anders gedeckt)	150,57	49,1
Summa	306,5	Summa	306,5	100,0

3) Zuſammengezogenes Conto aller kündbaren Schulden.

Creditbillete (excl. Kaſſe) .	c. 685,0	Metallvorrath . . .	113,37	11,8
Depoſiten	c. 278,0	Privatforderungen .	c. 55,0	5,7
		Realiſirbare Staatsſchuldpoſten . .	c. 69,2	7,2
		Summa	237,57	24,7
		Découvert (reſp. anders gedeckt)	725,43	75,3
Summa	963,0	Summa	963,0	100,0

Man ſieht, daß nach dieſer Gruppirung die Hauptſumme der Creditbillete für ſich allein zwar metalliſch beſſer, ſonſt aber noch ſchlechter als ſowohl die Geſammtheit der kündbaren Schulden wie die übrigen kündbaren Schulden gedeckt iſt. Auch eine rechtliche Bedeutung hat die höhere Metalldeckung der Creditbillete nicht, denn nach der Wieder-

einführung der Metallwährung kann natürlich für die Depoſiten ſo gut als für die Creditbillete Münze gefordert werden.

Um das Ziel zu bezeichnen, welches man bei der Regulirung des Depoſitengeſchäfts erreichen muß, wird man zuerſt die Depoſiten analyſiren müſſen. Alsdann kann man paſſend in Anknüpfung an die eben vorgeführte Gruppirung durch eine kleine Umgeſtaltung der letzteren hypothetiſch aus den jetzigen Bankactivis eine möglichſt gute Deckung des Depoſitengeſchäfts zuſammenſtellen. Daraus ergiebt ſich, ob und was eventuell ſelbſt noch für das Depoſitengeſchäft allein weiter Noth thut und welche Operationen vollends für die Regulirung der Creditbillete auf Grund einer ſolchen, den zu ſtellenden Anforderungen entſprechenden Hypotheſe noch erforderlich ſind. So führt dieſe Hypotheſe zur Begründung der praktiſchen Vorſchläge.

Die aus den alten Creditanſtalten herrührenden Depoſiten (Tab. 1 sub 5) ſind in langſamer aber ſtetiger Verminderung durch Abzahlung begriffen. Daſſelbe gilt von den Rückſtänden für ſchuldige Depoſitenzinſen. Beide Poſten zuſammen, welche in der unten folgenden Zuſammenſtellung mit Inbegriff der übrigen Rückſtände ältere Depoſiten genannt werden, betragen ungefähr 42 Mill. Rbl. Für die allmähliche weitere Tilgung dieſer Summe ſind die Mittel zu beſchaffen. Die Rückſtände für ausgeloſte Staatspapiere, Bankbillete, Zinſen derſelben u. ſ. w. werden dagegen in der jetzigen Lage des ruſſiſchen Staatsſchuldenweſens und bei der vorausſichtlichen Zunahme der Obligationen fundirter Anleihen im Geſammtbetrage eher wachſen als abnehmen, indem für behobene Rückſtände immer wieder neu zu behebende zeitweilig ſtehen bleiben. So bedarf dieſer Poſten von 11—12 Mill. Rbl. wenigſtens nicht unbedingt einer beſonderen Creditoperation zu ſeiner Regulirung. Für dieſe 54 Mill. „ältere Depoſiten" genügt daher vorläufig eine Anleihe von 42 Mill. Rbl.

Die öffentlichen Depoſiten ſind in letzter Zeit beſonders ſtark angeſchwollen (Tab. 1 sub 7). Vermuthlich muß die Bank auf dieſem Conto bald an den Staat und ſeine Inſtitute größere Rückzahlungen leiſten. Deßhalb muß dieſer Poſten wie die kurz- oder ſtetsfälligen Privatdepoſiten ſtreng bankmäßig, d. h. durch baare Kaſſe und leicht realiſirbare Forderungen gedeckt werden. Da auch die Privatdepoſiten abnehmen, ſo muß dieſe Deckung um ſo dringender verlangt werden.

Die Privatdepoſiten zerfallen in zwei größere Klaſſen, die ſtets auf Verlangen und die erſt nach gewiſſen Kündigungsterminen

rückzahlbaren Depoſiten. Die Summe der erſteren beträgt ca. 133 Mill. Rbl. (eigentliche Sichtdepoſiten, Contocorrente und Billets à Ordre), diejenige der Termindepoſiten ca. 45 Mill. Rbl. Doch befinden wir uns in Betreff dieſer letzteren in einigen Zweifeln. Es ſcheint nämlich, daß ſich neuerdings grade auch die auf *längſte Kündigungstermine* hinterlegten Depoſiten recht ſtark vermindert haben. So ſind die 4½% Depoſiten von April 1867 bis Mai 1868 von 20,26 auf 12,20 Mill. Rbl. geſunken. Unter ſolchen Umſtänden wird man ſpäter kaum umhin können, ſelbſt für dieſe Termindepoſiten eine *beſſere* Deckung mit in Ausſicht zu nehmen. Um ſo ſtrenger muß man daher jetzt ſchon an der Forderung bankmäßiger Deckung für die *übrigen* Depoſiten feſthalten.

Weiſt man nunmehr hypothetiſch alle leichter realiſirbaren Activa der Reichsbank (ſammt Filialen) dem Depoſitengeſchäft zu, ſo erhält man folgende *Bilanz* des letzteren:

Paſſiva.	Mill. Rbl.	Activa.	Mill. Rbl.
Kurzfällige Depoſiten . . .	133,0	Metallvorrath	113,37
Oeffentliche Depoſiten . .	46,0	Privatforderungen . . .	55,0
Summa	179,0	Real. Staatsſchuldpoſten. .	69,2
Termindepoſiten	45,0	Summa: bankmäßig	237,57
Aeltere Depoſiten	54,0	Découvert (andre Deckung) .	40,43
Summa	278,0	Summa	278,0

Dieſe Lage des Depoſitengeſchäfts entſpräche zwar noch nicht allen gerechtfertigten Anforderungen, aber ſie wäre doch eine im Ganzen genügende. Der Metallvorrath brauchte bei Weitem nicht ſo hoch zu ſein, dafür dürfte aber ein entſprechender Theil deſſelben nur in leicht realiſirbare Werthe verwandelt werden. Jedenfalls müſſen die bankmäßigen Activa mindeſtens auf dieſer Höhe von ca. 238 Mill. Rbl. bleiben. Es ergiebt ſich mithin aus dieſer hypothetiſchen Bilanz, *welche gleichwohl gar keine brauchbaren Activa für die Creditbillete übrig laſſen würde*, daß die neuen Creditoperationen dem Depoſitengeſchäft wenigſtens eine ähnliche Deckung, wie nach dieſer Bilanz, geben müſſen.

Dieſe neuen Creditoperationen müſſen ſonach flüſſige Mittel für die ſucceſſive Abzahlung von 42 Mill. Rbl. und eine gute bankmäßige Deckung für wenigſtens 180 Mill. Rbl. ſtehen bleibende Depoſiten beſchaffen. Selbſt dann ſind die

Termindepoſiten noch nicht bankmäßig gedeckt. Wenn auch das erreicht werden ſoll, ſo muß die letztgenannte Summe noch auf wenigſtens 220 Mill. Rbl. erhöht werden. Dieſe Ziffer der Operation iſt keineswegs zu hoch, wenn auch wohl vorläufig die niedrigere von 180 Mill. genügen möchte. Die eigentlichen verzinslichen Depoſiten haben nämlich von Monat zu Monat in den letzten Jahren abgenommen. Die Zunahme der Contocorrente iſt auf der andern Seite freilich ein Symptom des geringer werdenden Geldbedarfs, doch kann ſie ſehr wohl auch nur durch die neue Vermehrung der Creditbillete verurſacht worden ſein. Bei der Geldklemme, welche im Gefolge der Operationen zur Herſtellung des Geldweſens nothwendig entſtehen muß, kann auch leicht wieder eine ſtärkere Zurückziehung der Depoſiten eintreten. Nur der Wunſch, die erforderlichen Anleihen auf das *irgend ſtatthafte* Minimum zu beſchränken, bewegt uns dazu, die Operation zur Beſchaffung der bankmäßigen Deckung der Depoſiten mit 180 ſtatt mit 220 Mill. Rbl. in Rechnung zu ſtellen.

Weiſt man wirklich, wie in der obigen Hypotheſe, die *vorhandenen* realiſirbaren Activa dem Depoſitengeſchäft ausſchließlich zu, ſo verkleinert ſich natürlich dem entſprechend die *neue* Operation für dieſen Geſchäftszweig, während ſich um ebenſo viel die Regulirungsoperation der Creditbillete vergrößert. Im Endreſultat kommt dies auf daſſelbe hinaus. Wir wollen von der Annahme ausgehen, daß der vorhandene Baarvorrath von 113 Mill. Rbl. — obwohl das Depoſitengeſchäft auch aus dem Grunde ſchon jetzt einen Theil davon beanſpruchen könnte, weil der Vorrath zum Theil nur durch die ungewöhnlich ſtarke Einſchränkung des Wechſel- und Lombardgeſchäfts ſeine gegenwärtige Höhe erreicht hat, — *ganz* dem Zettelgeſchäft, die übrigen brauchbaren Activa von 125 Mill. Rbl. aber ganz dem Depoſitengeſchäft zugewieſen werden. Dann ſtellt ſich hinſichtlich dieſes Theils der ſchwebenden Schuld die Aufgabe dahin: *es müſſen zur Rückzahlung von 42 Mill. Depoſiten und zur erforderlichen Ergänzung der bankmäßigen Deckung um 55 Mill. Rbl. für das verbleibende Depoſitengeſchäft Creditoperationen im Betrage von 97 Mill. Rbl. unternommen werden.*

Die *erſte* Maßregel iſt weſentlich dieſelbe wie die im vorigen Abſchnitt befürwortete hinſichtlich der 116 Mill. Rbl. einzuziehender Serien: die betreffende ſchwebende Schuld muß in beiden Fällen endgültig beſeitigt werden; an ihre Stelle tritt eine fundirte Staatsſchuld.

Die zweite Maßregel hat einen ähnlichen Charakter und Zweck wie die Verwandlung der 100 Mill. reſtirender Serien in eigentliche Schatzſcheine. Die Depoſiten müſſen zu einer durch eine veränderte Organiſation ihrer Deckung ungefährlichen ſchwebenden Schuld werden. Weil der Staat ſchon in den Schatzſcheinen eine große ſchwebende Schuld beſitzt, dürfen die Depoſiten um ſo weniger ohne geeignete ſpecielle, d. h. hier aus Kaſſe und leicht realiſirbaren Forderungen beſtehende Deckung, nicht auch wie die Schatzſcheine auf bloßen Staatsperſonalcredit hin als ſchwebende Schuld verbleiben.

Aus einer Anleihe von 55 Mill. Rbl. zur Beſchaffung einer bankmäßigen Deckung der Depoſiten muß zuvörderſt eine baare Kaſſe auch für dieſen Geſchäftszweig beſchafft und der Reſt in ſolchen Werthen angelegt werden, welche eine Ergänzung dieſer Kaſſe im Fall ſtärkerer Rückforderungen der Depoſiten leicht machen. Sonſt muß das Depoſitengeſchäft, wie auch die bisherige Erfahrung in Rußland beweiſt, ſtets auf die Kaſſe des Notengeſchäfts recurriren oder, was auf daſſelbe hinauskommt, es müſſen neue Creditbillete emittirt werden, wenn die Depoſiten zurückverlangt werden.

Der Zeitpunkt und die Durchführungsmodalitäten der vorgeſchlagenen Creditoperation hängen theils von der Stärke der Rückforderungen der Depoſiten, theils von der Einrichtung der Hauptoperationen zur Regulirung der Creditbillete ab. Jedenfalls muß von vornherein eine Anleihe ſpeciell zur Rückzahlung und Regulirung der Depoſiten mit in Ausſicht genommen werden, welche in paſſenden Terminen ratenweiſe einzuzahlen iſt. Wir können ferner nur nochmals betonen, daß eine ſolche Creditoperation zur Ordnung des Depoſitengeſchäfts ganz unabhängig von allen weiteren eigentlichen Maßregeln zur Herſtellung der Valuta nothwendig iſt. Sie wird wenigſtens die früher oft ſo verhängnißvolle Gefahr beſeitigen, daß der Inſolvenz des Depoſitengeſchäfts durch neue Emiſſion uneinlösbaren Zwangscurspapiergelds abgeholfen werden muß.

Es überſchreitet unſere Aufgabe, das Depoſitengeſchäft der Reichsbank abgeſehen von ſeiner Beziehung zur Valutafrage hier näher zu beſprechen. Unſeres Erachtens ſollte übrigens auch in Rußland der Grundſatz der Stabilität des Zinsfußes wenigſtens bei den Sichtdepoſiten zu Gunſten des wandelbaren, der Bewegung des Disconts folgenden Zinsfußes aufgegeben werden. Dadurch läßt ſich der Rückforderung der Depoſiten in Zeiten der Geldklemme eher Einhalt gebieten und zugleich gewinnt dabei das Depoſitengeſchäft gegenüber dem Notengeſchäft mehr Boden.

Beides liegt im Intereſſe des Geld- und Creditweſens. — Ueber die Koſten der Operation ſprechen wir ebenfalls unten noch.

8) Die Regulirung der Papiergeldſchuld oder der Creditbillete.

a. Die Einziehung eines Theils der Creditbillete.

In den weiteren Erörterungen ſetzen wir nun die erfolgte Regulirung der Serien- und Depoſitenſchuld voraus. Sonſt müßten unbedingt hinſichtlich der Regulirung der Creditbillete viel weiter gehende Forderungen geſtellt werden, als dies im Folgenden geſchieht. Wir gehen nach dem Geſagten von einer Papiergeldmenge von 685 Mill. Rbl. im Paſſivum aus, welcher im Activum von brauchbaren oder realiſirbaren Werthen nur der Baarvorrath von 113 Mill. Rbl. gegenüber ſteht. Auch dieſer iſt aber bloß unter der Bedingung für das Zettelgeſchäft ausſchließlich verfügbar, daß für den erforderlichen Kaſſenbeſtand des Schatzſcheine- und Depoſitengeſchäfts anderweit Vorſorge getroffen iſt.

Bei unſeren poſitiven Vorſchlägen machen wir nun die ſchon oben berührte Vorausſetzung, daß man ſich auch bei der Regulirung der Creditbillete möglichſt an das Beſtehende halte. Wir weiſen alſo namentlich auch jedes Project nochmals zurück, welches auf eine gänzliche Beſeitigung auch einlösbaren Papiergelds oder eigentlicher Banknoten hinausläuft. Dagegen ſprechen praktiſche und theoretiſche, finanz- und creditpolitiſche Gründe die Menge, ohne daß ein ausſchlaggebender Grund dafür ins Gewicht fiele. Die Creditoperationen würden dadurch ganz unnöthig vergrößert, ebendeßhalb vertheuert und erſchwert werden. Die Gefahr, wenn bloß Münze in Zukunft ſtatt der Creditbillete umliefe, wieder von Neuem in Papiergeldwirthſchaft zu gerathen, wird mit Nichten vermindert. Die principielle Verwerfung alles Banknotenweſens (und einlösbaren Staatspapiergelds), welche allerdings hier und da noch vertreten wird, beruht auf einer Reihe theoretiſcher Irrthümer über Geld- und Creditwirthſchaft, Papiergeld- und Banknotenweſen und darf mit Recht als widerlegt und antiquirt gelten. Daher darf auch in unſerem concreten Falle von der Herbeiführung einer ausſchließlichen Münzcirculation ganz abgeſehen werden.

Hiernach geſtaltet ſich die Aufgabe auch in dieſem ebenſo wie in den beiden bereits erörterten Fällen der Serien und Depoſiten. Es muß

nämlich einmal ein Theil der Creditbillete, deren Geſammtmenge unbedingt zu groß iſt, eingezogen, m. a. W. die vom Papiergeld dargeſtellte ſchwebende Schuld in einem noch näher zu beſtimmenden Betrage fundirt werden. Sodann iſt die Deckung der übrigbleibenden Creditbillete anders und zwar derartig einzurichten, daß dieſe Billete ſtets ſofort auf Verlangen des Inhabers von der Bank (oder wer ſonſt die Ausgabe leitet) eingelöſt werden können. Dieſe beiden Maßregeln laſſen ſich getrennt von einander betrachten und durchführen. Die erſte iſt eine reine Finanzoperation, deren Beſorgung dem Staate obliegt. Bei der zweiten handelt es ſich ebenfalls um Finanzoperationen, daneben aber um eine etwaige Veränderung der ganzen Organiſation des Papiergeld- und Zettelbankweſens.

Die erſte Maßregel ſetzt die Ermittelung einer Ziffer des vorläufig jedenfalls zu beſeitigenden Theils des Papiergelds voraus. Dieſe Ziffer fällt verſchieden aus, je nachdem man die (gänzliche oder theilweiſe) Beſeitigung der kleinen Creditbillete, der 1- und 3-Rubelſcheine, von vornherein mit in Ausſicht nimmt oder vorläufig alle jene Umſätze, welche jetzt durch Creditbillete vermittelt werden, auch fernerhin noch ausſchließlich durch (einlösbar gewordenes) Papiergeld bewerkſtelligen läßt. Wir wollen die Frage trennen und zuerſt die Ziffer der zur beſeitigenden Papiergeldmenge in dem Falle feſtzuſtellen ſuchen, wenn das kleine Papiergeld noch verbleibt.

Unſeres Erachtens muß man nun das offene Eingeſtändniß machen, daß eine ſolche Ziffer a priori nur mehr oder weniger willkürlich angenommen, um nicht zu ſagen errathen werden muß. Zwar iſt die principielle Forderung leicht hinzuſtellen: die Papiergeldmenge muß auf den wirklichen, bei Metallgeldpreiſen der Waaren und Leiſtungen vorhandenen Bedarf an den durch die Creditbillete dargeſtellten Umlaufsmitteln beſchränkt werden. Auch giebt es wohl einige erfahrungsmäßige Anhaltspunkte, um wenigſtens annähernd dieſen Geldbedarf zu ermitteln. Aber ſchon bei der näheren Formulirung jener theoretiſchen Forderung ſtößt man auf große Schwierigkeiten. Man kann vollends bei der eigenthümlichen Entwicklung, welche das ruſſiſche Geld- und Creditweſen in den letzten fünfzehn Jahren genommen, ſchwer die Rolle würdigen, welche die übrigen Creditumlaufsmittel, die Serien u. ſ. w., neben den Creditbilleten

geſpielt haben. Ebenſo wenig läßt ſich im Voraus näher ermeſſen, wie die vorgeſchlagene Verminderung der Serien den Bedarf an Creditbilleten etwa erhöhen möge. Im Anhalt an die wichtige aber noch ſehr wenig erforſchte Theorie der Stückelung der Creditumlaufsmittel und mit Hülfe genereller Beobachtungen im ruſſiſchen Verkehr laſſen ſich vielleicht einige allgemeine Sätze aus den Grundregeln des Geld- und Creditweſens ableiten aber zu keiner näheren, geſchweige zur ziffermäßigen Genauigkeit bringen. Auf empiriſcher, ſtatiſtiſcher Grundlage kann man nur mit etwas größerer Sicherheit Daten für die ungefähre Ober- und Untergrenze gewinnen, zwiſchen welchen die geſuchte Größe vermuthlich liegt. Drei verſchiedene Wege, welche hier zugänglich ſind, führen wenigſtens zur Auffindung einer ähnlichen Ziffer, und dieſe muß in Ermanglung einer beſſer begründeten genügen. Man kann nämlich zur Ermittelung der Bedarfsgröße an al pari mit Münze ſtehenden Creditbilleten ausgeben: 1) von der Ziffer der ausgegebenen Menge Creditbillete während der Papiergeldwirthſchaft ſelbſt (ſeit dem Krimkriege), oder 2) von der Ziffer der einlösbaren Creditbillete *vor* dem Kriege unter Mitberückſichtigung der vermuthlichen Größe der Münzcirculation, oder 3) von der Ziffer der ausgegebenen Creditbillete unter gleichzeitiger Beobachtung des Curswerths des Papiergelds. Die Ergebniſſe dieſer drei verſchiedenen Unterſuchungen controliren ſich gegenſeitig einigermaßen. Man begeht übrigens in allen dreien den gleichen theoretiſchen Fehler, die Creditbillete und die Münze als die einzigen hier in Betracht kommenden Umlaufsmittel anzuſehen, was eigentlich um ſo weniger erlaubt iſt, da auch das *Verhältniß der übrigen* Circulationsmittel zu den Creditbilleten und der Münze, unter Anderem ſchon in Folge der ſtarken Vermehrung der Serien und der Veränderungen im Depoſitenbankweſen, ſich im Laufe der Jahre vielfach verändert, man es alſo auch nicht mit einem *conſtanten* Fehler zu thun hat.

Auf dem *erſten* der genannten Wege kommt man, da im Mechanismus des ruſſiſchen Creditweſens ein genaueres Controlmittel fehlt, um die ausgegebene Papiergeldmenge von der activen Circulation zu unterſcheiden, kaum zu einem beſtimmteren Ergebniß, als daß die vermuthliche Untergrenze für den Bedarf des ruſſiſchen Reichs an den durch Creditbillete repräſentirten Umlaufsmitteln 500—550, die Obergrenze 600—650 Mill. Rbl. während der verfloſſenen Periode der Papiergeldwirthſchaft geweſen ſein mag. Zu beachten iſt dabei, daß die Billete ſeit Ende 1857

wegen des Metallagios für die Beträge bis zu 1 Rbl. herab das ſo gut wie ausſchließliche Circulationsmittel ſtatt der Münze geweſen ſein müſſen.*)

Auf dem zweiten Wege findet man, daß um das Jahr 1853 neben reichlich 300 Mill. Rbl. Creditbillete eine immerhin nicht unbeträchtliche Münzcirculation vorhanden geweſen ſein muß.**) Die handelsſtatiſtiſchen

*) Seit der letzten Zeit des Krimkriegs iſt die Emiſſion ſtets, meiſtens erheblich, mehr als 500 Mill. Rbl. geweſen. Um die wirkliche Circulation zu erſehen, müßte in Rußland wie bei den großen Centralbanken von England, Oeſterreich das Disconto- und Lombardgeſchäft bedeutender ſein, weil dann erſichtlich werden kann, welchen Betrag des auf anomale Weiſe in den Umlauf gelangten Papiergelds der Verkehr zur Abzahlung der von den Banken gewährten Credite wieder abſtößt. Nur aus der Bewegung des Depoſitengeſchäfts kann man auch in Rußland wenigſtens für einen einzelnen wichtigen Zeitpunkt den wirklichen Umlauf einigermaßen ſchätzen. In der Zeit der Maximalemiſſion von über 700 Mill. Rbl. Papiergeld im Jahre 1857 lagen 180 Mill. in den Bankkaſſen brach, waren alſo nur 520 Mill. Rbl. in Umlauf, von den ſonſtigen anderswo müſſig liegenden Summen abgeſehen. Die Reduction der Depoſitenzinſen drängte jene Summe in den Verkehr. Das jetzige Depoſiten-, Disconto- und Lombardgeſchäft und die daraus bei einer Fixirung der Papiergeldmenge vornehmlich hervorgehende Bewegung der Bankkaſſen laſſen zwar den ſteigenden und ſinkenden Bedarf an Umlaufsmitteln auch wohl erkennen, doch kann man dennoch die Unterſcheidung zwiſchen Zettelausgabe und Circulation nicht weiter durchführen. Die Bewegung der Bankkaſſe nnd andre Anzeichen machen es nur wahrſcheinlich, daß der wirkliche Papiergeldumlauf nach und nach der ausgegebenen Papiergeldmenge immer näher gekommen iſt. Darauf deutet die glaubhaft verſicherte relativ ſtärkere Zunahme der kleinen Zettelſtücke hin. Die Preisſteigerung, der Uebergang zur Geldwirthſchaft u. v. a. m. mußten dies bewirken. Eine Differenz zwiſchen Emiſſion und Circulation beſteht indeſſen gewiß auch heute noch, denn dieſe iſt eine allgemeine Erſcheinung des Geldweſens.

**) Die Emiſſion der Creditbillete betrug Ende 1847—53 reſp. 289,6, 306,6, 300,3, 301,6, 303,8, 311,4, 333,4 Mill. Rbl., der Metallvorrath, welcher bei der damaligen Einlösbarkeit unter dem Einfluß des Verkehrsbedarfs ſtand, gleichzeitig reſp. 117,0, 117,1 107,3, 108,2, 111,3, 123,7, 131,5 Mill. Rbl. Die Vermehrung des Metalls entſprach in 1852—53 alſo einigermaßen der Zunahme der Creditbillete. Im „Rußkij Weſtnik“ (ſ. Baltiſche Monatsſchr. Bd. 1 S. 86) wird aus der Vergleichung zwiſchen der Bewegung des Metallvorraths und der Creditbillete in 1848—50 geſchloſſen, daß „der Verkehr nur wenig über 300 Mill. Creditbillete ertragen konnte“, — ein übereilter Schluß, welcher den Zuſammenhang zwiſchen jenen beiden Größen für viel zu eng und das Moment der Menge — gemäß der Ricardoſchen Quantitätstheorie — für viel zu entſcheidend hinſichtlich dieſes Punktes annimmt. — Im controlirten Edelmetallverkehr mit dem Auslande müßte in den zwei Jahren 1852—53 über die Steigerung des Bankvorraths um 20,2 Mill. Rbl. noch an 5 Mill. Rbl. dem Lande zugeführt worden ſein, abgeſehen von der heimlichen Silberausfuhr, die bei den damaligen Wechſelcurſen wenigſtens im europäiſchen Verkehr nur ganz unbedeutend geweſen ſein kann. Die inländiſche Goldproduction jener 2 Jahre bildete dann einen reinen Ueberſchuß, der im Inlande blieb.

Daten und der Stand der Wechſelcurſe führen zu dem Schluß, daß namentlich in den beiden Jahren 1852 und 1853 während der günſtigen Getreideexportconjunctur die eigene ruſſiſche Goldproduction mit zuſammen etwa 40 Mill. Rbl. im Lande und zwar noch außerhalb des Einwechslungsfonds der Creditbillete verblieben ſein muß. Für die Schätzung der Größe der Münzcirculation und der brachliegenden Baarvorräthe außerhalb jenes Fonds iſt man aber wieder auf wenig genügende Anhaltspunkte angewieſen. Wäre die Productionsſtatiſtik von Gold und die Ein- und Ausfuhrſtatiſtik der Edelmetalle ganz zuverläſſig, ſo könnte man bei gleichzeitiger Berückſichtigung der Bewegung des Baarvorraths der Bank wohl das Minimum des aus der Circulation erfolgten Metallabfluſſes ins Ausland ermitteln und daraus auf den mindeſten Betrag der früheren Münzcirculation einen Schluß ziehen. Doch zeigt eine auf dieſe Weiſe zuſammengeſtellte Edelmetallbilanz Rußlands für die Jahre 1854—66, daß die vorhandenen Daten zu lückenhaft ſein müſſen, um ein richtiges Reſultat zu ergeben, obgleich der in der Productions- und in der Ausfuhrſtatiſtik gemachte Fehler ſich noch einigermaßen ausgleichen müßte. Nach dieſer Bilanz müßte nämlich außerhalb des Metallvorraths der Reichsbank zu Anfang 1867 noch ein Betrag von 95,29 Mill. Rbl. Edelmetall mehr im Lande geweſen ſein als Ende 1853, was kaum glaublich iſt.*)

*) Dies iſt nämlich das Reſultat folgender Zuſammenſtellung.

Edelmetallbilanz Rußlands 1854—66. (Mill. Rbl.)

I. Einnahme:	Gold.	Silber.	Zuſammen.
Baarvorrath der Bank 1. Januar 1854	?	?	131,48
Neue inländiſche Production 1854—66	262,28	c. 10,82	273,10
Einfuhr im europäiſchen Verkehr 1854—66	28,04	48,27	77,21
Dsgl. im aſiatiſchen Verkehr 1854—66	1,57	0,34	1,91
Summe	—	—	483,70
II. Ausgabe:			
Ausfuhr im europäiſchen Verkehr 1864—66	248,02	9,56	257,58
Dsgl. im aſiatiſchen Verkehr 1854—66	35,22	36,56	71,78
Baarvorrath der Bank 1. Januar 1867	—	—	59,05
Summe	—	—	388,41
Demnach Ueberſchuß	—	—	95,29

Die Goldproduction betrug nämlich nach der amtlichen Angabe von 1854—66 genau 19,855 Pud legirten Goldes zu 13,210 Rbl. per Pud. Die Daten des aſiatiſchen Verkehrs im Jahre 1866 lagen mir noch nicht vor und ſind hier nach Maßgabe der Vorjahre ergänzt.

Hierbei iſt freilich die regelmäßige Silberausfuhr im aſiatiſchen Verkehr während des Silberausfuhrverbots (29. Decbr. 1850 bis 5. Auguſt 1855, reſp. 25. Mai 1862), die — übrigens aus früher ſchon zur Sprache gekommenen Gründen kaum ſehr hoch anzurechnende — heimliche Goldausfuhr im europäiſchen Verkehr in der Verbotszeit (27. Februar 1854 bis 12. April 1857, auch nur für ruſſiſches Gepräge), ferner die inländiſche Conſumtion zu techniſchen Zwecken, zu Schmuck und Geräth, endlich das Aufſpeichern und Vergraben von Münze nicht berückſichtigt worden. Immerhin beweiſt jener Ueberſchuß der Edelmetallbilanz wohl ſoviel, daß dieſe verſchiedenen uncontrolirbaren Abzugsquellen des Metalls entweder eine kaum annehmbare außerordentliche Bedeutung haben müſſen oder aber die Münzcirculation vor dem Krimkriege nicht ſo hoch angeſchlagen werden darf, als man vielfach zu thun geneigt war. Eine Ziffer aufzuſtellen, iſt nach dem Allen ſehr gewagt. Im Geſammtüberblick aller Momente dürfte man vielleicht im Maximum bis auf 100—150 Mill. Rbl. Münze geben, wovon etwa 40 Mill. erſt aus den letzten Jahren vor dem Kriege herrührten.*)

Die Summe der Creditbillete und der Münze, mit Ausnahme des Baarvorraths der Bank, wäre dann auf 400—450 Mill. Rbl. zu veranſchlagen, wovon über zwei Drittel auf das Papier, faſt ein Drittel auf die Münze kommen. Man greift mit dieſer Ziffer wohl eher zu hoch als zu niedrig.

Gegenwärtig muß dieſer Bedarf auch bei vollwichtiger Währung nicht unerheblich geweſen ſein. Die Entwicklung der Volkswirthſchaft, beſonders der Induſtrie hat dazu beigetragen, mächtiger wirkte wohl die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Umgeſtaltung der Agrarverhältniſſe ein, weil ſie mit dem Uebergang von der Natural- zur Geldwirthſchaft verbunden waren.

*) Auch dieſe Ziffer wird nur erreicht, wenn die Ausfuhr auf ca. 100 Mill. Rbl. mehr als nach den Handelsausweiſen, das Aufſpeichern auf 100 Mill., der induſtrielle Neuverbrauch auf 50 Mill. Rbl. veranſchlagt wird, — ſicher lauter Ziffern von fraglicher Höhe; die heimliche Goldausfuhr insbeſondere müßte dann 1854—57 eine unwahrſcheinliche Stärke erreicht haben. Die Ziffer für das Aufſpeichern iſt natürlich ganz gewagt. Die auffallend geringe Höhe, welche die europäiſche Silberausfuhr auch nach der Aufhebung des Verbots erreicht — ſelbſt in dem Jahre der ungeheuren Metallausfuhr in Folge der Einlöſungsoperation, 1863, nur $^{7}1{,}_{75}$, ſelbſt 1866 bei dem abnorm ſchlechten Wechſelcurſe nur $5{,}_{63}$ Mill., ſonſt in keinem Jahre auch nur 1 Mill. Rbl. — macht es nur wahrſcheinlich, daß die ländliche Bevölkerung vorzüglich Silbermünze aufgeſammelt hat, wie dies ihren Wirthſchafts- und Wohlſtandsverhältniſſen ja auch entſpricht.

Die wirkliche Steigerung des Bedarfs kann auch hier nur von der Erfahrung gelehrt werden. Die Annahme einer Vermehrung um 100 bis 150 Mill. Rbl. iſt nur unter Vorbehalt all der oben erwähnten Cautelen hinſichtlich der Richtigkeit einer ſolchen Ziffer ſtatthaft. So gelangte man zu einer jetzigen Bedarfsgröße von ca. 550 Mill. Rbl. Creditbilleten, wenn die kleinen Stücke von 1 und 3 Rubel ſtatt der Münze noch im Umlauf bleiben.

Der dritte Weg endlich wird bekanntlich am liebſten zur Ermittlung der fraglichen Größe beſchritten: mittelſt einer Reduction der Papiergeldmenge auf den Curswerth will man den „wahren" Geldbedarf finden. Das Gewagte und Mißliche auch oder vielmehr grade dieſes Verfahrens ergiebt ſich jedoch ſchon aus allen unſeren früheren Erörterungen über die das Agio beſtimmenden Factoren, über die unrichtige Annahme eines unmittelbaren Zuſammenhangs zwiſchen Papiergeldmenge und Agio und die Nothwendigkeit, zwiſchen der Entwerthung des Papiergelds gegen Münze und der Werthverminderung gegen Waaren zu unterſcheiden. Die wirkliche Umrechnung ſpricht für die Richtigkeit des deductiven Räſonnements und zwar ſelbſt in dem für die gegneriſche Theorie günſtigſten Falle, wenn man von den Schwankungen der Menge und des Agios in kürzeren Zeiträumen abſieht — und nur den Jahresdurchſchnittsumlauf nach dem Jahresdurchſchnittsagio reducirt. Man nimmt auch dabei nicht einmal eine deutliche Entwicklungstendenz des „wahren" Bedarfs an Creditbilleten während einer Reihe von Jahren wahr und kann kaum auf einen anderen Punkt Gewicht legen, als daß die Ziffer der auf den Curswerth reducirten Creditbillete nur wenig und nur ſelten unter 550 Mill. Rbl. ſinkt, ſo daß man wiederum auch auf dieſem Wege zu dieſer Summe gelangt.*)

*) Die Reduction auf den Durchſchnittscurs ergiebt folgende Zahlenreihe.

	Creditbillete allein.	Creditbillete und Serien.		Creditbillete allein.	Creditbillete und Serien.
	Mill. Rbl.			Mill. Rbl.	
1854	329	377	1861	637	733
1855	408	468	1862	636	746
1856	596	674	1863	635	786
1857	693	784	1864	547	794
1858	648	735	1865	537	703
1859	605	690	1866	524	688
1860	656	751	1867	604	787

Durch die vorſtehenden Erörterungen wird demnach wohl der Beweis geliefert, daß wir die Summe von 550 Mill. Rbl., auf welche die Creditbillete zu vermindern, alſo die Summe von 135 Mill. Rbl., auf welche die erſte Fundirungsoperation auszudehnen iſt, mit einigem Grunde wählen und wenigſtens nicht unnöthig große Anleihen hier befürworten. Der Fehler, welcher bei der Beſtimmung dieſer Ziffer etwa gemacht wird, läßt ſich ferner gut machen. Iſt die Summe von 550 Mill. Rbl. noch *zu hoch* gegriffen, ſo muß nur um ſo größere Vorſicht auf die richtige Deckung dieſer übrigbleibenden Creditbillete gewendet werden. Dann kann man durch Realiſirung weiterer Activa den Ueberſchuß leicht einziehen. Iſt umgekehrt jene Summe *nicht hoch genug*, ſo ſchadet dies nicht, denn wenn der Verkehr grade mehr Creditbillete braucht, ſo kann er ſich dieſelben durch Einbringung von Münze in die Bank verſchaffen. Die Hauptſache bleibt, daß die Deckung zugleich eine Cautel gegen den erſten bei der Feſtſetzung des Bedarfs auf 550 Mill. etwa begangenen Fehler bilden muß.

Die Einziehung von 135 Mill. Rbl. Creditbillete wird paſſend aus dem Ertrag einer inländiſchen Anleihe (eventuell zum Theil auch einer beſonderen Vermögensſteuer zu dieſem Zwecke) vor ſich gehen; nicht mit überſtürzender Raſchheit, ſondern beſſer *allmählich* im Lauf einiger Jahre; ſchneller oder langſamer, je nachdem man den Termin für die endliche Herſtellung der Valuta anſetzt; einigermaßen *gleichzeitig mit* der Regelung der Serien- und Depoſitenſchuld oder *unmittelbar danach*, als dritter Schritt zum Ziele jedenfalls *vor* allen etwaigen anderen Maßregeln zur Ordnung der Creditbillete ſpeciell. Hieran maß man ſich auch nicht irre machen laſſen, wenn die Einziehung von 135 Mill. Rbl. Creditbilleten die Geldklemme ſteigern, den Verkehr ſehr beläſtigen ſollte, die

---

Die Menge der Creditbillete allein zeigt hier allerdings z. B. 1860—63, 1864—66, incl. Serien 1860—62, 1864—66 nicht allzugroße Abweichungen. Die Ziffern der Jahre 1856—58 ff. reduciren ſich ferner, wenn man die brach in den Banken liegenden Summen vom Umlauf abzieht, erheblich, z. B. 1857 auf reſp. 518 und 609 und weichen dann von denen der vorhergehenden und folgenden Jahre etwas weniger ab. Aber groß genug ſind die Differenzen immer noch, und vollends die Sprünge von 1863 auf 1864 und von 1866 auf 1867 ſind ſo außerordentlich, daß man ſelbſt unter Berückſichtigung des abnorm ſtörenden Einfluſſes der Einlöſungsoperation von 1863, des Kriegs von 1866 und des Goldankaufs von 1867 doch auf eine Geldbedarfsgröße wenig Werth legen kann, welche durch ſolche Berechnungen gefunden worden iſt. Und welche Verſchiedenheit der Ziffern gar, wenn man die Papiergeldmenge innerhalb eines Jahres, wie z. B. 1866, auf ihren jeweiligen Curswerth reducirt!

ſchon öfters betonte wahrſcheinliche Folge, bevor Preiſe und Curſe entſprechend gewichen, zugleich aber ein nothwendiges Mittel zur Herbeiführung des Umſchwungs der Wechſelcurſe und des wirklich oder annähernd erreichten Pariwerths des Papiergelds. Erſt beim Paricurſe darf man wagen, die Creditbillete wieder einlösbar zu machen und den Zwangscurs aufzuheben, zu welchem Zweck dann eben die Deckung des übrig bleibenden Papiergelds gehörig zu ordnen iſt. Erſt dann kann Münze in den Verkehr ſtrömen und darin verbleiben, erſt dann die zeitweilig nothwendige Geldklemme gehoben werden.*) — Ueber die Koſten der Operation ebenfalls weiter unten.

Die Einziehung der 135 Mill. Rbl. Billete wird vielleicht die einzelnen Größenkategorien von Scheinen nicht ganz gleichmäßig treffen, vermuthlich relativ ſtärker die großen als die kleinen Stücke. Doch können wir dieſen Punkt hier nicht weiter verfolgen, weil uns leider ein Nachweis über die Zuſammenſetzung des ruſſiſchen Papiergelds nach dieſen Größenklaſſen fehlt. Darf man für den Reſtbetrag von 550 Mill. Rbl. Creditbillete eine ähnliche Vertheilung wie früher in Oeſterreich annehmen, ſo würden etwa 183 Mill. Rbl. auf die Scheine von 1 und 3 Rbl. und 367 Mill. auf die größeren (von 5 Rbl. an) kommen.**) Ohne Zweifel wäre es nur erwünſcht, zur völligen Ordnung des Geldweſens das kleine Papiergeld ganz zu beſeitigen. Denn die Verwendung von Münze für ſolche Umſatzgrößen iſt notoriſch bequemer und auch in hochentwickelter Creditwirthſchaft bleibt es wünſchenswerth, im kleinen Verkehr ſtets Münze zu gebrauchen. Der verbleibende Fünfrubelſchein iſt immer noch ein recht niedriger Appoint, ſpäter ſollte der Zehnrubelſchein lieber das niedrigſte Stück werden. Allein

*) Nimmt man ſchließlich das Devalvationsprincip doch noch in dieſem oder jenem Umfange an, ſo vermindert ſich der nothwendige Anleihebetrag zur Einziehung jener 135 Mill. überflüſſiger Creditbillete und damit auch die Koſten der Operation natürlich entſprechend. Bei 5, 10 oder 15% Devalvation ſind ſtatt 135 Mill. Rbl. nur noch reſp. $100{,}_{75}$, $66{,}_{5}$ oder $32{,}_{25}$ Mill. Rbl. erforderlich. Freilich eine beträchtliche Erleichterung, hinſichtlich deren Bedenklichkeit aber auf das früher Geſagte verwieſen werden muß.

**) Die ruſſiſchen 1- und 3-Rubelſcheine ſind hier den öſterreichiſchen 1-, 2- und 5-Fl.-Noten gleichgeſtellt deren Geſammtbetrag einige Jahre nach der ſtarken Vermehrung des Papiergelds (1859) faſt ein Drittel (1861 $32{,}_{53}$%) des Notenumlaufs war. Wenn man die Hälfte der Fünfzigrubel-Serienſcheine den Creditbilleten als Umlaufsmittel (nicht als Capitalanlage) hinzufügt, ſo kämen auf die Summe von 793 Mill. Rbl. Papiergeld nach der wohl einigermaßen zutreffenden Analogie mit öſterreichiſchen Verhältniſſen 264 Mill. Rbl. kleine und 520 Mill. Rbl. größere Scheine (von 5 Rbl. aufwärts).

ſelbſt die jetzige Beſeitigung nur der 1- und 3-Rubelſcheine würde die erforderliche Creditoperation um runde 180 Mill. Rbl. Metall (wohl eher noch eine Minimal- als Maximalziffer) vergrößeren, dadurch die Maßregeln überhaupt ſchwieriger machen und die finanziellen Opfer bedeutend ſteigern. Wäre nun die ſofortige gänzliche Einziehung jener kleinen Scheine um des Zwecks willen, alſo zur Herſtellung der Valuta unumgänglich geboten, ſo dürfte man auch vor dieſer Vergrößerung der Operation nicht zurückſchrecken. Dieſe Vorausſetzung trifft indeſſen nicht zu. Aus praktiſchen Gründen ſcheint uns vielmehr vorerſt wiederum die Aufgabe durch gänzliche Beſeitigung der kleinen Scheine nicht wieder unnöthig erſchwert werden zu dürfen, ſonſt könnten leicht wieder alle Verſuche, einen guten Zuſtand zu ſchaffen, im Jagen nach dem beſten Zuſtande ſcheitern. Einſtweilen muß auch hinſichtlich der kleinen Scheine nur das Unumgängliche oder höchſtens noch das durch ganz überwiegende Zweckmäßigkeitsgründe Geforderte in das Programm der Finanzmaßregeln aufgenommen und durchgeführt werden. Alsdann beſchränkt ſich die zu löſende Aufgabe in Betreff der kleinen Scheine vorläufig noch erheblich, und das iſt ſehr wichtig.

Unbedingt müſſen auch die kleinen Scheine ſtrict auf Verlangen einlösbar ſein. Das allein iſt der principielle Punkt. Ob und wie viele dieſer Scheine wirklich im Verkehr durch Münze erſetzt werden, das kann man großentheils von der Entwicklung des Verkehrs ſelbſt abhängen laſſen. Im Voraus vermag man wiederum nicht genau zu beſtimmen, wie viel kleine Noten der Verkehr ausſtoßen wird, um Münze für den Umlauf zu erhalten. Giebt man kleine einlösbare Noten, welche dann feſt accreditirt ſind und al pari ſtehen, überhaupt aus, ſo wird bei freier Geſtaltung der Dinge vornehmlich die Bequemlichkeit darüber entſcheiden, welcher Theil der Umſätze durch Münze, welcher durch kleine Scheine bewerkſtelligt wird. Für den gewöhnlichen täglichen Kleinverkehr im Betrage eines oder weniger Rubel iſt die Münze ſicherlich bequemer, für die etwas größeren Umſätze hat die grobe Silbermünze ſchon nicht mehr, wohl aber noch das kleine Goldſtück Vorzüge vor der Note. Für alle Verſendungszwecke iſt letztere wieder ungleich bequemer, ein in Rußland beſonders zu beachtender Punkt. Man kann nun unſeres Erachtens bei dem Ueberganz zur Goldwährung vorläufig die Prägung von Goldſtücken unter 20 Fr. (dem veränderten Halbimperial) oder unter 5 Rbl. Gold ganz oder faſt ganz unterlaſſen. Dann kann der Verkehr noch nicht auf Beträge unter 5 Rbl., alſo hierfür noch nicht auf Goldſtücke zurückgreifen, ſo daß ſich ohne Nachtheil für das Geldweſen die

größere Menge kleiner Noten vermuthlich noch in Umlauf erhält. Das wird namentlich von den 3-Rubelſcheinen gelten. Nur einen größeren Betrag Einrubelſcheine wird der Verkehr wohl ausſtoßen, ohne daß auch dieſe Scheine, ähnlich wie in Preußen die Kaſſenanweiſungen von 1 Thlr., wegen ihrer Bequemlichkeit für manche Zwecke in Rußland ganz aus dem Umlauf verſchwinden werden. Da der Verkehr aber jedenfalls gern einen Theil der Einrubelſcheine durch Münze erſetzt haben wird, ſo empfiehlt ſich wohl die abſichtliche Einziehung eines Theils dieſer Scheine vermittelſt einer beſonderen Finanzoperation, indem die Maximalſumme dieſer Kategorie auf einen entſprechenden Betrag unterhalb des gegenwärtigen feſtgeſetzt wird. Dadurch wird ein zweifacher weiterer Vortheil erreicht. Einmal die factiſche Circulation von Münze und Rubelſcheinen neben einander, was das Publicum gewöhnt, beide im täglichen Verkehr im gleichen Werth zu halten und ſeine etwaigen Aufſpeicherungen an Münze eher an das Tageslicht zu bringen; ſodann der Zwang für den Verkehr, auf die dann allein erlangbare Münze zurückzugreifen, wenn er mehr Umſatzmittel von 1 Rbl. Größe bedarf. Dann muß alſo Münze ſtatt des bequemeren und deßhalb bevorzugteren Scheines gebraucht werden, was kein erheblicher Nachtheil für den Verkehr und ein Vortheil für den Rubelſchein iſt, welchem ſich eine ſtärkere Nachfrage (dafür vielleicht gelegentlich ſelbſt ein kleines Agio) zuwendet. Dadurch wird die Wahrſcheinlichkeit, daß ſolche Scheine in größerer Maſſe zur Einlöſung zurückſtrömen, geringer. Unter der Vorausſetzung, daß alſo einſtweilen Goldſtücke unter 5 Rbl. nicht geprägt werden, wird man mit der Ziffer von 50 Mill. Rbl. für die abſichtliche und die vom Verkehr ſelbſt ausgehende Einziehung kleiner Billete wohl kaum zu niedrig greifen. Es iſt daher vorläufig ſpeciell für dieſen Zweck eine ſolche Summe Münze zu beſchaffen. Dieſe Summe muß wirklich in den Umlauf geleitet, alſo zur Zeit der Decretirung der Wiedereinlösbarkeit der Billete hierfür parat ſein. Vorher, wenn das Papiergeld noch nicht ganz und nicht feſt al pari ſteht, darf die Münze noch nicht ausgegeben werden, weil ſie ſich dann noch nicht ſicher in Umlauf erhalten würde. Bei beſtehender Goldwährung werden jene 50 Mill. Rbl. Münze wohl ganz aus etwas leicher geprägten Silbertheilmünzen beſtehen können, was die betreffende Anleihe minder koſtſpielig macht oder deren Betrag um ca. 7 % vermindert.*)

*) Die erforderliche Münze, vornehmlich Ein- und Halb-Rubelſtücke, dürfen niedriger ausgebracht werden, am paſſendſten wohl im genauen Anſchluß an die Beſtimmungen der

So reducirt ſich alſo die Finanzoperation zur Einziehung der kleinen Scheine vorläufig, unbeſchadet der Ordnung des neuen Geldweſens, von 180 auf ca. 46,5 Mill. Rbl. Im Ganzen wird dann nach unſerem Vorſchlage der Betrag von 185 Mill. Rbl. Creditbilleten mittelſt einer Anleihe von 181,5 Mill. Rbl. einzuziehen ſein. 500 Mill. Rbl. Creditbillete bleiben dann noch übrig, wovon etwa 130 Mill. Rbl. auf die kleinen (1- und 3-Rubelſcheine), 370 Mill. auf die größeren Scheine kommen, reſp. 26 und 74%. Für die jetzt durch Creditbillete bewerkſtelligten Umſätze erübrigt noch dieſer Betrag von 500 Mill. Rbl. Noten und von 50 Mill. Rbl. Münze, wenn die Einlösbarkeit der Billete wieder begonnen haben wird, oder von 550 Mill. Rbl. Noten und 50 Mill. Rbl. zu dem beſonderen Zweck der Einziehung von kleinen Scheinen in der Bank bereit liegender Münze unmittelbar vor dieſem Zeitpunkte. Nunmehr bleibt uns nur noch der letzte Theil der Aufgabe zu erörtern übrig:

b. Die Regulirung der übrig bleibenden Creditbillete.

Die 500 Mill. Rbl. Creditbillete, welche nach der abgeſonderten Durchführung der im Vorhergehenden befürworteten Operationen noch übrig und durch 113 Mill. Rbl. Metall gedeckt ſein würden, müſſen nach unſrer ſchon früher aufgeſtellten Forderung wieder ſtrict auf Verlangen des Inhabers einlösbar werden. Zu dieſem Behufe handelt es ſich eben um die richtige Organiſation der Deckung dieſer Billete.

Dieſe Organiſation ſollte unſeres Erachtens hinſichtlich der Größenklaſſen der Scheine keine principiell verſchiedene ſein. Allerdings ſind die kleinen Scheine mehr als die größeren, namentlich bei den hier befürworteten Modalitäten der Emiſſion, „durch das Verkehrsbedürfniß gebunden", ſo daß ihre wirkliche Einlöſung nicht ſo leicht auf einmal in größerem Umfange beanſprucht werden wird. Aber da die kleinen Scheine im Princip auch

---

Münzconvention von Frankreich, Belgien, Italien und der Schweiz zu 835 ſtatt zu 900 Tauſendtheilen Feinheit. So werden die Prägekoſten und die Anleihezinſen eines Jahres gedeckt, reſp. der Anleihebetrag entſprechend verringert. Auch neben den übrigen Einrubelſcheinen und der (freilich dann auch reformbedürftigen) Scheidemünze dürften 50 Mill. Rbl. halbe nnd ganze Rubel (2- und 4-Fr.-Stücke) in Rußland kaum zu viel ſein. Es wäre ca. 2/3 Rbl. oder 2 2/3 Fr. per Kopf, während in der genannten Münzconvention, allerdings für alle kleine Münze bis zu 20 Cent. herab und als alleiniges Umſatzmittel für ſolche Beträge, 6 Fr. per Kopf feſtgeſtellt iſt. Rußlands geringerer Wohlſtand ſteigert aber den relativen Bedarf an kleinem Gelde gegenüber allem Gelde und die ſpärliche Bevölkerung macht den Umlauf langſamer, was wieder den abſoluten Geldbedarf erhöht.

einlösbar ſein ſollen und der Betrag, welchen der Verkehr lieber durch Münze erſetzt haben wird, ſich doch im Voraus nicht ſicher beſtimmen läßt, ſo wird man doch die gleiche Deckung wie für die größeren Scheine verlangen müſſen. Dann kann nöthigenfalls auch ohne weitere beſondre Schwierigkeiten ein fernerer Betrag jener kleinen Billete eingezogen werden mittelſt Realiſirung von Activen. Die Anforderungen in Betreff der geſammten Deckung aller Creditbillete dürfen aber mit Rückſicht darauf, daß ſich unter den 500 Mill. Rbl. Papiergeld noch 130 Mill. Rbl. kleine Stücke befinden, etwas gemildert werden. Im Folgenden wird daher die weitere Unterſcheidung der Notenkategorien für die Frage der Organiſation der Deckung bei Seite geſetzt, wodurch dann auch der etwaige Fehler in dem von uns angenommenen Verhältniß von 74% größeren und 26% kleineren Noten in dieſer Frage einflußlos wird.

Das Ziel, welches die Einrichtung der Deckung vor Augen haben muß, nämlich die Ermöglichung einer ſteten, ſicheren Einlösbarkeit der Creditbillete, läßt ſich auf verſchiedene Weiſe erreichen. Es iſt auch hier wiederum nicht ſchwer, die an und für ſich beſte Weiſe zu bezeichnen, wenn man keine Rückſicht auf die Größe, Schwierigkeit und Koſten der alsdann erforderlichen Operationen nimmt. Die praktiſch überhaupt in Frage kommende beſte Deckung*) iſt ohne Zweifel auch in Rußland die ſogenannte bankmäßige. Hier ſind ſämmtliche einlösbare Noten vollſtändig mit baaren Fonds (Edelmetall in Münze und Barren, und zwar insbeſondere Währungsmetall und -Münzen) und mit leicht realiſirbaren Werthen (namentlich Forderungstiteln) in zweckentſprechender Combination gedeckt. Von kleineren, auch bei dieſer Deckungsmethode zuläſſigen Modificationen, wie z. B. der Belaſſung eines kleinen Staatsdécouverts für einen beſchränkten Notenbetrag, abgeſehen,

*) Die mitunter wohl auch verlangte volle Baardeckung der Noten kommt praktiſch nicht in Frage. Sie wäre nichts Andres als die vollſtändige Einziehung aller Noten und deren Erſetzung ausſchließlich durch Münze im Verkehr, vom finanziellen Geſichtspunkte betrachtet. Ganz unnützer Weiſe nimmt ſie der Note die Eigenſchaft des Creditumlaufsmittels und giebt ihr diejenige des reinen Depoſitenſcheins, ein credittechniſcher Rückſchritt. Hinſichtlich der Notendeckungsſyſteme, welche hier nicht weiter entwickelt werden können, verweiſe ich übrigens auf die eingehenden Unterſuchungen in meinen früher genannten Schriften und auf die Zuſammenfaſſung dieſer Unterſuchungen in den Artikeln „Zettelbank“ in Rentzſch' Handwörterb. d. Volkswirthſchaftslehre und im Staatswörterb. v. Bluntſchli und Brater Bd. XI.

müſſen dann doch in der Hauptſache die Mittel zu einer ſolchen Deckung der Noten flüſſig gemacht werden. Da nach unſrer Vorausſetzung den 500 Mill. Rbl. Creditbilleten keine andren bankmäßigen Activa als die 113 Mill. Rbl. Edelmetall der Bank gegenüberſtehen, ſo wären mithin einmal ein weiterer Betrag Metall, ſodann für den Reſt der Noten leicht realiſirbare Deckungen zu beſchaffen. Als letztere ſind wie überall discontirte gute inländiſche Wechſel mit kurzer Verfallzeit am meiſten zu empfehlen, daneben für einen Theil der Noten etwa auch ſichere Vorſchüſſe auf Fauſtpfand (Lombarddarlehen). Eine ſolche Organiſation der Deckung iſt im Ganzen der Typus aller Pläne, welche auf eine radicale Umgeſtaltung des ganzen ruſſiſchen Papiergeldweſens gerichtet ſind: wo möglich ſoll der Staat der Ausgabe auch einlösbaren Papiergelds für ſich ganz entſagen; wenn nicht, ſo ſoll er wenigſtens die angegebene Deckung durchführen; wird die Notenausgabe in Zukunft von einer großen, aber nicht im Eigenthum des Staats befindlichen Centralbank oder mit Conceſſionszwang oder ſelbſt völlig frei von einer decentraliſirten Vielbankweſen übernommen, ſo ſoll die Deckung der Noten ſtreng bankmäßig ſein. Wie man nun auch in der Durchführung dieſes Planes im Einzelnen abweiche: die Vorausſetzung ſeiner Verwirklichung iſt ſtets eine Creditoperation im Betrag von 387 Mill. Rbl., mittelſt deren der Staat definitiv aus jedem Verhältniß eines unmittelbaren Schuldners für die Creditbillete heraustritt. Dieſer Plan iſt nun auch unſeres Erachtens gewiß vorzüglicher und gewährt für die Zukunft hinſichtlich der Sicherung der ſteten Noteneinlösbarkeit beſſere Garantien als jedes Compromiß, welches man um der praktiſchen Schwierigkeiten und Koſten der Operation willen eingeht. Aber nach unſerem mehrfach vertheidigten Standpunkte halten wir es trotzdem für richtiger, ein ſolches Compromiß anzunehmen, weil an dem Umfang, welchen die Operationen nach jenem Plane ſonſt erlangen müßten, wieder Alles ſcheitern könnte, während doch eine ſolche Ausdehnung *nicht* unumgänglich nothwendig iſt. Das Rationelle iſt doch auch hier, die Operationen auf denjenigen Umfang im Intereſſe der Durchführbarkeit und geringeren Koſtſpieligkeit vorläufig zu beſchränken, welcher aus allgemeinen theoretiſchen Gründen oder wegen der beſonderen Verhältniſſe Rußlands zuläſſig erſcheint, ohne der Erreichung des Endziels zu präjudiciren. Erlauben die Verhältniſſe *ſpäterhin*, ja baldmöglichſt, weitere durchgreifende Maßregeln: deſto beſſer. Einſtweilen beſchränke man ſich auch hier lieber auf das von vornherein Unumgängliche.

Unſer Vorſchlag geht daher darauf hin, daß fürerſt die Einlösbarkeit der Creditbillete, welche auch in Rußland eine unbedingte und möglichſt geſicherte ſein muß, grade in Rußland durch eine der bankmäßigen zwar möglichſt nahekommende aber nicht vollkommen bankmäßige Deckung hergeſtellt werde. Dieſe Abweichung von den ſtrengen Forderungen der Theorie wagen wir hier um ſo mehr zu befürworten, wenn unſere obigen Vorſchläge hinſichtlich der Serien, Depoſiten und einzuziehenden Creditbillete genau zur Ausführung kommen. Je laxer man in dieſer Beziehung wäre, deſto weniger dürfte man von der bankmäßigen Deckung der Creditbillete abgehen.*)

Als erlaubte Abweichungen vom Principe der bankmäßigen Deckung der Creditbillete ſtellen wir unter den gegenwärtigen Verhältniſſen Rußlands folgende hin.

1) Es verbleibt vorläufig noch ein Staatsdécouvert für die einlösbaren Creditbillete (reſp. auch eine unrealiſirbare Deckung, z. B. durch hypothekariſche Darlehen, welche während einer längeren Reihe von Jahren durch kleine Amortiſationsquoten getilgt werden, oder eine ſchwer realiſirbare Deckung durch gewöhnliche Hypotheken). Dieſes Découvert wird auf eine nicht zu überſchreitende Maximalziffer geſetzlich feſtgeſtellt.

An und für ſich iſt die Fortdauer eines ſolchen Découverts gewiß nicht erwünſcht. Nur die Rückſicht auf die finanziellen Schwierigkeiten und Opfer der gänzlichen Beſeitigung dieſes Découverts beſtimmt uns zu obigem Vorſchlage. Und nur die bedingungsweiſe Zuläſſigkeit eines ſolchen richtig beſchränkten Découverts unter rationellen Cautelen hinſichtlich der übrigen Deckungen der Creditbillete und andrer ähnlicher Schulden läßt es erlaubt und räthlich erſcheinen, jene Rückſicht zu nehmen.

Als beſondre Rechtfertigungsgründe dieſes Vorgehens darf man noch den Umſtand anführen, daß in jedem Staate, zumal in einem großen Reiche mit noch faſt ganz ausſchließlicher Münz- und Notencirculation, eine gewiſſe Menge einlösbaren Papiergelds ſich al pari in Umlauf erhält, ohne daß die wirkliche Einlöſung beanſprucht wird, ſobald nur Sorge getragen iſt, daß jede Note, welche factiſch zur Einlöſung präſentirt wird,

*) Dieſe Bemerkung ſei zugleich eine Verwahrung gegenüber der beliebten kritikloſen Kritik, einzelne Punkte ſolcher Vorſchläge heraus- und anzugreifen. Alle hier gemachten Vorſchläge ſtehen im engen Zuſammenhang mit einander.

auch jeder Zeit eingelöſt wird. Ferner den weiteren Umſtand, daß grade in den weiten Territorien Rußlands mit ſeiner ſpärlichen Bevölkerung eine ſonſt gut fundirte, ſtets einlösbare Note ſich wohl im Umlaufe al pari erhalten kann, ohne daß wiederum die wirkliche Einlöſung thatſächlich in Frage kommt.

Der praktiſche Hauptpunkt bleibt die richtige, vor Allem die nicht zu hohe Normirung jedes Découverts. Theoretiſch kann man a priori die zuläſſige Größe des letzteren abermals nicht zu einer unangreifbaren Ziffer bringen, ſondern nur die maßgebenden Momente bezeichnen. Das Découvert darf im Maximum nicht ganz die Höhe erreichen, unter welche der Notenumlauf einmal herabgehen kann. Hier kommt es neben der Accreditirung der Note, welche aber erfahrungsmäßig bald Platz greift, ſowie einmal die ſtete Einlösbarkeit der wirklich zur Einlöſung präſentirten Noten eine ſichere und bekannte Thatſache iſt, vor Allem auf die Größe der einzelnen und ſpeciell der kleinſten Notenſtücke, ſodann auf die volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe, die räumliche Ausdehnung, die Bevölkerungsdichtigkeit des Umlaufsgebiets, endlich auf die etwaige Concurrenz andrer Geldſurrogate oder Creditumlaufsmittel oder die Benutzung von Noten wie Münze erſparenden Einrichtungen des Credit- und Bankweſens an. In Rußland liegen die Dinge, zumal wenn die kleinen Noten noch großentheils im Umlaufe bleiben, im Ganzen hinſichtlich dieſer Punkte inſofern günſtig — obwohl ſich grade die geringe Entwicklung des Landes darin ausſpricht — als ein größeres Découvert für die Noten danach wohl ſtatthaft erſcheint. Es darf ſpeciell wieder um ſo höher angeſetzt werden, je ſolider die Serien und Depoſiten regulirt, je mehr Creditbillete aller Kategorien, beſonders der großen Stücke eingezogen, je beſſer die übrigen Deckungen der Noten beſchaffen ſind.

Unter der Vorausſetzung, daß in allen anderen Punkten unſere Anforderungen oder ſtatt derer nur noch weitergehende zur Ausführung gelangen, wagen wir es, das vorläufig verbleibende Staatsdécouvert für die Creditbillete auf ein Maximum von 200 Mill. Rbl. anzuſetzen. Bei dieſem Vorſchlage nehmen wir ferner den Fortbeſtand der bisherigen Reichsbank als einziges Inſtitut der Zettelausgabe oder wenigſtens die Erſetzung dieſer Bank nur durch eine unabhängige Centralbank mit ausſchließlichem Recht der Notenausgabe an. Bei der Decentraliſation der Notenausgabe z. B. in Folge einer Uebertragung an ein wie immer geartetes Vielbankweſen wird man jene Ziffer von

200 Mill. Rbl. von vornherein mehr oder weniger reduciren müſſen. Erlauben es die finanziellen Rückſichten, jenes Découvert auch bei centraliſirter Notenausgabe zu vermindern, deſto beſſer.

Wir legen keinen großen Werth darauf, ob das Découvert des Staats unverhüllt beſtehen bleibt, indem eben 200 Mill. Rbl. Noten auf den bloßen Perſonalcredit des Staats hin in Umlauf ſind, oder ob der betreffenden Verwaltungsbehörde oder der Bank für dieſen Betrag eigentliche Staatspapiere übergeben werden, welche unter gewiſſen Umſtänden zur Verſtärkung der verfügbaren Deckungsmittel veräußert werden dürfen. Denn wenn es erſt einmal zu einer ſolchen Nothwendigkeit kommt, ſo wird dies Veräußerungsrecht ſchwerlich praktiſch mehr viel nützen. Dann müſſen überhaupt andere energiſchere Hülfen geleiſtet werden. Die Höhe des Découverts darf gar nicht anders beſtimmt werden, als daß eine ſolche Nothwendigkeit zu den allergrößten Unwahrſcheinlichkeiten gehört.*)

*) Unſer Vorſchlag, eine Staatsſchuld als Deckung eines Theils einlösbarer Noten zu belaſſen, beruht, ſo wird man ſagen, auf einem der engliſchen Peel'ſchen Acte und dem nordamerikaniſchen Notendeckungsprincipe verwandten Gedanken. Der Verfaſſer dieſer Arbeit ſcheint inſoferne hier mit ſeinen früheren Anſichten in Widerſpruch zu kommen, als er die beiden genannte Deckungsarten und insbeſondere die Peel'ſche Acte ſtets angegriffen und zu Gunſten der ſtreng bankmäßigen Notendeckung plädirt hat. Ich glaube jedoch auch in dieſem neuen Vorſchlage meiner noch heute bekannten theoretiſchen Anſicht nicht untreu geworden zu ſein. Die rein bankmäßige Deckung ſcheint mir nach wie vor in jeder Hinſicht vorzüglicher. In einem entwickelten Bankweſen, wie dem engliſchen und nordamerikaniſchen und im Ganzen auch dem mittel- und weſteuropäiſchen, halte ich die Deckung des ganzen oder eines großen Theils des Notenumlaufs durch eine Staatsſchuld oder auch durch Staatspapiere für entſchieden gefährlich, weil es hier mehr darauf ankommt, durch die Einziehung realiſirbarer Activa nöthigenfalls raſch einen ſtarken Druck auf die Umlaufsmittel auszuüben, auf die Notenmenge, welche nicht zur Einlöſung gegen Münze zurückſtrömt, zu reagiren. Am anderen Orte habe ich auch eingehend nachgewieſen, daß bei den nordamerikaniſchen Banken und dann beſonders bei der engliſchen Bank ſelbſt eine Abweichung von den Grundſätzen der bankmäßigen Deckung zwar in der Form, der Hauptſache nach aber nicht im Weſen beſteht. In England ſpeciell iſt es eine Fiction, daß die Bank Noten durch die unrealiſirbare Staatsſchuld gedeckt habe: vielmehr iſt dort das eigene Stammcapital dem Staate großentheils geliehen, oder, wenn man die Noten durch jene Staatsſchuld gedeckt anſieht, ſo iſt eben dieſes Bankcapital von ungefähr gleicher Höhe wie der metalliſch ungedeckte Notenumlauf (dieſer jetzt 15 Mill., jenes $14_{,553}$ Mill. Pfd. St.) disponibel, was auf daſſelbe hinauskommt. — In Rußland nun erſcheint bei den Verkehrsverhältniſſen des Landes eine theilweiſe Deckung der Noten durch eine Staatsſchuld viel weniger bedenklich. Wir wiederholen aber nochmals, daß wir auch hier von der Forderung ſtreng bankmäßiger Deckung nur aus finanziellen Rückſichten

Wo die Zettelausgabe einmal nicht, wie andre Bankgeſchäfte, freigegeben iſt, da bezieht der Staat als Vertreter der Geſammtheit mit Recht den Gewinn aus ihr. In Rußland machen es die finanziellen Rückſichten wünſchenswerth, dieſen Gewinn zu capitaliſiren. Dies geſchieht, ähnlich wie in Großbritannien, Frankreich, Oeſterreich, nach unſerem Vorſchlage vorläufig auch für eine weitere Zukunft durch die Form eines Découverts für die Creditbillete, denn dieſes Découvert iſt nichts Andres als der capitaliſirte Theil des Gewinns aus der Zettelausgabe. Die preußiſche und belgiſche Einrichtung, nach welcher der Staat nur am jährlichen Gewinn der monopoliſtiſchen Zettelbanken einen Antheil hat, iſt für die Solidität des Notengeſchäfts auch wieder erſprießlicher, aber wegen der angedeuteten finanziellen Schwierigkeiten vorläufig wenigſtens in Rußland noch nicht durchführbar Bei einem Zinsfuß von 6% bezieht der Staat aus der Monopoliſirung der Notenausgabe jährlich 12 Mill. Rbl., was gewiß eine genügende Summe iſt, wenn dabei die Garantie eines geordneten Geldweſens beſteht.

2) Für die übrig bleibenden 300 Mill. Rbl. Creditbillete iſt in erſter Linie die ſtreng bankmäßige Deckung durch Edelmetall und einheimiſche Wechſel (eventuell auch durch Lombardforderungen für einen gewiſſen Betrag) zu verlangen. Da aber die Bereithaltung eines ſehr hohen Metallvorraths große finanzielle Opfer fordert und das einheimiſche Wechſelgeſchäft noch ſehr beſchränkt iſt, ſo daß die Anlage der Noten- (und Depoſiten-) Capitalien in ſolchen Wechſeln beſondere Schwierigkeit zu finden ſcheint, ſo darf ein Theil des ſonſt erforderlichen Baarvorraths in auswärtigen Wechſeln und anderen möglichſt liquiden Forderungen der gleich zu erwähnenden Art placirt und ein Theil des jetzigen Staatsdécouverts vermittelſt einer auswärtigen Anleihe in eine Deckung durch ſolide fremde Werthpapiere, insbeſondre ſolche mit kurzer Verfallzeit, wie engliſche, franzöſiſche und preußiſche Schatzſcheine oder ähnliche Bons großer Bank- oder Eiſenbahngeſellſchaften, eventuell auch durch Activ-Contocorrente mit großen Bankhäuſern verwandelt werden.

Auch für dieſe Vorſchläge berufen wir uns vor Allem auf finanzielle Rückſichten. Abgeſehen von dem beſonderen Baarvorrath für einzuziehende

abſtehen. In praktiſchen Fragen, wie die vorliegende, ſoll eben nicht ein Princip geritten, ſondern ein Compromiß auf Grundlage einer zuläſſigen Modification bei der praktiſchen Durchführung dieſes Princips geſchloſſen werden.

kleine Noten wird für die übrigen 500 Mill. Noten, von denen 200 Mill. bloß durch das Staatsdécouvert gedeckt ſind, ein Metallfonds von 150 bis 200 Mill. Rbl. wohl in Betracht zu ziehen ſein. Dies wäre relativ noch immer viel weniger, als in den letzten Jahren der Einlösbarkeit der Creditbillete vor dem Krimkriege vorhanden war. Allerdings ſind in Folge der zufälligen Goldankäufe der Reichsbank in den Jahren 1867—68 bereits 113 Mill. Rbl. Edelmetall da, die Beſchaffung der weiteren Summe machte keine ſo erheblichen Schwierigkeiten. Aber der ganze Baarvorrath koſtete doch eine erkleckliche Anzahl Millionen jährlicher Zinſen, wovon es wünſchenswerth iſt, im Intereſſe der Reichsfinanzen zu ſparen. Je mehr dies geſchieht, deſto größere Anforderungen darf man wieder hinſichtlich der Regulirung der geſammten ſchwebenden Schulden machen.

Es giebt nun ein ganz gutes Mittel, an den Koſten des Baarvorraths zu ſparen, ohne die jederzeitige Verfügung über das Edelmetall, welche im Intereſſe der Einlösbarkeit nicht fortfallen darf, zu verlieren. Bei einem ſtärkeren Andrang an die Einwechslungskaſſen behufs Erlangung baaren Geldes handelt es ſich vornehmlich um den Bedarf für *ungewöhnlich ſtarke auswärtige Zahlungen*. Dieſer Bedarf erhöht ſich zeitweilig in den einzelnen Volkswirthſchaften aus verſchiedenen Urſachen, in capitalreichen Ländern z. B. beim Hochgang der Speculation, großen Capitalanlagen, ſtarken Geſchäften im Auslande, oder in ſolchen Ländern mit dichter Bevölkerung und regelmäßigem großen Getreidebedarf nach ſchlimmen Mißernten, wenn ein anomal hoher Getreideimport zu ſehr theueren Preiſen ſtattfindet. In Ländern von der Lage Rußlands (ähnlich Oeſterreichs, zum Theil auch Nordamerikas), welche regelmäßig große laufende Credite im Waarenimport, Vorſchüſſe im Export erhalten, ſtark an das Ausland durch gewöhnliche verzinsliche Werthpapiere aller Art (Staatsſchuldſcheine, Actien, Prioritätsobligationen u. ſ. w.) verſchuldet ſind, tritt ein ungewöhnlich großer Bedarf für auswärtige Zahlungen im Falle mercantiler und politiſcher Kriſen im Inlande oder im geſchäftlich verbundenen Auslande ein, wodurch die Creditverhältniſſe erſchüttert, die auswärtigen Credite gekürzt oder eingezogen werden und viele Werthpapiere zurückſtrömen. Hier wird nun vor Allem auf das Edelmetallreſervoire der Banken, namentlich der großen Centralbanken zurückgegriffen, um Metall zu erlangen. Der Verkehr braucht aber nicht ſowohl dieſes ſelbſt, als vielmehr die *Verfügung über Metall im Auslande*. Hat die Bank daher entſprechende ſolide und leicht realiſirbare Werthe, mittelſt deren ſie ſicher über Metall im Auslande

verfügt, ſo kann ſie dieſe Werthe eventuell ebenſo gut und ebenſo gern genommen wie das Edelmetall ſelbſt in Zahlung geben, während ſie doch im Beſitze der genannten Werthe Zinſen gewinnt. So iſt man denn neuerdings mehrfach zu dem Vorſchlage gelangt, weil die eben dargelegten Verhältniſſe einigermaßen typiſch ſind und ſich nur in Nebenpunkten in den verſchiedenen Ländern modificiren, den Metallbeſtand theils im Inlande baar in der Kaſſe zu haben, theils ihn in ſicheren ausländiſchen Werthen anzulegen.*) Für das ruſſiſche Geldweſen in ſeiner hier befürworteten Neugeſtaltung ſcheint uns dieſe Einrichtung ſo zweckmäßig und empfehlenswerth zu ſein, wie kaum anderswo.

Die Schwierigkeit liegt nur in der Auffindung und Beſchaffung der geeigneten Werthe, namentlich wenn das Zettelweſen fernerhin von einer reinen Staatsanſtalt, wie die Reichsbank, verwaltet wird. Sie läßt ſich indeſſen auch in dieſem Falle überwinden. Eine ſolche Staatsanſtalt oder Staatsbehörde beſitzt vielleicht nicht immer die erforderliche geſchäftliche Gewandtheit zur Leitung einer derartigen auswärtigen ſtets verfügbaren Capitalanlage in demſelben Grade wie eine eigentliche Bankdirection. Jedoch kann in dieſer Beziehung durch eine paſſende Organiſation der Verwaltung Vieles erreicht werden. Bedenklicher iſt der Umſtand, daß eine Anſtalt wie die Reichsbank dem Auslande gegenüber nicht politiſch unabhängig da ſteht, ſo daß die Staatspolitik etwa zu einer peinlichen Rückſichtnahme auf die auswärtigen Capitalanlagen der Reichsbank, d. h. ja eben des Reichsſchatzes ſelbſt, gezwungen erſcheinen könnte, namentlich etwa in dem Falle, daß die Metallbeſtände vornehmlich in auswärtigen Staatspapieren, Schatzkammerſcheinen oder dgl. m. placirt ſind. Wird auch nach den heutigen völkerrechtlichen Anſchauungen eine Confiscation des Vermögens, welches auf dieſe Weiſe unter der unmittelbaren Herrſchaft eines fremden Staats ſteht, nicht leicht zu befürchten ſein, ſo können doch Inconvenienzen aller Art aus einem ſolchen Verhältniß hervorgehen. Man wird dieſen aber auch kaum ganz entgehen, wenn das Zettelweſen einer unabhängigen Bank übertragen und von dieſer die betreffenden ausländiſchen Werthe zur Anlage eines Theils des Baarvorraths erworben

*) Ein ähnlicher Vorſchlag in einer officiellen Denkſchrift des öſterreichiſchen Finanzminiſteriums vom Jahre 1861. Eine inſolvente Bank wie die öſterreichiſche wird mit Recht, wie die Nationalbank neuerdings gethan, ihren Baarfonds zum Theil in auswärtige Valuten convertiren.

werden. Deßhalb ſpricht dieſer Punkt noch nicht ſo unbedingt für die Aufhebung der jetzigen Reichsbank, wie es ſcheinen könnte.

Die Abhülfe gegen jene Inconvenienzen wird vielmehr wohl am zweckmäßigſten darin gefunden werden, daß eine Anſtalt wie die Reichsbank die auswärtigen Capitalanlagen nicht alle unmittelbar, ſondern zum Theil durch Vermittlung von auswärtigen Bankgeſellſchaften und Privatbankhäuſern vornimmt. Allerdings koſtet dies eine Proviſion oder läuft direct und indirect auf eine Verringerung des Zinsgewinnes bei dieſen Capitalanlagen hinaus. Damit wird aber die größere Sicherheit und Geeignetheit dieſer Anlagen nicht zu theuer bezahlt.

Wechſel von Rußland auf das Ausland, vornehmlich für ausgeführte Producte gezogen und auf die fremden Metallwährungen lautend, kann die Bank jederzeit erwerben. Die vortheilhafte Abwicklung eines ſolchen im Großen betriebenen Geſchäfts in auswärtigen Wechſeln ſetzt ſchon die Verbindung mit großen fremden Banken oder Privatbankhäuſern voraus. Wir denken uns die Sache in der Weiſe weiter ausgebildet, daß das ruſſiſche Zettelinſtitut an den großen Weltbörſen insbeſondere London, Berlin (ſchon jetzt wohl der wichtigſte Geldplatz für Rußland), Paris, ferner in Amſterdam, Hamburg, vielleicht auch Frankfurt mit großen Bankfirmen in regelmäßige Geſchäftsverbindung tritt, bei ihnen ſtets bedeutende Guthaben in Contocorrent ſtehen hat und dieſen Häuſern den Auftrag giebt, mit dieſen Geldern auswärtige leicht realiſirbare Werthe zu erwerben, Wechſel zu discontiren, Schatzkammerſcheine, einzelne den Cursſchwankungen wenig unterworfene Staats- und Induſtriepapiere zu kaufen u. ſ. w. Die Organiſation einer ſolchen Geſchäftsverbindung kann im Einzelnen verſchieden ſein. Die Hauptſache bleibt für Rußland die möglichſte Disponibilität dieſer Capitalanlagen im Intereſſe der Einlösbarkeit der Creditbillete und, ſoweit es mit dieſem Zwecke vereinbar iſt, eine gehörige Rente aus jener Anlage im Intereſſe der Finanzen. Am beſten wird daher wohl ſein, wenn jene Bankhäuſer die genannten Werthe auf Rechnung des ruſſiſchen Inſtituts erwerben, aber in Depot behalten und gegen eine Proviſion die Verpflichtung übernehmen, dem Inſtitut einen beſtimmten Theil der angelegten Capitalien jederzeit gegen das Recht, alsdann die Werthe auf Rechnung des Eigenthümers zu realiſiren, zur Verfügung zu ſtellen. Gewiſſe Beträge könnten ſolchen Häuſern auch als laufendes verzinsliches Activcontocorrent überlaſſen

werden. Dieſelben Firmen laſſen ſich auch als Vermittler der auswärtigen Zinszahlungen benutzen.

Der Umfang derartiger Capitalanlagen im Auslande wird außer von der erforderlichen Höhe des Metallvorraths auch von der Ausdehnung des inländiſchen Wechſel- und Lombardgeſchäfts abhängen. Wir haben mehrfach den Einwand vernommen, daß die bankmäßige Veranlagung der Zettelcapitalien in Rußland wegen des Mangels geeigneter Wechſel beſondere Schwierigkeiten finde. Vieles mag hier an notoriſchen Mängeln des ruſſiſchen Rechts, des Proceſſes u. dgl. m. liegen. Der Geſetzgebung ſteht auch hier noch ein Feld größerer reformatoriſcher Thätigkeit offen. Die Bankausweiſe laſſen in der mitunter bedenklich hohen Ziffer der nothleidenden Wechſel und ebenſo der unbezahlt gebliebenen Vorſchüſſe auf Werthpapiere in der That auf große Uebelſtände ſchließen. Auch zeigen die früher mitgetheilten Daten, welche geringe Höhe, abſolut und relativ, das Wechſel- und Lombardgeſchäft, ſelbſt mit Inbegriff desjenigen der Filialen, immer noch erſt erreicht.*) Nach den bisherigen Verhältniſſen wird man kaum mehr als 75 Mill. Rbl. Durchſchnittsbeſtand an Wechſeln und Vorſchüſſen bei der Bank und ihren Zweigen annehmen können und darunter haben die Vorſchüſſe auf Werthpapiere ein bedenkliches Uebergewicht. Doch ſcheint es immerhin wahrſcheinlich und durch darauf abzielende Maßregeln erreichbar zu ſein, daß ſich das Wechſelgeſchäft auch in Rußland bald ſtärker entwickle, reſp. die Creditverhältniſſe im Handel die Wechſelform annehmen. Auch die Einziehung der durch das Staatsdécouvert gedeckten Noten wird einer Ausdehnung des Wechſelgeſchäfts günſtig ſein. Dann kann doch wohl ein Durchſchnittsbeſtand von 100—150 Mill. Rbl. für künftige Jahre angenommen werden. Solange dieſer

*) S. d. Tab. 2 im früheren Abſchnitt 5. Das Maximum der Wechſel war bei der Bank in den letzten Jahren am 1. Decbr. 1866 $14_{,25}$ Mill. Rbl. davon nothleidend 49,000 Rbl., bei den Filialen am 1. Novbr. 1866 $26_{,28}$ Mill., wovon (vielleicht mit Inbegriff gewiſſer Vorſchüſſe?) nothleidend 422,000 Rbl. Das Maximum der Vorſchüſſe auf Fonds — im Zuſammenhange mit der Emiſſion der zweiten Prämienanleihe und der großen Ausdehnung der Vorſchüſſe darauf mittelſt neuer Papiergeldausgabe — war bei der Bank am 1. Octbr 1866 $33_{,03}$ Mill. Rbl., wovon, als unbezahlt zum Termine, noch rückſtändig 338,000 Rbl., und bei den Filialen am 1. Novbr. 1866 $25_{,74}$ Mill., wovon 1,336,000 Rbl. rückſtändig. So waren zeitweilig auf $100_{,2}$ Mill. Ausleihungen dieſer Art $2_{,14}$ Mill. Rbl. oder etwa ebenſo viel Procent nothleidend. Ueber 40 Mill. Rbl. iſt das Wechſelportefeuille der Bank und ihrer Filialen bisher nur ſelten und nur wenig geſtiegen, vornehmlich zur Zeit der genannten Operation der zweiten Prämienanleihe.

Betrag nicht erreicht iſt, wird jene auswärtige Capitalanlage nur im finanziellen Intereſſe um ſo größer ſein müſſen, und zwar vollends im Falle der Durchführung unſerer Vorſchläge. Denn nach den letzteren ſoll das vorhandene Wechſel- und Vorſchußgeſchäft nicht nur ganz dem Depoſitengeſchäft als deſſen ſpecielle Deckung zugewieſen ſein, ſondern auch noch zur weiteren Deckung deſſelben ausgedehnt werden (um ca. 35 Mill Rbl. unter Vorausſetzung eines Kaſſenbeſtands von 20 Mill. für dieſen Geſchäftszweig, wobei allerdings der gegenwärtige ſehr niedrige Betrag der Privatorderungen von nur 55 Mill. Rbl. zum Ausgangspunkt der Berechnung dient).

Unter dieſen Umſtänden wird fürerſt wenigſtens, vielleicht zur ſpeciellen Deckung der Creditbillete auf die inländiſchen Wechſel (und Vorſchüſſe) faſt gar nicht gerechnet werden können. Wollte man das jetzige Geſchäft zur Deckung dieſer Billete verwenden, ſo befände man ſich doch in demſelben Dilemma, denn das Depoſitengeſchäft bliebe dann ungeregelt, was unbedingt unſtatthaft iſt. Will man daher nicht das noch dazu vom Zweck nicht geforderte Opfer bringen und einen ganz übermäßigen Baarvorrath halten, oder anderſeits durch Erhöhung des Staatsdécouverts für die Creditbillete oder durch Annahme ſchwer oder gar nicht realiſirbarer Deckungen die Noteneinlösbarkeit gefährden, ſo muß man nothwendig auf die hier vorgeſchlagene auswärtige Capitalanlage recurriren.

Im ſchließlichen Ergebniß würde ſich die Sache alſo folgendermaßen geſtalten: es wird eine auswärtige Anleihe aufgenommen, deren Ertrag ganz oder faſt ganz im Auslande, möglichſt jederzeit verfügbar angelegt, ſtehen bleibt. Die Zinſen der Anleihe werden von dem Gewinn dieſer Veranlagung gedeckt, inſofern alſo vom Auslande ſelbſt bezahlt. Die jedenfalls verbleibende Differenz zwiſchen den höheren Zinſen der Anleihe und dem niedrigeren Erträgniß dieſer Anlage bildet allein das eigentliche finanzielle Opfer für Rußland. Damit wird aber die dauernde Zahlungsfähigkeit des Zettelinſtituts erkauft.

Die richtige Vertheilung der Deckung für die noch übrig gebliebenen 300 Mill. Rbl. Creditbillete in Baarfonds, inländiſche Wechſel und Vorſchüſſe und auswärtige Placements muß und kann erſt durch die Erfahrung der Praxis nach erfolgter Wiedereinlösbarkeit genau beſtimmt werden. Wir würden vorläufig etwa eine Combination von 100 Mill. Rbl. Baarfonds und 200 Mill. Rbl. auswärtiger Capitalanlagen befürworten.

Später könnte von letzteren ein Theil in inländiſchen Wechſeln u. ſ. w. placirt, auch vielleicht der Baarfonds etwas verkleinert werden. Die inländiſche Anlage wird ſich höher verzinſen als die auswärtige, da der ruſſiſche Durchſchnittsdisconto höher als der fremde iſt und die im Ausland ſtehenden Summen vornehmlich in ſolchen Anlagen untergebracht werden müſſen, deren Zinserträgniß im Ganzen vom laufenden Disconto beſtimmt wird. Die Größe des Baarfonds wird u. A. auch von der Zahl der Einlöſungsſtätten der Creditbillete abhängen. Grade in Rußland mit ſeinen unvollkommenen Communicationen iſt bei fortdauernder Centraliſation des Zettelweſens die Eröffnung zahlreicher Einlöſungskaſſen dringend geboten. Die hierdurch bedingte Zerſplitterung des Baarvorraths macht eine ſtärkere Höhe des Geſammtfonds um ſo nothwendiger, als ſich die einzelnen Kaſſen bei den jetzigen Communicationen nicht ſo leicht ausbelfen können und in Nebenplätzen die Zahlung mit Wechſeln auf's Ausland ſtatt mit Münze nicht genügt.

Nach dieſem Plane wäre alſo der Ueberſchuß des jetzigen Metallbeſtands über 100 Mill. Rbl. vielleicht für die Kaſſe des Depoſitengeſchäfts verfügbar. Die Durchführung der veränderten Deckung ſetzt dann keine beſondere Manipulationen mit den Creditbilleten voraus, ſolange die letzteren auch nach wieder eingetretener Einlösbarkeit nicht in größerer Menge zur Kaſſe zurückſtrömen. Ein Anleihebetrag von ca. 200 Mill. Rbl. muß dagegen bis zum Zeitpunkt der Zahlungseröffnung im Auslande aufgenommen und in der angegebenen Weiſe placirt und verfügbar geſtellt worden ſein.

Wir ſind auch in den letzten Vorſchlägen ebenſo wie in den früheren von der Vorausſetzung ausgegangen, daß die Reichsbank als eine Abtheilung der Finanzverwaltung für einen beſonderen Zweig des Staatsſchuldenweſens beſtehen bleibe. Wie wir ſchon früher hervorhoben bietet eben auch die völlige Trennung des Staats vom Zettelgeſchäft in Nothlagen kaum größere Garantien gegen einen Mißbrauch. In einer abſoluten Monarchie wie Rußland ſcheint uns eine ſolche Trennung vollends von ſecundärer Bedeutung zu ſein. Man möge auch hier die Reichsbank gegenüber der übrigen Finanzverwaltung durch möglichſt beſtimmt präciſirte rechtliche Cautelen unabhängig hinſtellen. Das wird immerhin Einiges nützen und wohl mindeſtens ebenſoviel als die Errichtung von ſelbſtändigen

Banken, welche ſich, wie die Geſchichte der Banken von England, Oeſterreich, Italien, zum Theil auch Frankreich, Nordamerika beweiſt, in den Kriſen des Staatslebens auch nicht vor einer finanziellen Ausbeutung durch den Staat, nach der Maxime „Noth kennt kein Gebot", retten können. Im Uebrigen halten wir eine Aufhebung der Reichsbank, wie geſagt, nicht für geboten und aus praktiſchen Gründen für bedenklich.

In Rußlands gegenwärtiger Lage ſprechen dann aber auch wieder ſchwerwiegende *finanzielle Rückſichten* für die wenigſtens vorläufige *Fortdauer der Reichsbank*. Wollte man bei der nothwendigen Reform des Geldweſens das Bankweſen vom Staate trennen und das Depoſiten- und Zettelgeſchäft an wie immer organiſirte neue Banken übertragen, ſo ſtände man vor folgender Alternative: *entweder völlige Abwicklung* des bisherigen Schuldverhältniſſes des Staats hinſichtlich der Creditbillete und Depoſiten *oder theilweiſes Verbleiben* eines ſolchen Schuldverhältniſſes und *Einfügung* deſſelben in das neue Bankweſen. Im *erſten* Falle muß die ganze betreffende ſchwebende Schuld, da Steuererhöhungen namenswerther Art zu dieſem Zwecke kaum in Frage kommen (ſ. übrigens unten), in eine fundirte Schuld verwandelt werden. Dann wäre allerdings der Boden für ein ganz neues Bankweſen bereitet, und ohne Zweifel auf die beſte Art, auch auf diejenige, welche man eigentlich verlangen müßte, wenn das neue Bankweſen wenigſtens in normalen Zeiten des Staatsleben reell unabhängig daſtehen ſoll. Aber die finanziellen Schwierigkeiten und Opfer wären auch noch viel größer, zumal auch in dieſem Falle die Regulirung der Serien nicht unterbleiben dürfte. Ebendeßwegen haben wir ſchon früher aus praktiſchen Gründen von dieſem Plane abgemahnt. Im *zweiten* Fall laſſen ſich die finanziellen Leiſtungen allerdings ähnlich herabmindern wie im Fall der Fortdauer der Reichsbank. Aber der Unterſchied zwiſchen letzterer und der oder den etwaigen neuen Banken kann dann auch gar nicht ſo durchgreifend ſein. Sowohl die Stellung dieſer Banken als vollends die Deckung ihrer Paſſiva, der Noten und Depoſiten würde *keine* ſo entſchieden andere, beſſere als bei der Reichsbank ſelbſt. Da unſeres Erachtens die praktiſchen Rückſichten auf die Finanzen nur der *zweiten* Alternative einige Ausſicht auf Realiſirung geben, ſo lohnt es auch nur, bei dieſer Eventualität einen Augenblick zu verweilen, wobei wir die Depoſiten nicht weiter berückſichtigen, ſondern uns nur an die Creditbillete halten. Wir nehmen dabei unſere früheren

Vorſchläge als ſoweit durchgeführt an, daß noch ein Betrag von 500 Mill. Rbl. Creditbilleten übrig iſt.

Ein vom Staate getrenntes Zettelbankweſen kann centraliſtiſch oder decentraliſtiſch geſtaltet werden. In beiden Fällen wäre den neuen Banken die vorhandene Creditbilletſchuld von 500 Mill. Rbl. und der Baarvorrath dafür, 113 Mill. Rbl. Edelmetall, zu übertragen. Die weitere Aufgabe iſt dann inſoweit die gleiche wie in dem Fall der Reorganiſation der Reichsbank, daß nämlich für den ganzen Reſt von 387 Mill. Rbl. Creditbillete oder für einen Theil deſſelben eine andere paſſende Deckung beſchafft werden muß. Da der Staat aus den angedeuteten Rückſichten nicht dieſe Schuld von 387 Mill. Rbl. abwickeln kann, ſo muß er eben darauf bedacht ſein, die erforderlichen Creditoperationen ſoweit zu beſchränken und ſo billig zu bewerkſtelligen, als es irgend die Erreichung des Zwecks aller Reformen, die dauernde Zahlungsfähigkeit der Bank, geſtattet. Nach unſerem Vorſchlage bleibt eben deßhalb ein Découvert von 200 Mill. Rbl. vorläufig ſtehen und der Reſt der Creditbillete wird möglichſt durch ſelbſt wieder zinstragende, in- und ausländiſche, leicht realiſirbare Capitalanlagen gedeckt. Will man dagegen an Stelle der Reichsbank ein neues Bankweſen einführen, ſo kann man unter gleichzeitiger Wahrnehmung jener finanziellen Rückſichten etwa in folgender Weiſe, verſchieden je nachdem man das Zettelbankweſen centraliſirt oder decentraliſirt, vorgehen.

In einem Falle gründet man eine einzige große neue *Centralbank*, eine Actiengeſellſchaft nach dem Muſter der großen Banken von England, Frankreich, Preußen, Oeſterreich. Dieſe Bank übernimmt die jetzigen Creditbillete und den Baarfonds. Da der Staat auch hier nicht die Schuld von 387 Mill. Rbl. ganz abtragen ſoll ſo geſtattet er der Bank, einen beſtimmten Notenbetrag, etwa gleichfalls 200 Mill. Rbl., durch eine directe Forderung an den Reichsſchatz zu decken. Das Verhältniß ändert ſich hierdurch im Vergleich zu unſerem Vorſchlage inſofern, als dieſe 200 Mill. Rbl. Creditbillete jetzt *zunächſt* eine Schuld der Bank, *mittelbar* aber doch auch nur wieder eine Schuld des Staats ſind. Dieſer an ſich bloß formelle Unterſchied gewinnt einige *reale* Bedeutung, abgeſehen von den etwaigen günſtigen Folgen einer eigentlichen privaten *Bankverwaltung* ſtatt einer *Staatsverwaltung* des Zettelgeſchäfts durch das Vorhandenſein eines *eigenen Stammcapitals* der neuen Bank. Je höher dieſes Capital iſt, um ſo mehr beſſert ſich die reelle Deckung jener faſt nur durch das Découvert von 200 Mill. Rbl. gedeckten Billete. Denn da

dieſes Capital zunächſt disponibel iſt und bankmäßig placirt werden kann, ſo hat ſein Vorhandenſein die Wirkung, daß ein dem Stammcapital gleicher Betrag jener 200 Mill. Rbl. Noten bankmäßig gedeckt iſt, — ohne Zweifel eine günſtige Wirkung und eine vorzüglichere Einrichtung als nach unſerem Vorſchlage. Das eigene Bankcapital würde für eine ruſſiſche Centralbank mit ſo rieſigem Geſchäfte, ſo bedeutenden Paſſiven — 500 Mill. Rbl. Creditbillete ſind faſt der doppelte Betrag des letztjährigen Notenumlaufs der größten Zettelbank der Welt, der franzöſiſchen — und nach Analogie der anderen Centralbanken wohl mindeſtens 100 Mill. Rbl. betragen müſſen. Dadurch würde jenes Découvert für Creditbillete um ein Viertel oder um die Hälfte reducirt.

Allein dieſer Vortheil repräſentirt nur die eine Seite der Sache. Das Stammcapital der Bank erheiſcht nothwendig eine genügende Verzinſung. Wir wollen nun ſelbſt den günſtigen Fall annehmen, es ſei gelungen, die 187 Mill. Rbl. — die Differenz obiger 387 Mill. Rbl. Creditbillete nach Abzug des Betrags der eben beſprochenen 200 Mill. Rbl. — welche der Staat jedenfalls auch hier durch eine Anleihe flüſſig machen müßte, im In- und Auslande ordentlich bankmäßig in leicht realiſirbaren verzinslichen Werthen in der früher geſchilderten Weiſe anzulegen. Die Zinſen dieſer Summe würden jetzt der neuen Bank zufallen, während ſie früher der Reichsbank, alſo m. a. W. dem Reichsſchatze zufloſſen und als ein theilweiſer Erſatz der Zinſen der Anleihe von 187 Mill. Rbl. dienten. So erhöhete ſich die finanzielle Laſt der Herſtellung der Valuta für den Staat bei der Gründung einer ſolchen Bank ſofort um ein Bedeutendes. Aber daran nicht genug, ſchwerlich würde doch der Ertrag dieſer Capitalanlagen von 187 (eventuell nach dem früheren ſelbſt von 200 Mill. Rbl.) eine genügende Verzinſung des Actiencapitals von 100 Mill. Rbl. abwerfen. Eventuell bliebe dann nichts Andres übrig, als daß der ruſſiſche Reichsſchatz zur erforderlichen Ergänzung der Bankdividende jene nunmehrige „Schuld des Staats an die Bank“ von 200 Mill. Rbl., wenn auch vielleicht nur theilweiſe oder nur nach einem niedrigen Zinsfuße verzinſt, wie dies bei der engliſchen, franzöſiſchen und öſterreichiſchen Bank ſeitens des Staats ebenfalls geſchieht. Dann wäre alſo jener Vortheil einer partiell beſſeren Deckung der Creditbillete mit neuen finanziellen Opfern erkauft. Scheut man aber vor dieſen nicht zurück, ſo kann man auch in unſerem Projecte „die Anleihe zur Verminderung des Découverts der Creditbillete“ — denn darauf kommt unſer Plan

hinaus — noch erhöhen und erreicht dann gleichfalls eine beſſere Notendeckung, vielleicht noch um einen geringeren Preis. Auch der weitere Einwand der Befürworter einer ſelbſtändigen neuen Bank, daß wenigſtens hier nicht die Staatscreditoperationen einen noch größeren Umfang erreichen und dadurch noch erheblicheren Schwierigkeiten begegnen müßten, will nicht viel beſagen. Denn ſtatt deſſen kommt eben ein Gründungscomité einer neuen Bank mit ebenſo großen Anſprüchen an den Capitalmarkt und wiederum für ein ruſſiſches Unternehmen. In ſpeculativer Zeit, wie der gegenwärtigen (Sommer 1868) wird ein ſolches Bankunternehmen leicht günſtige Chancen haben, aber die geſammten Anforderungen Rußlands an das europäiſche Capital für die Hülfe bei der Herſtellung der ruſſiſchen Valuta bleiben die gleichen wie in dem Falle, daß jenes Découvert noch unter 200 Mill. Rbl. herabgeſetzt wird. Nur unter einer Vorausſetzung ſtellen ſich die Verhältniſſe in finanzieller Beziehung bei der Gründung einer Bank etwas günſtiger für den Reichsſchatz, als wir ſie hier ſchilderten, nämlich wenn das Stammcapital der neuen Bank *erheblich kleiner* als mit 100 Mill. Rbl. angeſetzt wird. Dann genügt vielleicht der Ertrag der übrigen 187 Mill. Rbl. Capitalanlagen zur gehörigen Verzinſung *dieſes* Bankcapitals. Aber nicht nur entgeht auch hier noch dem Schatze der Gewinn aus dieſen Anlagen, der Staat und die Volkswirthſchaft profitiren auch nicht einmal auf der anderen Seite durch *beſſere* Ordnung des Geldweſens erklecklich, denn je kleiner dieſes Capital, ein deſto größerer Betrag jener 200 Mill. Rbl. bleibt dann doch nur durch die Staatsſchuld gedeckt. So bewahrheitet ſich doch in der That unſere Behauptung, daß die Fortdauer der Reichsbank und die Errichtung einer unabhängigen Central- (Actien-) Bank nicht ſo weſentlich verſchiedene Wirkungen haben, wie man ſonſt leicht denkt.

Aber auch von der Einführung eines decentraliſirten Zettelbankweſens gilt daſſelbe. Würde das verbleibende Découvert für die Creditbillete auf eine Anzahl Banken vertheilt, ſo werden die finanziellen Schwierigkeiten und Opfer für den Reichsſchatz leicht noch größer ausfallen als im Falle der einen Centralbank. Denn die Summe aller Stammcapitale jener Banken und daher die Summe der zur gehörigen Verzinſung dieſer Capitale erforderlichen Erträgniſſe wird dann eher noch größer ſein, zumal es bei einer Zerſplitterung des Zettelweſens leicht noch eines höheren Baarvorraths im Ganzen bedürfte. Am meiſten ſpräche etwa noch für die Errichtung von Zettelbanken der Gouvernements oder ganzer Gruppen von

Gouvernements. Bei der jetzigen Strömung der inneren Politik Rußlands wird man ſich aber vielleicht grade vor einer ſolchen Decentraliſation ſcheuen, in welcher nationale Heißſporne ſeparatiſtiſche Tendenzen wittern könnten. Die finanziellen Schwierigkeiten würden ohnehin auch hierbei kaum geringer werden, vielleicht aber ließe ſich eine beſſere Notendeckung erzielen. Wir dächten uns z. B. den Notenumlauf und das Découvert von 200 Mill. Rbl. auf die Gouvernements nach einem freilich ſchwer auffindbaren richtigen Maßſtabe vertheilt, etwa nach einer Combination der Volksmenge, des Flächenraumes und des Steuerertrags. Dann könnte den Gouvernements die Aufbringung des entfallenden Betrags des Découverts vermittelſt einer eigenen Anleihe, vielleicht auch einer beſonderen (Vermögens-) Steuer oder wie früher einmal in Dänemark durch Zwangshypothek auf den Grundbeſitz zur Pflicht gemacht oder doch freigeſtellt werden, ſo daß die „Gouvernementsbank“ ihr Zettelgeſchäft „rein“ mit guten Activen begönne. Aber letztere ſind bei der geringen Entwicklung des inländiſchen Wechſelgeſchäfts ſchwer im erforderlichen Umfange zu beſchaffen, die einzelnen kleinen Banken könnten auswärtige Capitalanlagen der beſprochenen Art kaum erfolgreich durchführen. Die Aufnahme von Gouvernementsanleihen würde im ſchließlichen Effect an den Geldmarkt dieſelbe Anſprüche ſtellen wie diejenige noch größerer Staatsanleihen und der ſteuerzahlenden Bevölkerung wohl eher noch größere Opfer auferlegen, weil ſolche Anleihen noch ſchwieriger und koſtſpieliger als Staatsanleihen ſein dürften. Der Staat und ſeine Theile machten ſich ſelbſt Concurrenz. Die Erhebung von Extraſteuern (oder Zwangshypotheken) zur reellen Abzahlung eines Theils der Creditbilletſchuld hat Einiges für ſich, wenn ſie überhaupt durchführbar iſt, und die vorläufige Repartition der Quoten auf die Gouvernements und die weitere Untertheilung auf Kreiſe, Gemeinden und Individuen ſeitens der Gouvernements-Verwaltungen könnte manche Härten einer von der Centralſtelle aus durchgeführten Repartionen auf die Einzelnen mildern oder beſeitigen. Vielleicht knüpften ſich aber an ſolche Maßregeln wieder mancherlei bedenkliche Manipulationen grade ſeitens der Obrigkeiten ruſſiſcher Gouvernements. Jedenfalls kann man eine ſolche reelle Tilgung der Creditbilletſchuld auch in den Rahmen unſeres Plans auf- und eventuell die Thätigkeit der Gouvernementsbehörden dafür in Anſpruch nehmen. Bei dem Allen würde nur die Geſammtheit der finanziellen Opfer der Bevölkerung abermals über das von uns vorgeſchlagene Maß erhöht. Es fragt ſich, ob mit dieſem Nachtheil und der daraus entſprin-

genden Gefahr eines Mißlingens des ganzen Reformwerks die zwar erwünſchte, aber nicht unbedingt erforderliche Herbeiführung einer größeren Münzcirculation an Stelle von einlösbaren Creditbilleten — denn dies wäre das Endergebniß einer ſolchen Repartition und Tilgung des Découverts von 200 Mill. Rbl. — nicht zu theuer erkauft iſt. Wir glauben dies und halten deßhalb an den Hauptpunkten unſeres Planes feſt.*)

9) Umfang, Koſten und Ergebniß der geſammten Operationen zur Regulirung der ſchwebenden Schuld.

Der Umfang der ſämmtlichen Operationen behufs der Herſtellung des Geldweſens, die Koſten dieſer Maßregeln und die Umgeſtaltungen im Beſtande und der Deckung der ſchwebenden ruſſiſchen Staatsſchuld ſtellen ſich nach unſerem Plane etwa folgendermaßen heraus.

A. Operationen.	Umfang der Organiſation.	Koſten, reſp. Mehrkoſten gegen bisher, oder gegen die neue Ausleihung.
I. Reelle Verminderung der ſchwebenden Schuld durch Fundirung.	Mill. Rbl.	Mill. Rbl.
Einziehung von Serien	116	2,53
Rückzahlung von Depoſiten	42	1,89
Einziehung von Creditbilleten aller Art	135	8,78
Dsgl. ſpeciell von kleinen Scheinen mit Münze (50 Mill.)	47	3,13
Summa	340	16,33
II. Veränderungen der Deckung ſchwebender Schulden.		
a. Neue Baarvorräthe.		
Baarfonds für die Serien	5	0,33
Dsgl. für die Depoſiten (nach Uebertragung von 13 Mill. aus dem Fonds der Creditbillete) . . .	7	0,45
Summa	12	0,78
b. Neue verzinsl. leicht realiſirbare Deckungen.		
Für die Depoſiten	35	0,98
Für die Creditbillete.	200	7
Summa	235	7,98
Geſammtbetrag der Operationen	587	25,09

*) Manches Hierhergehörige über die Frage der principiellen Veränderung der Bankorganiſation bei der Wiederherſtellung einer feſten Währung ſ. in meiner Schrift: „Oeſterr. Valuta" Thl. I. S. 9—23, insbeſondere auch über Decentraliſation des Bankweſens.

B. Erzielte Resultate.

	Vor der Regulirung. Mill. Rbl.	Nach der Regulirung. Mill. Rbl.
I. Menge der schwebenden Schulden.		
Menge der Serien	216	100
„ „ Depositen	278	236
„ „ Creditbillete	685	500
Summa schwebender Schulden	1179	836
Menge der umlaufenden Münze (vorläufig)	0	50
II. Specielle Deckung.		
1) Der Serien.		
Baarvorrath	0	5
oder %	0	5
Staatsdécouvert	216	95
oder %	100	95
2) Der Depositen.		
Baarvorrath	0	20
oder %	0	8,5
Leicht realisirbare Werthe	125	160
oder %	45,0	67,7
Découvert resp. andere Deckung	153	56
oder %	55,0	23,8
3) Der Creditbillete.		
Baarvorrath	113	100
oder %	16,4	20
Leicht realisirb. bes. im Auslande angelegte Deckung	0	200
oder %	0	40
Découvert	572	200
oder %	83,6	40
4) Der ganzen schwebenden Schuld.		
Baarvorrath	113	125
oder %	9,6	14,9
Leicht realisirbare Deckung	125	360
oder %	10,6	43,1
Découvert und andere Deckung	941	351
oder %	79,8	42,0

Wir haben hier zur Berechnung der Koſten für alle neuen Anleihen einen Zinsfuß von 6,5 % angenommen, allerdings etwas mehr, als den gegenwärtigen Curſen ruſſiſcher Staatspapiere entſpricht, und alsdann bereits eine kleine Amortiſationsquote enthaltend. Bei dem großen Umfange der Operationen wird jener Zinsfuß aber eher zu niedrig als zu hoch angenommen ſein. Da Rußland noch kaum in bedeutendem Umfange reine Rentenſchulden wird contrahiren können, ſo wünſchenswerth dies wäre, ſo wird man noch auf eine Amortiſation Rückſicht nehmen müſſen, welche mit durchſchnittlich ½ % wohl hoch genug angeſetzt wird und ſtreng genommen nicht zu den laufenden Koſten unſerer Operation gehört. Die Verzinſung von 587 Mill. fundirter Anlehen zu 6,5 % beträgt 38,15 Mill. Rbl., dazu ½ % Tilgung mit 2,93 Mill. ergiebt einen jährlichen Aufwand für die Regulirung der ganzen und die allmähliche Tilgung eines Theils der ſchwebenden Schuld von 41,08 oder rund 41 Mill. Rbl. Theils durch Erſparung an den Zinſen der jetzt ſchon verzinslichen ſchwebenden Schuld (Serien 4,32 %, Depoſiten 2 %), theils durch die neue Ausleihung der aufgenommenen Anleiheſumme im Depoſiten- und Notengeſchäft (in unſerer Rechnung angeſetzter Zinsfuß für die Deckungen des Depoſitengeſchäfts 4 %, für diejenige des Notengeſchäfts unter Berückſichtigung des niedrigeren Zinsfußes für die auswärtigen Anlagen 3 %, alſo zuzuzahlende Zinsdifferenz reſp. 2,5 und 3,5 %) vermindert ſich die neue Laſt ohne Tilgung auf ca. 25, mit ſolcher auf ca. 28 Mill. Rbl. jährlich.*) Muß der Baarfonds des Depoſiten- oder des Notengeſchäfts noch höher gehalten werden oder gelingt es nicht, die paſſenden in- und ausländiſchen leicht realiſirbaren verzinslichen Deckungen in dem hier angenommenen Umfange zu beſchaffen, ſo erhöht ſich dieſe jährliche Ausgabe noch weiter. Doch möchte in längeren Jahresdurchſchnitten der erwähnte Betrag wohl ausreichen, auch wird ſelbſt nach Abrechnung der im ausländiſchen Geſchäft zu zahlenden Proviſionen ein Reinertrag von 3 % in dieſem Geſchäfte öfters überſchritten werden können.

---

*) Goldmann a. a. Orte kommt auch auf einen Koſtenbetrag von ca. 25 Mill. Rbl. bei ſeinem Reformprojecte (S. 140). Letzteres iſt allerdings radicaler in Betreff der Creditbillete, aber es beruht auf dem bedenklichen Devalvationsprincip, noch dazu auf einer Devalvation um ein Drittel nach den anomalen Kriegscurſen von 1866! Auch bezieht es ſich auf Depoſiten und Serien nicht mit. So iſt unſer Vorſchlag auch finanziell vortheilhafter.

Ohne Zweifel iſt dieſe Vermehrung der Jahresausgabe um 25 Mill. Rbl., ohne Amortiſation, eine ernſte Sache. Die Reineinnahme des Jahres 1867 von 340 Mill. müßte dadurch z. B. um ca. $7_{/3}$% geſteigert werden. Indeſſen iſt eben zu bedenken, daß mindeſtens eine ſolche oder eine ähnliche Summe der unumgänglich zu zahlende Preis für eine volks- und ſtaatswirthſchaftlich gleich wichtige Einrichtung, für die Ordnung des Geld- und Creditweſens iſt. Dieſe Ausgabe wächſt im Grunde gar nicht neu in Folge der hier befürworteten Operationen zu, ſondern geht aus früheren Staatsnothlagen nothwendig hervor. Sie iſt in der Hauptſache die durch den Krimkrieg veranlaßte Laſt, welche jetzt nur erſt in dieſe richtige Form umgelegt wird, bisher aber auch ſchon in der Form der Papiergeldwirthſchaft reell getragen wurde von Volk und Staat. Die neu gewonnene Ordnung des Geld- und Creditweſens erſpart der Volkswirthſchaft gewiß viele Koſten, welche der neuen, ſchließlich doch im Wege der Beſteuerung zu beſchaffenden Steigerung der Staatseinnahmen gegenüberzuſtellen ſind und ſich mit ihr mehr oder weniger compenſiren müſſen, wenn ſich das auch nicht ziffermäßig belegen läßt. Etwas genauer kann man ſchon für die Finanzen ſelbſt eine ſolche Compenſation nachweiſen. Die mancherlei Ausgabeerſparniſſe und Einnahmeſteigerungen im Gefolge der Ordnung des Geldweſens wurden ſchon früher gelegentlich betont. Hier ſei nur eine Ziffer hervorgehoben. Im Budget von 1866 ſtanden $33_{,9}$ Mill. Rbl. auswärtiger Zins- und Amortiſationskoſten. Bei einem Agio von 20% ſind darauf allein $6_{,74}$ Mill. Rbl. zuzuſetzen. Alle auswärtige Zahlungen im gewöhnlichen Budget, diplomatiſcher Dienſt, gewiſſe Marineauslagen, Anſchaffungen von Waffen u. ſ. w. erhöhen dieſe Ausgaben im Auslande gewiß durchſchnittlich auf 50 Mill. Rbl., die alſo 10 Mill. Rbl. Agio koſten. Bei einem Agio, wie wir es im Sommer 1866 einige Wochen erlebten, 40—50%, iſt allein für die auswärtigen laufenden Zahlungen in einem Jahre ſoviel an Agio zuzuſetzen, als die ganze Herſtellung des Geldweſens nach unſerem Vorſchlage koſtet. Dazu rechne man die ähnlichen Verluſte der Eiſenbahngeſellſchaften, der inländiſchen Production, welche, wie wir früher nachwieſen, dem Auslande die exportirten Erzeugniſſe zum Theil ſchenkt, ſobald die Preiſe im Inlande nicht im Verhältniß des Agios geſtiegen ſind. Man wird unter Berückſichtigung aller dieſer Umſtände kaum ernſtlich vor den nur in einer anderen Form hervortretenden Koſten der Operationen, welche vielmehr die Koſten des

Krimkriegs und andere älterer Vorkommniſſe im Staatsleben ſind, zurückſchrecken. Verbunden mit einigen Erſparungen in anderen Zweigen der Ausgaben und mit ohnehin nöthigen Steuerreformen können dieſe Koſten um ſo weniger ernſtliche Schwierigkeiten machen, als ſie nicht auf einmal im ganzen Betrage, ſondern nur ratenweiſe im Laufe mehrerer Jahre während der allmählichen Durchführung der Operationen in's Budget zu ſtellen ſind.

Größeren Bedenken als dieſe Koſtenübernahme wird der Umfang der vorgeſchlagenen Creditoperationen begegnen. Faſt 600 Mill. Rbl. — ſelbſt bei einer Vertheilung auf fünf Jahre, die paſſend ſein möchte, jährlich beinahe 120 Mill. Rbl. „neuer Schulden", neuer ruſſiſcher Anſprüche an den Capitalmarkt, beſonders den auswärtigen, und daneben doch die ebenfalls unumgänglichen Anleihen für Eiſenbahnen, vielleicht ſelbſt für ein kleines chroniſches Deficit.

Was die Ziffer von nahezu 600 Mill. Rbl. Anleihen betrifft, ſo haben wir ſie, wie wir glauben, nicht willkürlich herausgegriffen, ſondern ſind zu ihr durch eine detaillirte Analyſe der Verhältniſſe gelangt. Zu groß oder größer, als der Zweck unbedingt verlangt, iſt ſie ſchwerlich. Im Gegentheil haben wir ſelbſt wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß ſtreng genommen eher mehr als weniger Abzahlungen und Converſionen unrealiſirbarer in realiſirbare Deckungen gefordert werden müßten. Die gefundene Ziffer hat daher unſeres Bedenkens mehr die Eigenſchaft einer Minimal- als einer Maximalgröße. Denjenigen, welche die Operation etwa durch die unterbleibende Regulirung der Serien und Depoſiten ermäßigen wollten, können wir nur unſere Auseinanderſetzungen im Vorhergehenden entgegenhalten.

Zweierlei Einwände ſind uns, u. A. auch im perſönlichen Verkehr in Petersburg, gegen den Vorſchlag einer ſolchen coloſſalen Regulirungsoperation entgegengetreten. Man zweifelt an der Durchführbarkeit derſelben oder man giebt auch wohl etwas ironiſch die Erſprießlichkeit und den guten Erfolg einer ſolchen Maßregel zu, bemerkt aber, daß man mit ſolchen Summen auf dem Papiere leicht um ſich werfe, es handle ſich in der Praxis darum, mit geringeren Mitteln eine Heilung herbeizuführen.

Wir möchten dem gegenüber vor Allem immer nur wieder, wie ſchon weiter oben geſchehen iſt, daran erinnern, daß hier ja gar kein neues Schuldenweſen, ſondern nur eine Converſion alter Schulden vorgeſchlagen

wird. Die rieſige Summe von faſt 1200 Mill. Rbl. ſchwebender Schulden iſt nun einmal da, eine Convertirungsoperation von nicht 600 Mill. Rbl., noch dazu reell zu wenig über 4% Koſten durchgeführt, iſt trotz ihrer abſoluten Höhe relativ niedrig. Kann man wirklich im Laufe mehrerer Jahre nicht 600 Mill. Rbl. Anleihen aufnehmen, wie Manche behaupten, ſo muß man eben die ſchwebende Schuld in ihrem bisherigen Zuſtande laſſen und wird dann ſehen, daß man bald in größere Schwierigkeiten verwickelt iſt, als wenn man mit Energie die unvermeidliche Converſion unternimmt, welche freilich auch ihre Schwierigkeiten bietet und manche neue, aber vorübergehende, ſchafft. Vor einer Operation wie der hier vorgeſchlagenen zurückſcheuen heißt uns nichts Anderes, als dem Staatsbankerott, bewußt oder unbewußt, zuſteuern. Die Erſcheinungen des Jahres 1866, ein Agio höher als das öſterreichiſche, die früher nachgewieſene wachſende Senſibilität des ruſſiſchen Wechſelcurſes gegenüber discreditirenden Einflüſſen laſſen wahrlich für die Zukunft das Schlimmſte befürchten. Grade bei der Lage des Geldmarkts im Jahre 1868 und bei dem immer noch hohen Credite, welchen Rußland auf den Börſen genießt, iſt eine Operation für einen ſo eminent productiven Zweck wie die Herſtellung der Valuta gewiß eines Erfolgs ſicher, zumal die erforderliche Summe nach heutigen Verhältniſſen ſo übermäßig eben nicht iſt. Die ruſſiſchen Staatsmänner, welche die Durchführbarkeit einer ſolchen Creditoperation bezweifeln, ſchlagen da den Credit ihres Staats niedriger an, als er, mit Recht oder Unrecht, trotz der großen Sünden der Finanzverwaltung thatſächlich immer noch iſt.

Aber der andere Einwand: „freilich mit 600 Mill. Rbl. kann man helfen, das haben wir aber ſchon bisher gewußt, dazu braucht es nicht erſt eine lange Beweisführung, die ein reines hors d'oeuvre iſt; ſolcher Rath iſt billig, wir bedürfen vielmehr eines leichter und mit geringeren Koſten ausführbaren Planes.“ Dieſer Einwand beruht auf einem ebenſo bedenklichen Optimismus, wie der vorige auf übertriebenem Peſſimismus. Es iſt ein Irrthum, wenn man, von Gewaltmaßregeln, wie Devalvation, abgeſehen, ſich einbildet, gegenüber einer ſo hohen und qualitativ ſo gefährlichen ſchwebenden Schuld wie der ruſſiſchen mit kleineren Mitteln durchzukommen. Dieſe nützen nichts und ſind deßhalb die koſtſpieligſten von allen. Wie geſagt, die Summe von 600 Mill. Rbl. iſt eher eine Minimal- als eine Maximalziffer. Dafür können wir nur auf das Frühere verweiſen.

Wenn wir vielmehr ein Bedenken hegen, ſo iſt es das, *ob* die Summe von 600 Mill. Rbl. *genügen* wird, zur Beſchaffung einer die Ordnung des Geldweſens, die Herſtellung der Valuta, die ſtete Einlösbarkeit der Creditbillete verbürgender *Deckung* der ſchwebenden Schuld. Wir glauben, darauf allerdings einigermaßen bauen zu dürfen, aber wir verhehlen uns auch nicht, daß *womöglich* und wenn nicht in den erſten Jahren, ſo doch in etwas *ſpäterer* Zeit *noch mehr* zur Regulirung und Fundirung der ſchwebenden Schulden geſchehen muß. In Betreff der Begründung unſerer Zuverſicht, daß wenigſtens mit der Summe von ca. 600 Mill. Rbl. das fürerſt Unumgängliche aber auch einigermaßen Genügende geſchehen kann, und in Betreff weiterer Details der Durchführung der Operationen würden wie ebenfalls nur Früheres zu wiederholen haben. Es ſei zum Schluß nur noch bemerkt, daß die Einlöſung der Creditbillete erſt *beginnen* darf, wenn die Operationen durchgeführt und damit die Mittel zur ſteten Einlösbarkeit *wirklich verfügbar* geſtellt ſind, daß ferner auch erſt dann *eventuell* — es ſcheint uns erwünſcht, aber *nicht* unbedingt nothwendig grade in Rußland — der Zwangscurs der Creditbillete aufgehoben werden darf, weil erſt durch die ſtete Einlösbarkeit der Noten deren Paristand, ſelbſt wenn er durch die Conjuncturen bereits herbeigeführt ſein ſollte, *dauernd* geſichert iſt, wovon wieder die bleibende Einbürgerung der Münze im Verkehr abhängt.

Im Uebrigen muß die Reichsbank bei der Regulirung ihrer Geſchäfte den anerkannten und erprobten Grundſätzen der Depoſiten- und Zettelbanken in der Discontopolitik, in der Bewegung ihres Zinsfußes und ihrer Ausleihungen folgen, worüber hier nichts Beſonderes weiter zu bemerken iſt.

Geht man mit Umſicht und Energie ans Werk, ſo kann mann gewiß auf Erfolg rechnen. So ſchwierig und ſo groß die Aufgabe iſt, ſie überſteigt nicht die Kräfte eines großen, wenn auch armen und noch unentwickelten Reiches wie Rußland, das trotz mancher inneren und äußeren politiſchen Schwierigkeiten nicht fürchten muß, durch die Sorge und den Kampf um ſeine Exiſtenz, wie Oeſterreich, immer wieder von der Löſung einer ſolchen Aufgabe abgezogen zu werden. Die Hauptſache bleibt wie ſtets in ſolchen Problemen des Staatslebens: *der Muth des Wollens, der Muth der Initiative.* Möge er nicht fehlen!

Adolph Wagner.

Notizen.

Durch die Herausgabe des erſten Heftes einer „Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft“ hat die Dorpater Juriſten-Facultät ihr bereits vor einiger Zeit dem baltiſchen Publicum gegebenes Verſprechen zu löſen begonnen. Somit beſitzt auch ſie jetzt ein eigenes Organ gleich der theologiſchen und mediciniſchen Facultät unſerer Landesuniverſität, deren erſtere bereits ſeit einigen Jahren die „Zeitſchrift für Theologie und Kirche“ herausgiebt, während die letztere unlängſt die Petersburger mediciniſche Zeitung, für welche auch ſchon früher vorzugsweiſe Schüler der Univerſität Dorpat thätig waren, zu ihrem Organ erklärt hat.

Es kann ſelbſtverſtändlich nicht die Aufgabe unſerer „Notiz“ ſein, eine Beurtheilung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen in dem uns vorliegenden Hefte zu unternehmen: nur über Bedeutung und Zweck dieſer Veröffentlichung erlauben wir uns einige Worte zu ſagen, die um ſo freimüthiger ſein dürfen, als wir gerade durch dieſelbe unſere Meinung mit der der Herausgeber in Uebereinſtimmung gebracht ſehen.

Man hat unſerer heimiſchen Juriſten-Facultät vielfach den Vorwurf literariſcher Unfruchtbarkeit gemacht. Daß ſie außer den zur Erlangung der gelehrten Grade oder zur Habilitation nöthigen Schriften ſo gut wie nichts producire — dieſe Beobachtung wagte vor einigen Jahren die gerade in einer gewiſſen Sturm- und Drangperiode befindliche Tagespreſſe ſogar öffentlich auszuſprechen, indem ſie zugleich an frühere, beſſere Zeiten erinnerte. In den dreißiger und vierziger Jahren, hieß es, hätten Dorpater Profeſſoren wie Bunge, Madai, Oſenbrüggen und Andere neben den nicht der Univerſität angehörigen J. R. L. Samſon-Himmelſtiern und R. v. Helmerſen eine juriſtiſche Literatur geſchaffen, die leider von der jetzt lebenden Generation nicht fortgeführt worden ſei. Wie natürlich, erregte dieſe

Indiscretion einen Aerger, rief auch ein paar Erwiderungen hervor und — Alles blieb für's Erste beim Alten. Indem nun aber die Dorpater Juristen-Facultät ein periodisch erscheinendes Organ für ihre wissenschaftlichen Arbeiten begründet, hat sie selbst anerkannt, daß es ihre Pflicht sei außer ihrer regelmäßigen Lehrthätigkeit auch durch das gedruckte Wort zu wirken und sich in einen festen Rapport zu der Rechtspflege des Landes zu setzen.

Und in der That, je höhere Anforderungen an diese Facultät in Folge der besonderen Lage der Dinge gestellt werden müssen, desto lebhafter wurde ihre zeitweilige Unproductivität empfunden. In einem Lande, in dem Rechtsinstitute verschiedensten Ursprungs und mannigfachster Structur über einander geschichtet liegen, einem Lande, in dem nichts so sehr gefürchtet und gehaßt wird als das Eingreifen der Gesetzgebung in die althergebrachten Rechtsverhältnisse, einem Lande, für dessen Rechtszustand mit besserem Recht als irgendwo anders die Bezeichnung des organischen, geschichtlich erwachsenen zutrifft, bedarf es vor Allem, in Ermangelung anderer ordnender Factoren, der sichtenden Hand der Wissenschaft, soll nicht schließlich das bestehende Rechtsleben in sich versumpfen. Wo fast jedes Rechtsinstitut eine tiefe historische Wurzel hat, da ist es die Aufgabe der Rechtswissenschaft die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären; wo die authentische Interpretation uns meist im Stich läßt, da erweitert sich naturgemäß der Kreis und die Bedeutung der doctrinellen. Und wem anders als unserer Landesuniversität liegt vorzugsweise die Pflicht ob, an der Hand der Geschichte und Dogmatik hier zu construiren, dort zu erklären? Wem anders als ihr ist die schöne Aufgabe zu Theil geworden aus dem bunten Nebeneinander unserer verschiedenen Particularrechte die höhere Einheit zu suchen und zu finden?

Nicht anders also als mit der größten Genugthuung konnte man in einem Verzeichniß der auf unsere Landesuniversität zu haltenden Vorlesungen aus der letzten Zeit die Ankündigung eines Collegiums über die Exegese einheimischer Rechtsquellen lesen, und mit ebenso großer Freude begrüßen wir jetzt das erste Heft der „Zeitschrift für Rechtswissenschaft" als ein hoffnungsvolles Zeichen erregten neuen Lebens. Es ist zu wünschen, daß auch unsere Praxis die ihr von der Hochschule dargebotene Hand freudig ergreife, um in möglichst vollständiger Ansammlung und Vorführung des reichen Materials unseres täglichen Rechtslebens das Ihrige zum Gedeihen unserer juristischen Publicistik beizutragen.

Vor einigen Jahren verlautete unter uns etwas von der Idee einer höhern Schule mit durchgängig eſtniſcher Unterrichtsſprache, die von dem geſammten Volke der Eſten vermittelſt einer freiwilligen Selbſtbeſteuerung von 2 bis 3 Kopeken per Kopf zum eigenen Nutz' und Frommen zu gründen wäre. Der Urheber dieſes Planes — ſo hörte man — ſei ein geiſtig angeregter junger Eſte Namens Jaan Adamſohn, Schulmeiſter zu Holſtershof, Kirchſpiel Paiſtel; es ſei auch eine betreffende Bittſchrift zu Stande gekommen und dem Generalgouverneur übergeben worden. Aus dem letzterſchienenen Heſte des Journals des Unterrichtsminiſteriums erfahren wir nun Genaueres ſowohl über den Inhalt jener Bittſchrift als auch über die Chancen ihres Erfolges. Wir glauben nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn wir im Nachfolgenden die betreffende Stelle in vollſtändiger Ueberſetzung wiedergeben, indem wir nur noch, zur Vervollſtändigung des Citats, bemerken, daß dieſelbe in derjenigen der regelmäßig wiederkehrenden Rubriken des miniſteriellen Journals zu finden iſt, welche überſchrieben wird: „In Sachen der Centralverwaltung des Unterrichtsminiſteriums".

„Außerdem" — ſo heißt es, nachdem im Vorhergehenden die Rede geweſen iſt von der demnächſt in Riga zu eröffnenden ruſſiſchen Töchterſchule, dem „Lomonoſſowſchen weiblichen Gymnaſium" — „haben livländiſche Eſten ſelbſt, Kirchſpiels Tarwaſt und Paiſtel, zur Zeit, da noch der Generaladjutant Graf P. A. Schuwalow dortiger Generalgouverneur war, vermittelſt einer im Namen von 500 Bittſtellern durch deren Bevollmächtigte dem Generalgouverneur übergebenen Bittſchrift die Gründung einer höhern Volksſchule angeregt, die, zum Andenken an die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den baltiſchen Provinzen durch Kaiſer Alexander I., Alexanderſchule heißen und dem Reſſort des Unterrichtsminiſterium untergeordnet werden ſolle. Die letztere Bedingung kennzeichnet den Wunſch der Gründe dieſer Anſtalt, dieſelbe dem deutſchen Einfluß zu entziehen, welcher in der allen livländiſchen Volksſchulen vorgeſetzten Oberlandſchulbehörde herrſchend iſt; da aber hier weit über den gewöhnlichen Curſus der Volksſchulen hinausgegangen werden ſoll, ſo darf dieſe Bitte um Unterordnung unter das Unterrichtsminiſterium nicht unberückſichtigt bleiben. Der Lehrplan dieſer beabſichtigten höhern national-eſtniſchen Alexanderſchule beſteht in Folgendem. Der Lehrcurs umfaßt 4 Jahre und gliedert ſich in 4 Klaſſen. Er beginnt da, wo die Elementar-Volksſchulen aufhören. Aufgenommen werden beim Beginn jedes Lehrjahres lutheriſche Eſten im Alter von nicht

unter 16 und nicht über 20 Jahren. Die Eintrittsprüfung fordert von ihnen Kenntniß der bibliſchen Geſchichte alten und neuen Teſtaments und der 5 Hauptſtücke des evangeliſch-lutheriſchen Katechismus, ferner daß ſie geläufig und mit Verſtändniß in der Mutterſprache leſen und ziemlich richtig ſchreiben können, endlich Rechnen nach den 4 arithmetiſchen Species mit unbenannten und benannten, ganzen und gebrochenen Zahlen. In der Schule wird gelehrt: Religion (auf Grund des evangeliſch-lutheriſchen Katechismus, Bibelleſen, kurze Ueberſicht der Kirchengeſchichte) — ruſſiſche, eſtniſche, deutſche Sprache — Geographie, Geſchichte, Naturkunde im allgemeinen Umriß und mit beſonderer Rückſicht auf die Geographie, Geſchichte, Naturkunde des Vaterlandes — Phyſik (mit anſchaulich experimenteller Erläuterung der phyſikaliſchen Geſetze) — Arithmetik und Geometrie (mit praktiſchen Uebungen in der Landmeſſung) — Zeichnen (vorzüglich in Beziehung auf Gegenſtände die im Leben der Bauern vorkommen) — ein kurzer Curſus der Landwirthſchaft, des Gartenbaus und der Hauswirthſchaft — endlich Muſik (Geſang für Alle, Inſtrumentalmuſik entweder nur für beſonders Befähigte oder auf Verlangen, in letzterem Falle gegen Bezahlung). Für die Zukunft, falls ſich Geldmittel und befähigte Lehrer finden ſollten, wird auch ein zweijähriger pädagogiſcher Curſus zur Ausbildung von Volksſchullehrern in Ausſicht genommen."

„Für eine höhere Volksſchule iſt dieſer Lehrplan, im Allgemeinen angeſehen, befriedigend genug. Hinſichtlich der ruſſiſchen Sprache gedenkt man es vermittelſt praktiſcher Uebungen ſo weit zu bringen, daß die Schüler ſich mit Leichtigkeit mündlich und ſchriftlich ausdrücken können, und zwar ſowohl im gewöhnlichen Verkehr als auch in allen amtlichen Beziehungen. Wenn aber, wie angenommen, der ganze Unterricht in eſtniſcher Sprache ertheilt werden ſoll, ſo wird ein ſolcher Erfolg hinſichtlich der ruſſiſchen Sprache durchaus nicht zu erreichen ſein. Andrerſeits kann in Betracht der Sachlage, da in den baltiſchen Elementar-Volksſchulen die ruſſiſche Sprache noch gar keinen Unterrichtsgegenſtand bildet, freilich vor der Hand nicht gefordert werden, daß in der höhern eſtniſchen Volksſchule aller Unterricht in ruſſiſcher Sprache gegeben werde: weder würden die Schüler im Stande ſein einem ſolchen Unterricht zu folgen, noch würden ſich genügend dafür vorbereitete Lehrer finden. Die Bedingung, daß das Ruſſiſche Unterrichtsſprache für alle Fächer ſein ſolle, könnte, bei ihrer vorläufigen Unerfüllbarkeit, geradezu die Gründung der Anſtalt verhindern und ſo den Eſten, zuwider ihrem eigenen Wunſche, jedes, wenn auch

unvollkommene Erlernen der ruſſiſchen Sprache wiederum auf lange unmöglich machen; damit aber wäre zugleich auch das zuverläſſigſte und directeſte Mittel, allmählich ruſſiſche Bildung unter ihnen zu verbreiten, beſeitigt worden. Indeſſen, ohne die ruſſiſche Unterrichtsſprache für alle Fächer obligatoriſch zu machen, muß immerhin als unumgängliche Bedingung für die Eröffnung jener Schule geſetzt werden, daß wenigſtens Geographie und Geſchichte ruſſiſch gelehrt werde. Damit aber dieſer Unterricht den Eſten verſtändlich ſei, wird derſelbe nur in den zwei oberſten Klaſſen ſtatt haben müſſen. Es iſt zu verlangen, daß die Schüler der beiden oberen Klaſſen bis zum Verſtändniß eines einfachen ruſſiſchen Vortrags fortgeſchritten ſeien, und zu dieſem Behufe, daß in den beiden unteren Klaſſen täglich ruſſiſcher Sprachunterricht ertheilt werde. Alle dieſe Bedingungen würden auch den Wünſchen der Eſten ſelbſt aufs beſte entſprechen, indem dadurch ihren Kindern die Möglichkeit gegeben wäre, wenigſtens in einem gewiſſen Grade ruſſiſch ſprechen und ſchreiben zu lernen, ſowohl zum Behufe des gewöhnlichen Verkehrs als auch der amtlichen Beziehungen. Der geographiſche und beſonders der geſchichtliche Unterricht in ruſſiſcher Sprache wird, vermöge der dabei erforderten mehr oder weniger ausführlichen und folgerichtigen Erzählung, vorzugsweiſe dazu dienen, die ruſſiſche Umgangsſprache den Schülern geläufig zu machen, während es für die zu erwerbende Sprachfertigkeit in amtlichen Angelegenheiten unerläßlich ſein wird, wenigſtens in der oberſten Klaſſe die Schüler noch beſonders in der Abfaſſung von ruſſiſchen Geſchäftspapieren zu üben."

„Als erſter, an das Gedächtniß ihres Befreiers Kaiſer Alexander I. anknüpfender Verſuch der Eſten, ſich eine höhere Volksſchule zu gründen, verdient dieſes Unternehmen — unter den oben angegebenen Bedingungen — jegliche Unterſtützung und Förderung. Was die Frage nach den Mitteln zur Verwirklichung des gemeinnützigen und patriotiſchen Planes betrifft, ſo wird in demſelben zum Schluſſe geſagt: „Nach erlangter Beſtätigung der im Obigen dargelegten Grundbeſtimmungen — ſobald alſo als man Sicherheit darüber haben wird, daß die Gründung der Alexanderſchule geſtattet wird — beabſichtigt man eine öffentliche Subſcription zu dieſem Zwecke zu veranſtalten, deren Erfolg für die verwendbaren Geldmittel maßgebend ſein wird, wodurch wiederum die Eröffnung der Schule ſei es nach einem größerem oder kleinerem Zuſchnitt, mit einer größeren oder kleineren Zahl von Lehrern und Schülern, ſowie auch die Aufſtellung eines genauen Voranſchlags über die Koſten und eines ſpeciellen Reglements

über die Ausstattung und Verwaltung der Anstalt bedingt sein werden." — Diese Mittel müssen ziemlich bedeutend sein, da die Schüler nichts für Unterricht und Logirung, sondern nur für Beköstigung und Bücher etwas zu zahlen haben werden. Das Ministerium des Innern findet seinerseits kein Hinderniß, für die Eröffnung der beabsichtigten Subscription die Allerhöchste Genehmigung nachzusuchen, scheint aber zu wünschen, daß die Gründer, im Gegensatz zu ihrem ursprünglichen Plane, sowohl die Größe der erforderlichen Summe als auch die Frist, innerhalb welcher dieselbe zusammengebracht werden müsse, im Voraus bestimmen sollen. Die hierüber erforderlichen Auskünfte sollen von dem livländischen Gouverneur entweder direct oder durch Vermittlung des Ministeriums des Unterrichts dem Ministerium des Innern zugefertigt werden. In Berücksichtigung des gemeinnützigen und patriotischen Zwecks, den die Esten des Tarwastschen und Paistelschen Kirchspiels sich vorgesetzt haben, sowie insbesondere des Umstandes, daß sie in weiterer Instanz auch die Gründung eines zweijährigen pädagogischen Curses zur Ausbildung von Volksschullehrern beabsichtigen, kann man nur wünschen, daß diese Angelegenheit nach Möglichkeit gefördert und beschleunigt, für die öffentliche Subscription ein möglichst freies und kostenloses Verfahren nachgegeben und das Unternehmen mit einem vollen Erfolg gekrönt werde, sowie endlich, daß das von den Tarwastschen und Paistelschen Esten gegebene gute Beispiel auch in andern estnischen und lettischen, sowohl lutherischen als auch rechtgläubigen Kirchspielen Nachahmung finde."

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. Juli 1868.

Redacteur G. Berkholz.